Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Google

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

B 1,180,172

Library of the University of Michigan
The Cook Collection
Miss Jean L. Cook
of Detroit
in memory of her brother
Col. William Henry Cook
1891

Festschrift

Konrad Hofmann

zum 70sten Geburtstag

14. November 1889

gewidmet

von

seinen Schülern.

Erlangen
Verlag von Fr. Junge
1890.

Separatabdruck aus den Romanischen Forschungen, herausgegeben von Karl Vollmöller. Bd. V. (Erlangen, Verlag von Fr. Junge, 1890.)

K. b. Hof- und Univ.-Buchdruckerei von Fr. Junge (Junge & Sohn).

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Heyse, Paul, An Konrad Hofmann zum 70sten Geburtstage	1
Lauchert, Friedrich, Zum Physiologus	3
Hommel, F., Der äthiopische Physiologus	13
Dannheisser, Ernst, Zur Chronologie der Dramen Jean de Mairet's	37
Koeppel, Emil, Studien zur Geschichte des englischen Petrarchismus im 16. Jahrh.	65
Schnorr von Carolsfeld, H., Zur Wortstellung in den Thai-Sprachen	98
Golther, Wolfgang, Lohengrin	103
Auracher, T. M., Der altfranzös. Pseudoturpin der Arsenalhandschrift BLF 283	137
Bechstein, Reinhold, Zu Heinrich's von Freiberg Schwank vom Schrätel und vom Wasserbären	172
Brenner, O., Ein Kapitel aus der Grammatik der deutschen Urkunden	183
Stiefel, A. L., Die Nachahmung spanischer Komödien in England unter den ersten Stuarts	193
Baechtold, Jakob, Ueber die Anwendung der Bahrprobe in der Schweiz	221
Reinhardstöttner, Karl von, Eine dem Leonardo Bruni zugeschriebene Sallustübersetzung	234
Antoniewicz, Johann von, Ikonographisches zu Chrestien de Troyes	241
Zimmermann, Paul, Zu Wolfram's Parzival	269
Muncker, Franz, Lessingische Odenentwürfe in der handschriftl. Ueberlieferung	280
Elias, Julius, Briefwechsel zwischen Elisabeth Charlotte von Orléans u. Christian Wernicke	285
Hillebrandt, Alfred, Die Sonnwendfeste in Alt-Indien	289
Vollmöller, Karl, Spanische Funde	341

138201

Inhaltsverzeichnis

Seite

Mayer, Alfons, Der waldensische Physiologus 393

Meyer, Wilh., Petri Abaelardi Planctus I. II IV. V. VI. 419

Baist, G., Der gerichtliche Zweikampf, nach seinem Ursprung und im Rolandslied 436

Hartmann, August, Hans Heselloher's Lieder 449

Schmitt, John, Zur Ueberlieferung der Chronik von Morea 519

Scherman, Lucian, Eine Art visionärer Höllenschilderung aus dem indischen Mittelalter 539

Otto, Richard, Altlothringische geistliche Lieder 583

Festschrift

Konrad Hofmann

zum 70sten Geburtstag

14. November 1889

gewidmet

von

seinen Schülern.

Erster Teil.

An

Konrad Hofmann

zum

70sten Geburtstage.

Wollt' ich Euch preisen, Meister Konrad, wär's
Vermessenheit und brächte mich zu Fall.
Quar tant es rics vostre pretz e tan val,
Sobr'els melhors es eyssauzatz et ers.

Wie kläng' an Eurem Fest ein deutscher Vers!
Verwöhnt hat Euer Ohr mit süssem Schall
Vieltönig die romanische Nachtigall;
No m val esfors contra lieys ni sabers.

Ich, der so früh Euch aus der Schule lief,
Nur zum Trompeter taug' ich jener Schaar,
Die glorreich Eurer Zucht und Lehr entsprass.

Doch ihrem Führer beugen sie sich tief,
Und die Drommete schmettert hell und klar:
Viva' l grand om que tant a fait per nos!

Paul Heyse.

Zum Physiologus.

Von

Friedrich Lauchert.

Der tiergeschichtliche Abschnitt der Acerba des Cecco d'Ascoli, eine Bearbeitung des Physiologus.

In meiner Geschichte des Physiologus (Strassburg 1889) war es mir, nicht durch meine Schuld, leider nicht mehr möglich, die Acerba in ihrem Verhältnis zum Physiologus näher darzustellen. Es sei mir gestattet, es nun an dieser Stelle nachzuholen, um so mehr, da ich gerade von Herrn Prof. Hofmann selbst auf die Wichtigkeit dieses Gedichts für meinen Gegenstand hingewiesen worden bin.

In der ganzen Litteratur über den Physiologus wird nirgends auf die Acerba Bezug genommen; und andrerseits scheint den italienischen Gelehrten, die sich mit der Acerba näher befassten, der Physiologus unbekannt geblieben zu sein. Francesco Palermo[1]) meint, Cecco d'Ascoli wiederhole eben im betreffenden Teile seines Gedichts die Irrtümer seiner Zeit, il falso di Plinio, con tante altre fole, accumulate nel corso de' tempi barbari. Enrico Frizzi[2]) bemerkte, dass das, was in der Acerba z. B. vom Adler und Pelikan erzählt wird, sich auch in Brunetto Latini's Trésor finde, und neigt deshalb zu der Ansicht, letzteres Werk werde überhaupt eine der Quellen der Acerba gewesen sein, und im Besondern diese Dinge daher stammen, seppure non ricorse [Cecco] direttamente alla tradizione volgare, essendo allora quelle cognizioni

1) Palermo, I manoscritti Palatini di Firenze, II pag. 196 (L'Acerba di Francesco Stabili, o Cecco d'Ascoli. 1860.)

2) Il Propugnatore, X, 1 p. 486. (Saggio di studi sopra Cecco d'Ascoli e sopra l'Acerba. Bologna 1877.)

abbastanza note e comuni. Felice Bariola[1]) weist die erstere Annahme mit Recht zurück, kommt aber über das zweite auch nicht hinaus. Auch ihm gilt als Quelle la tradizione volgare che perpetuava credenze superstiziose, già da lungo tempo sparse fra i popoli, sopra i tre regni della natura; diese Dinge werden wahrscheinlich aus dem Orient ursprünglich herrühren, aber forse sarebbe impossibile il ritrovare la prima sorgente onde siffatto ammasso di astrologia, di magia, di storia naturale fantastica, confluì nelle letterature occidentali. An einer späteren Stelle[2]) hebt er als wichtig zur Würdigung der Acerba noch hervor, dass diese die erste italienische didaktische Schrift in Versen sei, mentre abbiamo in Francia fin dal secolo duodecimo Li livres des creatures e il Bestiarius di Filippo de Thaun. Trotz dieser letzteren Notiz wird aber nichts davon gesagt, wie nahe der betreffende Teil unsres Gedichts und der genannte Bestiarius miteinander verwandt sind.

In Wirklichkeit ist aber der tiergeschichtliche Teil der Acerba, die erste Hälfte des 3. Buchs, nichts andres, als eine direkte Bearbeitung des Physiologus, vermehrt durch andre fabelhafte Dinge, die dem Verfasser dazu zu passen schienen. Dass er aber den Physiologus direkt zur Bearbeitung vor sich hatte, und nicht aus der Volksüberlieferung schöpfte, in die diese pseudo-naturhistorischen Züge aus dem Physiologus übergegangen waren, zeigt sich ja eben aus den Auslegungen und Anwendungen, die er den Geschichten gibt, und die zum Teil die alten Auslegungen des Physiologus selbst sind, zum grössern Teil von Cecco willkürlich durch andre ersetzt; aber diese ganze Art konnte er eben nur aus dem Physiologus gelernt haben. Dass er diesen direkt kannte, versteht sich in jener Zeit bei einem Manne, der auf Gelehrsamkeit Anspruch machte, ohnehin ganz von selbst. Wir haben also in diesem Teile seines Gedichts eine italienische Physiologusbearbeitung in Versen aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, die als solche in eine Reihe zu setzen ist mit den altfranzösischen Bestiarien des Philippe de Thaun und des Guillaume

Ich lasse die Auslegungen zunächst bei Seite und betrachte für's Erste die Tiergeschichten als solche[3]). Es werden 46 Tiere behandelt, wovon 18 Kapitel dem Physiologus angehören: 2. Fenice. 3. Aquila. 6. Pellicano. (7. Salamandra.) 9. Struzzo. 13. Civetta (im Verse Nottua = Nyktikorax). 14. Pernice. 16 Popula (= bubbola, Wiedehopf). 23. Tor-

1) Rivista Europea, XVI, p. 437. (Bariola, Cecco d'Ascoli e l'Acerba. Firenze 1879.)

2) p. 440.

3) Von Ausgaben der Acerba habe ich nur die von Andreola, in dessen Parnasso italiano, zur Hand, wonach ich also citiere.

tora 25. Sirena. 31. Aspide 33. Vipera. 34. Coccodrillo 38. Leone. 41. Jena. 42. Pantera. 44. Castoro. 45 Unicorno. Cecco hat, wie man sieht, eine Einteilung nach Tierklassen durchgeführt, und zwar eine vierfache, in Vögel, Wassertiere, giftige Tiere, und vierfüssige Tiere. Die Erzählungen weichen zuweilen in einzelnen Zügen von der Darstellung des Physiologus ab, wo es öfter auf der Hand liegt, dass diese Abweichungen willkürlich von Cecco eingeführt sind, im Interesse der Anwendung, die er von der ganzen Geschichte geben wollte; diese Fälle werden später betrachtet werden. In einigen Kapiteln sind auch jene weiteren Züge mit angebracht, die aus anderer Quelle stammen, im spätern Mittelalter aber eben so populär wurden wie das, was der Physiologus erzählt, und sich auch gern damit verbanden; meist, aber nicht immer, sind sie auch in die Auslegung mit herein gezogen; so von der Jungenprobe des Adlers, vom Blute des Wiedehopfs, das zu demjenigen, der damit beschmiert schläft, böse Geister heranzieht, u. a.

Zwischen diese dem Physiologus angehörigen Dinge treten also verschiedene ebenso fabelhafte oder noch fabelhaftere Tiergeschichten aus andren Quellen, mit Auslegungen im gleichen Geschmacke. Es sind zum Teil die ganz bekannten Dinge, die parallel mit dem Physiologus eine ähnliche Popularität sich erworben hatten; teils aus abgelegneren Quellen geschöpft; Einiges dürfte auch wohl eigne Erfindung von Cecco sein, wie gleich am Anfange die Vögel Lumerpa und Stellino. Diese nicht aus dem Physiologus stammenden Kapitel sind also folgende: 4. Lumerpa. 5 Stellino. 8. Plombino. 10. Cigno. 11. Cicogna. 12 Cicala. 15 Rondine. 18. Avoltore. 19. Falcone. 20. Griffo. 21. Pavone. 22. Grue. 24. Corvo. 26. Granchio 27 Rospo 28 Ostrica. 29. Delfino. 30. Basilisco 32. Dragone. 35. Scorpione. 36. Botto. 37. Ragno. 39 Elefante (von dem nur andre Dinge erzählt sind, nicht das, was der Physiologus von ihm weiss). 40. Leopardo. 43 Tigre. 46 Scimia. 47. Cervo. Auch in den beiden letzten Kapiteln wird das nicht erzählt, was über diese Tiere im Physiologus steht. Auf die von all diesen Tieren erzählten Dinge hier näher einzugehen, wäre, abgesehen davon, dass sie ja mit dem Physiologus nichts zu tun haben, um so überflüssiger, als sie z. B. auch in der schon angeführten Arbeit von Bariola auszugsweise aufgeführt sind. Nur ein paar Bemerkungen habe ich hier noch zu machen — In c. 7 wird vom Salamander nur erzählt, dass er im Feuer lebe, nicht, worauf es im Physiologus ankommt, dass er es auslösche. Dagegen sind ihm nach der sonst beliebten Weise[1])

1) S. meine Geschichte des Physiologus S 202. Zu den dort angeführten mittelhochdeutschen Beispielen habe ich seither noch ein weiteres gefunden, Minne-Falkner Str 70.

die drei andern Tiere beigegeben, welche von den drei andern Elementen leben, Chamaeleon, Maulwurf, und der Fisch Alech. — Cap. 21 ist dadurch bemerkenswert, dass wir hier den einzigen Fall haben, wo Cecco die überlieferte Geschichte bezweifelt; er bezeichnet es als unwahr, dass der tote Pfau unverweslich sein solle. — Dem Leoparden werden auch hier wieder in c. 40 die bekannten Sprünge[1]) zugeschrieben, mit denen er auf seine Beute losfährt; hier ist deren Zahl vier: (Si sdegna, se non prende quattro salti, heisst's in Andreola's Ausgabe; lies: in quattro salti.) Dieser Zug scheint unserm Dichter gefallen zu haben, da er ihn in c. 19 auch dem Falken beilegt, vermutlich nach freier Willkür:

Se in due volate non prende sua caccia,
Vergogna ha forte, sicchè sta a secco,
E in quel giorno più animal non minaccia.

Was nun die Auslegung betrifft, so hat Cecco derselben eine eigenartige Wendung gegeben. Die alte mystische Auslegung ist im Princip aufgegeben (obwohl nicht ganz consequent, wie wir sehen werden), und an deren Stelle eine teils rein moralisierende, teils allegorisch-moralische getreten. Doch ist es zum bessern Verständnisse des gewählten Gesichtspunktes nötig, zuvor den Zusammenhang etwas zu betrachten, in den sich dieser Bestiarius einfügt.

Das erste Buch der Acerba handelt von der Welt überhaupt, von den Gestirnen und ihren Einwirkungen, und von den meteorologischen Erscheinungen; das zweite betrachtet den Menschen, und besonders die Tugenden und Laster; das dritte sodann die Natur der Tiere und der Steine, während schliesslich noch das vierte allgemeiner tratta di dubbii naturali circa l'essenza dell' universo. (Bariola.) Der naturgeschichtliche Teil nimmt also nach einem ganz natürlichen Einteilungsprincip seine Stelle ein. Doch sollte gerade das Tierbuch, das uns hier angeht, dabei auch innerlich noch näher an das Vorausgehende angeknüpft werden, und diese Anknüpfung scheint das erste Kapitel des dritten Buches vermitteln zu sollen, das sich sonst an dieser Stelle etwas sonderbar einzufügen scheint. Nachdem am Schlusse des ersten Buchs das Tier- und Steinbuch angekündigt ist,

Vo d'animali e pietre far someglie,

heisst es dann weiter:

Comincio in prima dell' alto valore,
Dicendo onde procede, e cosa è amore.

Und somit beginnt also dann das dritte Buch mit der wegen der Polemik gegen Dante berühmten Theorie der Liebe, wonach diese nicht nach

1) Geschichte des Phys. S. 180.

Dante's Ansicht auf die Schönheit des Weibes zurückzuführen sei, sondern auf den Einfluss des dritten Himmels, der Venus, von wo die Kraft ausgehe, che fa in due corpi una cosa animata[1]. Es muss nun zunächst auffallend erscheinen, wie dieses Kapitel dazu kommt, das naturgeschichtliche dritte Buch einzuleiten; man würde es vielmehr im 2. Buche suchen, wenn es nicht auch durch die oben angeführten Verse ausdrücklich an diese Stelle gewiesen wäre, freilich ohne jede Motivierung. Palermo[2]) meint: E collocato qui, dopo gli atti razionali di volontà, conciossiachè si leghi coll' anima, e preceda gli atti non volontarii degli animali, che ciechi obbediscono alla natura. Diese Erklärung ist aber nur dann natürlich, wenn man mit Palermo annehmen will, Cecco fasse dabei die Liebe auf als diletto del senso e animalità (Bariola); nun spricht ja allerdings der confuse Astrolog oft so dunkel und zweideutig, dass das Verständnis zuweilen mehr Mühe kostet, als sich eigentlich verlohnt; diesen speciellen Vorwurf aber hat Bariola mit Recht von ihm abgelehnt. (Rivista Europea XVI, 19) Demnach muss ich es auch entschieden bestreiten, dass durch diese Abhandlung von der Liebe der nachfolgende naturgeschichtliche Teil des Gedichts als solcher mit dem moralischen vermittelt werden soll, die geistige Welt mit der sinnlichen. Sie nimmt allerdings eine verbindende Stellung ein, soll aber vielmehr die Verbindung der moralischen Auslegungen des Bestiarius mit dem Vorausgehenden herstellen, wobei die allegorisch gebrauchten Tiergeschichten selbst vollständig bei Seite liegen bleiben; kein Herabsteigen, sondern nur eine innigere Verbindung von Gleichartigem. Auch diese doch immerhin gezwungene Einfügung des Kapitels von der Liebe weist übrigens auf die Richtigkeit von Scheffer-Boichorst's Auffassung hin[3]), wonach die Acerba eine Composition ist „von Stücken, die Cecco zu ganz verschiedenen Zeiten gedichtet hat," die also ursprünglich gar nichts mit einander zu tun haben.

Dieses Kapitel von der Liebe läuft am Schlusse in eine Allegorie aus:

Io son dal terzo cielo trasformato
In questa donna, e non so chi io fui,
Per cui mi sento ognora più beato.
Di lei compresse forma il mio intelletto,
Mostrandomi salute gli occhi sui,
Mirando la virtù del suo cospetto;
Dunque io son ella, e se da me si sgombra,
Allor di morte sentiraggio l'ombra.

1) Vgl. Scheffer-Boichorst, Aus Dantes Verbannung. S. 64 f.
2) I manoscr. Palat. di Firenze. II, 193.
3) l. c. S. 61 Note.

Daran knüpfen dann die Auslegungen der Tiergeschichten an und führen diese Allegorie weiter. Was ist nun aber unter dieser allegorischen Dame zu verstehen, mit der sich der Dichter durch den Einfluss des dritten Himmels so innig verbunden hat? Es wird doch wohl, wie Bariola[1]) annimmt, die Tugend gemeint sein, denn um diese dreht sich ja doch Alles im Folgenden, nicht um die Weisheit, die Palermo darunter versteht[2]). In den Eingangsversen des 2. Kapitels ist allerdings von einer Einwirkung des zweiten Himmels, des Merkur, unter dessen Einfluss eben die Weisheit steht, die Rede:

Ob amorosi spiriti del mondo!
Se in voi si mostra virtude cotanta,
Procede da chi muove il ciel secondo

Das ist allerdings, nach Cecco's Manier, etwas orakelhaft ausgedrückt; aber so, wie Palermo will, kann's doch wohl nicht aufgefasst werden. Ich denke, Cecco wollte sagen, es sei auch noch ein mitwirkender Einfluss des zweiten Himmels, der Weisheit, nötig, damit sich die menschlichen Geister so von Liebe gegen die allegorische Dame, die Tugend, entzünden und mit ihr verbinden lassen. Die auf diese Weise allegorisch eingekleideten Auslegungen selbst passen ja aber auch nur auf die Tugend; ich mache besonders auf die unten zu besprechende von c. 9, vom Strauss, aufmerksam.

Dieses allegorisch ausgedrückte Verhältnis des Menschen zur Tugend soll also, in mannigfacher Wendung, den Tiergeschichten des Physiologus und den andern als Auslegung untergelegt werden. Wie der Phönix (c. 2) aus seiner Verbrennung wieder neu entsteht, so entzündet diese Dame,

che alterna al tempo more
Per la grifagna gente oscura e cieca,

die Flamme des Verlangens im Herzen, und wird von dem, der die Himmel leitet, zurückgeführt in die Seele, ch'è disposta per sua luce.

In der Allegorie des Adlers (c. 3) wird die Dame der Sonne verglichen, in der sich der menschliche Geist zu neuer Kraft verjüngt.

Ganz eigenartig wird die Geschichte vom Strauss (c. 9) hier erzählt. Er vergräbt seine Eier im Sande, im Juni, „quando vede quelle stelle," und vergisst sie dann. Wenn sie aber von der Sonnenwärme ausgebrütet sind, erinnert er sich ihrer, kehrt zurück, und sieht sie fest an mit gedemütigten Augen (con gli occhi umiliati), nämlich in

1) Rivista XVI, 226.

2) Manoscr. Pal. II, 196: E dice in prima, che se in casa Sapienza „si mostra la virtù contanta — Procede da chi move il ciel secondo".

Reue über sein voriges Tun. Dem vergleicht es sich, wenn der, welcher sich durch die Sünde von dieser Dame entfernt hat, reuig zurückkehrt:

Piangendo dice con sospiri e omei,
Quando di questa donna si ricorda.
Il gran pentire toglie il gran peccare,
Che fa per doglia gli occhi lagrimare

Damit ist noch der Zug vom Verdauen des Eisens verbunden: Wie der Strauss durch seine natürliche Wärme Eisen in Nahrung verwandelt,

Così chi sente al core il dolce foco,
Che nasce per virtute di costei,
Il mal consuma, e serbasi in suo loco.

Das Rebhuhn (c. 14), das fremde Eier stiehlt, gleicht dem Neidischen, der dem Andern aus Neid das Seine nimmt; es wird aber auch ebensowenig bei ihm Bestand haben.

In der Erklärung der Eigenschaft des Charadrius (c 17) wird die allegorische Dame mit diesem verglichen, da sie dem an der Seele kranken Menschen ebenso Leben oder Tod verleiht, je nachdem sie ihn ansieht oder sich von ihm abwendet.

Dies sind die dem Physiologus entstammenden Tiereigenschaften, auf welche diese Art von Auslegung Anwendung fand; die ganze Art wird daraus deutlich geworden sein, so dass es überflüssig wäre, die anderweitigen Fälle auch noch zu betrachten, wie sie auch gar nicht hergehören. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Cecco ursprünglich beabsichtigte, den gleichen Gedanken durch den ganzen Bestiarius durchzuführen; einheitlicher wäre die Sache damit wenigstens gewesen. Er mag es aber selbst überdrüssig geworden sein, die frostige und auf die Dauer langweilige Allegorie so lange fortzuspinnen, und so liess er's in der Mitte stecken und gab von c 21 an jeweils die Moral ganz unbildlich: und auch selbst im ersten Teile bis dahin war die Allegorie nicht durchweg festgehalten

Das Kapitel vom Pelikan (c. 6) gibt die echte alte Auslegung auf die Erlösung, in der uns das Blut Christi wieder das Leben gab, wie das vergossene Blut des Pelikans dessen Jungen.

Zu der Erzählung, wie der Wiedehopf (c 16) im Alter von seinen Jungen gepflegt wird, ist eine Ausführung der alten Auslegung gegeben, von der Pflicht, die Eltern zu ehren.

Wie die verwitwete Turteltaube (c. 23) sich klagend in die Einsamkeit zieht, kein klares Wasser mehr trinkt und auf keinen grünen Zweig sitzt, so sollte jeder von uns seine Sünde beweinen, die Welt lassen und all ihre Freude und harte Busse tun.

Gleich der Sirene (c 25) trügt der Teufel unsere Seele durch die Süssigkeit des Lebens, um sie in den ewigen Tod zu führen. Ihr gleichen auch die falschen Menschen.

Die Schlange Aspis (c. 31), die sich das Ohr verstopft, ist hier nicht wie sonst der verstockte Sünder, der nicht Busse tun will, sondern stärker der Geist ohne Hoffnung, der an seinem Heile verzweifelt ist und nichts mehr hören will.

Von der Viper (c. 33 wird auch die Geschichte erzählt, wie sie sich mit der Muräne verbinde, vorher aber ihr Gift ablege und es nachher wieder aufnehme. Sie gleicht dem Menschen, der seine Sünden zwar bereut, später aber wieder aufnimmt. — Was der Physiologus von der Viper berichtet, wird zwar hier auch erzählt, aber in der Auslegung nicht berücksichtigt.

Höchst bemerkenswert ist hier die Geschichte vom Krokodil (c. 34) dargestellt und ausgelegt. Es tötet einen Menschen und weint dann; und wenn es ihn beweint hat, so frisst es ihn auf. Darauf schläft es und da dringt ihm die Schlange Indruca (= Hydrus) durch den Mund in den Leib und zerbeisst sein Inneres. Ihm gleicht der Heuchler, der sich über fremden Schaden im Herzen freut, äusserlich aber Mitleid zeigt; denn immer ist schnell mit Thränen zur Hand die unbeständige Seele, von Bosheit schwarz; aber Gott wird diese doppelsinnigen Heuchler strafen. — Hier haben wir also ein Beispiel aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, wo die damals für naturgeschichtlich wahr gehaltene Erzählung von den Krokodilsthränen schon die allegorische Anwendung fand wie in der jetzt noch geläufigen Redensart. Ich habe schon in meinem Buche S. 146 Note 2 unsere Redensart darauf zurückgeführt, hatte aber damals kein so altes Beispiel für die gleiche bildliche Anwendung zur Hand.

Die Eigenschaften des Löwen (c. 38) werden auf die Fürstenpflichten angewendet: Wie der Löwe mit offenen Augen schläft, so soll auch jeder, der eine Krone trägt, zu jeder Zeit die Augen offen halten, um von niemand getäuscht zu werden; wie jener seine Fussstapfen verwischt, so soll er sein Geheimnis und seinen Weg verbergen, um die Feinde in Ungewissheit und dadurch in Furcht zu erhalten; und wie der Löwe am dritten Tage nach der Geburt seine Jungen erweckt (Cocco lässt sie bis dahin nur schlafen, nicht tot sein), so soll er seine Kinder unterweisen, wenn sie aus der unreifen Kindheit heraustreten (lasciando it tempo dell' acerba vita), und soll durch seine Worte ihnen Tugend einhauchen, damit sein Stamm nicht ausarte. Im gleichen Sinne werden auch die zum Bestande des Physiologus hinzugefügten sonstigen Züge vom Löwen ausgelegt. Bei Erwähnung der Grossmut,

die nach dessen Beispiel dem Fürsten empfohlen wird, nimmt Cecco Gelegenheit, seinen Tadel gegen Karl von Anjou auszusprechen[1]).

Der Drache, der allein von allen Tieren vor dem Panther flieht, wird hier auf den Bösen bezogen, der den Anblick der Guten flieht. Im Anschlusse daran wird vor dem Umgange mit Bösen gewarnt und der Umgang mit Guten empfohlen. Gerade hier erscheint nun eine solche nüchtern moralisierende Auslegung sehr schwächlich gegenüber der alten mystischen.

Beim Biber blieb die alte Auslegung mit der Modification, dass das Hauptgewicht auf den Menschen gelegt wird, statt auf den Jäger, den Teufel. Das Beispiel dieses Tiers, das, um sein Leben zu retten, das preisgibt um was es verfolgt wird, soll der fleischliche Mensch nachahmen: er soll sein Fleisch und seine Begierden abtöten und das Vergnügen lassen um seines Heiles willen, damit er nicht sterbe durch den bösen Feind.

Vom Einhorn heisst's:

Dentro nel cuor lo prende umiltate,
Mirando la donzella, e a lei si applica,
Così lo prende la virginitate.
Or qui m'intendi più ch'io non so dire,
Se virtù può da femmina venire.

Diese ziemlich unklaren zwei letzten Verse sollen doch wohl auf die vom weiblichen Geschlechte ausgehende Anziehungskraft gehen.

Die nicht zum Physiologus gehörigen Tiereigenschaften sind ähnlich ausgelegt und bieten weiter nichts Bemerkenswertes.

Beim Uebergange zu den Edelsteinen (c. 48) entschuldigt sich Cecco, dass er hier nicht auch moralische Auslegungen gebe; sia che ciò facesse per essersi stancato di queste continue adaptationes delle quali egli medesimo sentisse la monotonia; sia che trovasse difficile il ricavarnele, meint Bariola (Rivista XVI, 230). Der wirkliche Grund ist wohl der letztere. Bei den Tieren waren dem Dichter diese Auslegungen durch den Physiologus teils gegeben, teils doch die Art vorgezeichnet. Die in den mittelalterlichen Lapidarien zusammengestellten Steineigenschaften liessen aber überhaupt keine solchen Auslegungen zu, weil dazu nur Handlungen lebender Wesen brauchbar sind; dies ist ja aus der ganzen Art dieser Moralisationen ersichtlich. Der Astrolog Cecco wird sich übrigens bei der Darstellung der geheimen Eigen

1) Gesch. des Physiologus S. 196 ff. habe ich aus mittelhochdeutscher Poesie eine Anzahl von Beispielen beigebracht, wo die Tiergeschichten des Physiologus im Allgemeinen auf Fürstenpflichten, oder zum Lobe oder Tadel einzelner Fürsten angewendet sind.

schaften und magischen Wirkungen der Edelsteine mehr in seinem Elemente gefühlt haben, als beim Physiologus, der keine Annahme geheimer Einwirkungen auf den Menschen zuliess, sondern durchweg nur harmlose Allegorie.

Die Bilder des Physiologus in der spanischen Litteratur.

In meinem Buche habe ich S. 223 ff. zum Beweise für das Fortleben der Tiergeschichten des Physiologus in Spanien die betreffenden Stellen aus Cervantes zusammengestellt. Es hätte sich mit leichter Mühe aus Lope de Vega und andern Zeitgenossen ebenfalls eine Anzahl von Beispielen zusammenbringen lassen, was aber überflüssig gewesen wäre. Hier will ich nur noch nachträglich, als von grösserem Interesse, ein paar Stellen aus einem älteren Werke, der berühmten Celestina (Ende des 15. Jahrh., anführen, die dadurch besonders bemerkenswert sind, dass darin die tiergeschichtlichen Züge ebenfalls bildliche Anwendung finden[1]. Im 4 Akte, wo die alte Kupplerin Celestina den ersten Versuch macht, die Melibea für Calisto zu gewinnen, stellt sie ihr vor: wer kein Mitleid mit Andern habe, sei nicht nur den unvernünftigen Tieren gleich, sondern vielmehr noch schlimmer, da einige Tiere doch sanfterer Regungen fähig seien; so das Einhorn, das sich vor jeder Jungfrau demütige, und der Pelikan, der seine Jungen mit seinem Blute nähre[2]. Im 5. Akte schilt Sempronio, der Diener des Calisto, seinen Genossen, der sich noch nicht gleich ihm von der Celestina in ihr Interesse hat ziehen lassen, eine Schlange, die vor der Stimme des Zauberers fliehe[3]. Später im 11. Akte führt dieser zweite Diener unter andern Bildern für die vorausgesetzte versteckte Hinterlist der Celestina auch das der Sirene auf[4]. — Sonst wird noch im Prologe die Geschichte von der Zeugung und Geburt der Viper erzählt, dies unbildlich, als naturhistorische Tatsache, unter vielen andern Beispielen für den Satz, dass Alles in der Natur in beständigem Kampfe sei.

1 Nach der Ausgabe von Sevilla 1523 citiert.

2) . . . como se dize del vnicornio que se humilia a qualquiera donzella. — .... El pelicano rompe el pecho por dar a sus hijos a comer de sus entrañas. D 4.

3) O maldiziente venenoso porque cierras las orejas a lo que todos los del mundo las aguzan· hecho serpiente que huye la boz del encantador. E 3. — (Statt des letzten Wortes steht im Texte: ancĥrado.)

4) El canto de la serena engaña los simples marineros con su dulçor.

Strassburg, Anfang April 1889.

Anhang.

Der äthiopische Physiologus

Übersetzt von F. Hommel [1]).

Die Schrift des seligen [und heiligen] Physiologus,

welche er über die Landtiere und die Vögel verfasst hat, wie sie viele Gleichnisse und viele Typen [und viele verschiedenartige (Rede)färbung] an sich haben, zum Nutzen derer, die es lesen.

[Seine Fürbitte und Benedeiung sei mit seinem geliebten Abukêr] [2]).

Erste Erläuterung:

Über den Löwen.

Die erste Rede über den Löwen, den König der Tiere. Und dieser Löwe ist Jakob; denn Jakob sprach seinen Sohn segnend: „Juda ist ein junger Löwe; steig auf aus deinem Versteck, mein Sohn; du hast dich niedergelegt und geschlafen wie ein Löwe und wie ein junger Löwe“ und was noch folgt (Gen 49, 9). Er sprach über den Löwen: Er hat drei Kennzeichen; das erste ist seine Weisheit: Wenn der Geruch seines Jägers zu ihm dringt, so wischt er mit seinem Schwanz seine Spur aus, damit nicht die Jäger, die seine Spur verfolgen, seine Höhle finden und ihn fangen. So hat auch unser Heiland, der neue Löwe, der Sieger, der vom Stamm Juda und von der Wurzel David ist, nachdem er von oben ausgesandt worden, die Luft seiner Spuren, nemlich seine Gottheit, verhüllt. Den Engeln gleich war er, bis er herabstieg und in den Schoss seiner Mutter Maria, der Jungfrau, eingieng, um das in der Irre gehende menschliche Geschlecht zu erlösen. „Und als das Wort Fleisch wurde, da wohnte es bei uns.“ (Joh. 1, 14.) Aber die, welche ohne ihn (näher, zu kennen auf seine Herabkunft achteten, sprachen: „Wer ist dieser König der Herrlichkeit?“ (ψ. 23, 10.)

Die zweite Rede: Wenn der Löwe in seiner Höhle schläft, sind seine Augen, auch wenn er nicht wacht, geöffnet. Diese Erklärung weist auf das hin, was er im Liede der Lieder sprach: „Ich schlafe, mein Herz aber wacht.“ (Cant. 5, 2.) Unser Herr schläft dem Leibe nach auf dem

1) Herr Prof. Hommel hatte die Freundlichkeit, mir diese Revision seiner Uebersetzung des äth. Physiologus für den Anhang zur Verfügung zu stellen. Lauchert. Das in eckigen Klammern hat nur die Wiener Hdschr. des äth. Phys. H.

2) D. i. dem Abschreiber.

Kreuze, seiner göttlichen Natur nach aber wacht er zur Rechten des Vaters. Wie er sprach (ψ. 120, 4): „Nicht schlummert noch schläft der, welcher Israel bewacht."

Die dritte Rede: Das Löwenweibchen gebiert ein totes Junges und sie bewacht es, bis sein Vater kommt, und am dritten (Tage) kommt sein Vater und bläst ihm ins Angesicht und erweckt es. So hat auch der allmächtige Vater wiedererweckt seinen erstgebornen Sohn, der vor der Welt war, nämlich unsern Herrn, Christus, der auferstanden ist durch die Macht seiner Gottheit und auferweckt hat alle. Schön sprach Jakob: „Und wie einen jungen Löwen, niemand wagt ihn aufzuwecken." (Gen. 49, 9 Schluss.)

Zweite Erläuterung:

Über die Sonneneidechse.

Wenn die Eidechse alt wird, werden ihre Augen dunkel, und sie wird blind, so dass sie nicht mehr das Licht der Sonne sieht. Und sie sucht eine Wand, die gegen Morgen liegt, und lehnt sich dran an. Und wenn die Sonne heiss brennt, öffnen sich ihre Augen und werden wieder gesund; dies tut sie nun, weil sie eine schöne Natur hat. Auch Du o Mensch, suche, dieweil du das alte Kleid anhast, wenn das Auge deines Herzens verdunkelt ist, in Wachsamkeit die Wand der Hilfe, bis dir die Sonne der Barmherzigkeit unseres Herrn aufgeht, den der Prophet „den Morgen" nennt. Und es wird das Auge deines Herzens nach diesem Typus (d. i. nach Art der blinden Eidechse) hell werden.

Dritte Erläuterung:

Über den Vogel, dessen Name Karâdjôn (= *χαραδριός* Regenpfeifer) ist,

von welchem im zweiten Gesetz geschrieben ist (Deut. 14, 17). Es wurde über ihn gesagt: Er ist ganz weiss und nicht ist etwas Schwarzes an ihm; und er heilt ein geblendetes Auge und wohnt in den Palästen der Könige. Ist ein Mann krank, so holt man ihn herbei und er zeigt, ob er leben oder sterben wird; wenn die Krankheit des Menschen tötlich ist, wendet er sein Gesicht von ihm ab, und (dann) weiss jeder, dass er sterben wird. Wenn aber die Krankheit zum Leben ist, so blickt der Karâdjôn auf das Gesicht des Kranken und der Kranke (wiederum) auf das Gesicht des Karâdjôn und der empfängt die Krankheit des Mannes und fliegt empor in die Luftregionen der Sonne und besprengt seine Flügel und verbrennt seine Krankheit und er bleibt selbst erhalten und der Kranke mit. Dieser (sc. Vogel) gleicht dem Antlitz unseres Heilandes; denn er ist ganz weiss, und nicht ist etwas Schwarzes, was ein Makel wäre, an ihm. Er sprach (Joh. 14, 30): „Es kommt der Richter dieser Welt und nicht findet er an mir irgend etwas." Er kam vom Himmel herab

zu den Juden und wandte das Antlitz seiner Gottheit von ihnen ab, (uns) den Heiden, zu; [und] nahm von uns weg die Krankheit und den Schmerz, indem er (ihn) auf dem Kreuz des Rüsttags trug. Denn er (David, ψ. 67, 19) sprach: „Du bist aufgefahren in die Höhe und hast gefangen geführt das Gefängnis.“ Schön hat der Physiologus über den Karâdjôn geredet. Und wenn einer sagen wollte: dieser Vogel ist ja unrein im Gesetz, wie könnt ihr ihn denn mit unserm Heiland vergleichen? so sprechen wir zu ihm: Ist denn die Schlange unrein? Es sprach Johannes (3, 14): „Wie Mose die Schlange in der Wüste gekreuzigt hat, so muss auch des Menschen Sohn gekreuzigt werden.“ Zwei sind geschaffen, das eine verdient Lob, das andre nicht. Folglich sprach er ganz schön was er sprach.

Vierte Erläuterung:

Über den Vogel, dessen Name Palkân (= πελεκάν Pelekan) ist,

welcher der Gêrâb ist. Es sprach David: „Ich bin dem Pelekan der Wüste ähnlich geworden.“ (ψ. 101, 7.) Es sprach der Physiologus über den Pelekan: Er liebt seine Jungen aufs zärtlichste; wenn sie nun geboren sind, so schlagen sie nach dem Gesicht ihrer Eltern; die Eltern aber schlagen den Kopf ihrer Kinder mit Fäusten (oder rupfen ihnen die Federn aus?) und töten (sie). Und am dritten Tage öffnet ihre Mutter ihre Seite, lässt ihr Blut auf ihre toten Jungen träufeln und erweckt sie (zum Leben). Wie er (Gott) beim Jesaja sprach (Jes. 1, 2): „Kinder habe ich erzeugt und gross gezogen, sie aber haben treulos gegen mich gehandelt.“ Uns hat der Schöpfer aller Creatur erzeugt, und wir haben ihn geschlagen und göttlich verehrt die Geschöpfe und haben unsern Schöpfer verlassen (vgl. Röm. 1, 25); er aber hat uns verlassen und dem Tod übergeben. Darauf aber liess er sich von Mitleid bewegen wie eine Mutter und stieg empor zur Höhe des Kreuzes, vergoss für uns Blut und Wasser der Taufe der Busse und machte uns wieder lebendig. Schön sprach er, was er über den Pelekan sprach.

Fünfte Erläuterung:

Über den Nikitikô (= νυκτικόραξ),

einen unreinen Vogel, (vgl. Lev. 11, 17)[1] welchen David den Nachtraben nennt; er sprach (ψ. 101, 7): „Ich bin wie ein Nachtrabe im Hause bei Nacht.“ Es sprach der Physiologus: Dieser Vogel liebt die Nacht mehr als den Tag. Auch unser Herr Jesus Christus liebte uns, die wir in der Finsternis und im Schatten des Todes sassen, und die Heiden mehr als sie, die von den Juden sind, aus dem Land der Erbschaft, deren Väter die Verheissung empfangen haben. Er liebte uns und sprach

1) Auch Deut. 14, 17. L.

deshalb: „Schüchtert die kleine Herde nicht ein, denn der Vater will euch sein Reich geben“ und was noch folgt (Luc. 12, 32). Da der Nachtrabe unrein im Gesetz ist, wie kommt es, dass der Apostel sprach: „Der nichts von Sünde wusste, hat um unsertwillen die Sünde getragen“ (II. Cor. 5, 21) und „sich selbst erniedrigt, damit er alle erhöhe“ (II. Cor. 11, 7)? Schön sprach er über den Nachtraben.

Sechste Erläuterung:

Über den Adler.

David sprach: „Der neu macht wie die eines Adlers meine Jugend.“ (ψ. 102, 5) Der Physiologus sprach: Wenn der Adler alt wird, so werden seine Augen schwer und verdunkeln sich, und er lässt sich herab zu einer Quelle reinen Wassers. Und er fliegt empor in die Luftregionen der Sonne, und verbrennt dort seine Flügel und die Blindheit seiner Augen und steigt herab zu der Wasserquelle und taucht dreimal unter; alsbald erneut er sich und wird wieder jung. Auch du o Bürger des alten Bundes, alter Mensch, suche, wenn du in der Sünde der Liebe zur verführerischen Welt alt wirst, und wenn das Auge deines Herzens in Folge drückender Sinnesverwirrung dunkel geworden ist, die Quelle der Geheimnisse aus dem Worte der Weisen auf, hier findet sich Busse. Und fliege mit dem Flügel des Geistes zur erhabenen Sonne der Wahrheit, Christus, unserm Heiland. Dann wird der alte Mensch mit seinen Werken ausgezogen; wenn du dreimal in der neuen Quelle im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes untertauchst, wird das dunkle Kleid des Teufels weggenommen, und das neue und glänzende, das von Gott geschaffen ist, angelegt. Und es wird die Weissagung erfüllt, welche sprach: „Der neu macht wie die eines Adlers deine Jugend.“ (ψ. 102, 5.)

Siebente Erläuterung.

Über den Vogel, dessen Name Fincks (= φοίνιξ, Phönix) ist.

Es sprach unser Herr im Evangelium: „Ich habe die Macht, mein Leben zu lassen und wieder es zu nehmen.“ (Joh. 10, 18.) Die Juden aber murrten wider dieses Wort. Wenn der Phönix 500 Jahre alt ist, so geht er auf die Bäume des Libanon und füllt seine Flügel mit dem wohlriechenden Stoff, der Abdû genannt wird, an. Und er benachrichtigt davon den Priester der Stadt der Sonne im Monat Magâbît oder im Monat Mîjâzjâ, und der tritt ein (ins Heiligtum) um es mit Holz vom Weingarten anzufüllen; der Vogel aber kommt in die Stadt der Sonne, während jener auf dem Altar Wohlgeruch aufsteigen lässt, und verbrennt sich selbst und wird zu Asche. Und wenn der Priester am andern Tag den Altar aufsucht, so findet er einen Wurm in der Asche und am dritten Tag findet er ein kleines Vogeljunge. Und am vierten Tag wird es ein grosser Vogel und zeigt sich

dem Diener und grüsst den Priester und kehrt wieder zurück zu seinem (früheren) Aufenthaltsort. Wenn aber (dieser) Vogel die Macht hat, sich zu töten und wieder lebendig zu machen, wie kommt es denn, dass die Juden über unsern Heiland murren, da er spricht: „ich habe die Macht mein Leben zu lassen und es wieder zu nehmen." (Joh. 10, 18)? Der Phönix ist das Bild unseres Heilandes; seine zwei Flügel sind voll von Wohlgeruch, Schönheit und Kraft. Und er ist zu uns gekommen, wir aber wollen unsre Hände ausstrecken zum Gebet an ihn, damit wir durch guten Wandel (?) vom Wohlgeruch seiner Gnade erfüllt werden.

Achte Erläuterung:

Über den Vogel, dessen Name Hèpópas (gen. ἔποπος von ἔποψ Wiedehopf) **ist,**

von dem im Gesetz geschrieben steht (Lev. 11, 19) „Wer seinen Vater und seine Mutter schmäht, der soll des Todes sterben" (Lev. 20, 9.) Es gibt Menschen, (welche hiedurch) Mörder ihres Vaters und ihrer Mutter (sind). Wenn der Vater der jungen Wiedehöpfe alt wird, so ziehen sie die alten Federn heraus und lecken seine Augen und hegen ihn an einem warmen Ort und nehmen ihn unter ihre Flügel und nähren ihn, und sie sehen ihn so an, als ob sie zu ihren Eltern sagten: dafür dass ihr uns gehegt und selbst gehungert, während ihr uns ernährtet, handeln wir so an euch. Also tun sie, bis (die alten) wieder jung werden, und sie werden verjüngt und (wie) Junge. Wie kommt es nun, dass vernünftige (Menschen) ihre Eltern nicht lieben?

Neunte Erläuterung:

Über den wilden Esel.

Es sprach Hiob: „Wer hat den wilden Esel frei laufen lassen und wer hat gelöst seine Bande und die Wüste zu seinem Aufenthaltsorte gemacht?" (Hiob 39, 5. 6.) Es sprach der Physiologus: Wenn das Weibchen des wilden Esels ein Männchen geboren hat, so nimmt es sein Vater fort, und zieht es auf und verlässt es nicht, damit es nicht seinen Samen in seine Mutter lege. Denn die Eraväter bewahrten den fleischlichen Samen und suchten solchen für sich (d. h. Nachkommenschaft) die Apostel aber, die neuen Söhne des Himmelreichs, unterliessen dieses und sprachen: „Alles was fleisch ist, ist wie Gras, auf dass sich nicht (etwa) rühme alles was Fleisch ist." (Jes. 40, 6 und I. Cor. 1, 29.) Und über die geistliche Geburt sagt eine Schriftstelle: „Es frohlockt die Unfruchtbare, welche nicht gebiert, es jauchzt laut und jubelt, die nicht Geburtsschmerzen kennt, denn mehr an Zahl sind die Kinder der Witwen als diejenigen derer, welche einen Mann hat." (Jes. 54, 1.) Denn das alte Testa-

ment ist „eine zukünftige (Verheissung)“; das neue aber, welches sie erhofften, ist wirksam(?) an und für sich (wörtl.: ist selbst fest begründet).

Zehnte Erläuterung:

Über die Schlange, deren Name Akadnâ (= ἐχίδνη d. i. die Natter) ist.

Es sprach Johannes (der Täufer) von den Pharisäern: „Ihr Geschlecht der Schlangen, wer hat euch gelehrt, dem zukünftigen Unheil zu entrinnen?“ (Matth. 3, 7.) Der Physiologus sprach: Bei dieser Schlange ist das Gesicht des Männchens dem eines Mannes, und das des Weibchens dem einer Frau ähnlich; vom Kopf bis zum Nabel ist ihr Aussehen das eines Menschen, vom Nabel herab aber bis zum Schwanz sind sie wie ein Krokodil. Einen Mutterleib haben sie nicht; aber was das Weibchen anbelangt, so ist es in der Gegend der Schamteile durchbohrt wie eine Nadel. Wenn nun das Männchen mit ihr schläft, so lässt es seinen Samen in ihren Mund strömen; sie aber beisst seine Schamteile ab und verschlingt seinen Samen und er stirbt. Und wenn sie nachher schwanger ist, durchfressen ihre Jungen den Bauch ihrer Mutter und hier hindurch werden sie geboren, und sie töten also ihren Vater und ihre Mutter durch ihre Geburt. Trefflich hat Johannes die Pharisäer mit der Viper verglichen. Wie die Schlangen ihren Vater und ihre Mutter töten, also töten jene ihre Väter, die Propheten, und unsern Herrn, ihren Vater, und seine Jünger. Wie wollen sie nun dem zukünftigen Tod entrinnen? Denn der Vater und die Mutter leben in Ewigkeit, jene aber sterben.

Elfte Erläuterung:

Über die Schlange (ὄφις).

Unser Herr sprach: „Seid klug, wie die Schlange und sanft wie die Taube.“ (Ev. Matth. 10, 16.) Sie hat vier Typen. Der erste ist: Wenn sie alt wird, verdunkeln sich ihre Augen, und wenn sie wieder jung werden will, so ist sie darauf bedacht und fastet 40 Tage und 40 Nächte, bis ihre Haut schlaff (lose) wird, und dann verbirgt sie sich (?), indem sie eine enge Felsspalte sucht, und wenn sie hineingeht, quetscht sie ihren Kopf und schuppt sich ab und wird sodann wieder jung. Auch du, o Mensch, ertöte, wenn du den alten Menschen abtun willst, dein Fleisch, „durch die enge Pforte (wandelnd) die zum Leben führt“ (Matth. 7, 14), so wirst du ein neuer Mensch.

Zweite Rede: Wenn die Schlange Wasser trinkt, so lässt sie ihr Gift (in der Höhle) zurück. Auch wir wollen, wenn wir das Wasser des Lebens zu trinken wünschen, das heisst die neue Lehre aus den Schriften der Gottheit, und wenn wir in die (wörtl.: in seine) Kirche gehn und da die Geheimnisse des Sohns Gottes, des himmlischen Wortes empfangen wollen — aus unserm Herzen alle Bosheit lassen.

Dritte Rede: Die Schlange fürchtet den, der ohne Kleider ist; wenn sie aber einen Bekleideten sieht, fährt sie auf ihn los; wer aber ihre Handlungsweise kennt, der flieht, wenn sie ihn verfolgt, nackt vor ihr, indem er sein Gewand abwirft, und ist (dann) gerettet. Auch wir wollen uns merken, dass, als unser Vater Adam nackt, ehe er Bekleidung suchte, im Garten war, die Schlange nicht auf ihn losfahren konnte; wenn du aber, o Mensch, die Reichtümer dieser Welt, d. i. das Kleid des alten Menschen, und den Erwerb aller ihrer Güter fahren lässt, so kann sie dich nicht angreifen.

Vierte Rede: Wenn ein Mensch sie zu töten sucht, so gibt sie ihren ganzen Körper den Schlägen preis, ihren Kopf aber bewacht sie. So sollen auch wir unsern ganzen Körper den Leiden darbieten und unser Haupt bewachen, d. h. unser Haupt, Christus, nicht verläugnen, wie auch die heiligen Märtyrer taten; denn es heisst: „Eines jeden Mannes Haupt ist Christus, das Haupt Christi aber ist Gott.“ (1. Cor. 11, 13, vgl. Eph. 5, 23)

Zwölfte Erläuterung:

Über die Ameise,

welche keine Kraft hat, welche aber der Trägheit sich nicht ergibt. Und der Physiologus sprach: Die Ameise hat drei Weisheiten. Die erste: Wann sie in der Reihe geht, trägt eine jede ein Korn in ihrem Mund, und die keines haben, sprechen nicht zu ihnen: gebt uns euer Korn, und nicht entreissen sie es ihnen gewaltsam, sondern sie gehen leer, und jene bleiben in Ruhe. Dies aber trifft auf die Thoren und Weisen zu.

Und zum zweiten: Wenn die Ameise das Getreide in die Erde sammelt, so teilt sie immer ein Korn in zwei Teile, damit es, wenn es Winter geworden, nicht feucht werde und sprosse, und die Ameise nicht vor Hunger sterbe. Auch du entferne das alte Gesetz von deiner Seele, damit dich nicht sein Buchstabe töte. Paulus sprach: „Das Gesetz des Geistes, das ist das Leben.“ (2. Kor. 3, 6.) Da die Juden es (scil. das Gesetz des Geistes) für eitel erklärten, starben sie an Hunger und wurden ihre eigenen Mörder. Ferner geht die Ameise in den Tagen der Ernte weit hinaus ins Feld und steigt auf die Ähren, um ein Getreidekorn herabzuholen, und sie riecht am Halm der Ähre und merkt an seinem Geruch, ob es Gerste oder Weizen sei, und sie lässt die Gerste bei Seite und steigt auf den Weizen; denn die Gerste ist das Futter des Viehs. Hiob sprach: „Anstatt des Weizens sprosst Unkraut hervor.“ (Hiob 31, 40.) Auch du, o Mensch, fliehe das Futter des Viehs, nämlich die Verähnlichung mit ihnen im Dienst des Bauches, und nimm den Weizen, den du dann in die Scheune niederlegst; ferner vergleicht er mit dem Futter des Viehs die Lehre der Heuchler und den Weizen mit dem rechten Glauben an Christum.

Dreizehnte Erläuterung:

Über die Sirenen und Onokentauren.

Von ihrem Nabel bis zu ihrem Fuss gleichen sie Vögeln, und von ihrem Gesicht bis zu ihrem Nabel dem Pferde. Es sprach Jesajas: „Denn Dämonen und Feldteufel und (böse) Wesen führten in Babylon Tänze auf.“ (Jes. 13, 22). Sie aber, die Sirenen, sind Mörder und besitzen nichts, was so wie ihre Stimme entzückt. Und die Onokentauren sind von ihrem Gesicht bis zu ihren Lenden Menschen, und ihr Rücken ist der eines Esels; dicht ist ihr Huf und erregt ist ihr ganzer Körper. Also gibt es Menschen, die jenen gleichen; sie machen ihr Gesicht in der Kirche sauer wie wenn sie Gerechtigkeit übten, verläugnen aber ihre Kraft; obwohl sie Kirche genannt werden, gehn sie (dennoch) aus der Kirche heraus und verderben. Solche Leute gleichen den Sirenen und Onokentauren; Gläubigen gleichen sie (äusserlich), aber sie widersetzen sich der Kraft der Sakramente, und mit dem Wohllaut ihrer Stimme verführen sie die Einfältigen, wie geschrieben steht: „Eine schlechte Rede verdirbt gute Anlagen (I. Cor. 15, 33).“ Schön sprach (hierüber) der Physiologus.

Vierzehnte Erläuterung: (verderbt und verstümmelt!)

Über den Igel,

welcher einem Kreise (einer *σφαῖρα* wörtl.) gleicht. Es sprach der Physiologus: Der Igel geht hinaus in den Weinberg, wo er die Weinbeeren herabwirft; und er plündert daselbst und spiesst die Beeren an seinen Stacheln an und geht dann zu seinen Jungen; und er selbst geht leer dabei aus. Auch du komme in den Weinberg, d. h. zur Lehre des Gesetzes und nimm die Früchte der Sakramente, die Wonnen des Palastes des Himmelreichs. Der Igel selbst geht leer aus. Du aber wirst wie er deine Sinne (den innern Menschen) nähren wie Jungen.

Fünfzehnte Erläuterung:

Über den Fuchs.

Dieser aber ist ein listiges Tier. Wenn er hungert und nichts zu fressen findet, so sucht er sich einen heissen Boden auf oder eine Hütte von trockenen Halmen, und er legt sich da auf den Rücken hin nach oben sehend und den Atem anhaltend, bis sich über ihm Vögel schaaren, ihn zu fressen; und darauf fährt er empor, reisst einen von ihnen sich weg und verzehrt (ihn). So verbirgt sich auch der schlaue Teufel in der Habsucht, dem Wohlleben, den Genüssen und allen Lüsten des Fleisches und tötet also die Seelen Vieler. Auch Herodes gleicht dem Fuchs, und es

steht geschrieben ein Zeugnis von unserm Heiland, in dem es heisst: „Die Füchse haben Gruben.“ (Matth. 8, 20). Und Salomo sprach in seinem (Hohen) Liede: „Fangt uns die jungen Füchse, die unsere Weinberge verderben, in Schlingen!“ (Cant. 2, 5). Auch David sprach: „Sie sollen eine Beute der Füchse werden“ (ψ. 62, 9).

Sechszehnte Erläuterung:

Über den Panther.

Dieser aber ist ein kleines Tier. Es sprach der Prophet: „Ich bin wie ein Panther für Ephraim.“ (Hos. 5, 14). Der Physiologus sprach: Also ist die Natur des Panthers: Mit allen Tieren lebt er in Freundschaft, nur der Drache ist sein Feind. Und bunt ist sein Aussehen wie das Kleid des Joseph, und sehr schön ist das Tier, zahm und friedlich. Und wenn er nur Weniges gefressen hat, so ist er satt und schläft dann in seiner Höhle. Und am dritten Tag erhebt er sich vom Schlaf und brüllt mit lauter Stimme; die in der Nähe und Ferne sind, hören seine Stimme. Und aus seinem Mund kommt ein guter Geruch. Und alle Tiere gehen (ihm) nach und kommen zu ihm wegen seines Geruchs. So ist unser Herr Jesus Christus von seinem Schlaf auferstanden, und durch seinen Wohlgeruch hat er Nahe und Ferne (an sich) gezogen. Wie der Apostel sprach: „Der Wohlgeruch Christi ist bei uns,“ (II. Cor. 2, 15) und gross ist diese Weisheit unsres Erlösers. Und der Psalmist sprach: „Und es steht die Königin zu deiner Rechten, in ein Kleid von Gold gehüllt und mit verschiedenen Farben geschmückt;“ (ψ. 44, 11). Unser Heiland Christus ist bunt durch Keuschheit und Tugend und durch Reinheit, durch Milde und Güte und Vortrefflichkeit, durch Friede und Mässigung. Ferner ist er der Töter der Schlange, er der im Himmel ist. Und nichts Unbegründetes ist (in der heiligen Schrift) über die Tiere und Vögel geschrieben.

Siebzehnte Erläuterung:

Über die Aspadaklônî (= Ἀσπιδοχελώνη Schildkröte),

welche das Haupt der Schlangen ist. Ihre Natur ist durchlöchert (d. i. zwiefach?) Salomo sprach im Sprichwort lehrend und warnend (Prov. 5, 3): „Schau nicht nach einer schlechten Frau, denn Honig träufelt von den Lippen einer Hure, hernach aber wirst du (ihn) bitterer als Galle und viel schärfer denn ein zweischneidiges Messer finden.“ So fürwahr gibt es ein Ungeheuer im Meer, dessen Namen Aspadaklônî ist, welches zwei Naturen hat. Wenn es Hunger hat, so öffnet es seinen Mund, und es riechen seinen Geruch die kleinen Fische. Und es verschlingt (sie), wenn sie sich zusammenschaaren.

Die grossen Fische aber nähern sich diesem Ungeheuer nicht. Wie Hiob sprach, Mose und Jeremias, und die ganze Schaar der Propheten. Auch Judith schlug den Holofernes in die Flucht und besiegte ihn, und Esther den Artaxerxes und Susanna die Rabbinen und Thekla den Tamarenus. Die zweite Natur aber des Meerungeheuers ist (folgende): Es ist ungeheuer gross wie eine Insel. Indem sie (die Leute) es nicht wissen, legen sie an (landen sie) auf diesem Ungeheuer, wie auf einer Insel, indem sie sich nämlich Fische auf demselben kochen. Es taucht (aber) in Folge der Hitze (hinab?) ins Meer und versenkt die Schiffe. So wird auch der Teufel, wenn du dich ihm selbst ergibst, sich freuen und dich mit ihm in den Abgrund der Hölle versenken. Schön sprach (hierüber) der Physiologus.

Achtzehnte Erläuterung:

Über das Rebhuhn.

Jeremias sprach: „Das schreiende Rebhuhn versammelt zu sich Junge, die es nicht geboren hat, und man macht sich mit Schmerzen vielen Reichtum und muss ihn lassen im Alter und ist ein Narr.“ (Jer. 17, 11). Der Physiologus sprach: Fremdes brütet es aus, vergeblich müht es sich (um sie) ab, und wenn die Jungen gross werden, fliegen sie zu ihren (eigenen) Eltern und lassen es (scil. das Rebhuhn) als Thoren allein. So reisst auch der Teufel die Kinder an Einsicht zu sich, die er nicht geboren hat; doch wenn sie heranwachsen an Erkenntnis und den Namen ihres Vaters (das ist) Christus hören, und das sind (auch) die Gläubigen und die heiligen Apostel, so lassen sie den Teufel als Narren dahinten und gehen zu Christus. Schön sprach der Physiologus über das Rebhuhn.

Neunzehnte Erläuterung:

Über den Gipṗs, welcher der Geier (= gen. γυπός von γύψ) ist.

Es sprach unser Heiland im Evangelium: „Wehe den Schwangern!“ (Matth. 24, 19). Es sprach der Physiologus: Der Geier wohnt auf hohen Bergen und schweift umher in den Höhen oder am Rand der Berge. Und wenn das Weibchen schwanger wird, geht sie in das Land Hendakê (Indien) und holt den Stein Auṭâkîjôs (= εὐτόκιος). Dieser Stein aber gleicht einer Nuss und ist von Gestalt rund. Wenn man ihn wie eine Glocke schlägt, so tönt er in seinem Innern. Und wenn das Weibchen eine schwere Geburt hat und sich dann auf ihn setzt, so gebiert sie ohne Anstrengung.

So nimm auch du, wenn du durch den heiligen Geist stark wirst, den Stein Auṭâkîjôs [d. i. Christum], „den die Bauleute verworfen haben, und der ist zum Eckstein geworden“ (Matth. 21, 42) und

setze dich auf ihn, so wirst du vom Leiden befreit werden. Es sprach Jesaja der Prophet: „Weil wir dich fürchteten, o Herr, haben wir empfangen und (Kindesnöten) erlitten und geboren den Geist deines Heils auf der Erde.“ (Jes. 26, 18). In Wahrheit ist der Aṭâkîjôs der Stein unsres heiligen Herrn Christus, dessen Seite ohne Krankheit durchbohrt, und der ohne Samen im Fleisch von der Jungfrau schmerzlos geboren wurde. Und wie im Innern des Aṭâkîjôs noch eine zweite Kraft [verborgen] liegt, so wohnt auch im Leib unseres Herrn eine zarte Gottheit. Schön sprach (der Physiologus), was er sprach

Zwanzigste Erläuterung:

Über den Karmérkôlêwôs, welcher eine Ameisenart ist (= *μυρμηκολέων* Ameisenlöwe).

Eliphas der Temanite, der Fürst, sprach: „Der Ameisenlöwe geht zu Grunde, da er nichts zu fressen findet.“ (Hiob 4, 11). Der Physiologus sprach: Sein Gesicht ist das eines Löwen und sein unterer Teil der einer Ameise; sein Vater ist ein Fleischfresser, seine Mutter aber frisst Pflanzennahrung (od. Getreide). Und deswegen sterben die männlichen Jungen, wenn ihre Mutter sie zu sich genommen hat. Nicht finden sie Fleisch, und nicht fressen sie Pflanzennahrung, und so sterben sie vor Hunger, denn zwiefach ist ihre Natur. So ist der, welcher geteilten Herzens ist, dessen Wege zwei sind. „Nicht darf man beim Gebet verweilen“ zweifelnd, ohne Glauben. (Anspielung auf Matth. 6, 5) Wie geschrieben steht: „entweder ja, ja oder nein, nein.“ (Matth. 5, 37)

Einundzwanzigste Rede:

Über das Tier Galên (*περὶ γαλῆς* Wiesel), **dessen Name Hêṣtrîjôs** (*ἔστριξ* Stachelschwein??) **ist.**

Er sprach im Gesetz: „Nicht sollst du das Wiesel essen!“ (Lev 11, 29). Also ist seine Natur: Wenn das Weibchen bei dem Männchen schläft, so empfängt es den Samen mit seinem Mund und wird schwanger und gebiert durch sein Ohr. Ebenso gibt es Menschen, welche umsonst (so W.) das geistliche Brod, das Wort der Kirche, empfangen und das Wort wieder herausgehn lassen aus ihren Ohren und es nicht in ihr Herz legen, wie es das Wiesel tut. „Iss es nicht“ das heisst „mache dich nicht vertraut mit seinen Sitten.“

Zweiundzwanzigste Erläuterung:

Über das Tier, dessen Name Manôkêrîlôs (= gen. *μονοκέρωτος* Einhorn), welches ist der Rê'êm (רְאֵם), der das Einhorn ist. Er sprach im Psalm: „Es wird mein Horn erhöht wie das eines Einhorns.“ (ψ. 91, 10).

So ist seine Natur: Ein kleines Tier ist es und es gleicht dem Ziegenbock und ist zahm (sie); und nicht vermag es der Jäger zu berühren wegen seiner Stärke; und sein eines Horn sitzt ihm auf der Mitte des Kopfes. Auf welche Weise nun fangen sie es? Sie schmücken eine schöne Jungfrau mit einem schönen Schmuck, und setzen (sie) ihm gegenüber; alsobald nähert es sich (ihr), springt los und wird umfasst (oder durch Umarmung festgehalten) an ihrem Busen und es nimmt die Jungfrau (das Tier) als Huldigungsgeschenk für den König, und sie bekommt dafür grosse Reichtümer. Dieses (Einhorn) ist unserm Heiland ähnlich „welcher für uns das Horn unserer Erlösung vom Hause David, seines Knechtes, aufgerichtet hat“ (Luc. 1, 69), und nicht vermochten die Mächte, welche im Himmel sind, ihm zu nahen und ihn anzurühren, sondern er wohnte im Schooss der Jungfrau Maria. „Als das Wort Fleisch geworden war, da wohnte es unter uns.“ (Joh. 1, 14).

Dreiundzwanzigste Erläuterung:

Über das Tier, dessen Name Karkârjôs (*κάστορος* gen.; Biber) ist.

Es ist sehr zahm und friedlich; an seinen Hoden, welche als Arzneimittel dienen, wachsen lange Haare[1]); deshalb gibt es (sie), wenn der Jäger es verfolgt, ihm preis, indem es (sie) von seinem Fell (wörtl. seinem Haar) abtrennt und überlässt sie (ihm). Wenn ihm nun ein anderer nachsetzt, verbirgt es sich und legt sich auf den Rücken, bis er sieht, dass es das nicht (mehr) hat, wonach er jagt; dann geht er seines Wegs. Schneide auch du, o Weiser, von dir das ab, was die Lust des Fleisches, der Hurerei und der Völlerei und des Hochmuts ist und was dem gleicht, und überlass (es) dem, der auf dich jagt, dem Teufel, damit du sprechen kannst: „Aber unsre Seele ist entronnen wie der Vogel aus der Schlinge des Jägers.“ (*ψ*. 123, 6).

Vierundzwanzigste Erläuterung:

Über die Hyäne.

Er sprach über die Hyäne: Manchmal ist sie ein Männchen und manchmal ein Weibchen. Und sie ist unreiner als alle (übrigen) Tiere, deshalb weil sich ihre Natur verändert. Jeremias der Prophet sprach: „Die Höhle der Hyäne ist mir zum Aufenthaltsort geworden.“ (Jer. 12, 9). So sei auch du nicht wie eine Hyäne, sondern sei stark[2]) durch ein Gesetz. Paulus sprach: „Die Frauen ihrerseits haben verlassen ihre Natur und sind dem ähnlich geworden, was nicht ihre Natur ist.“ (Röm. 1, 27). Schön sprach (darüber) der Physiologus.

1) Diese Umstellung scheint erforderlich; der Text hat: an s. H. wachsen lange Haare, welche als A. dienen (Lauchert).

2) oder: halte fest an einem Gesetz (*aṣnĕ'e* statt *ṣen'á*?).

Fünfundzwanzigste Erläuterung:

Über den Inĕdrĕdânôs (gr. τοῦ ἐνυδρίδος = Fischotter).

Er ist ein kleines Tier, welches dem Hund ähnlich sieht; vom Krokodil ist es ein Feind; wenn (das Krokodil) schläft, ist sein Mund offen; und dieses Tier, dessen Namen wir genannt haben, legt sich (auf den Rücken) in den Schlamm und bestreicht sich ganz damit. Und wenn nun der Schlamm trocken geworden ist, begibt es sich in den Mund des schlafenden Krokodils und frisst seine Eingeweide, so dass das Krokodil zum Sterben kommt. Das Krokodil gleicht dem Teufel, das Tier Inĕdrĕdânôs aber ist das Bild unsres Heilandes Christus; nachdem er sich mit einem irdischen Leib bekleidet hatte, d. h. das Bestrichenwerden mit Schlamm, ist er in die Hölle hinabgestiegen und hat die Seelen, die drin waren, als Beute fortgeführt und den Tod getötet, wie es heisst: „Wo ist dein Stachel, o Tod, und wo ist dein Sieg, o Hölle?“ (I. Cor 15, 55). Und gleich dem Herausgang des Tiers aus dem Bauch des Krokodils ist unser Herr am dritten Tag aus dem Grab erstanden, lebendig und ohne Verwesung.

Sechsundzwanzigste Rede:

Über das Tier, dessen Name Akimôn (= ἰχνεύμων Ichneumon) ist.

Er ist ein Feind des Drachen. Es sprach der Physiologus: Wenn er einen Drachen sieht, beschmiert er sich mit Schlamm, und mit seinem Schwanz beschützt er seine Nase, damit ihn die Schlange nicht beisse. So verbarg unser Heiland, nachdem er einen menschlichen Leib angenommen, seine Gottheit, und er hat sich an der Küste des Meeres, d. i. der Welt, niedergelassen, und hier den Pharao getötet, der auf dem Strome Aegyptens sich befand und der der Teufel ist. Wenn dieses Tier sich mit dem Staub (der Erde) bekleidet, verbirgt es sich vor dem Drachen, wenn er sich, ohne dass er es merkt (oder: ohne es zu merken), ihm genähert hat. Auch Christus, wenn er nicht im Fleische gewesen wäre, wie hätte er wohl den Teufel vernichtet? Ihn als Gott sehend, hätte er wohl zu ihm gesagt (W.): Du, in dessen Hand alles ist, es flösst mir Furcht ein, (dir) nahe zu kommen, deine Schönheit. Aber er (Christus) erniedrigte sich selbst und errettete alle. (Phil. 2, 8?).

Siebenundzwanzigste Erläuterung:

Über die Krähe.

Es sprach Jeremias: „Ich wohnte wie eine Krähe in der Wüste allein.“ (Jer. 3, 2). „Wüste“ nennt er (die Stadt) Jerusalem. Der Physiologus sprach: Wenn das Männchen der Krähe gestorben ist, so

nimmt sie keinen andern Gatten mehr und andrerseits das Männchen keine zweite Gattin. So hat auch Jerusalem, die Schaar der Juden, die Mörderin des Herrn, keinen zweiten Erlöser mehr, denn er sprach: „Ich habe euch einem Manne verlobt, einem keuschen und reinen, damit ihr in Reinheit euch (ihm) nähert," (II. Cor. 11, 2) die ihr Ehebruch mit Stein und Holz triebet. Wenn wir aber unsere neue Lehre haben, so sind wir Christo verlobt, und nicht wird (dann) der Hurer der Teufel eingehen in uns. Und wenn aus unserm Herzen die Macht des Wortes entwichen ist, so befleckt uns der böse Feind, denn er (David) sprach: „Nicht schläft und nicht schlummert der, welcher Israel behütet." (ψ. 120, 4.) Von nun an werden Räuber nicht (mehr) eindringen in die neue Stadt, nämlich das Herz. Schön sprach (darüber) der Physiologus.

Achtundzwanzigste Rede:
Über die Turteltaube.

Er sprach im Hohenlied: „Die Stimme der Turteltaube wurde gehört in unserm Lande." (Cant. 2, 12.) Der Physiologus sprach: Die Turteltaube wohnt sehr abgeschlossen in der Wüste und nicht ist sie da, wo viele (Leute) sind. Und auch unser Herr Christus stieg hinan den Ölberg, indem er von vielen nur den Petrus und Jakobus und Johannes mit sich nahm, und vom Himmel kam herab eine Stimme, welche sprach: „Dies ist mein Sohn, den ich lieb habe, und an ihm habe ich Wolgefallen." (Matth. 17, 5.) Also ziehen auch die tapferen Diener Christi sich gern allein in die Wüste zurück, wie er sprach: „Wie eine Turteltaube girre ich, und wie eine Taube rede ich." (Jes. 38, 14.) Die Turteltaube ist ein Vogel, dessen Name Kaldân ist, und alle Vögel lieben die Zeit (W: den Monat) der Ernte, dieser aber liebt nicht die Zeit der Ernte [und geht nicht hin]. Schön sprach er, was er über die Turteltaube sprach.

Neunundzwanzigste Rede:
Über den Landfrosch (und den Wasserfrosch).

Der Physiologus sprach: Er erträgt geduldig die Flamme und die Hitze der Sonne. Die Frösche aber, welche im Wasser sind, verbergen sich in der tiefe des Wassers, wenn sie die Sonne erreicht. Es gleichen die ersteren, welche die Drangsale der Hitze geduldig aushalten, den starken und nach Erkenntnis (lies labbewō?) strebenden (W.); wenn sie aber der grosse Regensturm trifft, nämlich die Verfolgung der Gläubigen, dann sterben sie für ihren guten Kampf (scil. um ihn bis zum Ende durchzuführen). Wie sich (andrerseits) die, welche im Wasser leben, vor der Glut der Sonne verbergen, und dies sind diejenigen, welche von der Liebe zu den Lüsten der Welt ergriffen worden sind; wenn sie etwas (W: eine kleine Mühsal) betroffen hat, kümmern sie sich nicht darum und kehren wieder zurück in ihr zügelloses Leben. Schön sprach (darüber) der Physiologus.

Dreissigste Rede:

Über den Bergbock.

David sprach: „Wie der Bergbock[1]) verlangt nach der Wasserquelle, also verlangt meine Seele nach Gott.“ (ψ. 41, 1) Der Physiologus sprach: Der Bergbock ist ein Feind des Drachen; wenn der Drache vor dem Bergbock flieht, geht er in einen Erdspalt; und der Bergbock wiederum füllt seinen Bauch mit Wasser und speit es in die Spalten aus; und darauf geht der Drache heraus, und der Bergbock tötet ihn. Ebenso tötete auch unser Herr den grossen Drachen, der im Himmel war, während er früher das Wort der Weisheit hatte. Nicht vermochte das Wasser der Drache zu ertragen, und ebenso nicht der Teufel zu ertragen das himmlische Wort (W: das Wort Gottes). Du aber, wenn in deinem Herzen etwas (= eine Stimme) ist, das zu dir spricht: hure nicht und stiehl nicht und geh nicht zu der Frau eines (andern) Mannes, so ertöte alle eitelen Werke, indem du das Wasser der Lehre des neuen Gesetzes trinkest; auch unser Herr hat den grossen Drachen, den Teufel, der sich in der Tiefe der Erde und in einer grossen Spalte versteckte, aus dem Himmel vertrieben. Unser Herr hat aus seiner Seite Wasser und Blut vergossen und den Drachen getötet. Uns aber, uns hat er erlöst durch (das Wasser) seiner Wiedergeburt und hat uns den ganzen Kampf (Glosse: das geheime Werk) mit dem Teufel[2]) gelehrt.

Einunddreissigste Rede:

Über das Thier, dessen Name Salmandar (= σαλαμάνδρα Salamander) ist.

Es sprach der Physiologus über denselben: Wenn er in einen Feuerofen (W: in das Feuer) kommt, so löscht das Feuer aus, und wenn in ein Warmbad, so löscht (das Feuer, womit dies Bad geheizt wird, auch) aus. Wenn aber (schon) der Salmandar infolge seiner Natur das Feuer auslöscht, wie giebt es [dann] Leute, welche bis jetzt nicht von den drei Jünglingen glaubten, dass sie, als sie ins Feuer geworfen wurden, es durch den Glauben, die Kraft ihres Herzens, kalt machten. (Denn) es steht geschrieben, was er spricht: „Auch das Feuer wird dich durch seine Glut nicht verbrennen.“ (Jer. 43, 2.)

Zweiunddreissigste Rede:

Über den Edelstein Admàs (= Diamant).

Der Physiologus sprach: Im Gebiet des Morgens wird des Admâs gefunden; am Tag wird er nicht gefunden, sondern blos bei Nacht, und sein

1) Im griech. Phys. der Hirsch, Ἔλαφος. Lauchert.

2) Lies aber besser (mit Dillm.) *ḫatala* (statt *ḫatla*); dann: und hat uns das Kämpfen mit jeglichen verborgenen Werken, die dem Teufel gleichen, gelehrt.

Name ist Admâs, weil er alles besiegt (δαμάζει, daher ἀδάμας), er (jedoch) kann von niemand besiegt werden. Unser Herr richtet alles, wie er selbst sprach: „Wer (kann) mich einer Sünde beschuldigen?“ (Joh. 8, 46.) „Die Leute, welche im Dunkel sassen, sahen ein Licht, und denjenigen, welche im Dunkel und Schatten des Todes waren, ist ein Licht aufgegangen“ (Jes. 9, 2), es wird daher im Osten die Wahrheit gefunden; der Prophet sprach: „Morgen, das ist sein Name!“ (Zach. 6, 12). Und ein andrer sprach: „Es geht auf ein Stern aus Jakob“. (Num. 24, 17). Und da der Admâs ein Bild für unsern Heiland ist, wie er sprach, so wurde (auch) Hiob in der Gegend des Ostens nicht vom Teufel besiegt. Und wie die Apostel des Morgens, das ist Christi, waren, wie die Schrift spricht, — sie erwähnt die Verfolgungen, welche auf sie kamen, und die Aufstände von Seite der Juden, indem sie getroffen wurden von Drangsalen in den Flüssen, und von Drangsalen von Seite der Räuber und falschen Brüder (cf. 2. Kor. 11, 24—26) — und wie der Admâs von denen, die mit ihm streiten, nicht besiegt wird, so (wurde) auch die ganze Schaar der Propheten (nicht besiegt), und alle Heiligen erkennen das.

Dreiunddreissigste Rede:

Über den Vogel, dessen Name Kalidîn (= χελιδών Schwalbe) ist.

Dieser gleicht den Vätern der Sketischen Wüste, die vollkommen in ihren Werken sind; er schläft, bis der Winter vorüber ist, und im Frühling erwacht er wieder. Und so wie der Winter der Prüfung jener Väter vorüber war, während sie die Wogen der Drangsale, die über ihren Körper hinweggiengen, ertrugen, so gedachten sie ihres Dienstes vor Gott, als sie sprachen (W. da er sprach): „Wach auf, du, der du schläfst, und steh auf von den Todten, und es wird dir Licht spenden Christus“ (Eph. 5, 14), die Sonne der Gerechtigkeit. Die Toten aber, die nicht auf den schönen Gottesdienst bedacht waren (wie die Mönche) und den Götzen und unreiner Lust dienten, sehen das Licht nicht. Über sie sprach der Physiologus schön. Der Vogel Kalîdîn aber weilt ruhig an einem Orte, bis der Winter vorüber ist.

Vierunddreissigste Rede:

Über den Baum, dessen Name Epidikjê (= ἐπιδέξιον) ist,

das ist einer nach rechtshin; und es gibt im Lande Indien einen schönen Baum, dessen Früchte süss und honiggleich sind, und sie sind wolschmeckend für die Tauben, und (diese) nähren sich von ihm. Und es ist der Drache der Feind der Tauben, welcher sie tötet. Aber es schreckt ihn der Schatten dieses Baumes und macht ihn schlaff (W.). Wenn aber die Taube umherirrt und sich vom

Schatten (dieses Baumes) entfernt, dann lauert der Drache auf und vernichtet sie. Dieser (Baum) lehrt uns das Bild des Vaters verstehen, wie Gabriel zu unserer Herrin Maria spricht: „Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten.“ (Luc 1, 35) Der Baum aber ist das Leben für den, welcher glaubt und Früchte schafft. Die Taube hinwiederum ist der Geist (Intellect), welcher im Schatten der Flügel des Vaters dahinfliegt, nämlich die Hilfe seiner rechten Hand. Die Gläubigen werden beschützt und genährt mit der Lehre der Weisheit vom Geiste, welcher sie beschattet, d. i. mit Freude und Friede und Geduld, der Speise der Seele; wenn wir aber da weilen, wo nicht sein Schatten hinkommt, was (gleich) dem Gehen in Finsternis der Sünde, der bösen Lust, des Götzendienstes, der Hurerei und des Diebstahls, des Hochmuts und der Lüge und der Ungerechtigkeit und des Betrugs ist, und er (der Teufel) diese (Laster) bei uns findet, so richtet er uns leicht zu Grund, indem wir nicht zur Ueberschattung des Lebens kommen. Deshalb ruft der Apostel, das Holz des Kreuzes, den Töter der Schlange, kennend, laut und spricht: „Mir fürwahr ziemt es nicht, dass ich mich rühme ausser des Kreuzes Christi, weil mir die Welt tot ist, und ich wiederum der Welt tot bin.“ (Gal. 6, 14) Schön sprach der Physiologus über den Baum Epîdêḳsjô.

Fünfunddreissigste Rede:

Über die Taube.

Johannes sprach: „Ich habe gesehen den Himmel offen und den heiligen Geist herabsteigen vom Himmel wie eine Taube, und er liess sich nieder auf ihn, und es kam eine Stimme vom Himmel, welche sprach: Dies ist mein Sohn, welchen ich liebe, und an ihm habe ich Wohlgefallen.“ (Marc. 1, 10 f.). Und über viele Tauben hat der Physiologus geredet und er sprach: Es gibt also welche, die (Tauben) aufziehn und lehren. Und zahlreich ist das Geschlecht der Tauben; verschiedenartiges Aussehen haben sie: Es gibt welche, deren Farbe dunkel und einige die goldgrün und einige die weiss sind; und es ist (ihre Farbe) auch rot. Der Physiologus hat (ferner) über die Tauben geredet: Sie alle hat der Lehrer der Welt ausgesandt, da flogen die Tauben auf(?). Nicht vermögen diejenigen (Leute), welche Tauben in ihren Schlägen (wörtl. Netzen) aufziehn, irgendwie herbeizuholen (od. zu locken) die Tauben von andern (Leuten) ohne eine rote; nicht können sie (allein) sie herbeilocken noch überreden. (So) schickte einst der Vater vor der Ankunft Christi rote Tauben, indem er alle zum ewigen Leben (scil. durch sie) berief, — den Mose und Elias, den Samuel und Jeremias und Jesajas und Hesekiel und andere Propheten. Und nicht hätte (W.) irgend

einer (derselben) die Menschen zum Leben führen können, wenn nicht unser Herr Jesus Christus vom Himmel herabgesandt worden wäre von Seiten seines Vaters. Denn er hat alle zum Leben geführt, indem er sprach: „Kommet zu mir ihr alle, ihr von Schmerzen Bedrängten und Müden, so will ich euch Ruhe geben.“ (Matth. 11, 28.) Auch die Hure Rahab wurde durch ihren Glauben gerettet und hat errettet ihr Haus durch das Zeichen des roten Fadens. Er sprach im Lied der Lieder: „Wie eine (scharlachrote) Schnur sind deine (ihre W.) Lippen.“ (Cant. 4, 3.) Auch unsre Herrin Maria nahm roten Purpur, worin sie in Wahrheit (Gott) diente, bis dass die bestimmte Zeit kam, in der das Geheimnis geschah. Ferner steht im Evangelium des Matthäus geschrieben, dass, als sie unsern Herrn kreuzigten, „sie ihn in einen roten Purpurmantel kleideten.“ Und Johannes sprach: Er kleidete sich in Purpur.“ (Joh. 19, 2?) Und der mystische Sinn davon ist: in Betreff seiner Fleischwerdung. Der Purpur, von dem er spricht ist (andererseits aber auch) ein Bild des Himmelreichs. Denn nur kleidet sich in Purpur ein König. Schön sprach der Physiologus das, was er über die roten Tauben sprach.

Ferner sprach er: Wenn alle Tauben vereinigt ziehen, so wagt es der Habicht nicht ihnen Leid zuzufügen; denn er fürchtet sich vor ihrer Menge und vor dem Rauschen ihrer Flügel, wenn sie fliegen. Trifft er aber eine allein, so raubt er sie mit leichter Mühe. Dies nun ist das Bild der Jungfrauen. Wenn sie vereinigt sind in der Kirche und ihre Versammlung nicht aufgeben, so fürchtet sich der Feind vor den Tönen ihres Gesangs und ihrer Rede, und nicht nähert er sich ihnen. Wenn sie einmütigen Herzens ohne Unterlass zu ihrem Gott beten, so vermag er sie nicht zu rauben (bezw. verführen). Und alle Christen sollen dem ähnlich werden und nicht die Gemeinschaft aufgeben.

Sechsunddreissigste Rede:

Über das Tier, dessen Name Endrâpês ist.

Und dieses Tier ist sehr wild, und nicht kann es der Jäger erreichen, und es hat grosse Hörner und zersägt damit hohe Bäume und streckt sie nieder auf die Erde. Und wenn es Durst hat, steigt es in den Fluss Euphrat herab und trinkt Wasser. Und hier ist ein Baum, dessen Name Zarṭânê ist, und dessen Zweige lang sind, und dies Tier kommt hüpfend zu diesem Baum und wird von den Zweigen des Baumes ergriffen und verwickelt drein seine Hörner, indem es loszukommen wünscht und doch sich nicht zu retten vermag. Denn es schreit, und wenn nun der Jäger sein Schreien vernimmt, so kommt er und sticht das Tier nieder, da es (mit seinen Hörnern in die Zweige) verwickelt ist. Auch du, o Bürger, da du zwei Hörner hast, nämlich das alte und neue Testament, mit denen du jeden, der dich verfolgt, zu stossen vermagst, so sollst du nicht

von den Zweigen der Hurerei und des Eigendünkels und der Habsucht und allen Begierden, die zum Gericht führen, ergriffen werden, und nicht soll dich der Feind, der Teufel, erreichen.

Siebenunddreissigste Rede:

Über den Stein, dessen Name Parpalò (= *περοβόλων* gen. pl.) **ist,**

von welchem Feuer ausgeht. Und alles, was ihn berührt, brennt, und er hat eine Natur, die eines Mannes und die eines Weibes (zugleich), und sie (scil. die zwei Feuersteine?) sind weit von einander entfernt. Dieser aber (scil. der eine der beiden) gleicht dem Weibchen (und der andre dem Männchen). Auch du hüte dich, sie (die Weiber) zu berühren, damit du dich nicht an der Flamme der Lust, welche hell lodert, verbrennst. Denn auch Simson wurde dadurch besiegt, bis ihm das Weib seine Haare abschor, und so seine Kraft schwach wurde „Und viele wurden durch Weiber irre geführt," wie geschrieben steht, wegen der Schönheit der Weiber" (vgl. Sir. 9, 8.)

Achtunddreissigste Rede:

Über den Stein, dessen Name Ma(n)guantis (*ἡ μαγνῆτις* Magnet) **ist.**

Es wird gesagt, dass dieser Stein das Eisen anzieht, wenn er es berührt. Wenn aber die geschaffenen Dinge sich gegenseitig anziehen, wie viel mehr (kann so etwas) der (bewirken), welcher Alles geschaffen und Alles gemacht, der den Himmel wie einen Kreis aufgehängt und die Erde gegründet und sie über dem Wasser befestigt hat ausserwegen. Und er hieng (am Kreuze), dass er uns erlösete; noch viel mehr kommt ihm (dies) zu (scil. als den Creaturen?). Schön sprach der Physiologus über den Magnet.

Neununddreissigste Rede:

Über das Tier Kitès (*κῆτος* Meerungetüm), **auch Prējânès** (= *πρίονος* gen. Säge, Serra marina) **genannt,**

und es hat grosse Flügel; und wenn es grosse Schiffe sieht, so zieht es mit ihnen und wetteifert mit ihnen, und wenn es so 30 oder 40 Stadien gezogen ist, ermüdet es durch die Anstrengung seine Flügel und kehrt wieder an seinen früheren Ort zurück. Die Schiffe aber sind die Apostel und Blutzeugen, welche Drangsale erduldeten und beunruhigt wurden in dieser Welt, indem sie geduldig ausharrten, gleichwie die viel Gut mit sich führenden Schiffe, (welche) die Wogen des Meeres beunruhigen, bis sie zum Hafen gelangen. Das Tier aber, welches (mit dem Schiff) wetteifert, sind diejenigen, welche schöne Werke und vortrefflichen Wettkampf begannen, aber wiederum zurückkehrten ohne zum Hafen der Rettung zu gelangen. Schön sprach der Physiologus über den Prejânès.

Vierzigste Rede:
Über die drei tapfern Jünglinge und Daniel.

Nachdem sie (die Jünglinge) in den Ofen (W. das Feuer) geworfen und (näml. Daniel) dem Löwen preisgegeben waren, wurden sie vom Tod erlöst, da sie den wahren Gott priesen. Wenn aber jene errettet wurden, so ist nichts Wunderbares an den Heiligen, wenn sie die Toten erweckten und Berge versetzten, während der Herr ihnen half.

Einundvierzigste Rede:
Über den Abisér (= Ἶβις Ibis).

Er ist unrein im Gesetz, wie geschrieben steht. (Lev. 11, 17. Deut. 14, 16). [Gehe nicht in den Abgrund, der du nicht schwimmen kannst.] Nicht vermag er in die Tiefe des Meeres zu schwimmen um Fische zu rauben [W. statt dessen: Auch dieser, scil. Vogel, kommt nicht in die Tiefe des Meeres, um Fische zu rauben, denn er kann nicht schwimmen]; sondern er verweilt an der Küste und lauert; und er findet nur (dann Fische), wenn das Wasser abnimmt. Also schrecken diejenigen, welche im Meer der Liebe zu Gott schwimmen, den Räuber; wenn aber einer nicht seine Hand wie ein Kreuz ausstreckt (d. i. das Zeichen des heiligen Kreuzes macht), so kann er nicht durchs Meer hindurch kommen. Und es gibt in jeder Natur einen Typus, der (etwas) erkennen lässt. Auch die Sonne vermag nicht Licht auszusenden, wenn sie nicht ihren Glanz ausbreitet, und auch der Mond (nicht), und ebenso kann auch ein Vogel nicht in die Luft empor fliegen, wenn er nicht seine beiden Flügel ausbreitet. So flohen auch die Amalekiter, als Mose seine Hand ausstreckte, und Daniel brachte die Löwen zur Anbetung, und Jonas entkam aus dem Bauch des Meerungeheuers, und Thekla (s. oben Nr. 17) wurde einem Löwen und einem Bären preisgegeben und durch das Zeichen des Kreuzes errettet. Und Susanna und Judith und Esther und die drei Jünglinge, und alle (andern) wurden auf diese gleiche Weise errettet.

Zweiundvierzigste Rede:
Über das Tier, dessen Name Derkódēs (= περὶ δορκάδος; griech. Text περὶ δόρκου, Gazelle) ist.

Es wird gesagt: es liebt die Höhen und verweilt (daselbst). Seine Speise aber findet es auf den niederen Bergen. Und es heisst (ferner), es bemerkt alle, die sei's nun in List oder ohne Arg und in Frieden zu ihm kommen. Wie das hohe Lied sagt: „Siehe es kommt mein junger Bruder zwischen den Bergen umher springend und auf den Hügeln sich tummelnd.“ (Cant. 2, 8.) Mit den Bergen nun vergleiche die Propheten und mit den Hügeln die Apostel. Und es ist der Bergbock als ein guter

Läufer bekannt und das Bild für diesen. Da unser Heiland alles weiss, und Gott ist, so sieht er all unser Tun; auch diejenigen, welche von Fern kommen, sei's auch mit List und in schlechter Gesinnung, erkennt er, wie er von Judas wusste, dass (dieser) ihn durch Küssen verraten würde. Auch David sprach: „Es kennt der Herr den Weg der Reinen."
(ψ. 1, 7; vgl. auch Prov. 2, 8.)

Dreiundvierzigste Rede:
Über den Dèmanîês,

welcher der Adamâs ist, ein harter Stein, und das Eisen spaltet ihn nicht. Auch das Feuer vermag nichts über ihn, noch der Geruch des Rauches. Und wenn er in einem Haus ist, so kommt kein Dämon hinein noch etwas eitles, und der Mann, welcher ihn trägt, überwindet jede Verführung des Teufels. Der Adamâs ist Jesus Christus; wenn er in unserm Herzen ist, so kann niemals irgend welche Eitelkeit des Teufels zu (od. über) uns kommen.

Vierundvierzigste Rede:
Über das Tier, dessen Name Èlbas,

welches der Elefant ist, der in der Wildnis lebt. Und er ist ein gescheites Tier; und er hat (keine?) Lust (zur Begattung). Und wenn er ein männliches Junge zu bekommen wünscht, so geht er gen Morgen in die Nähe des Paradieses. Und es ist im Lande (ba-medra) der Sirenen (Sîrônes, das ganze verderbt aus mandra gôres d. i. mandragora) ein Baum, d. i. Henkâkjâ, und sie gehen (dorthin) zusammen, das Weibchen, und das Männchen. Und wenn das Weibchen zuerst vom Baume genommen hat, gibt sie (davon) ihrem Gatten und scherzt mit ihm, bis er es nimmt, und er isst und begattet sich mit ihr. Darauf wird sie schwanger, und wenn ihre Zeit zu gebären kommt, so geht sie in einen grossen Fluss und steigt hinab ins Wasser, bis es zu ihren Brüsten reicht, und hier gebiert sie ein Junges, so dass dasselbe ihre Brüste empfängt und daran säugt. Der Elefant aber, sein Vater, trägt es, und schützt es so vor der Schlange; denn die Schlange ist der Feind des jungen Elefanten, und wenn der Elefant die Schlange findet, zertritt er sie mit seinen Füssen, und tötet sie. Und also ist (ferner) seine Natur: Wenn er hinfällt, so kann er nicht wieder aufstehen; denn es fehlt ihm, womit er seine Kniee biegen könnte, und wenn er zu schlafen wünscht, so lehnt er sich an einen Baum, und indem er sich so anlehnt, schläft er. Die Jäger aber, die seine Natur und seinen Aufenthaltsort kennen, gehen hin und zersägen den Baum, bis er nur um weniges (beisammen) bleibt. Und wenn er (nun) kommt und sich anlehnt, so fällt er hin und beginnt zu schreien und zu klagen, und wenn sein Kamerad (es) hört, so kommt er um ihm zu helfen, und er kann es nicht und schreit auch, und weiter kommen viele, können ihn aber nicht aufheben. Und nach ihnen allen kommt ein kleiner

junger Elefant und schiebt seinen Rüssel unter seine Seite und stützt ihn so und richtet ihn auf. Jener kleine Elefant aber jagt den Dämonen Furcht ein, und nicht nähert sich ihm der Drache. (Der Elefant ist) nach dem Bild von Adam und Eva, als sie im Garten der Wonne waren ohne das Böse zu kennen; damals gab es noch nichts (scil. feindliches), das sie besiegte. Von dem Augenblicke aber an, da sie (Eva) ass und ihm (Adam) von dem Baum, der einen das Gute und Böse (verstehen) lehrte, zu essen gab, da that sie Böses. Und es erkannte sie ihr Mann, und sie gebar den Ḳâjal (= Kain), da sprach er (scil. Gott): sie sind kühl geworden wie Wasser (cf. LXX Gen. 49, 4); wie David sprach: „Rette mich o Herr, denn es es ist gekommen über mich das Wasser bis zu meiner Seele." (ψ. 68, 1.) Und als der grosse Elefant kam, da konnte er ihn nicht aufrichten, und nach ihm kamen viele Elefanten und konnten ihn nicht aufheben, und diese sind die grossen Propheten, und die zwölf kleinen Propheten, die konnten den Adam nicht aufheben. Es kam aber der neue Elefant, unser Heiland, und nahm sein (= Adam's) Ebenbild an, und „indem er ein Knecht ward" (Phil. 2, 7), hat er uns aufgerichtet und hat uns erhöht mit ihm in den Himmel; und dieser (der Elefant) ist sein Gleichnis (Typus).

Fünfundvierzigste Rede:

Über den Stein Akâtis (= ἀχάτης Achat).

Wenn der Künstler (Juwelier) eine Perle zu suchen wünscht, so lässt er ein Netz ins Meer hinabsteigen und bindet fest seinen Angelhaken (den Achat nämlich) daran und wirft sein Netz aus und nähert sich dem Ort, wo die Perle sich befindet, und bleibt hier stehen. Und während er seinen Angelhaken (der Perle) folgen lässt, macht er keine schwankende Bewegung, da er die Unreinigkeit seines Platzes (näml. die schlammige Beschaffenheit des Meeresbodens, wo die Perle liegt,) kennt, und (so) bemächtigt er sich mit Vorsicht der Perle. Wie wird aber die Perle erzeugt? Es ist ein Vogel, der Bergânô heisst, der steigt vom Meer in der Richtung nach Osten auf, indem er seinen Mund öffnend den Thau des Himmels beim Aufgang der Sonne und des Mondes und der Sterne verschlingt. Und aus allen (diesen) Lichtstrahlen wird die Perle gemacht. Und der Bergânô (d. i. arab. *murgân* „Perle", gemeint ist aber die Muschel) ist ein Vogel, der zwei Flügel hat, welche die Perle wie im Mutterleibe umschliessen. Und diese gleicht unserm Heilande, der ohne (menschlichen) Samen, aus der Jungfrau allein, geboren ist, von dem (Johannes der Täufer) sprach: „Siehe das Lamm Gottes, welches wegnimmt die Sünde der Welt." (Joh. 1, 29.) Die Perle aber entfernt die Unreinigkeit des Meeres, und die zwei Flügel sind das Sinnbild des neuen und alten Testamentes. Und es werden ferner die Sonne und der Mond und die Sterne und der Thau dem heiligen Geist gleich (gesetzt), der allen

Licht gewährt, und dessen Macht und Gesetz alles erfüllt Denn die Perle ist kostbar, und wer sie begehrt, der verkauft alles, was er hat, und erwirbt sie sich (vgl. Matth. 13, 46). Du aber, o freier, verkaufe all dein Gut und gib (es) den Armen, damit du dir die kostbare Perle verschaffest, welche ist Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, die die ganze Welt erleuchtet.

Sechsundvierzigste Rede:
Über den Wildesel und über den Affen.

Und diese werden im Palast des Königreichs gefunden. Wenn er (der Wildesel) am 25. Tag des Monats Magâbît zwölfmal geschrien hat, so merken es der König und seine Satrapen, dass die Nacht und der Tag gleich sind. Und jene (der König und sein Hofstaat) sind die, welche an die Stimme der Propheten, die durch Zeichen sich ausweisen, geglaubt haben. Das Schreien des wilden Esels aber (bedeutet) den Teufel, und der Affe gleicht jener Person, die begonnen und nicht zu Ende gebracht hat, dem Teufel, früher (war) er einer von den Fürsten der Engel. Nachher aber wurde er der Feind Gottes genannt, wie er (einst) ein Gott Nahestehender genannt worden war. Also kann auch der Affe nichts zu Ende bringen. Schön sprach (darüber) der Physiologus.

Siebenundvierzigste Rede:
Über den Stein von Indien.

Es ist ein Stein, der folgende Natur hat: Wenn einer von den Menschen Schmerzen hat und wassersüchtig ist, so sucht der Arzt diesen Stein und bindet ihn auf den, der vom Wasser Schmerzen leidet, und lässt ihn liegen, bis drei Stunden (um sind), und dann bindet er den Stein wieder los von dem Mann; und wenn sie den Stein in einer Wage wägen, zieht er die Wage herunter. Und wenn sie den Stein in die Sonne legen, so giesst er, bis drei Stunden (um sind), alles Wasser, das der Mann eingesogen (wörtl. getrunken) hatte, aus, und sowol der Stein wird wieder ganz rein als auch der Mann gesund. Dieser Stein aber ist Jesus Christus, unser Herr, wegen der vollkommenen Liebe, die die Furcht austreibt (vgl. 1. Joh. 4, 18), welcher uns geliebt hat, da wir vom Wasser der Lust des Teufels, der unsere Herzen erfüllt hat, wassersüchtig waren; da er herab stieg und an das Kreuz geheftet wurde, hat er unsere Schmerzen weggenommen und unsere Krankheit getragen (vgl. Jes. 53, 4), und er selbst hat uns erlöst.

Achtundvierzigste Rede:
Über den Vogel, dessen Name Arôdjôn (= ἐρωδιός Reiher) ist.

Er ist klüger als alle Vögel; der Ort, der ihm Schatten gewährt, und wo er übernachtet, ist Einer, und nicht sucht er deren viele, sondern wo er nistet, da bleibt er auch, und wenig Speise genügt ihm, und wo er sich niederlässt, da schläft er. Und nicht frisst er Aas, und nicht fliegt er

nach vielen Orten, sondern sein Ruheplatz ist ein Ort. Du aber suche nicht die vielen Aufenthaltsorte der Ketzer, sondern einer sei dein Lager, und das ist die heilige Kirche. Ist doch unser Herr Jesus Christus herabgestiegen und hat das himmlische Gesetz gelehrt, damit wir die himmlische Herrlichkeit erlangen, und unsere Gedanken im Himmel seien. Nach dem Ruhme der Andern aber sollst du nicht trachten denn du wirst (solchen) erreichen. Schön sprach (darüber) der Physiologus.

Neunundviersigste Rede:

Über den Sakamĕrôs, welches der Maulbeerfeigenbaum ist.

Der selige Amos sprach: „Nicht bin ich ein Prophet, noch ein Prophetensohn, sondern ein Feigenverkäufer bin ich, und die Böcke weide ich.“ (Am. 7, 14.) Schön hat der Prophet die Person Christi mit der Feige verglichen; was er sprach (= sein Ausdruck): „Ich verkaufe Feigen“ ist das neue Wort; auch Zachäus stieg hinauf auf den Maulbeerfeigenbaum, damit er unsern Heiland sehe. Und sein Kennzeichen ist: Bevor die Maulbeeren reif werden, sind (dort) Würmer, die Gallwespen heissen, welche in ihnen wohnen, wie die, welche im Dunkel wohnen, das Licht nicht sehen. Und es scheint ihnen, als ob sie in grossen Städten lebten. Und wenn die Maulbeerfeige reif ist, kommen die Gallwespen heraus und sprechen unter sich: Im Dunkel haben wir uns aufgehalten, bevor die Feigen reif waren. Und am ersten Tag werden sie reif, am dritten Tag aber dienen sie vielen als Speise. Die Feige aber ist der Leib unsres Herrn Jesus Christus. Als er von der Lanze durchbohrt und mit Nägeln ans Kreuz geheftet wurde, gieng Blut und Wasser aus ihm. Und am dritten Tag ist er wieder auferstanden von den Toten und erschienen, und wir haben die neue Sonne gesehen; gleichwie die Gallwespen, als die Maulbeerfeigen reif waren, das Licht der Sonne sahen. „Und die Böcke weide ich“ (Am. 7, 14), womit der Prophet die reumütigen Leute meint in Betreff derer gesagt wurde: „Er gab ihnen Ruhe, nachdem sie in Sack und Asche Busse gethan.“ (Matth. 11, 21.) „Und die Leute, die im Dunkeln waren, sahen ein grosses Licht, und über die, so im Dunkel und Schatten des Todes sassen, gieng ein Licht auf.“ (Jes. 9, 1.) Und wenn die Maulbeerfeigen reif sind, so dienen sie am dritten Tag als Speise für alle. Auch unser Herr Jesus Christus gab, als er am dritten Tage von den Toten auferstanden war, Leben und Verzeihung und ward zur Speise für Alle. Schön sprach (darüber) der Physiologus.

* * *

(Dies waren) die neunundvierzig Reden die er über die Tiere und Vögel wie über die Bäume geredet, in denen viele verschiedene Gleichnisse (enthalten sind). Lob (gebührt) Gott in Ewigkeit; Amen, Amen, es geschehe, es geschehe!

Zur Chronologie der Dramen Jean de Mairet's.

Von

Ernst Dannheisser.

Jean de Mairet ist nachgewiesenermassen[1]) im J. 1604 geboren, während er der in der Vorrede zu seinem Duc d'Ossonne[2]) von ihm selbst gemachten Altersangabe zufolge im J. 1610 geboren sein will, er sich also um 6 Jahre jünger hinstellt, als er in der That damals war. Der Grund ist unschwer zu finden, schon Parfaict[3]) hat ihn erkannt. Mairet hatte den Ehrgeiz, ein frühreifes Genie genannt zu werden. Mit überlegenem Stolze lässt er in der Epistre comique alle seine Werke Revue passieren[4]). Im Alter von 26 Jahren, sagt er, könne er sich den Veteran der dramatischen Dichter nennen. Und doch lebte damals noch Racan, der ihm, wie Mairet selbst eingesteht, in der dramatischen Karriere vorausgegangen war. Hielt nun Parfaict auch nicht viel von Mairet's Wahrheitsliebe, so wagte er doch nicht, über alle Altersangaben M.'s den Stab zu brechen und ist so auf halbem Wege stehen geblieben. Er glaubte, nachgewiesen zu haben, dass M. sein Alter nur deshalb falsch angegeben habe, um behaupten zu können, seine Meisterwerke seien die Produkte einer frühreifen Jugend, und ging merkwürdigerweise doch in M.'s Falle. Was konnte M. daran liegen, ob man 1604 oder

1) Cf. Jean de Mairet, Sophonisbe, ed. Karl Vollmöller (Sammlung Französ. Neudrucke) Henninger 1888. VII f. Ueber biographische Details gibt Aufschluss: Studien zu Jean de Mairet's Leben und Wirken von Dr. Ernst Dannheisser Münchener Dissertation 1888.

2) Wir nennen diese Vorrede kurzweg Epistre comique (Ep. com.).

3) Hist. du th. fr., Paris 1745 t. IV p. 338 f.

4) Je composay ma Chrisëide à 16 ans au sortir de philosophie et c'est de celle-là et de Sylvie qui la suivit un an apres . . Je fis la Sylvanire à 21, Duc d'Ossonne à 23, Virginie à 24, Sophonisbe à 25, Cléopâtre et Soliman à 26 ans.

1610 für sein Geburtsjahr hielt? Wenn man ihm nur glaubte, dass er die Sylvie z. B. im Alter von 17 Jahren geschrieben — dann war sein Zweck erreicht. Dass Parf. das wirklich glaubte, war eben sein Fehler und dieser Inkonsequenz seines Verfahrens verdanken wir in erster Linie die falsche Chronologie der Dramen Mairet's. Gaspary[1]) ist viel konsequenter. Er glaubt M. alles, auch dass er 1610 geboren sei und kommt so zu einer Chronologie, welche der Parfaict's gegenüber eine Differenz von sechs Jahren für jedes in der Ep. com. erwähnte Stück ergibt. Heute, wo M.'s Geburtsjahr als eine feststehende Thatsache betrachtet werden kann, ist es uns nicht mehr möglich, Gaspary's Operationsbasis für eine Zeitbestimmung von Mairet's Dramen beizubehalten. Wir schicken unseren Aufstellungen folgende Erwägung voraus: Mairet kam es nur darauf an, glauben zu machen, er habe die Sophonisbe z. B. mit 25 Jahren geschrieben. Dass die Sophonisbe im J. 1629 aufgeführt[2]) worden sei, konnte er doch den Zeitgenossen am 4. Jan. 1636[3]) nicht zumuten, ihm vertrauensvoll nachzusagen, nicht ganz zwei Jahre, nachdem Soph. in Wirklichkeit aufgeführt worden war[4]). Er musste schon aus Gründen der aller elementarsten Klugheit das Jahr der Abfassung seiner Werke richtig angeben, er konnte seine Werke nicht als älter hinstellen als sie waren, wohl aber sich selbst als jünger. Letzteres war demnach der einzige Ausweg für ihn, wenn er nach dem Ruhme eines frühreifen Genie's geizte. Wir glauben ihm also, dass er Soph. im J. 1634, nicht aber, dass er sie in seinem 25. Lebensjahre geschrieben habe. Vorauszusehen ist, dass wir bei dem von uns eingeschlagenen Verfahren Resultate gewinnen werden, welche denen Gaspary's sehr nahe kommen — aber auf anderer Grundlage. Parf.'s Daten für M's Dramen sind von allen Litterarhistorikern mit einigen noch hervorzuhebenden Ausnahmen ohne das geringste Bedenken nachgeschrieben worden, ohne dass man diejenigen Beauchamp's dagegen hielt, welche nur von der ersten Veröffentlichung durch den Druck zu gelten schienen. Zur Klärung der französischen Theatergeschichte konnten aber Parf.'s Angaben nicht beitragen, und so kam es, dass Ebert's Meisterwerk[5]) Probleme konstatieren musste, die zu lösen der Zukunft vorbehalten bleibt. Dass die Kenntnis der ein-

1) Zeitschr. f. rom. Phil. 5 (1881) S. 70 ff.

2) Das Jahr der erstmaligen Aufführung fällt meistens mit dem der Vollendung von Mairet's Dramen zusammen.

3) Datum der Ep. com.

4) Die Soph. wurde Ende 1634 aufgeführt.

5) Entwicklungsgesch. der franz. Trag.

schlägigen chronologischen Details dabei unerlässlich ist, versteht sich von selbst und mag auch diese Zeilen entschuldigen.

Mairet's erstes dramatisches Werk ist Chrisćide et Arimand. Trotz allem, was Bizos[1]) darüber schreibt, scheint das Stück keinen Erfolg gehabt zu haben. Es wird zwar in Scudéry's Comédie des Comédiens noch als Zugstück erwähnt; doch scheint Scudery jeden Anlass ergriffen zu haben, um Mairet eine billige Schmeichelei zu sagen. Bizos hat in verdienstlicher Weise eine Analyse des Stückes gegeben — für Deutsche bleibt dasselbe unerreichbar[2]). Nachdem M. im J. 1630[3]) und in der Ep. com. behauptet, er habe Chrisćide beim Verlassen der Schule, mit 16 Jahren geschrieben, überbietet er sich noch in der Epistre familière[4]), wo er sagt, er habe Chrisćide verfasst, als er noch unter der Fuchtel war. Nach M.'s Berechnung würde sich daraus für Chris. das J. 1625—26 ergeben, Parf. setzt 1620 an. Nach dem, was wir heute über Mairet's Leben wissen, wäre es also, wenn wir Parf. glauben, noch gar nicht ausgemacht, ob er Chrisćide in Paris geschrieben, noch ungewisser, ob er damals schon bei seinem ersten Gönner, dem Herzog v. Montmorency lebte. M.'s Gegner haben die Unsicherheit seiner Angaben über die Abfassungszeit der Chris. wohl herausgefühlt. Sie nehmen an, M. sei bei Vollendung der Chris. schon in Paris gewesen, habe aber bei Montmorency noch keine Aufnahme gefunden und deswegen den Schauspielern keine Ruhe gelassen, bis sie ihm eine Kleinigkeit für sein erstes Werk hinwarfen[5]). Für bare Münze können wir diese Auslassungen nicht nehmen; und wir werden wohl behaupten dürfen, dass M. schon bei Montmorency[6]) war, als er die Chris. schrieb. Denn Montmorency soll, nach M.'s eigenem Geständnisse, des Dichters Muse, als sie noch in der Wiege lag, mehr gefördert haben, als alle seine späteren Beschützer zusammen[7]). Wird diese Behauptung M.'s ein blosses Kompliment gewesen sein? Vielleicht, dann war wenigstens die darin enthaltene Zeitbestimmung zu prüfen, die schlecht zu Parf.'s Jahreszahl 1620 passt. Wir glauben also M. nicht, dass er seine Chris. mit 16 Jahren, sondern dass er sie 1625 verfasst. Ich wähle dieses Jahr und nicht 1626 aus folgenden Gründen.

1) Etudes sur la vie et les Œuvres de J. d. Mairet, Paris, Thorin, 1877, p. 103.

2) Herr Prof. Dr. Vollmöller besitzt ein Exemplar.

3) Sophonisbe ed. Vollmoller XIV.

4) Parf. IV, 354.

5) Avertissement au Besançonnois Mairet, Œuvres de Corneille p. p. Marty-Laveaux, III. 69.

6) Er kam 1623—24 dahin.

7) Ep. com.

In der Vorrede zu Sidonie sagt M., er ziehe sich jetzt von der Bühne zurück, nachdem er 17 Jahre für sie gearbeitet habe[1]). Das Achevé d'imprimer der Sidonie ist vom 30. Sept. 1643, vollendet wurde das Stück 1640—41; es ist sein letztes dramatisches Werk, Chriséide sein erstes. Beide Stücke wären demnach durch einen Zeitraum von 17 Jahren getrennt. Nahm M. als Ausgangspunkt seiner Berechnung 1641, so müsste Chris. dem J. 1624 entstammen, nahm er aber 1643 (d. h. das Jahr, in welchem er diese Angabe schrieb), so wäre Chris. 1626 vollendet worden. Die richtige Jahreszahl wird in der Mitte liegen. In jedem Falle geht auch aus der Vorrede der Sidonie hervor, dass Mairet schon bei dem Herzog v. Montmorency war, als er Chriséide schrieb. Wenn wir zweitens Bizos' Analyse nur flüchtig durchlesen, springt doch sofort die Aehnlichkeit der Handlung in die Augen, welche das Stück mit Théophile de Viaud's Pyrame et Thisbé hat. Auch nach Bizos kommen die Charaktere und Empfindungen der Chris. denen des Pyrame so nahe, dass wir berechtigt sind, anzunehmen, M. habe Théophile's Tragödie benützt. Ferner zitiert Bizos (p. 100) eine Stelle aus Chriséide, die M. den Bergeries Racan's entlehnt haben soll. Diese Angaben weiter zu verfolgen und unserm Zwecke dienstbar zu machen, ist mir schon deswegen unmöglich, weil mir Chris. nicht zur Verfügung steht. Und gesetzt, Bizos habe Recht, kann ich ermessen, ob die Stücke Théophile's und Racan's Mairet schon gedruckt vorgelegen, oder ob er die Erinnerungen daran nur im Theater in sich aufgenommen hatte. Besonders interessant wäre es allerdings gewesen, nachweisen zu können, welche Anklänge an Racan's Pastorale sich in der Chris. finden liessen; denn in diesem Falle könnten wir wenigstens mit Jahreszahlen operieren. So kann erst der weitere Verlauf dieser Arbeit wahrscheinlich machen, dass Chris 1625 vollendet wurde. Wann sie zur Aufführung kam, wissen wir nicht. 1625 stand Mairet im 21. Lebensjahre.

Dem nächsten Jahre entstammt Sylvie, M's erstes Meisterwerk, das er mit 17 Jahren geschrieben haben will — nach Parf. also 1621, nach Gaspary 1627. Im J. 1621 waren Racan's Bergeries noch nicht angefangen[2]), und Hardy befand sich noch im Besitze der Herrschaft über alle Dramatiker. Ja Lombard[3] bezweifelt, dass sich Hardy schon 1623 von der Bühne zurückgezogen habe. Er muss im J. 1621 sicher noch der beliebteste Dramatiker gewesen sein, und es wäre viel

1) Vollmöller VII. Anm. **
2) Cf. meine Studien Kap. III.
3) Zeitschr. f. nfrz Spr. u. Lit. I, 170.

zu wenig gesagt, wollten wir mit Mairet behaupten, Hardy sei damals noch nicht „hors de saison" gewesen[1]) Als aber Sylvie die Bühne betrat, war der Eindruck der Stücke Racan's und Théophile's noch nicht verwischt, und M hatte, seiner eigenen Angabe zu folge, diesen älteren Stücken gegenüber keinen so leichten Standpunkt. Wenn man bedenkt, dass die Bergeries, welche der Sylvie vorausgingen, nach 1622 erst begonnen wurden, fällt damit Parf.'s für Sylvie angesetzte Jahreszahl 1621 weg. Zweitens bleibt, selbst die in der Ep. com. gemachte falsche Angabe M's nicht in Betracht gezogen, doch die Vermutung bestehen, dass er Sylvie erst nach seinem Eintritt in den Dienst Montmorency's schrieb[2]). Nichts konnte Bizos (p. 7) zu der Annahme berechtigen, M. habe seine Aufnahme bei Montmorency vorwiegend dem Erfolg seiner Sylvie zu verdanken gehabt. Wer war drittens Sylvie? Ich weiss es, die Nymphe der Diana bei Montemayor, die Hauptheldin des Amuta, ein allbeliebter Name für eine Schäferin. Es lässt sich ja nicht beweisen, dass M. sich unter Sylvie eine bestimmte Person gedacht: denn es kann ein blosser Zufall sein, dass gerade unter dem Namen Sylvie die Herzogin Marie de Montmorency schon von Théophile in der 1624 erschienenen Gedichtsammlung „La Maison de Sylvie" gefeiert worden war. Dieser Umstand verdient aber doch, hervorgehoben zu werden. Der Gegner Mairet's hatte einmal behauptet[3]), der Dialog aus Sylvie zwischen Philène und Dorise sei schon zwei Jahre vor dem Bekanntwerden der Sylvie bei Hofe als das Werk Théophile's bewundert worden, eine Verdächtigung, welche, so ungenau sie auch in ihrer Zeitangabe ist, doch vielleicht den Schluss erlaubt, dass Mairet bei Abfassung seiner Sylvie schon in Beziehung zu Théophile stand, was vor 1625 nicht der Fall war[4]). Diese Stelle bestätigt also M.'s Angabe, wonach er die Sylvie erst nach seinem Eintritt in den Dienst Montmorency's geschrieben.

Selbst wenn uns M. gar nichts über die Abfassungszeit der Sylvie gesagt hätte, wüssten wir doch, dass dieselbe erst nach den Bergeries und Pyrame et Thisbé erschien. Haben wir schon bei Chriséide auf Analogien mit diesen beiden Werken hinweisen können, so gilt das in noch höherem Masse von Sylvie, wo uns eine Vergleichung möglich war. Nur ist natürlich hier die Frage aufzuwerfen, ob es möglich ist, die zwischen Sylvie und den Bergeries bezw. Pyrame et Thisbe bestehenden Analogien auf

1) Epistre familière. Parf IV, 288.
2) Nach 1623.
3) Réponse de *** à ***, Corneille, Oeuvres p p. Marty-Laveaux III, 72
4) Meine Studien §. 9.

während der Vorstellung empfangene Eindrücke zurückzuführen, oder ob die benützten Werke im Druck vorgelegen haben mussten. Eine Ueberzeugung hier zum Ausdruck zu bringen, ist unnötig, Beweise sind aber unmöglich. Jedenfalls wird durch diese Analogien das von Mairet selbst angegebene Zeitverhältnis seiner Sylvie zu den Bergeries und zu Pyramus bestätigt. Wenn M.'s Gegner seine Sylvie die „tollen Einfälle eines Schulbuben“[1]) nennt, so ist diese Auslassung zur Zeitbestimmung schon deswegen nicht zu benützen, weil hier auf Sylvie eine Behauptung Mairet's angewandt wird, welche dieser selbst nur über Chrisēide gemacht hatte. Gedruckt wurde Sylvie 1628. Von der ersten Aufführung wissen wir nichts, nur ihr durchschlagender Erfolg ist beglaubigt. Wir haben wahrscheinlich zu machen gesucht, dass Sylvie erst nach 1623 geschrieben wurde und behaupten nun mit Rücksicht auf M.'s eigene Angaben und den weiteren Verlauf dieser Untersuchung, sie sei von 1626.

Mit M.'s Silvanire treten wir in eine Zeit ein, welche man als die Krisis des französischen Dramas bezeichnen kann, eine Krisis, deren erstes Symptom eben die Silvanire ist. Umsomehr muss uns daran liegen, gerade hier zu einer möglichst genauen Zeitbestimmung zu kommen. M. will das Stück mit 21 Jahren, also 1631, geschrieben haben — Parf. setzt 1625 an, Gaspary 1631.

Jedermann weiss, wie man die für Corneille's Mélite schon von Parf. angesetzte Jahreszahl 1629 gewonnen. M. behauptete in der Ep. com., zuerst habe er selbst für die Bühne geschrieben, dann seien in genau chronologischer Reihenfolge Rotrou, Scudéry, Corneille und Du Ryer gekommen. Da man Rotrou's erstes Stück annähernd in das J. 1628 setzen konnte, glaubte Parf. für Mélite 1629 annehmen zu dürfen. Jedenfalls wäre auch hier erst noch zu untersuchen, ob das Leben Scudéry's keinen Anhaltspunkt zur Zeitbestimmung seines ersten Werkes biete. Marty-Laveaux hat in seiner Notiz zu Mélite darauf hingewiesen, dass Mélite zum ersten Male im Winter aufgeführt wurde, und demgemäss auch 1629—30 für dieselbe angesetzt. Der Erfolg der Silvanire kann nicht durchschlagend gewesen sein, sonst hätte Mairet schwerlich darauf hingewiesen, dass er das Werk eigentlich nur für das kleine, ausgewählte Publikum des Hôtel de Montmorency geschrieben habe[2]). Allerdings wird es noch von Scudéry in der Comédie des Comédiens als Repertoirestück erwähnt — das beweist aber nicht viel. Noch im Cidstreite wird dieser Misserfolg der Silvanire hervorgehoben,

1) Bizos p 32.

2) Vorrede zu Silvanire.

und M.'s Gegner behauptete, die erste Vorstellung der Mélite habe den Erfolg der Silv. unmöglich gemacht[1]. Dieser Auslassung hat Mairet nie widersprochen. Für uns ist vorerst nur die darin enthaltene Zeitbestimmung interessant. Denn erstens muss eine Aufführung der Silvanire der ersten Aufführung der Mélite vorangegangen sein, zweitens hat man sich darnach eine Art Wettstreit um den Erfolg zwischen beiden Stücken zu denken; denn wäre Silv. wirklich schon 1625 gegeben worden, so könnte doch nach einem Zeitraum von 5 Jahren nicht mehr von einem „terrasser" die Rede sein, und die Behauptung von M.'s Gegnern wäre schon eine chronologische Unmöglichkeit. Wir sind daher genötigt, das Zeitverhältnis zwischen Silvanire und Mélite als ein ziemlich nahes anzunehmen. Dahin deutet auch die Behauptung Corneille's in der Vorrede zu seinem Clitandre, er habe in Paris, wohin er zu einer Aufführung seiner Mélite gereist sei, erst etwas von den „Regeln" gehört; — Silvanire, welche zu jener Zeit gespielt wurde, hatte die Frage der „Regeln" eben erst wieder in Fluss gebracht. Die Stelle aus der Vorrede zu Clitandre ist allerdings etwas verpönt, niemand aber konnte bis jetzt beweisen, dass alles darin Enthaltene unrichtig sei. Warum hat man unsere Stelle aus dem Avertissement noch nicht zur Zeitbestimmung benützt? Man hielt eben an Parf.'s Datum für Silvanire (1625) fest und sah darin nur eine Bestätigung der Thatsache, dass Mélite nach Silvanire aufgeführt wurde. Aber wie lange nachher? So glauben wir denn auch ein neues Moment für die Zeitbestimmung der Mélite gefunden zu haben, in der Weise, dass letztere erst dem Ende des Jahres 1630, Silvanire dem J. 1630 zuzuweisen wäre.

Das Achevé d'imprimer der Silv. ist vom 31. März 1631. Dem Stücke geht eine Widmung an die Herzogin v. Montmorency voraus, welche schon deswegen nicht vor 1628 geschrieben sein kann, weil der Tod Malherbe's darin erwähnt wird. Die Vorrede ist undatiert und an den Grafen Carmail gerichtet. Jedenfalls ist sie erst nach Vollendung des Stückes geschrieben; denn letzteres wird selbst darin analysiert. Bizos nimmt p. 12 an, die Vorrede sei 1625 geschrieben, warum, wird sich aus dem Folgenden von selbst ergeben. Die Zeitbestimmung dieser Vorrede ist nun von höchster Wichtigkeit. A priori können wir annehmen, dass im 17 Jahrh., wie heute, die Vorrede erst dann geschrieben wurde, nachdem die Drucklegung des Werkes selbst entweder

1) Cependant il nous étale pour poëmes dramatiques parfaitement beaux: le Pastor fido, la Filis de Scire et cette malheureuse Silvanire que le coup d'essai de Corneille terrassa dès sa première représentation. (Marty-Laveaux, l. c. III, 70, Avertiss. au B. M.)

schon begonnen oder wenigstens sicher in Aussicht genommen war. Auch Mairet hielt es nicht anders. Seine Vorrede zu Sylvie ist erst nach dem Tode Théophile's (1626) geschrieben worden, die des Duc d'Ossonne ist datiert, und über die Zeitbestimmung der übrigen Vorreden werden wir noch zu sprechen haben. Man höre, was M. von der Entstehungsgeschichte der Silvanire in seiner Vorrede erzählt. Vor zwei Jahren ungefähr[1]) sei er, schreibt Mairet, von dem Grafen Carmail und dem Kardinal de La Vallette aufgefordert worden, eine Pastorale zu schreiben, in der Art, wie sie bei den Italienern beliebt sei. So entstand Silvanire. Bizos hat diese Stelle nicht vernachlässigt, die darin enthaltene Zeitbestimmung musste ihm aber zu schaffen machen. Er sah, dass zwischen der Anregung zu Silvan und der Abfassung des Briefes an Carmail nur 2 Jahre liegen. Er konnte Parf.'s Jahreszahl für Silvan. (1625) nur dann festhalten, wenn er für die Vorrede, welche doch, ihrer Natur nach, nur für die erst 1631 gedruckte Pastorale bestimmt sein konnte, auch das J. 1625 annahm. So wurde denn M. nach Bizos im J. 1622 schon zur Abfassung der Silvan. angeregt, zu einer Zeit, wo er weder schon bei Montmorency war noch überhaupt Beziehungen zur vornehmen Welt unterhielt, sondern noch auf der Schulbank sass. Müssen wir nun schon a priori glauben, dass die Vorrede zur Silvan. erst kurze Zeit vor der Drucklegung des Stückes geschrieben wurde, so haben wir dafür noch ganz besondere Gründe. D'Urfé, der Dichter der Astrée, hat auch eine Pastorale verfasst, welche den nämlichen Titel wie die Mairet's führt. Ein Exemplar davon bekam ich nicht zu Gesicht. Was ich darüber weiss, ist den Werken Bernard's[2]) und Bonafou's[3]) entnommen. Das Privileg der Pastorale d'Urfé's ist vom 2 April 1625, ohne Achevé d'imprimer wurde es erst 1627 gedruckt. Von einer angeblichen Ausgabe aus dem J. 1625 ist keine Spur mehr vorhanden, und wird eine solche deshalb von den besten Bibliographen gar nicht erwähnt. Noch vor seinem Tode schrieb d'Urfé eine Vorrede zu seinem Stücke, die natürlich auch erst 1627 bekannt werden konnte. D'Urfé erzählt darin, dass ihm die Königin vor einigen Jahren befohlen habe, eine Pastorale zu schreiben, die eine getreue Nachahmung der italienischen Pastoralen sei. Man sieht, die Entstehungsgeschichte der beiden Silvanires sind ziemlich ähnlich. Sollte die Anregung, welche die beiden hochgestellten und hochgebildeten Männer Mairet geben, nicht in irgend einem kausalen Zusammenhange

1) Il y peut avoir deux années . . . .
2) Les d'Urfé, Paris 1839, p 173 ff.
3) Etude sur l'Astrée, Paris 1846, p. 139 ff.

mit dem Erscheinen der Pastorale d'Urfé's stehen, besonders, wenn man bedenkt, dass Mairet sich für seinen litterarischen Versuch den nämlichen Stoff, den nämlichen Titel wählte, wie d'Urfé? Auch aus diesen Gründen lässt sich für die Abfassung der Vorrede zu Silvanire nicht leicht eine frühere Zeit als 1629 annehmen, und wäre demnach die Anregung zur Silvan. nicht vor das J. 1627 zu setzen. Letztere Thatsache bestätigt der Dichter selbst, indem er am Schlusse seines Avis au Lecteur sowohl die Astrée als auch d'Urfé's Pastorale als seine Quellen erwähnt[1]). Unschwer lässt sich nun feststellen: 1) dass Mairet d'Urfé's Pastorale wirklich benützt hat, M.'s Silvan. also nicht vor 1627 begonnen worden sein kann, 2) dass der Band der Astree, in welchem die Geschichte der Silvanire enthalten ist, nicht vor 1627 veröffentlicht wurde Durch diese Thatsachen allein wird es unmöglich, Silvanire in das J 1625 zu setzen Da nun zwischen der Inangriffnahme des Stückes und seiner Drucklegung, welche aus ganz besonderen Gründen nicht gar lange nach der ersten Aufführung des Stückes erfolgen konnte, zwei Jahre liegen, so ist der früheste Zeitpunkt der ersten Aufführung in das J. 1629 zu setzen. Wir nahmen 1630 an und zwar erstens mit Rücksicht auf den weiteren Verlauf dieser Untersuchung und zweitens aus folgendem Grunde: In der schon erwähnten Ausgabe der Sylvie von 1630[2]) (ohne Achevé d'imprimer leider) verspricht Mairet im Avis au Lecteur den Druck der Silvanire, als seines letzten Werkes. Darnach war 1630 Silvanire schon vollendet (Gaspary setzt 1631 für sie an, und wird als Mairet's jüngstes Werk bezeichnet, was zu Parf's Chronologie sehr schlecht passt. Im J. 1630 war M. nicht 21, sondern 26 Jahre alt.

Mit Silvanire schliesst die Reihe derjenigen Werke M.'s ab, welche er bei dem Herzog v. Montmorency verfasste. Nach Parf.'s Chronologie hätte M. alle seine Werke, mit Ausnahme der vier letzten, bei Montmorency geschrieben. Das ist unmöglich. In der Ep. com. rühmt sich Mairet, seine ersten Werke seien auf fruchtbaren Boden gefallen — Rotrou hätte erst nach ihnen angefangen zu schreiben. Rotrou trat nun nicht vor 1628 auf, zu einer Zeit, wo Mairet wirklich erst seine Erstlingswerke geschrieben. Wie stimmt zu dieser Stelle Parf's Chronologie, der für 1628 schon Mairet's fünftes Werk, Virginie, anspricht. Halten wir für Duc d'Ossonne vorerst an der von M. selbst gegebenen Jahres-

1) Ueber einen in dieser Stelle sich befindlichen Irrtum werde ich im Anhang noch zu sprechen haben, besonders über die Rolle, welche die Geschichte der Silvanire in den verschiedenen Ausgaben der Astrée spielt.

2) Sophonisbe p. p. Vollmöller XV.

zahl fest, so finden wir, dass er den Duc d'Oss. schon bei dem Grafen Bélin[1]), seinem zweiten Beschützer, verfasste. Damit stimmt nun eine andere Angabe aus der Ep. com., worin Mairet erzählt, er habe alle nach der Silvanire bis 1636 geschriebenen Werke dem Grafen Bélin zu verdanken, und der Duc d'Ossonne sei das erste bei diesem entstandene Werk. Ganz ähnlich heisst es auch im Widmungsbriefe des Roland Furieux. Er habe, sagt der Dichter hier, alle seine Werke vom Duc d'Ossonne ab gerechnet, auf den verschiedenen Besitzungen des Grafen Bélin verfasst. Diese beiden Angaben, an verschiedenen Stellen gemacht, an verschiedene Personen gerichtet, decken sich ihrem Inhalte nach nicht nur mit einander, sondern auch mit den von M. für seine Stücke angegebenen Jahreszahlen. Wie wichtig sie für die Zeitbestimmung der hier zu prüfenden Werke sind, ist zuerst von Gaspary hervorgehoben worden. Schon verschiedene Gelehrte haben diese Stellen zitiert u. a. Tamizey de Larroque[2]) in der Anmerkung zum 91. Briefe Chapelain's vom 8. Dezember 1636. Demnach können wir feststellen, dass vom Duc d'Ossonne ab kein Werk M.'s vor 1632 entstanden ist.

Ein Angriffspunkt der Gegner Mairet's war auch die im J. 1631 gedruckte Vorrede zu seiner Silvanire. Nun wird im Avertissement au Besançonnois Mairet behauptet[3]), M. habe in den Werken, die er nach dieser Vorrede geschrieben, die nämlichen Fehler begangen, welche er in der Vorrede zur Silvanire verpönt. „Aber, heisst es weiter, „Sie versprechen, dieselben zu verteidigen". Damit wird zugleich angedeutet, welche Werke M.'s gemeint sind. In der Epistre familière sur la tragi-comédie du Cid[4]) hatte M. nämlich versprochen, seinen Duc d'Ossonne, Virginie und Sophonisbe zu verteidigen. Darauf wird auch in der Lettre du Désintéressé au sieur Mairet angespielt, wo die nämlichen Werke angeführt werden. Wir erwähnen diese Stelle nur der Vollständigkeit halber; denn dieses „faits après" ist sicherlich nicht wörtlich zu nehmen, besser wäre hier „imprimés après" am Platze M.'s Gegner haben nämlich meistens nur diejenigen Werke im Auge, welche 1637 schon gedruckt erschienen waren. Diese Thatsache lässt sich durch alle Phasen des Cidstreites verfolgen, und kann unsere Stelle deswegen zur Zeitbestimmung von Mairet's Dramen kaum verwendet werden. Wir setzen den Duc d'Ossonne in das Ende des J. 1632, entgegen Gaspary (1633) und Parf. (1627).

1) M. kam dahin f. J. 1632.
2) Lettres de Chapelain.
3) Marty-Laveaux, III p. 69.
4) Bizos p. 36.

Mairet's Virginie entstammt nach des Dichters eigener Angabe seinem 24. Lebensjahre, also dem J. 1634. Natürlich spricht auch hier der Umstand, dass sie beim Grafen Bélin verfasst wurde, gegen Parf.'s Jahreszahl 1628. Der Graf Bélin interessierte sich für die Truppe Mondory's; das erzählt schon Tallemant des Réaux (Historiettes, p p. Monmerqué t. VII p 173) und bringt damit die Aufführung von Mairet's Virginie in Verbindung, welche Bélin's Lieblingsschauspielerin, der Lenoir, Gelegenheit geben sollte, zu glänzen. Erfreulicherweise wird uns dadurch die Angabe M.'s bestätigt, wonach er Virginie bei dem Grafen Belin verfasst. Tallemant's Aeusserung ist als unabhängig von der Mairet's zu betrachten; denn Mairet weiss nichts von der Liebesgeschichte des galanten, allerdings nicht mehr jugendlichen Grafen. Und überdies hätte Tallemant, wenn er M.'s Aeusserung benutzt hätte, sicherlich auch dessen Jahreszahl für die Virginie (1634 od 1633) und nicht 1631 [1]) angegeben. In Jahreszahlen war Tallemant überhaupt nie fest. Wichtig ist auch die Andeutung Tallemant's, dass die Lenoir, welche zur Truppe Mondory's gehörte, ursprünglich die Rolle der Virginie gespielt habe. Mondory muss also damals schon versucht haben, sich sein eigenes Theater zu gründen. Leider wissen wir über die Anfänge des Mondory'schen Theaters nichts weiteres, als die bekannte Notiz Corneille's, der Erfolg seiner Mélite habe es dem berühmten Schauspieler möglich gemacht, an die Gründung einer eigenen Bühne zu denken; das kann aber vor 1630 nicht geschehen sein. Also müssen auch die ersten Aufführungen der Virginie in die Zeit nach 1630 fallen [2]). Wenn wir die Notiz Corneille's mit der Tallemant's zusammenhalten, so ergibt sich, dass die Aufführung der Mélite doch nicht so ganz die Wirkung auf die äusseren Schicksale der Pariser Theater hatte, wie es uns Corneille — in späteren Jahren allerdings — glauben machen will. Mit der Feststellung der Jahreszahl der ersten Aufführung von M.'s Virginie wäre demnach vielleicht auch für die äussere Entwicklung der Pariser Bühnenverhältnisse ein wichtiger Anhaltspunkt gegeben. Ueber die Aufführungen der Virginie bei Hofe und im Hôtel Rambouillet habe ich leider nichts ermitteln können. Wir setzen das Stück in das Jahr 1633. Der Avis au Lecteur der Virginie muss vom J. 1635, dem Jahre des ersten Druckes sein. Denn das Privileg des Duc d'Ossonne ist erst vom 5. Febr. 1635, und M. weist in der Vorrede

1) Das schreibt auch Chardon (Troupe du roman comique p 40) nach

2) Auch das Büchlein von Rigal (Esquisse d'une Histoire des Théâtres de Paris; Paris, Dupret, 1887, bietet nichts Neues für unsere Frage.

3) Widmungsbrief der Virginie.

zur Virginie darauf hin, dass der Duc d'Ossonne bald aus der Presse hervorgehen werde.

Wir kommen zur Sophonisbe, welche nicht nur den Höhepunkt von M.'s dramatischer Laufbahn bedeutet, sondern auch einen Markstein in der Geschichte des französischen Theaters überhaupt bezeichnet. Allerdings hat man auch hier die von Parf. gegebene Jahreszahl 1629 nachgeschrieben. Dem gegenüber hätte man sich aber schon aus innern Gründen etwas skeptischer verhalten müssen. Die erste Nachahmung von M.'s Meisterwerk erschien erst 1635, also 6 Jahre nach der angeblichen Vollendung des Stückes. Lassen in einer litterarisch so bewegten Zeit, wie es die damalige thatsächlich war, die Nachahmungen so lange auf sich warten? Gewiss nicht. Die Jahreszahl Parf.'s ist nicht unbestritten geblieben. Von Beauchamps und Niceron müssen wir absehen; sie geben für das Erscheinen unserer Tragödie das J. 1635 an, wohl nur mit Rücksicht auf den in diesem Jahre erfolgten Druck derselben. Eigentümlich ist die Ansicht Voltaire's, welcher M.'s Meisterwerk réparée à neuf mit einer Widmung an den als dramatischer Bibliograph wohlbekannten Duc de la Valliere in einer ganz verwässerten Ueberarbeitung neu erscheinen liess. Auch er scheint von Parf.'s Ansicht beeinflusst worden zu sein und sagt in der Vorrede, M.'s Sophonisbe sei 1629 schon vollendet, aber erst 1633 aufgeführt worden. Letztere Jahreszahl wird auch von Guizot (Corneille et son temps p. 166) nachgeschrieben. Es ist leicht erklärlich, warum gerade diese beiden Männer sich der Ansicht Parf.'s teilweise entzogen — beide waren tüchtige Kenner Corneille's. Als Corneille seine Sophonisbe in den Druck gab (10 April 1664) sagte er, Mairet's Sophonisbe werde nun schon seit 30 Jahren auf der Bühne gespielt. Verfasst wurde Corneille's Sophonisbe 1663, und von diesem Jahre ausgehend, werden Voltaire und Guizot die Zeitbestimmung der Sophonisbe Mairet's herausgerechnet haben. Wir würden eher von dem Druckjahr (1634) ausgehen und sagen, Corneille spiele auf das Jahr 1634 an. Vielleicht aber ist Corneille's Zeitangabe approximativ gemeint und stimmt nur zufällig mit unsern Ergebnissen überein. Mairet selbst behauptet, sein Meisterwerk im Alter von 25 Jahren, also 1635 geschrieben zu haben. Gaspary schreibt 1634—35, weicht also hier von Mairet's Angabe ab, indem er vielleicht die nachher zu berührende Schwierigkeit in Mairet's Berechnung bemerkte. Hier allerdings können wir Gaspary's Bedenken nicht teilen[1]). Schon am 5 Februar 1635 fertigte der Kanzler Séguier

1) Auch d'Ancona nimmt für Sophonisbe 1634 an (Varietà storiche e letter. Ser. II 1885 p. 262. Gütige Mitteilung von Hrn Prof. Dr. H. Breymann).

das Privileg für die Sophonisbe aus, und dieser Umstand deutet darauf hin, dass dieselbe noch im J. 1634 zur Aufführung gekommen war. Und wirklich meldet die Gazette de France unterm 23. Dezembr. 1634, dass am 18. Dezbr. 1634 die Truppe Mondory's bei Gelegenheit der Aufführung unserer Sophonisbe zum letzten Male vereinigt gewesen sei, eine Stelle, die ich allerdings nicht selbst kontrollieren konnte, und für deren Richtigkeit ich Parf. die Verantwortung überlassen muss[1]. Thatsache ist, dass Mondory die Rolle des Massinissa spielte und damit einen seiner glänzendsten Triumphe feierte. In einem Briefe Balzac's an Boisrobert vom 3. April 1635 nennt Balzac als die Glanzrollen des „Roscius auvergnat" Massinissa, Jason und Brutus. Damals, als Mondory die Sophonisbe auf seine Bühne brachte, musste er sich die Gunst des Publikums schon in hohem Grade erworben haben: denn der König, eifersüchtig auf den Ruhm des emporstrebenden Theaters, überwies 6 seiner besten Kräfte, unter anderen auch die Lenoir, dem von ihm beschützten Hôtel de Bourgogne. Wie will man diese Thatsachen mit der Behauptung Parf.'s in Einklang bringen, die Sophonisbe sei schon 1629 erschienen? Darnach wäre die Tragödie in Chantilly entstanden, und wir wissen, dass dies nicht der Fall war[2]. Ob die von der Gazette de France berichtete Aufführung die erste unseres Stückes war, lässt sich nicht entscheiden. Es wäre auch nicht unmöglich, dass gerade der aussergewöhnliche Erfolg der Sophonisbe den Neid des konkurrierenden Theaters und seines Beschützers aufs Höchste steigerte und so jene Massregel veranlasste, welche Mondory's Theater schädigen sollte. Dieser Zweck scheint übrigens nicht ganz erreicht worden zu sein: denn kurz nachher konnte Mondory in der Rolle des Jason (Corneille's Médée) und in der des Brutus (La Mort de Cesar von Scudery) glänzen, beides Stücke von renommierten Dichtern. Dass letzteres Stück nicht lange nach der Sophonisbe aufgefürt wurde, beweist Sarrazin, der Lobredner Scudéry's und Mairet's. In seinem Discours sur la Tragédie, welcher gleichsam die Einleitung zu Scudéry's Amour Tyrannique bildet, heisst es kurze Zeit nach der Sophonisbe sei Scudéry's Mort de César aufgeführt worden[3]. Die Erinnerung Sarrazin's wird im J. 1639, als der Discours sur la Trag. geschrieben wurde, wohl 5 Jahre zurückgereicht haben. Wie will man mit dieser Stelle zurecht kommen, wenn man für die Sophon. 1629 annimmt? Denn Scudéry's

1) Auch von Rigal p. 112 citiert.

2) Man bedenke dabei auch, dass Mondory sich frühestens 1630 in Paris festsetzte.

3) Un peu après (sc. Sophonisbe) on représenta la Mort de César de Scudery. (Sarrazin, Discours sur la Tragedie, Oeuvres, Amsterdam 1674, t. I p. 372).

Mort de César ist im J. 1635 erschienen. Man sieht also, dass wir allen Grund haben, an der von Mairet selbst annähernd gegebenen Jahreszahl 1634 festzuhalten. Der Widmungsbrief der Soph. an den Kanzler Séguier ist erst nach Ausfertigung des Privilegs zum Drucke, welche am 5 Februar 1635 erfolgte, geschrieben worden. Denn Mair. spielt ja selbst deutlich genug darauf an [1]). Gedruckt erschien die Soph. also 1635. Bezeichnend ist, dass von den drei Stücken M.'s (Virginie, Soph. und Duc d'Ossonne), welche am nämlichen Tage von der Censur begutachtet worden, dasjenige, welches am meisten Erfolg hatte, die Sophon., am nämlichen Tage wie die schon ein Jahr vorher vollendete Virginie zur Ausgabe gelangte (22. Mai 1635). Ich muss darauf verzichten, eine Stelle aus einem in der Revue contemporaine [2]) erschienenen Artikel des Akademikers Vinnet hier wiederzugeben; denn seine sonderbaren Zeitangaben richten sich von selbst. Der Verfasser dieses Artikels weiss nicht einmal, dass Parf. das Jahr 1629 für die erste Aufführung der Sophonisbe Mairet's annimmt.

Mairet's Marc Antoine — er selbst nennt das Stück fast immer Cléopâtre — und sein Solyman wurden nach des Dichters eigener Angabe in demselben Jahre verfasst. Ich weise daher jetzt schon darauf hin, dass jede beigebrachte Beweisstelle auf beide Stücke anzuwenden ist. Mairet will beide Stücke in seinem 26 Lebensjahre, also 1636 oder 1635 geschrieben haben. Erinnern wir uns an dieser Stelle daran, dass Mairet am 4. Jan. 1636 behauptete, in seinem 26. Lebensjahre zu stehen. Cléopâtre und Solyman müssten demnach aus dem nämlichen Lebensjahre, wie die Epistre comique stammen. Das Kalenderjahr kann natürlich nicht gemeint sein; denn unsere beiden Stücke sind ja vor der Epistre com. verfasst, welche ihrerseits schon am 4. Januar 1636 geschrieben wurde. Aus demselben Grunde geht es auch nicht an, das Lebensjahr M.'s (Mai 1635 – 1636) darunter zu verstehen; denn nur eines der beiden Stücke ist nachweislich in der letzten Hälfte des Jahres 1635 vollendet worden. Offenbar ist hier also M. mit seiner Berechnung ins Gedränge gekommen. Dieselbe hätte nur dann gestimmt, wenn M. für die Sophonisbe z. B. nicht das 25. sondern das 24. Lebensjahr angegeben hätte. Aber in diesem Falle hätte er für die Chriseide nicht das 15. oder 15.—16. Lebensjahr, sondern das 14 beziehungsweise 14.—15. Lebensjahr annehmen müssen, was ihm doch vielleicht etwas zu stark vorgekommen ist. So hielten wir uns für berechtigt, die uns von M. überlieferte Jahreszahl für seine

1) Widmungsbrief der Sophonisbe.

2) t. III p. 182 „Les contemporains de Corneille".

Stücke immer um ein Jahr zu modifizieren. Das alles beweist uns übrigens nur, dass sich der Dichter bestrebt hatte, den Zeitunterschied zwischen seinen einzelnen Werken wahrheitsgemäss darzustellen. An dem nämlichen Fehler leidet nun natürlich auch Parf.'s Berechnung, welche mit der Mairet's insofern Hand in Hand geht, als der angenommene Altersunterschied von 6 Jahren zur Folge hatte, dass Parf. alle Stücke M.'s um 6 Jahre früher ansetzt, als es, seine Berechnung arithmetisch genommen, Mairet selbst gethan. So entspricht die von Parf. für die Sophon. gegebene Jahreszahl (1629) derjenigen Mairet's (1635). Wenn Parf. genau gerechnet hätte, wäre also die Chriséide schon in das Jahr 1619 zu stehen gekommen. Für die Zeitbestimmung der Cléopatre bezw. des Solyman haben wir auch die Stimmen von Zeitgenossen. Schon Bizos hat (p. 237) die Aeusserung Corneille's in der Vorrede zu seiner Sophonisbe hervorgehoben, die Cleopâtre Bensseradde's sei kaum noch erschienen gewesen, als ihr auch schon der Marc-Antoine Mairet's auf den Fersen gefolgt sei. Dabei darf man nicht vergessen, dass diese Behauptung 29 Jahre nach den angeführten Thatsachen von Corneille aufgestellt wurde, und ein Irrtum seinerseits von vornherein allerdings nicht ausgeschlossen wäre. Eigentümlicherweise hat Corneille oder einer seiner Anhänger im J. 1637 geschrieben[1], Bensseradde's Cléopâtre habe diejenige Mairet's von der Bühne verdrängt. Denn damit wird die Priorität der Tragödie Mairet's klar genug ausgesprochen. Letztere Aeusserung nur auf Rechnung einer gehässigen Absicht zu setzen, wäre ebenso einfach, als übereilt. Bizos allerdings hatte leicht zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Da für ihn Mairet's Cléopâtre schon 1630 erschien, musste er natürlich über die erstere Behauptung Corneille's ohne weiteres den Stab brechen; ebenso ging es auch Marty-Laveaux (Œuvres de Corneille t. VI p. 462), während Gaspary die erstere Behauptung Corneille's in ihrem vollen Umfange aufrecht erhalten wissen will. Leider vermeidet er es, auf die doch auch von Bizos citierte zweite Stelle des weiteren einzugehen. Der Titel der beiden Stücke ist in der uns jetzt vorliegenden Form verschieden, der Stoff aber genau derselbe, und die Person der Kleopatra bleibt in beiden Tragödien immer im Vordergrunde. Ist der Titel der beiden Stücke nicht erst später bei der Drucklegung festgestellt worden, so wird einer der beiden Autoren mit Rücksicht auf das rivalisierende Stück einen andern Titel gewählt haben — und das war dann Mairet. Denn der Titel Marc-Antoine passt eigentlich für sein Stück ebenso

1) Vous ne sauriez nier que cette Cléopatre a enseveli la vôtre. (Avertissement, Marty-Laveaux III, 75.)

wenig als für das Bensseradde's. In der noch zu besprechenden Stelle La Pinelière's wird für beide Stücke der gleiche Titel angegeben. Wissen wir also auch nicht, welches von beiden Stücken zuerst entstanden oder aufgeführt worden ist, so sind dieselben doch als konkurrierende Werke zu betrachten d. h. sie müssen in einem verhältnismässig kurzen Zwischenraume aufgeführt worden sein — darin treffen unsere beiden Stellen zusammen Das Wort „à peine" erweckt sogar die Vermutung, dass das Zeitverhältnis ein möglichst nahes war, während das Wort „enseveli" keine genauere Zeitbestimmung enthält. Nun handelt es sich aber darum, die Zeitbestimmung für Bensseradde's Stück zu gewinnen. Parf. hat es in das Jahr 1635 gesetzt und ist auch den Beweis nicht schuldig geblieben. Auf der Arsenalbibliothek in Paris befindet sich das einzige bekannte Exemplar eines Werkchens, welches den Titel führt: Le Parnasse ou le Critique des Poetes par De La Pinelière (nicht La Piralière, wie Ebert p. 221 sagt, noch weniger La Furetière, wie Bizos p. 20 angibt), Paris, Quinet, 1635, ohne Privileg und Achevé d'imprimer. Ich besitze eine von kundiger Hand gefertigte Kopie davon. Die wichtigste Stelle[1]) daraus ist schon von Parfaict ihrem vollen Umfange nach mitgeteilt und hierauf auch oft nachcitiert worden. La Pinelière, war selbst ein dramatischer Dichter — seine Tragödie Hippolyte (1635) habe ich aber nicht auftreiben können. Die Beweiskraft seiner Behauptungen ist noch von keiner Seite her angefochten worden. Leider fehlt dem Parnasse das Datum des Privilegs und das Achevé d'imprimer. Das Druckjahr ist 1635. Parf. hat unsere Stelle dazu benützt, um Corneille's Médée und Bensseradde's Cleopâtre darnach zu berechnen, ohne ihr sonst weitere Beachtung zu schenken. Wir wollen sie zuerst auf ihre Glaubwürdigkeit hin prüfen.

Scudéry soll demnach schon 2 Akte seines Mort de César geschrieben haben, als La Pinelière's Werk erschien. Parf. nimmt nun für Scudéry's erste Tragödie 1636 an, was aber sicherlich unrichtig ist. Marty-Laveaux (II p. 330) hat bereits darauf aufmerksam gemacht, dass Balzac in dem schon erwähnten Briefe an Boisrobert vom 3. April 1635 Mondory als den Schöpfer des Brutus feiert, mithin Scudéry's Tragödie an diesem Tage schon über die Bühne gegangen sein muss. Auch nach Sarrazin stand dieselbe in einem ähnlichen Zeitverhältnis zu Mairet's Sophonisbe, wie solches bei La Pinelière zwischen den Zeilen

1) Ils parleront du plan de Cleopatre . . . . que Scudéry est au troisième acte de la Mort de César, que Médée est presque achevée . . . que l'Autheur d'Isis (sic!, et Iante (sc. Bensseradde) fait une autre Cleopâtre pour la Trouppe Royale . . .

zu lesen ist. Mit der im Briefe Balzac's angedeuteten Thatsache steht auch die Vorrede Scudéry's in der Comédie des Comédiens im Einklang. Das Privileg dieses Stückes ist vom 20 April 1635, ein Achevé d'imprimer hat es nicht[1]. Scudéry bezeichnet hier La Mort de César als schon vollendet, Didon als bereits in Angriff genommen. Damit wird die Angabe Marty-Laveaux', dass erstere Tragödie in das Jahr 1635 zu setzen sei, vollauf bestätigt, was Lotheissen (II, 113) allerdings nicht gewusst zu haben scheint. Meiner Ansicht nach ist auch Scudéry's Didon in das Jahr 1635 zu setzen, besonders, wenn man bedenkt, wie rasch Scudéry arbeitete. Liegen doch zwischen der ersten Aufführung der Comédie des Comédiens und der Vorrede dazu (etwa ein Jahr nicht weniger als 4 Stücke: Orante, Le Fils supposé, Le Prince déguisé und La Mort de César. Der Umstand, dass La Mort de César das letzte der hier genannten Werke ist, beweist genug für die Richtigkeit der von La Pinelière darüber gemachten Angabe. Aus dem Briefe Balzac's lässt sich ebenso eine Zeitbestimmung der Médée berechnen, welche der La Pinelière's ziemlich nahe kommt. Denn bei La Pinelière ist Corn.'s Médée beinahe schon vollendet. Aus unserer Stelle geht ferner hervor, dass Iphis et Ianthe (Isis et Ianthe!) von Bensseradde bereits vollendet, desselben Dichters Cléopâtre schon in Vorbereitung war Das widerspricht allerdings der Angabe Parf.'s welcher für die Cléopâtre 1635, für Iphis et Ianthe aber das Jahr nachher, 1636 annimmt. Dabei ist es wirklich interessant, zu sehen, mit welcher Leichtigkeit Parf. arbeitete. Er schliesst nämlich aus unserer Stelle, dass Iphis et Ianthe das zweite Stück Bensseradde's sei, während doch gerade das Gegenteil daraus hervorgeht. Uebrigens kann uns hier Bens. selbst gegen Parf. helfen. Im Widmungsbriefe zu Iphis et Ianthe nennt Bens. selbst ausdrücklich dieses Stück seinen „coup d'essai"[2]. Kann dagegen der Umstand in Betracht kommen, dass Mairet in der Epistre comique Bensseradde's Tragödie Cléopâtre dessen „apprentissage" nennt. Da für Mair. nur ein Tragödiendichter ein Gegenstand der Eifersucht sein konnte, war er nur von diesem psychologischen Standpunkte aus berechtigt, das Wort „apprentissage" zu gebrauchen; die Cléopâtre war eben Bens.'s erste Tragödie, wenn auch nicht sein erstes dramatisches Werk. Der Fehler Parf.'s kommt daher, dass B.'s Cléopâtre (Achevé d'imprimer 29. März 1636) vor Iphis et Ianthe (Achevé 30. November 1636) im Druck erschienen war, er vermag also bloss das Druckjahr des letzteren Stückes anzugeben, während dessen Vollendung in das Jahr 1634 zu setzen

1) Das Druckjahr ist 1635.

2) Non qu'en cette qualité je vous presente ce coup d'essai.

ist. Man sieht, jede Zeitangabe La Pinelière's lässt sich auch anderweitig bestätigen. Zur Zeitbestimmung des Werkchens selbst brauchen wir uns nicht bloss an das Druckjahr zu halten. Mit Rücksicht auf den Brief Balzac's sind wir berechtigt, dasselbe in das erste Viertel des J. 1635 zu setzen. Denn der Brief Balzac's ist vom 3. April und muss seinem Inhalte nach später geschrieben sein, als La Pinelière's Schriftchen. Wir kehren zu der Cléopâtre Mairet's zurück. Im ersten Viertel des J. 1635 hatte also Mair. den Plan zu seiner Cléopâtre schon fertig gestellt. Auch nach La Pinelière arbeitet Mair gleichzeitig mit Bensseradde an demselben Stoffe, aber für die Trouppe royale, und diese Angabe ist um so wertvoller, als sie, wie Corneille, die Gleichzeitigkeit der beiden Tragödien bestätigt. Die von uns beigezogenen drei Stellen treffen also in diesem Punkte zusammen. Vollendet war Mairet's Cléopâtre schon am Tage des Achevé d'imprimer der Sophonisbe, dem 22. Mai 1635; denn sie wird darin schon erwähnt[1]). Ja es ist sogar wahrscheinlich, dass sie an diesem Tage schon aufgeführt war und zwar mit nicht unbestrittenem Erfolg. Denn Mair. weiss am Schlusse des Avis au Lecteur zur Sophon. noch nicht, ob seine Cléopâtre jemals in den Druck kommen werde. Merkwürdig und bezeichnend für die damaligen Theaterverhältnisse ist eine Stelle aus der Vorrede zu La Calprenède's Mort de Mithridate, wo dieser sagt, er habe einen dramatischen Effekt deswegen verschmäht, weil man ihn schon in zwei Cléopâtres gesehen habe d. h. derselbe schon abgebraucht und abgedroschen erscheine. Auch hier werden, wie immer, die beiden Stücke Mairet's und Bensseradde's zusammen genannt. Aus dem Sinne der ganzen 1636 geschriebenen Stelle — das Achevé d'imprimer ist vom 16 Nov. 1636, geht übrigens hervor, dass jener dramatische Effekt damals, als La Calprenède seine Tragödie schrieb (1635), noch frisch in aller Erinnerung stehen musste, und die beiden Stücke nicht gar lang vorher aufgeführt worden waren. Dadurch bestätigt sich auch Parf.'s Chronologie, welcher die Tragödie La Calprenède's als das letzte der im J. 1635 aufgeführten Stücke angibt. Gedruckt wurde M.'s Cléopâtre im J. 1637, das Achevé d'impr ist vom 24. Juli; die Vorrede kann nicht vor 1636 geschrieben sein, denn Mair weist darin auf seine drei letzten bereits im Drucke erschienenen Werke hin: nämlich Virginie, Sophonisbe und Duc d'Ossonne. Diese Stelle ist von Parf. gründlich missverstanden worden. Er glaubt nämlich, Mairet's Angabe sei unrichtig — er habe im J. 1637 nicht bloss drei, sondern schon sieben Werke geschrieben gehabt. Diese Berichtigung Parf.'s ist vollkommen

1) Si je mets jamais ma Cleopatre au jour.

überflüssig. Denn M. will sich ja nur dafür entschuldigen, dass er keines der drei Werke, die er seit seiner Bekanntschaft mit Belin 1632) durch den Druck veröffentlicht, dem Grafen gewidmet habe, und das sind die obengenannten drei Dramen, für die das Privileg am gleichen Tage (5. Febr. 1635) ausgefertigt wurde. Auch hier also hat sich nicht der Schein eines Grundes ergeben, der sich gegen die von M. selbst für seine Cléopâtre gegebene Jahreszahl verwenden liesse.

Den Solyman hat M. in dem nämlichen Jahre, wie Cleopâtre, also 1635 verfasst. Zugeeignet wurde das Stück der verwittweten Gräfin Montmorency. In seinem Widmungsbriefe sagt M, er habe seine Tragödie so eingerichtet, dass die trübe Stimmung der unglücklichen Frau nicht verletzt werde. Wörtlich nehmen können wir indessen diese Stelle nicht. M. konnte das Stück auf keine Stimmung berechnen, weil es ja nur eine Bearbeitung, ja oft nur eine Uebersetzung der gleichnamigen Tragödie Prospero Bonarelli's ist. Wir dürfen uns aber die angedeutete Zeitbestimmung nicht entgehen lassen. Mme. de Montmorency muss schon Wittwe gewesen sein (1632), als Mairet die Bearbeitung der italienischen Tragödie unternahm Mithin konnte dieselbe nicht vor 1632 in Angriff genommen worden sein, was zu der von Parf gegebenen Jahreszahl 1630 schlecht stimmt Auf eine weitere und diesmal unbedingt entscheidende Stelle bin ich unabhängig von Gaspary gekommen, der sie auch anführt. Im Avis au Lecteur zur Sophonisbe gibt M. an, welche Ausgabe des italienischen Solimano er benützte — es war die von 1632[1]. Das beweist nun erstens, dass die italienische Bearbeitung dieses dramatischen Stoffes M. vor 1632 nicht bekannt war und zweitens, dass der Avis au Lecteur zu Sophonisbe nicht vor 1632 verfasst worden sein konnte. Da aber in dieser Vorrede schon auf die Aufführung der Sophon. angespielt, auch Cléopâtre als schon vollendet bezeichnet wird, so kann dieselbe unmöglich lange vor dem 22. Mai 1635, dem Achevé d'imprimer der Sophonisbe, geschrieben worden sein. Ja, wir erfahren noch mehr. An dem Tage, wo der Avis au Lecteur zu Soph. gedruckt wurde, war der Solyman erst geplant, noch nicht einmal begonnen. Da das Stück aber in der Epistre comique (4. Jan. 1636) schon als vollendet angeführt wird, so muss es zwischen Mai 1635 und dem 4. Jan. 1636 verfasst worden sein. Endlich einmal ein genauer Zeitpunkt! Es ist klar, dass

1) Et pour les modernes, qu'ils ayent la curiosité de me voir iuſtifier dans les deux diſcours que le Comte Proſper Bonarelli adreſſe à vn de ſes amis, nommé Antoine Brun, pour ſon Solyman que i'eſpere habiller vn de ces iours à la Françoiſe c'eſt en la derniere impreſſion de l'année M. DC. XXXII.

von diesem einzigen Datum aus wir bei den von Mair. selbst angegebenen chronologischen Beziehungen seiner Stücke zu einander, die Zeitbestimmung für alle in der Ep. com erwähnten Werke M.'s finden müssten und teilweise gefunden haben. 18 Monate schleppte sich der Solyman von Salon zu Salon[1]), ohne die Bühne betreten zu können, heisst es im Avertissement au Besançonnois Mairet. Die Antwort auf dieses Pamphlet ist die „Apologie pour Mairet". Da die dem Avertissement vorausgehende Epistre familière sur la tragi-com du Cid vom 4. Juli 1637 ist, die Apologie aber dem Ende des Monats September entstammt, muss das Avertissement aus den Monaten August oder September sein. Von Ende 1635 bis August 1637 sind es wirklich nicht viel mehr als 18 Monate, und so stimmt die Berechnung von M.'s Gegner mit der unsrigen überein. Unser Stück ist also erst 2 Jahre nach seiner Vollendung aufgeführt worden. Sarrazin schrieb an M. einen Brief über die erste Aufführung des Solyman, welcher nach Maine gerichtet[2]) ist, wohin M. erst 1632 kam. Leider ist der Brief nicht datiert. Gegen die von Parf. für Solym. angesetzte Jahreszahl (1630) ist er nur insoferne zu benützen, als wir die Zeit der ersten Aufführung und nicht die der Vollendung unseres Stückes ermitteln wollen. Dass dies ein Zeitunterschied von zwei Jahren ist, behaupten wir zum ersten Male. Die späte Aufführung des Solyman (1637—38) erklärt auch allein dessen verspäteten Druck. Nur der Duc d'Ossonne noch, der keinen besonderen Erfolg hatte, ist, wie Solyman, erst vier Jahre nach seiner Vollendung gedruckt worden, wobei wir allerdings die erste Aufführung dieses Stückes nicht ermitteln konnten. Die Zeitbestimmung des Widmungsbriefes an Marie de Montmorency ist nicht schwer. Es heisst darin, Mme. de Montmorency sei schon sieben Jahre Wittwe. Da Henri de Montmorency 1632 enthauptet wurde, kann der Widmungsbrief nur dem Druckjahre (1639) entstammen. Wir stehen am Ende des Jahres 1635. Vergessen wir aber nicht, dass wir nach Parf.'s Chronologie erst am Ende des Jahres 1630, ja, hätte er richtig gerechnet, 1629 stehen würden. Nach unserer und M.'s eigener Berechnung fällt seine Tragödienzeit in die J. 1634 und 1635, die Vorbereitungsperiode in die J. 1632 und 1633. Nach Parf. hatte unser Dichter diese wichtigste Phase seiner Entwicklung im Hause des Herzogs v. Montmorency zurückgelegt. Bizos (p. 21 und 343) konnte, auf Parf's Chronologie gestützt, behaupten, der Tod Montmorency's sei schuld an der nach 1630 eintretenden Unfruchtbarkeit M.'s gewesen. Freilich widerspricht dies

1) Marty-Laveaux, III, 73.
2) Cf. meine Studien p. 32.

alles den eigenen Angaben M 's, wonach er in der Ep. com. gerade die Zeit, welche er bei Belin verbrachte, seine schaffensfreudigste nennt. Nach Parf aber hätte M in den J. 1630—34 vollständig geschwiegen. Und das ist gerade die Uebergangsperiode in der Geschichte des französischen Theaters, die wir an der Hand der Entwicklungsgeschichte Mairet's noch besser studieren können, als an Corneille. Wenn diese Zeit bis jetzt noch von keinem Litterarhistoriker erschöpfend behandelt werden konnte, so trägt die verwirrende Chronologie Parf.'s nicht den geringsten Teil der Verantwortung dafür

Das auf den Solyman folgende Stück ist nach Parf. Le Roland furieux (1635), dann kommen Athénais (1635), Illustre Corsaire (1637) und Sidonie (1637). Die Reihenfolge dieser Stücke ist ebenso unrichtig wie die Jahreszahlen. Zuvörderst dürfen wir nun nicht vergessen, dass mit dem Solyman die Reihe der in der Epistre comique mit Stolz aufgezählten Stücke abgeschlossen ist. Warum sind Roland furieux und Athénais nicht erwähnt, wenn sie wirklich schon fertig gestellt waren? Es ist eben ein sicherer Beweis, dass sie am 4. Jan. 1636 noch nicht geschrieben waren. In dem Widmungsbriefe des Roland furieux werden ein zweites Mal alle Stücke aufgezählt, welche Mair. bei Bélin verfasst hatte, und die Reihenfolge dieser Werke schliesst mit L'Illustre Corsaire et le Roland furieux ab. Diese beiden Tragikomödien müssen also in der Zeit zwischen der Epistre com. und dem Tode Bélin's (1636—1638) geschrieben worden sein, so zwar, dass nicht le Roland furieux sondern L'Illustre Corsaire auf den Solyman folgt. Weshalb Parf. die von M. selbst gegebene Reihenfolge nicht einhielt, weiss ich nicht. Genauer den Zeitpunkt zu bestimmen, vermag ich nicht. Gedruckt wurden beide Stücke zugleich (20. Febr. 1640). Lange vorher konnte der Widmungsbrief des Roland furieux nicht geschrieben worden sein: denn es heisst darin[1]), der älteste Sohn des Grafen Bélin, der im J 1637 auf dem Felde der Ehre gestorben war, sei schon 3 Jahre tot. Chardon (Vie de Rotrou p. 96) ergänzt die in dem Widmungsbriefe des Rol fur. von M. gemachte Aufzählung seiner bei Bélin verfassten Werke dahin, dass er noch Athénais und Sidonie eigenmächtig hinzufügt. Diese Ergänzung ist nur dann zulässig, wenn wir Parf.'s Chronologie annehmen — wir weisen dieselbe als grundlos zurück. Denn wurde Athenais auch noch zu Lebzeiten Bélins begonnen, was man aus ihrem Widmungsbrief herauslesen kann, so wurde sie doch sicher erst nach dem Tode des Grafen Bélin (1638) vollendet. Mairet sagt im J. 1642[2]), dem Druckjahre der Athénais, sein Werk sei dem

1) Chardon, Vie de Rotrou mieux connue, Paris 1884, p. 99.
2) Widmungsbrief der Athénais.

Bischof v. Mans schon mehr als 4 Jahre bekannt. Doch kann sich diese Behauptung ebenso gut auf den Plan als auf die Ausarbeitung der Tragikomödie beziehen. Entscheidend für die Zeitbestimmung der Athénais ist der Brief Chapelain's an Mairet vom 27. Nov. 1638, worin die Athénais als noch im Entstehen begriffen bezeichnet wird[1]). Auch nach dieser Stelle ist Athénais nicht mehr bei Lebzeiten Bélin's vollendet worden. Unsere Briefstelle wird auch von Lavet (Précieux et Précieuses p. 6) angeführt. Tamizey de Larroque, der Herausgeber der Briefe Chapelain's, weist in der Anmerkung zu unserm Briefe auf die in demselben enthaltene Zeitbestimmung hin, kommt aber zu dem Schlusse, Athénais als M.'s letztes Werk zu bezeichnen. Das ist allerdings weit von der Wahrheit entfernt: denn M.'s letztes Drama ist und bleibt Sidonie. Er sagt es ja selbst in der Vorrede zu dieser Tragikomödie[2]). Schon nach dem Briefe M.'s an seinen Landsmann Nicolas[3]) vom 10. Jan. 1647, worin unser Dichter angibt, seit 7 Jahren schon habe er nichts Neues mehr geschrieben, wäre für Sidonie 1640—41 anzusetzen. Ungefähr um die nämliche Zeit wurde M^me de Hautefort vom Hofe verbannt und zog sich nach Maine zurück, wo Mairet ihr Sidonie vorlesen durfte[4]). Als aber der Widmungsbrief der Athénais[5]) verfasst wurde, hatte Mairet schon seine 6 Monate[6]) in Maine zugebracht — er war also spätestens den Winter 1641—42 dorten, und in Maine erst lernte Mairet M^lle de Hautefort kennen. Auch aus diesem Grunde muss die Sidonie spätestens 1641 vollendet worden sein. Wir nehmen 1640—41 an.

Parf. hat uns nicht gesagt, wie so er zu der von ihm für Sidonie angesetzten Jahreszahl 1637 kam. Vielleicht hat er sich gemerkt, dass Mairet 17 Jahre für die Bühne gearbeitet haben will und so, nachdem er für Chrisèide 1620 angenommen, für Sidonie 1637 angesetzt. Denn vom Solyman ab hat Mairet keine direkten Angaben mehr über das Zeitverhältnis seiner Stücke unter sich oder zu seinem Leben gemacht.

Unsere Untersuchung ist beendet. Wir haben uns bemüht, soweit möglich, jedes Stück einzeln für sich zeitlich zu bestimmen.

---

1) Je vous félicite de l'aduancement de vostre Athénaïs (Larroque, Lettres de Chapelain p. 328).

2) Sophonisbe p. p. Vollmöller VII. Anm. **

3) Bizos p. 399.

4) Widmungsbrief der Sidonie.

5) Widmungsbrief der Athénaïs.

6) Cf. meine Studien §. 21.

Liste von Mairet's Dramen[1]).

		Parfaict	Gaspary	Wir.
1)	Chrisèide	1620	1626	1625
2)	Sylvie	1621	1627	1626
3)	Silvanire	1625	1631	1630
4)	Duc d'Ossonne	1627	1633	1632
5)	Virginie	1628	1634	1633
6)	Sophonisbe	1629		1634
7)	Cléopâtre	1630	1634—35	1. Hälfte 1635
8)	Solyman	1630		2. H. 1635 (1637—38[2])
9)	L'Illustre Corsaire	1637	—	1636—38
10	Roland Furieux	1635	—	1636—38
11)	Athénaïs	1635	—	1639 (Anfang)
12)	Sidonie	1637	—	1640—41

Anhang.

Zur Quellenkunde der „Silvanire“.

Wir haben die Quelle der Silvan. zur Zeitbestimmung des Stückes benutzt und müssen nun unsere diesbezüglichen Behauptungen bekräftigen. Mair. hat als seine Quelle selbst angegeben und zwar am Schlusse des Discours poetique, der Vorrede der Silvan.: den III. Band der Astrée und d'Urfé's gleichnamige Pastorale. Die erste Angabe M.'s ist unrichtig; die Geschichte der Silvan. findet sich nicht im III. sondern im IV. Bande der Astrée. Dieses III. ist entweder ein Druckfehler oder ein Versehen Mairet's, vorausgesetzt, dass letzterer die Geschichte der Silvan. im Romane d'Urfé's überhaupt benützt hat. Bisher hat man diese Quellenangabe M.'s gläubig nachgeschrieben, ohne auch nur einmal die Astrée in die Hand zu nehmen. Wir haben es also hier nur mit dem IV. Teile der Astrée zu thun. Wann ist dieser erschienen? Wie verworren und wenig bekannt die Bibliographie der Astrée selbst bei gediegenen Litterarhistorikern ist, zeigen Lotheissens bibliographische Angaben zur Astrée, welche fast durchweg falsch sind.

1) Die Zahlen verstehen sich von der Vollendung der Stücke.
2) Zeit der ersten Aufführung.

Bonafons hat sich um diese Fragen nicht viel gekümmert, auch Bernard nicht in seinem ersten Werke Les d'Urfe. Später aber widmete Bernard der Bibliographie der Astrée ein Werkchen: Recherches bibliographiques sur l'Astrée, Paris, Dumoulin 1859, eine Arbeit, die fast verschollen zu sein scheint — Körting (Geschichte des Romans t. I) scheint sie nicht benützt zu haben. Denn vergleichen wir das, was Körting bibliographisch Neues zu bringen behauptet, mit dem, was schon Bernard vor ihm angibt, so sind Körtings Angaben nicht mehr als litterarhistorische Neuheiten zu betrachten[1]). Bernard kennt als ächter Bibliograph alle Buchhändlerkniffe Nachdem die erste authentische Ausgabe des III. Teiles der Astrée 1619 erschienen war (die Ausgabe 1618 betrachtet Bernard als unächt), veröffentlichte Gabrielle d'Urfé, die Nichte des Dichters, die erste unächte Ausgabe des IV. Teiles im J. 1624, das Privileg ist vom 6. Nov. 1623, das Achevé d'imprimer vom 2. Januar 1624. Bonafons behauptet (p. 71), diese Ausgabe des IV. Teiles unterscheide sich von der späteren Ausgabe Baro's sowohl nach Form als auch nach Inhalt. Körting (I, p 86) hält Gabrielle d'Urfé's Ausgabe für den „guten Abdruck des ächten Manuskripts" und glaubt, sie stimme mit der späteren Ausgabe Baro's in deren erster Hälfte („Cinquiesme Partie!" sic!) völlig überein, weshalb sie nicht zu verwerfen sei. Was Körting mit Cinquiesme Partie sagen will, ist mir unklar — offenbar wollte er sagen: „Quatriesme Partie". Ich habe den Text der Ausgabe Gabrielle d'Urfé's mit dem Baro's verglichen. Für letztere konnte mir die Ausgabe des IV. Teils von 1633 recht wohl als Vorlage dienen, da sie nur ein Abdruck der mir unerreichbar gebliebenen Ausgabe von 1627 ist. Gabrielle beginnt damit, wie der als Alexis (Druide Vierge) verkleidete Céladon eine Nacht bei Astrée zubringt. Der Anfang entspricht nicht ganz dem Baro's, der ungefähr 50 Druckseiten mehr gibt als Gabrielle d'Urfé Das II Buch Gabrielle's entspricht dem III und IV. Buche des IV. Teiles von Baro So z. B. ist bei letzterem die Geschichte von Périandre, Bellimarte, Dorinde et Mérindor im IV. Buche, bei Gabrielle im II. Buche erzählt, das III. Buch der Ausgabe Gabrielle's

1) Auch Fehler sind nicht ausgeschlossen: Körtings Bd I p. 82 ff. gegebene bibliographische Beschreibung des I. Teiles ist ungenau, die des II. Teiles vollständig falsch; denn sie ist nur eine Reproduktion der Beschreibung des I. Teiles mit Veränderung des Wortes Première in Seconde. Exemplare dieser zwei Originaldrucke befinden sich auf der Münchener Hofbibliothek (P. O. gall. 2280 t. I u II). Körting konnte für den I. und II Teil kein Achevé d'imprimer geben. Nach den mir zur Verfügung stehenden Exemplaren ist es für beide Teile vom 24. April 1610. Ein Exemplar der ersten Ausgabe des II. Teiles hat Bernard (p. 8) nur in Marseille finden können, dieselbe ist also ein rarissimum.

entspricht ungefähr dem V. und VI. Buche Baro's, das IV. Buch Gabrielle's, demnach dem VII. Buche Baro's (Geschichte von Dorinde, Sigismond et Gondebaut). Schon aus dieser kurzen Vergleichung lässt sich mühelos erkennen, wie weit die Ausgabe Gabrielle d'Urfé's an Vollständigkeit und Ausführlichkeit hinter der Baro's zurücksteht. Das V. Buch der Ausgabe 1624 zählt nur 26 Seiten und ist ein Fragment, für dessen Inhalt sich bei Baro kein Gegenstück finden lässt. Damit fällt die Behauptung Körtings über den unbedingten Wert der Ausgabe Gabrielle d'Urfé's weg, und wir können uns dem anschliessen, was Bonafous darüber sagt. Ich beeile mich, die für uns hochwichtige und bis jetzt noch von niemand berichtete Thatsache hervorzuheben, dass die im IV. Teile der Ausgabe Baro's enthaltene Geschichte der Silvanire sich in der Ausgabe Gabrielle d'Urfé's weder findet noch angedeutet ist. Nachdem d'Urfé am 1. Juni 1625 gestorben war, erhielt Borstel am 10 Juli 1625 ein Druckprivileg für einen V und VI. Teil der Astrée. Schon durch diese Zahlenbezeichnung wird die Aechtheit des IV. Teils von 1624 von Seiten Borstels anerkannt, eine Ansicht, die wir allerdings nicht mehr teilen können. Nach Bernard erschien der V. Teil einzeln 1625, der VI. 1626 und beide dann zusammen 1626, nicht 1627, wie Körting (p. 84) meint. Diese Ausgabe konnte allerdings Bernard nicht auftreiben. Auf der Münchener Staatsbibliothek befindet sich der V. Teil Borstels von 1626 und der VI. Teil vom gleichen Jahre, eine Ausgabe, welche auch Welti (Die Astrée und ihre deutschen Verehrer, Ztschr. f. neufr. Spr. und Lit. V, 115—127) benützt hat. Welti sucht den Wert der Borstel'schen Ausgaben dadurch zu beweisen, dass er sie mit denen Baro's vergleicht. Schon durch die Zahlenbezeichnungen der einzelnen Teile, noch mehr aber durch ihren Inhalt, welcher da anknüpft, wo Gabrielle d'Urfé aufgehört, kündigen sich Borstel's Ausgaben als Fortsetzung der Gabrielle d'Urfé's an. Natürlich können wir dann auch in Borstel's Ausgaben keine Spur von der Geschichte der Silvanire entdecken. Endlich erschienen im J. 1627 die Ausgaben Baro's, der IV. und V. Teil der Astrée. Ein Exemplar des IV. Teils habe ich nicht finden können, wie denn auch Körting diese Ausgabe vielleicht gar nicht gesehen. Ein Exemplar des V. Teils von Baro befindet sich auf der Königlichen Bibliothek in Berlin. Das Privileg ist aber nicht vom 10. Oktober, wie Körting sagt, sondern vom 10. November 1627. Der Druck wurde am 31. Dezember 1627 beendigt und trägt somit das Titelblatt die Jahreszahl 1628. Uns interessiert hier nur der IV. Teil, weil darin zum ersten Male die Geschichte der Silvanire enthalten ist. Körting nimmt ein gleichzeitiges Erscheinen des IV. und V. Teiles von

Baro an, was indes unmöglich ist. Denn erstens gilt das von ihm citierte Privileg nur für den V. Teil, und zweitens wird Körtings Behauptung schon durch die Worte Baro's widerlegt, welche deutlich genug die Priorität des IV. vor dem V. Bande hervorheben. Das Jahr des Erscheinens wird in dem Widmungsbriefe an die Königin angegeben (1627, zwei Jahre nach dem Tode d'Urfé's 1625). Schon in seinem Werke über die Familie d'Urfé sagt Bernard, der IV. Teil Baro's sei im November 1627 (nicht Dezember, wie der V. Teil) erschienen, während die übrigen Bibliographen allgemein nur das Jahr 1627 angeben. In seinen Recherches (p. 18) drückt sich Bernard noch genauer aus. Er hatte das Achevé d'imprimer endlich auf einem Exemplar der Originalausgabe des IV. Bandes gefunden. Es ist vom 5 November 1627, während das Privileg vom 20. Nov 1623 ist, das nämliche wie das der Ausgabe Gabrielle's, worüber Bernard weitere Auskunft erteilt Aus dem Romane konnte also Mair. den Stoff zu seiner Silvanire vor 1627 nicht genommen haben. Die Pastorale d'Urfé's ist, wie schon erwähnt, ebenfalls vom J. 1627. Wir fragen uns nun, warum die Geschichte der Silvanire nicht schon in der Ausgabe Gabrielle d'Urfé's enthalten ist Man könnte vermuten, dass im J. 1624, als die Nichte d'Urfé's das Werk ihres Oheims herausgab, letzterer gerade an seiner Pastorale arbeitete, und das Manuskript der Silvanire-Geschichte daher für die Herausgeberin nicht erreichbar war, wenn Baro oder d'Urfé nicht schon im J. 1623 das Privileg für den IV. Band der Astrée erhalten hätten, letzterer also nicht bereits fertig gestellt gewesen wäre.

Die Geschichte der Silvanire ist eine unter den vielen Episoden der Astrée, nicht die interessanteste in stofflicher Beziehung. Jedermann weiss, was man unter den Hirten und Hirtinnen oder Schäferinnen der Astrée zu verstehen hat D'Urfé sagt ja selbst in seiner Vorrede, dass das keine ächten Schäfer seien, sondern nur in ländliche Tracht gesteckte Aristokraten, welche auch in ihrem Charakter nicht den leisesten Anflug von Naivität zeigen Man betrachte nun die Charaktere der Silvanire-Episode — da haben wir es mit ächten Schäfern zu thun. Wenn sie auch die Sprache der vornehmen Welt reden, so sind sie doch ihrer Abstammung und ihren Sitten nach echte Hirten und nicht verländlichte Aristokraten. In der ganzen Astrée findet sich keine Ge-

1) Je n'ay rien à te dire, cher Lecteur, si non que j'appréhende que tu iettes les yeux sur cet Ouurage devant que d'auoir vu la vraye quatriesme Partie que, depuis quelque temps, j'ay faict imprimer sur le manuscrit mesme de feu mon Maistre (Avis au Lecteur Baro's zur Ausgabe 1628 des V. Bandes).

schichte, keine zweite Episode, von der sich Gleiches behaupten liesse. Wie so kommt der schlaue Bauer Ménandre, der Vater der Silvanire, unter eine so vornehme Gesellschaft, wie sie in der Astrée ihr Wesen treibt? Notwendig ist er darin nicht, ebensowenig wie seine Tochter und ihr Liebhaber Aglante. Allerdings können wir von den meisten Episoden der Astrée behaupten, sie seien für das Verständnis des Romans nicht notwendig, aber die Personen, von denen in den Episoden etwas berichtet wird, sind wenigstens vorher im Romane schon aufgetreten, während die Personen der Silvanire-Episode geradezu hereingeschneit kommen. Der Zusammenhang mit der Haupthandlung ist demnach auch sehr lose. Der Druide Cloridamanthe hält eine Gerichtssitzung, bei welcher auch Ménandre und seine Frau Lérice erscheinen. Bei dieser Gelegenheit wird dann dem Druiden die ganze Geschichte von Silvanire's Liebe erzählt Trotzdem nun einige Verschiedenheiten zwischen der Romanepisode und den Pastoralen d'Urfé's und Mairet's zu konstatieren sind, von denen allerdings einige in dem Wesen des Dramas begründet werden könnten, so ist doch die Vermutung zulässig, d'Urfé habe zuerst eine regelrechte italienische Pastorale geschrieben und dann ein solches Gefallen an dem Stoffe gefunden, dass er ihn dem Hauptwerke seines Lebens, der Astree, einverleibte. Man könnte die Silvanire-Erzählung in Prosa auch für eine Vorstudie zu der Pastorale ansehen, eine Vorstudie, welche dann Baro der Astrée hinzufügte. Ja, sie könnte sogar das Werk Baro's sein. Jedenfalls ist schwerlich zu leugnen, dass sie sich in der Astrée sehr fremdartig ausnimmt. Bei der Unmöglichkeit, den Text von d'Urfé's Pastorale zu konsultieren, muss ich es dahin gestellt sein lassen, inwieweit Mairet einerseits die Pastorale d'Urfe's, andrerseits die Episode der Astrée benützt hat. Ich kann nur nachweisen, dass er erstere sicher benützt hat.

Glücklicherweise hat uns Bonafous wenigstens eine Analyse des Stückes gegeben, die ausführlicher ist, als diejenige Bernard's. Folgende Abweichungen von der Romanepisode lassen sich darnach konstatieren: 1) Hylas, die liebenswürdigste Erscheinung der Astrée, von d'Urfé mit besonderer Vorliebe ausgearbeitet, hat in der Romanepisode nichts mit Aglante zu thun, wohl aber in der Pastorale d'Urfé's, wo er, der realistische Spötter dem idealistischen Aglante gegenüber die Rolle des Leichtsinns und der Unbeständigkeit spielt. Auch Mairet hat Hylas eingeführt, er spielt bei ihm die nämliche Rolle wie bei d'Urfé. 2) Die Einführung des Satyrs ist bei d'Urfé eine Konzession an die Erfordernisse einer regelrechten italienischen Pastorale, zu der sich Mairet erfreulicherweise nicht verstehen konnte. Im Roman findet sich diese Hanswurstgestalt ebensowenig, wie die des närrischen Adraste,

die Mairet auch nicht aufgenommen hat. 3) Die Wanderung der todkranken Silvanire zu dem Tempel des Aesculap war durch dramatisch-technische Rücksichten gefordert, weshalb sich auch Mairet dieser Veränderung der im Roman erzählten Ereignisse nicht verschloss: Nur so konnte die Einheit des Ortes gewahrt werden. 4) Ueber die Herkunft des Zauberspiegels wird in der Astrée weiter nichts berichtet. In d'Urfé's Pastorale sagt Alciron, er habe ihn von dem falschen Druiden Climanthe bekommen und gerade so heisst es auch bei Mairet:

Climanthe, ce trompeur, le plus grand de la terre,
C'est le nom de celuy qui me donna le verre (Silv. V, 2).

5) In der Astrée ist Silvanire ein einfaches Hirtenmädchen, dessen Beschäftigung weiter nicht erwähnt wird. In d'Urfé's Pastorale gibt sie sich, nach dem Beispiele der italienischen Heldinnen, der Jagd hin. Auch bei Mairet ist sie eine eifrige Jägerin. Die erste Illustration Michel Lasne's zur Silvanire stellt denn auch im Hintergrunde Silvanire mit ihren Gespielinnen jagend dar.

„Mais allons la chercher, elle est possible allée
„Chasser avec Fossinde au bois de la Vallée (I, 2).

In der 6. Scene des ersten Aktes unterhält sie sich mit ihrer Busenfreundin Fossinde über das Jagdvergnügen. Daher auch Silvanire's Entschluss, sich der Diana zu weihen, wovon die Silvanire-Episode nichts weiss. Auch diesen kleinen Zug hat sich Mairet nicht entgehen lassen. Silvanire wird aber von ihrem Vater derb abgefertigt: „Diane a grand besoin d'une telle suivante" (III, 3). Diese kleinen, beiden Dichtern gemeinsamen Züge beweisen, dass Mairet d'Urfé's Pastorale bei Abfassung seiner Silvanire benützt haben muss. In wie weit er auch aus der Romanepisode schöpfte, kann nur von dem nachgewiesen werden, welcher die drei Versionen der Silvanire Geschichte mit einander vergleichen kann. Für die Zeitbestimmung der Silvanire genügt das von uns gewonnene Resultat. Wundern dürfen wir uns nicht, wenn wir auch in der Silvanire Züge finden, welche direkt aus Racan's Bergeries herübergenommen sind, eine Anmerkung, welche besonders von dem Chorlied des I. Aktes der Silvanire gilt.

Studien zur Geschichte des englischen Petrarchismus im sechzehnten Jahrhundert.

Von

Emil Koeppel.

Die Geschichte des Einflusses Petrarcas auf die englische Litteratur des 16. Jahrhunderts ist uns in ihren grossen Zügen bekannt. Die genauere Forschung hat jedoch auf diesem Gebiete noch viel zu finden und zu sichten. Einen Teil dieser erst zu leistenden Arbeit möchte ich erledigen, indem ich die beiden Werke, welche im 16. Jahrhundert am Anfang und in dem Zenith des englischen Petrarchismus stehen, nochmals eingehender auf ihren italienischen Gehalt prüfe: die als „Tottel's Miscellany" bekannte Gedichtsammlung und Sir Philipp Sidney's „Astrophel and Stella".

A. Tottel's Miscellany (1557).

I. Sir Thomas Wyatt the Elder.

Dieser Dichter, der an der Spitze der zweiten grossen Epoche des italienischen Einflusses auf die englische Litteratur steht, schöpfte mit vollen Händen aus den „Rime". Schon Dr. Nott[1]) hat unter Wyatt's Gedichten folgende Uebersetzungen aus Petrarca gefunden:

p. 1 (33)[2]) *The long love* = Son. 91 in vita[3])
„ 2 (33) *Was I never yet* = „ 53 „ „
„ 4 (35) *Such vain thought* = „ 117 „ „
„ 6 (37) *Caesar, when that* = „ 70 „ „

1) The Works of Henry Howard Earl of Surrey and of Sir Thomas Wyatt the Elder. Ed. by Geo. Fred. Nott. London 1816. In 2 vols.; vol. II.

2) Die eingeklammerten Ziffern geben die Seitenzahl von Edward Arber's Reprint von Tottel's Miscellany (London 1870).

3) Le Rime di Francesco Petrarca colle note di varii; raccolte da Luigi Carrer, Padova 1837. 2 vol'.

p. 7 (38) *Some fowls there be* = Son. 15 in vita
„ 8 (38) *Because I have* = „ 34 „ „
„ 9 (39) *I find no peace* = „ 90 „ „
„ 9 (39) *My galley charged* = „ 137 „ „
„ 12 (68) *Ever mine hap* = „ 37 „ „
„ 12 (69) *Love, and Fortune* = „ 85 „ „
„ 13 (69) *How oft have I* = „ 17 „ „
„ 14 (70) *If amorous faith* = „ 169 „ „
„ 50 (46) *Mine old dear en'my* = Canz. 7 „ morte
„ 56 (73) *So feeble is the thread* = „ 3 „ vita.

Ferner berühren sich in freier und teilweiser Nachbildung:

p. 3 (34) *The lively sparks* & Son. 200 in vita
„ 16 (72) *The pillar perish'd is* „ „ 2 „ morte
„ 19 (73) *Go! burning sighs* „ „ 102 „ vita
„ 40 (66) *Perdie! I said it not* „ Canz. 15 „ „
„ 71 (83) *Of Carthage, he* „ Son. 11 sopra varj argomenti
„ 143 (nicht bei Tottel; cf. Ald. Ed. p. 18)[1])
Whoso list to hunt & Son. 138 in vita.

Nott (Notes p. 571) neigte sich der Ansicht zu, dass Wyatt bei diesem Sonett nicht das Original Petrarcas, sondern eine Nachbildung desselben von Romanello im Auge gehabt habe. Gegen diese Annahme ist geltend zu machen, dass Wyatt in wörtlicher Anlehnung an Petrarca des edelsteingeschmückten Halsbandes der Hindin gedenkt, welches die Inschrift trägt, während Romanello die Hindin sprechen lässt:

Petrarca: „*Nessun mi tocchi*“, *al bel collo d'intorno*
Scritto avea di diamanti e di topazi;
„*Libera farmi al mio Cesare parve.*“

Wyatt: *And graven with diamonds in letters plain,*
There is written her fair neck round about:
„*Noli me tangere; for Caesar's I am . . . . .*

Romanello: [*la selvaggia fera*] *Si volse indietro, e disse in voce altera:*
„*Toccar non lice la mia carne intera,*
Caesaris enim sum.“

Es erinnern uns somit nur die Worte *for Caesar's I am* an Romanello. Das Sonett enthält ausserdem noch eine von Nott nicht beachtete Petrarca-Reminiscenz:

---

1) The Aldine Edition of the Britisch Poets: The Poetical Works of Sir Thomas Wyatt. London 1831.

v. 8 *Since in a net I seek to hold the wind*
Sestina VIII in vita v. 37 *In rete accolgo l'aura.*

Meine Nachlese ergab mir folgende Ergänzungen zu Nott's Untersuchung:

1) Zu dem Sonett *Avising the bright beams of those fair eyes* p. 10 (40) bemerkt Nott p. 541: *It has the appearance of being a translation; though I cannot point out any author from whom it is taken.* Es ist die genaue Uebersetzung von Petrarcas Son. 121 in vita: *Mirando'l Sol de' begli occhi sereno.*

2) Zu dem Rondeau *Behold, Love! thy power how she despiseth* p. 18 (53) bemerkt Nott p. 544: *It has all the appearance of being a translation or an imitation.* Auch in diesem Falle lag ihm Wyatt's Vorbild nah genug: das Rondèau ist eine dem Gedankengange nach getreue, in den Worten etwas breitere Uebertragung von Petrarcas Madrigale IV in vita: *Or vedi, Amor, che giovenetta donna.*

3) Zu dem Gedichte *O goodly hand!* p. 158 f. (nicht bei Tottel; cf. Ald. Ed. p. 62 f.) bemerkt Nott p. 575: *It is extremely pretty and fanciful. The thought, that Nature supplied a pearl for every finger's end, though a conceit, is elegant. Wyatt seems to have had some passages of Giusto de' Conti's Bella Mano in his recollection.* Bei Giusto de' Conti, einem der zahllosen Nachahmer Petrarcas, ist allerdings von der Hand der Geliebten bis zum Ueberdruss die Rede[1]), gleichwohl bietet er nichts dem Wyatt'schen Gedichte Entsprechendes. Hingegen erinnern wir uns die von Nott gelobten Perlen-Nägel aus Petrarca, und indem wir dieser Spur nachgehen, finden wir, dass die drei ersten Strophen des englischen Gedichtes auf den Quatrinen von Son. 147 in vita beruhen. Man vergleiche:

O goodly hand!
Wherein doth stand
My heart distract in pain;
Fair hand, alas!
In little space
My life that do'st restrain =
O bella man, che mi distringi 'l core,
E'n poco spazio la mia vita chiudi.
O fingers slight,
Departed right,
So long, so small, so round;

1) Cf. La Bella Mano di Giusto de' Conti Romano con una raccolta di Rime d'antichi Toscani. Edizione più delle antecedenti corretta e ampliata. Verona 1750.

Goodly begonne[1]),
And yet alone[2])
Most cruel in my wound =
E sol nelle mie piaghe acerbi e crudi,
Diti schietti, soavi.
With lilies white
And roses bright
Doth strive thy colour fair;
Nature did lend
Each finger's end
A pearl for to repair =
Man, ov' ogni arte, e tutti loro studi
Poser Natura, e 'l Ciel per farsi onore:
Di cinque perle oriental colore
E sol nelle mie piaghe ecc.

Die letzten beiden Strophen haben mit Petrarcas Terzinen nichts gemein.

4) Zu dem Gedichte *Will ye see what wonders Love hath wrought?* p. 259 f. (nicht bei Tottel; cf. Ald. Ed. p. 148 f.) bemerkt Nott p. 586: *This must be considered as a little ballad. The language and the thoughts are all of a popular nature, with the exception of the first line, in which Wyatt unconsciously perhaps imitated Petrarch.* Diese erste Zeile erinnert ihn nämlich an den Anfang von Son. 190 in vita: *Chi vuol veder quantunque può Natura;* die Aehnlichkeit ist freilich eine sehr geringe. In den folgenden Strophen seines Gedichtes ist Wyatt jedoch nicht, wie Nott annimmt, der Dolmetscher volkstümlicher Gedanken, sondern er hat sich in freier Uebertragung genau dem Gedankengange der beiden ersten Stanzen von Petrarcas Canzone 14 in vita angeschlossen. Vergleiche:

(2) For unto that, that men may see
Most monstrous thing of kind,
Myself may best compared be,
Love hath me so assign'd =

St. 1: Qual più diversa e nova
Cosa fu mai in qualche stranio clima;
Quella, se ben si stima,
Più mi rassembra; a tal son giunto, Amore.

(3) There is a rock in the salt flood,
A rock of such nature,

---

1) Nott: *Goodly by gone*; die oben gegebene, richtige Lesart citiert er in den Notes p. 575 aus dem Harleian Ms.; Ald. Ed. p. 63: *Goodly begone.*

2) Ald. Ed. l. c. sinnlos: *And yet a bone.*

That draweth the iron from the wood
And leaveth the ship unsure =

St. 2: Una pietra è sì ardita
Là per l'Indico mar; che da natura
Tragge a se il ferro, e 'l fura
Dal legno in guisa, che i navigj affonde.

(4) She is the rock, the ship am I;
That rock my deadly foe,
That draweth me there where I must die
And robbeth my heart me fro =

St. 2: Questo prov'io fra l'onde
D'amaro pianto: che quel bello scoglio
Ha col suo duro orgoglio
Condotta, ov' affondar conven mia vita:
Così l'alma ha sfornita
Furando 'l cor.

(5) A bird there fleeth, and that but one,
Of her this thing enseweth;
That when her days be spent and gone,
With fire she reneweth =

St. 1: Là, onde 'l dì ven fore,
Vola un augel, che sol senza consorte
Di volontaria morte
Rinasce, e tutto a viver si rinnova.

(6) And I with her may well compare
My love, that is alone;
The flame whereof doth aye repair
My life when it is gone =

St. 1: Così sol si ritrova
Lo mio voler . . . .
E così torna al suo stato di prima:
Arde, e more, e riprende i nervi suoi.

5) Auch in seinen selbständigen Gedichten folgt Wyatt häufig den Spuren Petrarcas, vgl. Nott's Bemerkungen zu *If waker care* p. 539; *Thou restful place* p. 546; *So unwarely was never* p. 549. Ausserdem mag sich der Engländer noch an folgenden Stellen seines Meisters erinnert haben, doch ist die Möglichkeit zufälliger Uebereinstimmung in den meisten Fällen nicht ausgeschlossen:

p. 3 (34 f.) *The lively sparks* etc.

v. 13 For after the blaze, as is no wonder,
Of deadly noyse[1]) hear I the fearful thunder =

Son. 74 Io vita, v. 12 Come col balenar tona in un punto;

1) So Tottel und Ald. Ed.; Nott: *Nay*.

p. 121 (nicht bei Tottel; cf. Ald. Ed. p. 218): Das Interludium zwischen dem 38. und 51. Psalm in Wyatt's Paraphrase der Bußpsalmen beginnt:

Like as the pilgrim that in a long way
Fainting for heat, provoked by some wind
In some fresh shade lieth down at mid of day;
So doth of David the wearied voice and mind
Take breath of sighs, when he had sung this lay,

wodurch wir an folgende Stelle von Canz. I in vita St. 6 erinnert werden:

Com 'uom, che tra via dorma,
Gittaimi stanco sopra l'erba un giorno[1]);

p. 143 f. (nicht bei Tottel; cf. Ald. Ed p. 19) *Divers doth use* etc.

v. 13: [I will not wail] But let it pass, and think it is of Kind,
That often change doth please a woman's mind =

Son. 131 in vita, v. 12: Femmina è cosa mobil per natura:
Ond'io so ben, ch'un amoroso stato
In cor di donna picciol tempo dura;

p. 154 f. (nicht bei Tottel; cf. Ald. Ed. p. 59 f.) *Heaven and earth* etc.

v. 21: . . . . . my life
That fleeth as fast as cloud before the wind =

Sest. 3 in vita, v. 37: Ma non fuggio giammai nebbia per venti,
Come quel dì . . . . . .; und

Son. 48 in morte, v. 5: Che, come nebbia al vento si dilegua,
Così sua vita subito trascorse
Quella . . . . . .;

p. 164 ff. (nicht bei Tottel; cf. Ald. Ed. p. 68 ff) *All heavy minds* etc.

v. 33: Who shall me give
Feather'd wings for to flee? =

Son. 52 in vita, v. 12: Qual grazia, qual amore, o qual destino
Mi darà penne in guisa di colomba . . .;

p. 179 f. (nicht bei Tottel; cf. Ald. Ed. p. 81 f.): In dem Gedichte *To cause accord, or to agree* wiederholen die dritte und die fünfte, letzte Strophe die Gedanken der Terzinen von Son. 11 in vita:

That man that hath his heart away,
If life liveth there, as men do say,

---

1) Eine dem Wyatt'schen Texte etwas näher stehende Fassung dieses Gleichnisses finden wir in dem gelesensten italienischen Prosawerk jener Tage, in dem berühmten „Cortegiano" des Conte Baldessar Castiglione. Dort heißt es, in der venetianischen Ausgabe vom Jahre 1552, p. 76ᵃ: *io a guisa di uiandante gia stanco dalla fatica del lungo caminare a mezzo giorno, riposerommi nel ragionar di M. Bernardo al suon delle sue parole, come sotto qualche ameniſſimo, & ombroso albero al mormorar suaue d'un uiuo fonte.*

That he heartless should last one day
Alive, and not to turn to clay,
It is impossible! =

Talor m'assale in mezzo a' tristi pianti
Un dubbio, come possan queste membra
Dallo spirito lor viver lontane;

Yet Love, that all thing doth subdue,
Whose power there may no life eschew,
Hath wrought in me that I may rue
These miracles to be so true,
That are impossible =

Ma rispondemi Amor: Non ti rimembra,
Che questo è privilegio degli amanti,
Sciolti da tutte qualitati umane?

p. 223 f. (nicht bei Tottel; Ald. Ed p. 115): Die erste Strophe des Gedichtes: *He promiseth to remain faithful whatever fortune betide:*

Sometime I sigh, sometime I sing;
Sometime I laugh, sometime mourning
As one in doubt this is my saying;
Have I displeas'd you in any thing?

klingt wie eine Erinnerung an die ersten Zeilen von Son. 194 in vita:

In dubbio di mio stato, or piango, or canto;
E temo, e spero; ed in sospiri, e'n rime
Sfogo'l mio incarco . . . . . ;

Ald. Ed. p. 186 (nicht bei Tottel) *T. Wyatt of Love. Like as the wind with raging blast:* dieses Gedicht stimmt, die erste und dritte Strophe ausgenommen, nahezu wörtlich überein mit dem als Surrey's Eigenthum überlieferten Gedichte *As oft as I behold, and see* (Nott vol. I p. 7; Tottel p. 24). Nott führt es daher nur in seinen Anmerkungen zu Surrey's Gedicht an (l. c. p. 251), ohne jedoch Wyatt's Autorschaft in Frage zu ziehen. Im Gegentheil — er ist im Hinblick auf die Freundschaft der beiden Dichter der Meinung: *that the two poems were written as a trial of skill between them; being either a translation of some piece from the Italian; or, what seems more likely, a selection of several passages from Petrarch . . . It was in this spirit of friendly competition, that they both translated the Sonnet, „Amor che nel mio cor".* Die Annahme einer solchen freundschaftlichen Concurrenz der beiden Dichter, welche bei dem Sonett berechtigt erscheinen kann, ist bei diesem Gedichte m. E. gänzlich ausgeschlossen, weil die beiden Versionen auch dann, wenn sie von dem italienischen Vorbild vollständig abweichen, dieselben Worte und Wendungen zeigen. Ich halte die unter Wyatt's Namen überlieferten Strophen nur für eine flüchtige, durch viele Ver-

sehen entstellte, vielleicht aus dem Gedächtniss gefertigte Niederschrift der entsprechenden Surrey'schen Verse, welche der Schreiber irrthümlich Wyatt zuteilte. Auch die beiden neuen Strophen des Gedichtes, Str. 1 und 3, werden schwerlich von Wyatt herrühren; seiner würdig sind sie jedenfalls nicht. Die Petrarca-Anklänge der gemeinschaftlichen Strophen werde ich bei Surrey besprechen (cf. p. 81).

Dem modernen Leser, der sich von den Dichtungen Petrarcas zu Wyatt's Uebersetzungen und Nachahmungen wendet, wird sich vor allen Dingen die Wahrnehmung aufdrängen, dass der Engländer eine entschiedene Vorliebe für die *concetti* des Italieners bekundet. Er zieht die mit solchem Flitterwerk bestreuten Sonette und Canzonen den in Form und Gedanken schönsten Gedichten vor. Bei dieser Geschmacksrichtung ist es begreiflich, dass er auch an den Werken eines jetzt längst vergessenen Nachahmers Petrarcas Gefallen finden konnte, der in den schon an und für sich oft allzu kunstvollen Sang des Meisters noch viel geschmacklose Coloratur einschob: an den Reimen des Seraphino Aquilano. Nott hat bereits folgende Uebersetzungen aus den Strambotti des Seraphino erkannt:

p. 15 (71) *My hart I gave thee* = Str. 248 *Il cor ti diedi* und
„ 249 *La donna di natura*[1])
„ 66 (41) *Alas! Madam* = „ *Incolpa, Donna*[2])
„ 67 (42) *What needeth* = „ *A che minacci*[2])
„ 70 (54) *The furious gun* = „ 209 *S'una bombarda*
„ 73 (54) *He is not dead* = „ 42 *S'io son caduto*
„ 73 (223) *Venemous thorns* = „ 22 *Ogni pungente.*

Ferner erinnert ihn die dritte Strophe des Gedichtes *Pass forth my wonted cries* p. 32 (56 f.) an Str. 18 *Se da poca acqua,* doch ist dieses Strambotto des Seraphino selbst nur eine breitere, zum Teil wörtliche Wiederholung der Terzinen von Petrarcas Son. 206 in vita.

Ausserdem lassen sich noch folgende Uebereinstimmungen zwischen Seraphino und Wyatt nachweisen:

6) Zu dem Gedicht *All in thy look my life doth whole depend* p. 71 (66) bemerkt Nott p. 557: *It has the appearance of being a trans-*

1) Opere Volgari di Seraphino Aqvilano. Di nouo con somma diligentia & emendatione da Hieronymo Soncino impresse a. XX. di Marzo 1516 in Fano. Nicht paginiert.

2) Nott citiert diese beiden Strambotti p. 555, und zwar das erste nach Ed. 1516 fol. 179 und das zweite nach Ed. 1567 fol. 100, indem er bei letzterem noch auf Ed. 1816 (zweifelsohne Druckfehler für 1516) fol. 170 verweist. In den mir zu Gebot stehenden Ausgaben der Dichtungen des Seraphino von 1502 (Roma), 1513 (Roma), 1516 (Fano), 1544 (Vinegia) sind diese beiden Strambotti nicht enthalten.

lation. Er hat sich mit dieser Vermuthung nicht getäuscht und hätte das Original nicht weit zu suchen gehabt: wir erkennen es in dem 78. Strambotto Seraphinos:

Viuo sol di mirarti ai dura impresa,
tu ti nascondi, il conuerrà ch'io mora ecc.

7) Beide Dichter haben ein Lied, in dem sie sich glücklich preisen den Qualen der Liebe entronnen zu sein. Dass Wyatt die Inspiration zu seinem Liede p 252 f. (nicht bei Tottel; cf. Ald. Ed. p. 141 f.):

Tangled I was in Love's snare,
Oppressed with pain, torment with care . . .

aus Seraphinos Barzeletta 9:

Fui serrata nel dolore
con la morte acanto acanto . . .

geschöpft hat, zeigt der Kehrreim seiner sechs Strophen, welchen er dem italienischen Gedichte entlehnt hat:

But ha! ha! ha! full well is me,
For I am now at liberty =
Ha ha ha, men rido tanto
ch'io son uiuo & son di fore.

Diese Verse erscheinen auch bei dem Italiener am Schlusse jeder Strophe, im Ganzen 12 mal. Vergleiche noch Strophe 3:

Every thing that fair doth shew,
When proof is made it proveth not so

mit

Non pensar che sia fino oro
tutto quel ch'in terra luce

8) In Gedanken und Ausdruck werden wir bei Wyatt ferner noch an folgenden Stellen an Seraphino erinnert:

p. 36 f. (59) *For want of will* etc.

v. 6: Regard, at length, I you require,
The swelting paine of my desire.
Betimes who giveth willingly,
Redoubled thanke aye doth deserve =

Str. 302 v. 5: di questa fiamma uogli liberarmi,
ch'io uiua in pena piu non è ragione;
non piu tardar di contentarmi in questo,
due uolte fa il seruitio ch'il fa presto;

p. 185 f. (nicht bei Tottel; cf. Ald. Ed. p. 87 f.)

v. 1: Process of time worketh such wonder,
That water which is of kind so soft,
Doth pierce the marble stone asunder,
By little drops falling from aloft.

And yet an heart that seems so tender,
Receiveth no drop of the stilling tears =

Son. 95 v. 7: Col tempo l'acqua ch'è si molle & frale
rompe'l dur sasso come fosse harena . . . .

v. 11: Et io col tempo non posso a pietade
Mouer un cor d'ogni dolcezza casso.

Die beiden Dichter betonen ausserdem noch, dass alle wilden Wesen zu zähmen sind, nur die Geliebte nicht:

v. 21: Each fierce thing, lo! how thou dost exceed =

v. 13: onde auanza d'orgoglio & crudeltade
orso: toro: leon: falcon: & sasso;

p. 187 f. (nicht bei Tottel; cf. Ald. Ed. p. 89)

v. 1: Like as the swan towards her death,
Doth strain her voice with doleful note;
Right so sing I with waste of breath . . .

Dasselbe Bild gebraucht Seraphino in der letzten Strophe der zweiten Barzeletta: *Non mi pesa di morire* ecc.

Pur conosco apertamente
la mia uana & trista sorte,
che cantando corro a morte
come il cygno nel finire;

p. 240 ff. (nicht bei Tottel; cf. Ald. Ed. p. 131 f.) *Me list no more to sing:* dieses Gedicht, in dem der Geliebten der Genuss des Augenblickes gepredigt wird, berührt sich in seinen freilich weder neuen, noch tiefen Gedanken mehrfach mit Seraphinos Strambotti 3—16, welche ähnliche Lehren aussprechen:

v. 16: What vaileth under kay
To keep treasure alway,
That never shall see day.
If it be not used,
It is but abused =

Str. 6 v. 5: hor non è ben tener tante serrate
richezze, che si presto il tempo fura.

v 26: Therefore fear not to assay
To gather, ye that may,
The flower that this day
Is fresher than the next =

Str. 8 v. 7: adunque coglie del tuo tempo il fiore,
prima che manche 'l giouenil ualore.

v 31: Let not the fruit be lost
That is desired most =

Str. 11 v. 5: però madonna aiutati per tempo,
che'l frutto non è bon fuor di stagione.

Schliesslich sei noch bemerkt, dass der Italiener in seinem Haschen nach neuen Effecten auf den kindischen Einfall gekommen ist, in verschiedenen seiner Strambotti das letzte Wort oder die beiden letzten Worte der Verszeilen zu wiederholen, und zwar entweder jeder Verszeile wie in

Str. 37 Gridan uostri occhi al mio cor fora fora
„ 38: Vien spesso Amor sdegnato in fretta in fretta
„ 105: Quanto non mi darai pur poco poco
„ 214: Veloce spirto il corso assetta assetta

oder wenigstens mehrerer Verszeilen wie in

Str. 30: Peregrinando uo di sasso in sasso
„ 294: Mira fortuna iniqua mira mira
„ 345: L'arbor che non fa frutto, taglia taglia.

Dieser Geschmacksverirrung begegnen wir in weniger aufdringlicher Form auch bei Wyatt, der in den 9 vierzeiligen Strophen des Gedichtes *Heaven, and earth* p. 154 f. (nicht bei Tottel: cf Ald. Ed. p. 59 f.) das letzte Wort oder die beiden letzten Worte einer jeden Strophe doppelt, nicht nur, wenn sich die Wiederholung rhetorisch rechtfertigen lässt, wie z. B. am Schlusse der ersten Strophe:

Mercy, Madam, alas! I die, I die!

sondern auch wenn sie als müssige Wortspielerei erscheinen muss:

Claiming of you nothing of right, of right.
An inward death hath fret my mind, my mind.
Hard of belief it doth appear, appear.

Petrarca und Seraphino sind die beiden italienischen Hauptquellen Wyatt's gewesen, doch ist es sehr wahrscheinlich, dass er auch noch bei anderen Petrarchisten Anleihen gemacht hat. So wird man z. B. sehr geneigt sein, das Sonett *Like to these unmeasurable mountains* p. 13 f. (70) für eine Uebersetzung zu halten. Nott bemerkt zu demselben p. 543: „[*Puttenham*] *speaks of it as if he considered it translated from Petrarch. This is, I believe, a mistake* , und citiert dann eine englische Nachahmung dieses Sonetts aus dem Miscellany „The Phoenix Nest" (1593). Ich kann Nott's Vermuthung betreffs Petrarca nur bestätigen, Puttenham hat sich geirrt[1]) — Petrarca hat kein ähnliches Sonett. Mein Suchen nach einem anderen italienischen Vorbild blieb ergebnisslos; hingegen kann ich noch auf eine englische Nachbildung des Sonetts aufmerksam machen. In Robert Tofte's „Alba. The Months Minde of a melancholy Louer, diuided into three parts"[2])

1) Cf. Arber's Reprint der „Arte of English Poesie" (London 1869) p. 142.
2) Ed. with Introd and Notes and Illustr. by Alexander B. Grosart 62 Copies only. Printed for the Subscribers. 1880; p. 91.

(1598) finden sich folgende zwei Strophen, in welchen sich der unglücklich Liebende ebenfalls einem Berge vergleicht:

Thou solitarie Mountaine, Mount of Mone,
Pleasing to me, mine only solace chiefe,
How like are we? we two seeme but as One,
Since thou shewst sad, and I still, to haue Griefe,
Thou with wilde sauadge Woods art compast round,
And in my Breast sharp austere Thoughts are found.
The huger Hill in bignes thou dost show
The more All thee uncouth and sauadge deeme:
The more that I in yeares in Loue do grow,
The more deformed Creature I do seeme.
Water from thee, from euery side doth come,
And teares from out mine eyes as Fountaines run.

Als mögliche Quellenwerke Wyatt's habe ich ausser der bereits (p. 67) erwähnten Gedichtsammlung „La Bella Mano" des Giusto de' Conti[1]) noch durchgesehen die Gedichte des Marcello Philoxeno[2]), des Tibaldeo[3]), des Francesco Maria Molza[4]) und des Luigi Alamanni[5]), auf dessen zehnter Satire bekanntlich Wyatt's zweite Satire „Of the Courtier's Life" beruht (cf. bei Nott p. 87 ff den englischen, p. 458 ff. den italienischen Text). Als einziges, dürftiges Resultat dieser Durchsicht ergab sich mir, dass Wyatt's Sonett *Unstable dream! according to the place* p. 4 f. (35 f.), in welchem er das trügerische Liebesglück eines Traumes beklagt, dieselben Gedanken ausspricht wie folgendes Strambotto des Marcello Philoxeno

Pareami in questa nocte esser contento
che teco innxi al disiato effecto;
deh foss'io sempre in tal dormir attento,
poi che il ciel non mi porge altro dilecto.

---

1) Auf eine Uebereinstimmung zwischen Wyatt und Conti hat Nott p. 547 in seine Anmerkungen zu dem Gedichte *Where shall I have at mine own will* hingewiesen.

2) Sylve de Marcello Philoxeno Tarvisino Poeta Clarissimo. Venetia 1516 (Stramboti iuvenili 342; Sonetti iuvenili 420).

3) Opera delo Elegante poeta Thibaldeo Ferrarese. Venetia 1525. Dass der Anfang des Gedichtes *When first mine eyes did view and mark* p. 42 f. (76 f.) sich in den Gedanken mit den Quatrinen des Sonetts: *Deh! perchè non mi fur svelti di testa* (Son. 9) berührt, hat bereits Nott bemerkt (p. 550).

4) Poesie di Francesco Maria Molza colla vita dell' autore scritta da Pierantonio Serrasi, Milano 1808.

5) Opere Toscane di Luigi Alamanni al Christianissimo Rè Francesco Primo. Lugduni 1532.

Ma il gran piacer mutosse in gran tormento,
quando che solo me trovai nel lecto,
ne duolmi gia che'l sonno m'ha ingannato,
ma duolmi sol che sonno sogno è stato.

Nouices newly crept out of the schooles of Dante Arioste and Petrarch nennt George Puttenham an der berühmten, oft erwähnten Stelle seiner „Arte of English Poesie" (cf. Arber's Reprint p. 74) Sir Thomas Wyatt und den Earl of Surrey. Das Schülerverhältniss Wyatt's zu Petrarca liegt klar vor unseren Augen, für seine Kenntniss der beiden anderen grossen Italiener hingegen lassen sich aus seinen eigenen Werken keine so schlagenden Beweise beibringen. An Ariost's Rime und den Orlando Furioso wird man bei Wyatt selten erinnert, und auch dann nur in einer Weise, welche die Annahme einer Nachbildung als möglich, doch nicht unbedingt nöthig erscheinen lässt. In der Octave *From these high hills as when a spring doth fall* p. 68 (46) vergleicht der Engländer die Liebe mit einem Gebirgsbache, der in der Ebene als Strom alles überflutet; Ariost fasst in dem fünften seiner „Capitoli Amorosi": *Forza è al fin che si scuopra, e che si veggia*[1]) die Wirkung seiner unwiderstehlich hervorbrechenden Fröhlichkeit in ein ähnliches Bild:

v. 7: Ma come poi a le calde aure estiue
Si risoluono i ghiacci, e neui alpine,
Crescono i fiumi al par de le sue riue.
Et alcun dispregiando ogni confine
Rompe superbo gli argini, e inonda
Le biade, i paschi, e le città vicine.
Cosi quanto souerchia, e soprabonda
A quanto pate, e puo capire il petto,
Conuien che l'allegrezza si difonda.

Ferner vergleiche man die Octave p. 67 (41):

The wand'ring gadling in the summer tide,
That finds the adder with his reckless foot,
Starts not dismay'd so suddenly aside,
As jealous despite did . . . . . .

mit Orl. Fur. c. I st. 11:

Timida pastorella mai si presta
Non volse piede innanzi a serpe crudo,
Come Angelica tosto il freno torse[2]),

1) Rime et Satire di M. Lodovico Ariosto. Venetia 1593; p. 27[b] ff. Nach der Angabe Filippo-Luigi Polidori's (Opere Minori in verso e in prosa di L. A., Firenze 1857; tomo I p. XII) sind die „Rime" im Jahre 1537 zuerst im Druck erschienen.

2) O. F. ed. Eugenio Camerini; Milano 1884.

und c. XXXIX st. 32, wo dasselbe Gleichniss in anderer Fassung wiederkehrt[1]).

Auf das Studium Dantes ist vielleicht Wyatt's Vorliebe für die terza rima zurückzuführen, deren er sich in seinen Satiren, sowie in seiner Paraphrase der sieben Busspsalmen bedient. Auch Dante hat (für uns vermutlich, für Wyatt gewiss) diese Psalmen in demselben Metrum in die lingua volgare übertragen, doch gehen die beiden Dichter gerade in dieser Arbeit, in welcher sie sich stofflich und metrisch berühren, in der Ausführung weit auseinander. Dante schliesst sich ziemlich genau dem Texte der Vulgata an, Wyatt fügt eigene Gedanken und Bilder in Fülle ein. Um so auffälliger erscheint uns folgende Uebereinstimmung. In Salmo I (Psalm 6 des Psalters): *Domine, ne in furore tuo arguas me* bietet Dante für die lateinischen Worte: *sana me, Domine, quoniam conturbata sunt ossa mea* die Terzine

v. 10: Difendimi, o Signor, dallo gran vermo,
E sanami, imperò ch'io non ho osso
Che conturbato possa omai star fermo[2]).

Die Erwähnung des *gran vermo* ist somit eine der Beigaben Dantes. In dem dritten Psalm (Psalm 38 des Psalters), der mit denselben Worten anhebt: *Domine, ne in furore tuo arguas me,* sagt Wyatt, in gänzlicher Abweichung von dem Texte,

v. 27: . . . . by gnawing[3]) of the worm within,
That never dieth, I live withouten rest.

Der Schluss, dass die Dante'sche Stelle in Wyatt's Gedächtniss haften blieb, und dass sich diese Erinnerung in den citierten Versen abspiegelt, ist wohl kein zu kühner. —

II. Henry Howard Earl of Surrey.

Nach dem Vorbilde seines bewunderten und oft von ihm gepriesenen Freundes Wyatt hat sich auch der Earl of Surrey in Uebersetzungen

---

1) Vgl. aber auch Virgil Aen. II 377 ff. Surrey hat in seiner Uebersetzung dieser Stelle Wyatt's Octave stark benützt:

Like him that wandring in the bushes thick,
Treads on the adder with his reckless foot . . .
Dismay'd, gives back all suddenly for fear etc.
(Nott vol. I p. 105 v. 486 ff.)

2) Il Canzoniere di Dante Alighieri annotato e illustrato da Pietro Fraticelli, aggiuntovi le Rime Sacre e le Poesie Latine dello stesso autore. Firenze 1856.

3) So Ald. Ed. p. 216; Nott p. 119: *grudging.*

aus Petrarca versucht. Nott[1]) hat folgende Gedichte aus den „Rime“ bei ihm wieder erkannt:

p. 15 (11) *Set me whereas the sunne* = Son. 95 in vita
„ 16 (8) *Loue that liueth* = „ 91 „ „
„ 17 (12) *I neuer saw my Ladye* = Bal 2 „ „

ferner in teilweiser Uebertragung

p 20 (10) *Alas so all thinges nowe* = Son. 113 in vita.

Die Zahl der Uebersetzungen ist eine geringere als bei Wyatt; dennoch ist Surrey in noch weit höherem Maasse als jener der Schüler Petrarcas. Der thatkräftige Wyatt übersetzt den Italiener gewissenhaft und ahmt ihn fleissig nach, aber er ist nicht durchdrungen von seinem Geiste — es besteht wenig innere Verwandtschaft zwischen den beiden Dichtern Wyatt ist keineswegs immer der demüthige, schmachtende Liebhaber im Sinne Petrarcas, die Geliebte bekommt bei ihm manch herbes Wort, manch scharfen Tadel zu hören - aber welche Erquickung ist andrerseits, inmitten der selbstsüchtigen Liebesklagen der Petrarchisten, sein warm und innig empfundenes Lied:

There was never nothing more me pain'd,
Nor more my pity mov'd,
As when my sweetheart her complain'd,
That ever she me lov'd.
Alas! the while!

(Nott vol. II p. 153; Ald. Ed. p 58). In diesem und manchem anderen der frischesten und besten Gedichte Wyatt's werden wir nicht an Petrarca erinnert. Surrey's junge Seele hingegen ist ganz von den weichen, elegischen Tönen des Italieners gefüllt, selten verlässt er den Gedankenkreis des Meisters, und dessen Ausdrucksweise ist ihm so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass er sie in seinen Versen ohne Zwang wie eigenes Gut verwendet.

Viele dieser petrarchisierenden Töne der Surrey'schen Dichtungen sind bereits Nott aufgefallen, vgl. seine Anmerkungen zu *If care do cause* p. 256; *The golden gift* p 275; *The soote season* p. 281; *When Windsor walles* p. 357, *London! hast thou accused me* p. 364 f. und betreffs *Dyuers thy death* Nott's einleitende Dissertation p. CCLVII[2]). Im Anschluss an Nott gebe ich eine ergänzende, hin und wieder be-

1) Vol. I seiner p. 65 Anm. 1 genannten Gesammtausgabe der Werke Surrey's und Wyatt's. Da Surrey's Gedichte, mit wenigen Ausnahmen, in Tottel's Miscellany enthalten sind, werde ich, um Nott's Modernisierungen zu entgehen, von nun an den Text nach Arber's Reprint des Miscellany citieren.

2) Ausser in dem von Nott angezogenen Son. 70 iv. gedenkt Petrarca der Thränen, welche Cäsar dem Pompejus nachweint, noch im Son. 29 iv.

richtigende Zusammenstellung der von mir bemerkten Petrarca-Reminiscenzen Surrey's, mit wenigen Seitenblicken auf andere italienische Dichter.

1) *The sonne hath twise brought furth his tender grene* p. 1 (3). Ein Petrarca-Mosaik. Nott hat mit Recht auf Sest. 1, Son. 22 und 123 iv. verwiesen. Beachte ferner

(10) The frosen hart that mine in flame hath made.

Son. 150 iv. v. 1: D'un bel, chiaro, polito, e vivo ghiaccio
Move la fiamma, che m'incende, e strugge;

(17) Strange kindes of death, in life that I doe trie,
At hand to melt, farre of in flame to burne.

Nott vergleicht Son. 142 iv. v. 14 *Che da lunge mi struggo, e da press' ardo.* Ich glaube, dass hier eine Verderbniss des englischen Textes vorliegt, zu deren Erkenntniss und Besserung uns das italienische Vorbild dieser Stelle verhilft. Surrey spricht von sonderbaren Todesarten, die er lebend dulden muss, und diese Todesarten sollen nach der Ueberlieferung darin bestehen, dass er in der Nähe schmilzt, in der Ferne brennt. Das ist aber nur eine Todesart: das Schmelzen ist der Höhepunkt des Brennens. Petrarca fasst seine Liebesqualen in die von ihm zweimal mit denselben Worten wiederholte Antithese

Arder da lunge, ed agghiacciar da presso

(Son. 169 iv. v. 12 & Trionfo d'Amore Cap. III vol. II p. 509). In Wyatt's Version des betreffenden Sonnets lesen wir (Tottel p. 70) *If burnyng a furre of, and fresyng nere,* und Surrey selbst übersetzt die Stelle aus dem Trionfo d'Amore in seinem Gedichte *Suche waiward waies* (ib. pag. 6 f.) mit *In standyng nere my fire I know how that I freze, Farre of I burne.* Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass Surrey auch an unserer Stelle diese gegensätzlichen Todesarten erwähnen wollte, und dass wir zu lesen haben

At hand to freze, farre of in flame to burne.

(41) Those sterres by whome I trusted of the porte:

Leitsterne sind die Augen der Geliebten bei Petrarca Canz. 8 iv. st. 4, Son. 137 iv. und 4 im.

(47) And yf I flee, I carie with me still
The venomde shaft, which doth his force restore
By hast of flight . . . . . .

Virgil's berühmtes Bild für den rastlosen Liebesschmerz der Dido (Aen. IV 69 ff.) wurde von Petrarca aufgenommen, mit dessen Fassung sich Surrey's Wortlaut berührt:

Son. 155 iv. v. 9: E qual cervo ferito di saetta,
Col ferro avvelenato dentr'al fianco
Fugge, e più duolsi, quanto più s'affretta;
Tal io . . . . . .

2) *When ragyng loue with extreme payne* p. 5 (14):

(3) When that my teares, as floudes of rayne,
Beare witnes of my wofull smart:
When sighes haue wasted so my breath:

Son. 13 iv. v. 1: Piovonmi amare lagrime dal viso
Con un vento angoscioso di sospiri.

Er erhebt die Geliebte über Helena, cf. Petrarca Son. 202 iv.

3) *As oft as I behold and se* p. 7 (24): vgl. meine Bemerkungen p. 71 f., welchen ich noch beizufügen habe, dass das Gedicht bei Tottel sechs, bei Nott, der es den Nugae Antiquae entnommen hat, neun Strophen zählt; seine 3., 6. und 8. Strophe fehlen bei Tottel. Surrey hat sich in diesem Gedichte offenbar die Aufgabe gestellt, ausgewählte Verse Petrarcas zu einem Ganzen zu verschmelzen, wobei er besonders die Anfangs- und Schlusszeilen der Sonette in's Auge fasste. Es fällt uns nicht schwer, ihm die Bestandtheile seiner Mischung nachzuweisen:

Str. 2: Nott verweist richtig auf Son. 33 iv. v. 1 f.

Str. 3: Der Liebende vergleicht sich der von der Flamme angelockten Fliege, vgl. Son. 15 iv. v. 5 ff. Surrey scheint dabei einen Blick auf Wyatt's Uebersetzung dieses Sonetts (Tottel p. 38) geworfen zu haben:

Surrey: And thinks to play her in the fire
Wyatt: And wene to play in it, as they pretend.

Str. 4: First when I saw those cristall streames,
Whose bewtie made my mortall wound:
I little thought within their[1]) beames
So swete a venom to haue found:

Son. 89 iv. v. 5: Dagli occhi vostri uscio 'l colpo mortale
„ 101 „ „ 8, Canz. 16 iv. st. 7: dolce veneno (veleno)

Str. 5: But wilfull will did prick me forth,
And blind Cupide did whippe and guide:
Force made me take my griefe in worth:
My fruitles hope my harme did hide —

Son. 157 iv. v. 1: Voglia mi sprona; Amor mi guida e scorge;
Placer mi tira; usanza mi trasporta;
Speranza mi lusinga e riconforta.

Str. 6: Nott verweist auf Son. 97 iv. v. 1 f.; vgl. noch Son. 121 iv. v. 8 [*Amor*] *Ch' ha sì caldi gli spron, sì duro il freno.*

Str. 7: *As cruell waues full oft be found Against the rockes to rore and cry* erinnert an Wyatt (Tottel p. 64) *The rockes do not so cruelly Repulse the waues continually;*

1) So Nott; Tottel: *her.*

Str. 8: And as the spider draws her line,
With labour lost I frame my suit;
The fault is hers, the loss is mine:
Of ill sown-seed, such is the fruit —

Son. 121 iv. v. 6: Quanto al mondo si tesse, opra d'aragna
Vede . . . . . .
„ 169 „ „ 14: Vostro, Donna, 'l peccato, e mio fia 'l danno[1]).
„ 121 „ „ 14: Tal frutto nasce di cotal radice.

Str. 9: I fall, and se mine own decay,
As on that beares flame in hys brest,
Forgets in paine to put away,
The thing that bredeth his[2]) vnrest —

Son. 180 iv. v. 1: Amor, io fallo; e veggio il mio fallire:
Ma fo sì, com'uom, ch'arde, e'l fuoco ha'n seno;
Che'l duol pur cresce, e la ragion vien meno.

4) *Syns fortunes wrath envieth the welth* p. 8 (217): Strophe 2 u. 3 entwickeln breit die bei Petrarca in knapper Fassung öfters wiederkehrende Antithese, dass der Liebende in der Hitze friert, in der Kälte brennt, cf. Son. 88 iv. v. 14 *E tremo a mezza state, ardendo il verno*; Son. 99 iv. v. 6 *Di state un ghiaccio, un foco quando verna*; Son. 130 iv. v. 5 *Trem' al più caldo, ard' al più freddo cielo.* — In der dritten Strophe sagt der Dichter von der Sonne:

His beames in brightnesse may not striue,
With light of your swete golden rayes =

Son. 87 im. v. 2 *quegli occhi più chiari che 'l Sole.* — Im Ausdruck vergleiche ferner: (4) *With sower swete: il dolce amaro* Son. 153 iv. v. 6; (16) *your swete golden rayes: lor dolci rai* Son. 103 iv. v. 9; (22) *the hote desire: il mio caldo desire* Son. 180 iv. v. 5, *del caldo desio* Canz. 12 iv. st. 4.

5) *O happy dames, that may embrace* p. 12 (15): Nott ist der Ansicht, dass Surrey dieses Gedicht, in welchem er der Sehnsucht einer Frau nach dem seefahrenden Geliebten und ihrer Angst um ihn schöne Worte verleiht, auf Wunsch einer in solchen Sorgen lebenden Dame gedichtet habe[3]). Eine gewisse Stütze findet diese Vermutung in der

1) Ganz ähnlich Canz. 16 iv. st. 6: *La colpa è vostra; e mio 'l danno, e la pena.*

2) So Nott; Tottel: *mine.*

3) *It was not uncommon for established writers to make copies of verses at the request of their friends, descriptive of the feelings experienced by them, whether of love or of sorrow. Perhaps it was in consequence of some such application that Surrey wrote the present poem* (vol. I p. 262).

Thatsache, dass in einer ebenfalls von Surrey verfassten Klage einer Frau um den auf dem Meere weilenden Gatten: *Good Ladies, ye that haue your pleasures in exile* p 14 (19) der Name des Söhnchens in der von Nott benützten Handschrift mit dem Anfangsbuchstaben angedeutet ist[1]). Für unser Gedicht ist uns jedoch Nott's Annahme wenig glaubhaft, weil wir nachweisen können, dass Surrey die Inspiration zu diesem Gedichte, trotz dessen ächt englischem Gepräge, aus einer italienischen Dichtung schöpfte, welche selbst wieder nach einem berühmten klassischen Muster gefertigt ist. In der zweiten Epistel von Ovid's „Heroides" wendet sich Phyllis klagend an Demophoon, der, über das Meer in die Ferne gezogen, von ihr sehnsüchtig und vergeblich erwartet wird. Auf diesem Briefe der Phyllis beruht des Seraphino Aquilano Epistola V: *Quella ingannata, afflitta et miseranda donna, non donna piu, ma horrendo mostro* — die Klage einer von dem Geliebten verlassenen, durch das Meer von ihm getrennten Frau. Die Aehnlichkeit beschränkt sich nicht auf den Rahmen der Klage, es finden sich auch wörtliche Uebereinstimmungen:

(11) Saepe fui mendax pro te mihi; saepe putavi
Alba procellosos vela referre Notos.
(17) E per scusarti al mio crudel pensero
fui spesse uolte a me stessa mendace . . .
(22) Dicendo, anzi piu presto è ritenuto
dal tempestoso mar, da i crudi uenti;

(25) Demophoon, ventis et verba et vela dedisti:
(11) . . . . . in un tratto
desti le uele, et le parole al uento;

(103) Quid precor infelix? iam te tenet altera coniux
Forsitan, et, nobis qui male favit, amor:
(31) Certo altro amor fatto ha del tuo cor preda
certo altra donna externa t'ha legato.

Beide Episteln, die lateinische und die italienische, werden von der Schreibenden mit ihrer eigenen Grabschrift geschlossen.

Surrey mag durch Wyatt auf Seraphino aufmerksam gemacht worden sein — sicher ist, dass er diesem nicht nur den Gedanken seines Liedes verdankt, sondern auch die schönste Strophe desselben, welche uns die einsame Frau Nachts am Fenster zeigt, wie sie angstvoll den stürmischen Himmel betrachtet:

(24) Drowned in teares to mourne my losse,
I stand the bitter night,
In my window, where I may see

1) Nott: *with T. his little son*; Tottel aber: *with his faire little sonne.*

Before the windes bow the cloudes flee.
Lo, what a mariner loue hath made me:

(37) Ah quante volte quando il ciel s'imbruna
a mezza notte uscio del freddo letto
a sentir l'hore, a remirar la luna.
Fatta son marinar per questo effetto.

Ausserdem entsprechen sich:

(29) And in grene waues when the salt flood
Doth rise, by rage of winde:
A thousand fansies in that mood
Assayle my restlesse mind.
Alas, now drencheth my swete fo:

(79) E s'afondato è alcun dal tempo rio
che 'l sappia, dico: ahime: questo è sommerso.

Die schlichte Innigkeit des Ausdruckes bleibt Surrey's Verdienst. — Für Str. 2 zieht Nott wohl mit Recht Son. 137 iv. und Bal. 2 iv an.

6) *Set me whereas the sunne* p. 15 (11), wie bereits bemerkt die Uebersetzung von Son. 95 iv. Ein beachtenswerthes Beispiel der Zwanglosigkeit der literarischen Strauchdiebe des 16. Jahrhunderts habe ich in einer Fortsetzung der von Marlowe nicht beendigten Geschichte von Hero und Leander gefunden, in „The Second Part of Hero and Leander conteyning their further Fortunes" (London 1598) von Henry Petowe. Nott (vol. I p. CCLXXXI) hat diesem Manne schreiende Plagiate aus Surrey in seinen Sonetten-Cyclus „Philochasander and Elanira" nachgewiesen; in „Hero and Leander" legt er dem von der Geliebten scheidenden Leander das ganze Sonett Surreys, mit unbedeutenden Textänderungen, in den Mund, indem er die Reimfolge des Sonetts auflöst und die Zeilen zu heroischen Couplets ordnet:

(1) Let me goe where the Sunne doth parch the greene,
In temperate heate, where he is felt and seene:
Or where his beames do not dissolue the ice,
In presence prest, of people mad or wise etc.

(13) Thine will I be, and onely with this thought,
Content thy selfe: although my chance be naught[1]).

1) Citat nach der Bodleian copy dieses seltenen Buches. Andere Proben aus Petowe's Hero and Leander gibt Dyce in seiner Marlowe-Ausgabe (London 1865); sie lassen erkennen, dass Petowe sein Plünderungssystem auf das ganze Miscellany ausdehnte: p. 398 *The flaming sighes that boyle within my brest* ist der Anfang eines Wyatt'schen Gedichtes (Tottel p. 71) — *As Salamandra repuls'd from the fier, Wanting my wish, I die for my desire* der Schluss eines der Gedichte unsicherer Herkunft (ib. p. 177); p 399 folgt in etwas freierer Wiedergabe das ebenfalls bei den Uncertain Authors zu findende Gedicht *I see there is no sort* (ib. p. 171).

7) *Brittle beautie, that nature made so fraile, | Whereof the gift is small, and short the season, | Flowring to-day, to-morowe apt to faile* p. 20 (10): dieser Anfang erinnert an die ersten Zeilen von Son. 63 im.:

Questo nostro caduco e fragil bene,
Ch'e vento ed ombra, ed ha nome beltate.

8) *When youth had led me halfe the race* p. 23 (5): zu v. 24 *The woe wherin my hart was fed* vergleicht Nott Son. 62 iv.; näher steht im Ausdruck

Son. 70 im. v. 1: Del cibo, onde 'il signor mio sempre abbonda,
Lagrime e doglia, il cor lasso nudrisco

9) *Suche waiward waies hath loue* p. 24 (6): Nott p. 297 hat das Vorbild der einleitenden Verse dieses Gedichtes richtig in einer Octave Ariost's erkannt[1]). Für die goldenen und bleiernen Pfeile Amor's verweist Nott auf Ovid; man kann noch beifügen, dass Surrey auch durch Petrarca an die verschiedenen Geschosse des Liebesgottes erinnert wurde:

Canz 15 iv. st 2. S'i 'l dissi; Amor l'aurato suo quadrella
Spenda in me tutte, e l'impiombate in lei.

Betreffs des weiteren Inhalts des Gedichtes bemerkt Nott: *The general subject is taken from Petrarch's Triumph of Love.* Er hätte dabei etwas schärfer betonen können, dass ein grosser Theil des Surrey'schen Gedichtes (v 15 f., 21/3, 33/9, 41/5, 49 f.) aus dem dritten Capitel des Trionfo d'Amore übersetzt ist. Unter den übersetzten Zeilen finden sich auch die Verse, für welche Nott andere entsprechende Stellen aus Petrarca anzieht.

10) *In winters iust returne* p. 34 (16):

(48) The sonne should runne his course awry, ere we this faith forgo =
Son 37 iv. v 6: E corcherassi 'l Sol là oltre, ond'esce
D'un medesimo fonte Eufrate e Tigre;
Prima ch' i' trovi in ciò pace, nè tregua.

11) *Though I regarded not* p. 37 (24):

Str. 6 v. 5: Yet as sone shall the fire, Want heat to blaze and burn,
As I in such desire, | Haue once a thought to turne —

Sest. 2 iv. v. 9: Quand' avrò queto il cor, asciutti gli occhi,
Vedrem ghiacciar il foco, arder la neve.

12) *So cruell prison how coulde betide, alas* p. 48 (13): In den schönen Schlussversen dieses Gedichtes:

And with remembrance of the greater greefe
To banishe the lesse, I find my chief releefe

1) Sonstige beachtenswerthe Verweise auf Ariost gibt Nott p. 215, 279, 313.

liegt ein — dem Dichter vielleicht bewusster — Gegensatz zu dem von vielen Autoren wiederholten, von Dantes Francesca in berühmten Worten ausgesprochenen Gedanken:

. . . . . nessun maggior dolore,
Che ricordarsi del tempo felice
Ne la miseria . . . . . .
(Inferno c. V 121 ff.)

Trotz seiner Abhängigkeit von italienischen Mustern besitzen Surrey's Gedichte noch genug eigenartigen Reiz, um es der Nachwelt beklagenswerth erscheinen zu lassen, dass seiner Begabung nicht die Zeit gegönnt war, sich auszureifen. In diesem seinen geistigen Ringen mit einem grösseren, ihn überwältigenden Genius, seinem Bestreben, es diesem gleichzuthun, seiner bewussten und unbewussten Nachahmung, und durch seinen vorzeitigen gewaltsamen Tod erinnert uns der englische Dichter an unseren Körner, der, im Schatten Schillers stehend, aus dem Leben scheiden musste, bevor er volle Selbständigkeit des Schaffens gewonnen hatte. Aber das Schicksal war dem deutschen Sänger doch gnädiger als dem Engländer — er starb für das Vaterland, Surrey wurde dem letzten Argwohn eines sterbenden Tyrannen geopfert.

III. Uncertain Authors.

Von Surrey's Gedichten können wir zur Betrachtung der Gedichte unsicherer Herkunft übergehen, ohne uns bei dem Manne, der in dem Miscellany an dritter Stelle erscheint, aufzuhalten. Nicholas Grimald (ca. 1519 — ca. 1562) ist nicht zu den englischen Petrarchisten zu zählen. Er war Philologe von Beruf, hat sich eingehend mit den lateinischen Klassikern beschäftigt, und bringt seine Gelehrsamkeit in seinen schwerfälligen Reimen erdrückend zur Geltung. Der ganze Olymp füllt seine Verse, in welchen auch die grossen Autoren Roms öfters erwähnt sind. Der italienischen Literatur hingegen steht Grimald ganz fern. Wir werden an Italien bei ihm nur erinnert, wenn wir in einem Gedichte zum Lobe der Freundschaft dem berühmten Freundespaar Boccaccios begegnen:

Gesippus eke with Tite, Damon with Pythias
And with Menetus sonne Achill, by thee combined was
(p. 110 f.; cf. Decamerone X 8),

und wenn er in einem Gedichte an eine Hofdame der Königin der am Hofe beliebten italienischen Ränke gedenkt (p. 103):

While latine you, and french frequent: while English tales you tell:
Italian whiles, and Spanish you do hear, and know full well.

Grimald scheint der Gelehrtenschule angehört zu haben, welche dem italienischen Einflusse durchaus ablehnend gegenüber stand, weil sie in ihm eine Gefahr für England erkannte — eine Ansicht, welche 1570 in Roger Ascham's „Scholemaster" ihren dauernden Ausdruck fand.

Grimald's Gedichte fallen somit aus dem Rahmen des Miscellany heraus. Das haben auch seine Zeitgenossen sehr deutlich empfunden: schon in der zweiten Ausgabe des Miscellany vom 31. Juli 1557 sind von den 40 Gedichten Grimald's nicht weniger als 30 ausgemerzt und durch 39 neue Gedichte ungenannter Autoren, meist erotischen Inhalts ersetzt (cf. Arber's Reprint p. 96).

Von wenigen moralisch-didactischen Gedichten und Epitaphien abgesehen, bieten die zahlreichen Reime ungenannter Verfasser nur Variationen über das Thema der Liebe. Petrarca ist das Dichterideal auch dieser namenlosen Sänger. In dem Sonett *O Petrarke lied and prince of Poets all* (p. 178) werden Petrarca und Laura als unerreichte Muster gepriesen, welche Meinung in dem Gegensonett *With Petrarke to compare there may no wight* (ib.) nur für Laura zu Gunsten der Geliebten des betreffenden Dichters bestritten, für Petrarca aber voll und ganz bestätigt wird. Die meisten der unbekannten Sänger petrarchisieren denn auch in ihren Gedichten, doch ist das Verhältniss zum Meister bei ihnen nicht mehr so durchsichtig, wie bei Wyatt und Surrey. Wir müssen bereits den unmittelbaren Einfluss Petrarcas trennen von der Wirkung der beiden eben genannten ersten englischen Petrarchisten, deren Gedichte zweifelsohne längst handschriftlich im Umlauf gewesen waren. Viele der namenlosen Gedichte sind nur das Echo eines von Wyatt oder Surrey angeschlagenen Tones, besonders der letztere hat bereits Schule gemacht. Sein hübsches Lied *Geue place ye louers, here before* (p. 20) veranlasste das vermutungsweise John Heywood zugeschriebene Gedicht *Geue place you Ladies and begon* (p. 163); wie Surrey zweimal (p. 15 u. 19), singt auch einer der ungenannten Poeten einmal von der Sehnsucht einer Dame nach dem seefahrenden Geliebten (p. 154); die Gedichte *Who craftly castes to stere his boate* (p. 157) und *The wisest way, thy bote, in waue and winde to quie* (p. 255) sind nur wortreiche Paraphrasen von Surrey's „*Praise of meane and constant estate*" (p. 27); Surrey's Klage, dass alle Dinge Ruhe finden, nur der Liebende nicht (p. 220 f.) wiederholt sich in dem Gedichte *I see there is no sort* (p. 171). Im Detail liessen sich noch viele Uebereinstimmungen nachweisen.

Aus Petrarca sind nur zwei Sonette übersetzt, und diese Uebersetzungen zeigen schon durch die Wahl des Metrums, wie vollkommen dem Uebersetzer das Verständniss für die Formenschönheit der italieni-

schen Dichtung abging. Er hat nicht nur auf das Reimschema des Sonetts verzichtet, sondern sich auch statt des fünffüssigen Jambus schleppender Septenare, paarweise gereimt, bedient. Unter dieser entstellenden Hülle erkennen wir:

p. 229: *You that in play peruse my plaint, and reade in rime the smart* = Son. 1 in vita.

p. 230: *It was the day on which the sunne depriued of his light* = Son. 3 in vita.

Sonst bemerken wir keine vollständigen Uebersetzungen aus Petrarca, aber wir haben oft genug Gelegenheit zu beobachten, wie sich die englischen Dichter ihre Häuschen mit Petrarcas Steinen bauen. Besonders lehrreich ist in dieser Hinsicht das Gedicht *Sythe singyng gladdeth oft the hartes* (p. 144 ff.), welches in 76 vierzeiligen Strophen achtsilbiger Verse das ganze Liebesleben und -leiden Petrarcas erzählt — mit dem einzigen Unterschied, dass der Engländer in die Geschichte seiner Liebe zwischen die Qualen und Zweifel des Werbens und den Tod der Geliebten eine kurze Episode vollen Liebesglückes eingefügt hat. Mit der Feststellung dieser allgemeinen Aehnlichkeit brauchen wir uns jedoch nicht zu begnügen, wir können vielmehr den Finger an die Stelle Petrarcas legen, welche den Engländer zu seinem Gedichte anregte. Die erste Stanze der ersten Canzone in vita beginnt:

Nel dolce tempo della prima etade,
Che nascer vide, ed ancor quasi in erba,
La fera voglia, che per mio mal crebbe;
Perchè, cantando, il duol si disacerba,
Canterò com' io vissi in libertade,
Mentre Amor nel mio alberga a sdegno s'ebbe:
Poi seguirò, siccome a lui ne'ncrebbe
Troppo altamente, e che di ciò m'avvenne.

Von dieser Stelle ging der Engländer aus, seine einleitenden Strophen sind eine Paraphrase dieser Verse:

Sythe singyng gladdeth oft the hartes | Of them that fele the panges of loue:
And for the while doth ease their smartes | My self I shall the same way proue.
And though that loue hath smit the stroke, | Wherby is lost my libertie:
Which by no meanes I may reuoke: | Yet shall I sing, how pleasantly
Ny twenty yeres of youth I past: | Which all in libertie I spent:
And so from fyrst vnto the last, | Er aught I knew, what louing ment.
And after shall I syng the wo, | The payne, the greefe, the deadly smart:
When loue this lyfe did ouerthrowe, | That hydden lyes within my hart.

Nach diesem Präludium singt der Engländer von den Freuden seiner liebefreien Jugend, in breiter Ausführung, deren Wortschwall hin und wieder Bruchstücke der knappen Schilderung Petrarcas mit sich führt:

(38) I spilt no teare to wet my brest:
(41) I brake no slepe, I tossed not =
(St. 2) Lagrima ancor non mi bagnava il petto,
Ne rompea il sonno . . . .

Auch für den Bericht über die schmerzvolle Zeit des Hangens und Bangens hat er Petrarcas Canzone stets im Auge behalten:

(110) I gaue my teares good leaue to ronne =
(St. 6) Alle lagrime triste allargai 'l freno

(127) Lowde would I cry: My life is gone,
My dere, if that ye helpe me not.
Then wisht I streight, that death might end
These bitter panges, and all this grief =
(St. 7) Chiamando Morte, e lei sola per nome.

(136) Lo, death is painted in his face =
(St. 5) Morte mi s'era intorno al core avvolta

(153) I wrote with ynk, and bitter teares:
I am not myne, I am not mine:
Behold my lyfe, away that weares:
And if I dye the losse is thyne =
(St. 5) Ond'io gridai con carta e con inchiostro:
Non son mio, no: s'io moro, il danno è vostro.

(157) Herewith a litle hope I caught:
That for a whyle my life did stay =
(St. 6) Ben mi credea dinanzi agli occhi suoi
D'indegno far cosi di mercè degno:
E questa spene m'avea fatto ardito.

Mit dem glücklichen Abschlusse seines Werbens wird der Engländer selbständig, von der Liebe Freuden weiss Petrarca nichts zu künden. In der Klage um die tote Geliebte hingegen werden wir wieder an ihn erinnert:

(288) And earth doth hide her pleasant face =
Canz. 1 in morte st. 4: Oimè, terra è fatto il suo bel viso.

Petrarca vergleicht die Geliebte wiederholt dem in Gold und Purpur prangenden Phönix:

Son. 53 im. v. 1: È questo 'l nido, in che la mia Fenice
Mise l'aurate e le purpuree penne . .
Canz. 3 „ st. 5: Una strania Fenice, ambedue l'ale
Di porpora vestita, e'l capo d'oro —

in Folge dessen beginnt auch einer der englischen Dichter die Beschreibung der Reize seiner Schönen (*Description and praise of his loue* p. 214) mit

Lyke the Phenix a birde[1]) most rare in sight
With golde and purple that nature hath drest:
Such she me semes in whom I most delight.

Mit dem Namen *Laura* spielend, spricht Petrarca von der Geliebten sehr oft unter dem Bilde des Lorbeerbaumes (vergl. z. B. Sest. 2, Son. 26, 38, 41 iv etc.) — im Miscellany begegnen wir einer Dame, Namens *Bayes*, zu deren Verherrlichung der Lorbeerbaum (*bay*) gepriesen wird (p. 263). Dass das Sonett *Holding my peace alas how loud I crye* (p. 260), eine Sammlung von Gegensätzen, nach dem Muster von Petrarcas Son. 90 iv. *Pace non trovo, e non ho da far guerra* gebaut ist, hat bereits Warton HEP. vol. IV p 65 (1871) hervorgehoben. Zu dem Widerspruch der ersten Zeile vergleiche man noch Canz. 6 iv. st. 1: *tacendo, e' grido.*

So stieg in England, unter dem Einflusse des geweihten Sängers der Liebe, ein vielstimmiger Hymnus zu Ehren der Frauen empor — in einer Zeit, die, im schroffsten, bittersten Gegensatze zu den Worten der Dichter, so viele königliche Frauen auf dem Schaffot sterben sah. Eine breite Kluft trennt die Dichter des Miscellany von ihren unmittelbaren Vorgängern, von dem steifen Barclay, dem mittelalterlichen Hawes, der in Lydgate sein Dichterideal sehen konnte, von dem kräftigen, aber masslosen Skelton. Die „Songes and Sonettes" bewirkten eine gewaltige Umwälzung, eine tief dringende Läuterung des Geschmackes; der plötzlich aufsteigende englische Petrarchismus, der von den Gedichten Wyatt's und Surrey's zu den Sonetten Sidney's, Spenser's und Shakespeare's emporführte, ist eine der merkwürdigsten, folgenreichsten Erscheinungen der Weltliteratur. Dass man die Gedichte der kleineren Petrarchisten, wenn man sie in Menge geniessen muss, als eine etwas fade Speise befindet, wird man sich freilich, auch bei vollster Würdigung der Bedeutung dieses Ereignisses, nicht verhehlen können. Dem an kräftigere Kost gewöhnten, modernen Leser kann man es nicht verargen, wenn er aus der Mitte dieser grausamen goldhaarigen, strahlenäugigen, purpurlippigen, perlenzähnigen Schönheiten einen verlangenden Blick auf die Tafelrunde der Elynour Rummyng zurückwirft.

B. Sir Philip Sidney's Astrophel and Stella (1591).

Wie Petrarca der versagenden Laura, steht Astrophel Stella gegenüber. Der Grundton der beiden Cyklen ist derselbe: aus jedem einzelnen Gedichte spricht unbefriedigte sehnsüchtige Liebe. Um so bemerkenswerther ist es, dass eben in dieser englischen Dichtung der

1) Tottel: *bride.*

übermächtige Einfluss Petrarcas bekämpft und diesem mit klarsten Worten die Heerfolge gekündigt wird. Sir Philip Sidney hat sich wiederholt von den Petrarchisten losgesagt und seine wahre Empfindung ihren matten, conventionellen Liebesklagen entgegen gestellt. Mit scharfem Spotte trifft er ihre gezierte Ausdrucksweise und den herkömmlichen mythologischen Schmuck ihrer Verse:

Son. 6: Some louers speake, when they their Muses entertaine . . .
Of liuing deaths, dere wounds, faire storms, and freesing fires:
Some one his song in Joue and Jone's strange tales attires,
Bordred with buls and swans, powdred with golden raine:..
I can speake what I feele, and feele as much as they,
But thinke that all the map of my state I display
When trembling voyce brings forth, that I do Stella loue[1]).

Sidney's Pfeile mögen hier vor allem gegen die Epigonen Petrarcas gerichtet sein, aber er hat ihnen das Ziel so gewählt, dass sie auch den Meister treffen. Seine Zeilen lassen sich aus den „Rime" glossieren: *liuing deaths* = *viva morte* Son. 88 iv., *di questa morte che si chiama vita* 161 iv., *'l mio viver è morte* Canz. 2 im. st 3; *dere wounds* = *le prime piaghe si dolci* Son. 144 iv.; *freesing fires* = *freddo foco* Son. 97 iv.; zu *faire storms* vergleiche man Antithesen wie *'l mio bel foco* Son. 130 iv., *dilettoso male* Son. 88 iv., *dolce male* 130, 153 iv., 53 im. Was die mit Stieren und Schwänen besetzten, mit Goldregen gepuderten Gesänge anlangt, so werden wir dabei sofort an die erste Canzone (iv.) Petrarcas denken: sechs Strophen derselben sind in der That mit wunderbaren Wandlungen eingefasst, indem sich uns der Dichter in den letzten Zeilen als Lorbeerbaum, Schwan, Felsen, Quelle, Echo und Hirsch vorstellt, und in der Chiusa ist schliesslich auch noch von dem Goldregen Jupiter's die Rede:

Canzon; i 'non fu' mai quel nuvol d'oro,
Che poi discese in preziosa pioggia,
Sì che'l foco di Giove in parte spense[2]).

---

1) The complete Poems of Sir Ph. Sidney. Ed by A. B Grosatt; London 1877, 3 vol°; vol. I p. 12 f.

2) In Tottel's Miscellany fallen uns besonders zwei mit Jupiter's Liebesgeschichten geschmückte Gedichte unsicherer Herkunft auf: *For loue Apollo (his Godhead set aside)* p. 197, wo es von dem verliebten Gotte heisst: *Transmuted thus sometime a swan is he, Leda to coyoe, and eft Europe to please, A milde white bull*, und das Gedicht *Not like a God came Jupiter to woo When he the faire Europa sought vnto* etc. (p 240). Ganz besonders muss sich aber von Sidney's Tadel George Turbervile getroffen gefühlt haben, der sich in mytho-

Noch schonungsloser hält Sidney den englischen Petrarchisten ihre dichterische Ohnmacht und ihren geistigen Diebstahl vor in Son. 15:

You that poore Petrarch's long-deceased woes
With new-borne sighes and dizened[1]) wit sing;
You take wrong wayes; those far-fet helps be such
As do bewray a want of inward tuch,
And sure, at length stolne goods doe come to light.

Sidney wollte somit in bewusster Absicht auf anderen Wegen wandeln, als die Schaar der Petrarca-Nachahmer. Dass es ihm geglückt ist, seine Dichtungen eigenartig zu gestalten, ihnen den Stempel seines Geistes aufzuprägen, beweist ihre Lebenskraft. Ist es ihm aber wirklich auch gelungen, in seiner Anschauungs- und Ausdrucksweise mit der Ueberlieferung der erotischen Poesie zu brechen, fliesst in seiner poetischen Ader wirklich kein Tropfen von Petrarcas *dolce veneno?*

Betrachten wir zuerst das von den beiden Dichtern, Petrarca und Sidney, entworfene Bild der angebeteten Frauen Laura und Stella. Die Geliebte hat schwarze Augen[2]) und goldenes Haar[3]) — ein nicht häufiger, reizvoller Zug weiblicher Schönheit —; ihr Antlitz schimmert wie Alabaster: Petrarca spricht, indem er den Körper der Laura als das schöne Gefängniss ihrer Seele fasst, von alabasternen Mauern und einem goldenen Dache:

Canz. 4 im. st. 2: Muri eran d'alabastro, e tetto d'oro;

Sidney bezeichnet Stellas Antlitz als den mit denselben Stoffen erbauten Palast der Königin Tugend:

---

logischen Zuthaten nicht genug thun konnte. In seinem Gedichte *If Vulcan durst presume* erscheint Jupiter als Schwan, Stier und Goldregen:

There may you plainely see how Joue was once a Swanne,
To lure faire Leda to his lust when raging Loue beganne.
Some other when a Bull, some other time a showre
Of golden drops: as when he coyde the closed Nun in towre.
(cf. Chalmers' English Poets (London 1810) vol II p. 585).

1) So lese ich dieses in drei Varianten überlieferte Wort: „Ihr, die ihr des armen Petrarca längst verblichenes Leid mit neugeborenen Seufzern und aufgeputztem Witze singt!" Eine Rechtfertigung der Conjectur *dizened* habe ich in meiner demnächst in den Englischen Studien erscheinenden Besprechung der Flügel'schen Ausgabe von Astrophel and Stella versucht.

2) Cf. Petrarca Canz. 2 iv. st. 4 *nel bel nero, e nel bianco;* Canz. 7 iv. st. 4; Son. 100 iv.; einmal stattet er aber, im Widerspruch mit diesen Stellen, das schöne Gefängniss der Seele Lauras mit *fenestre di zaffiro* aus, Canz. 4 im. st. 2. — Sidney Son. 7, 20, 47.

3) Cf. Petrarca Son. 9 iv. *cape' d'oro*; Canz. 2 iv. st. 1; Canz. 3 iv. st. 6 etc. — Sidney Son. 103; 5th Song, str. VII.

Son 9: Queen Virtue's Court, which some call Stella's face . .
Hath his front built of alabaster pure;
Gold is the couering of that stately place ;

oder das Gesicht ist warmer Schnee: *calda neve* Son. 106 iv.; *warme fine - odour'd snow* 5th Song, str. VII. Milchweiss ist die Haut[1]), sie gleicht dem Elfenbein[2]); die Zähne sind Perlen[3]). Petrarca fragt: woher nahm Amor die köstlichen Stoffe für die Reize der Geliebten, das Gold, die Rosen, die Perlen?

Son. 165 iv.: Onde tolse Amor l'oro, e di qual vena
Per far due trecce bionde? e'n quali spine
Colse le rose . . . . . Onde le perle? —

Sidney stellt dieselbe Frage an den Traumgott, der ihm die Geliebte zeigt:

Son. 32: Whence hast thou lucire, rubies, pearle, and gold,
To shew her skin, lips, teeth, and head so well?

Petrarca bezeichnet die Haut des Kindes Laura als die reizende Rinde der jugendlichen Glieder:

Canz. 12 iv., st 3: E quella dolce leggiadretta scorza,
Che ricopria le pargolette membra —

Sidney hat denselben Ausdruck für den Körper der Geliebten als Rinde der Seele:

Son. 57: Her soule, arm'd but with such a dainty rind.

Ausser den körperlichen Reizen rühmt Petrarca an Laura öfters die Stimme[4]) und den die Seele bezaubernden Gesang:

Son. 159 iv : E'l cantar che nell' anima si sente —

Sidney spricht von *That voyce, which makes the soule plant himselfe in the eares* Son. 77, und den schönen Worten Petrarcas noch ähnlicher, von *this soule-inuading voyce* 7th Song str. III. Beide Dichter nennen die Geliebte Taube[5]) und Phönix[6]).

Auch betreffs der gesuchten, von ihm mit Recht gerügten Antitheseu Petrarcas und seiner Nachahmer stimmt Sidney's Praxis nicht ganz mit seiner Theorie überein. Er verspottet den Ausdruck *liuing deaths*, spricht aber selbst einmal von *restlesse rest and liuing dying* 8th Song str. V, und gebraucht ausserdem Wendungen wie *I am alme*

1) *'l collo . . Ov'ogni latte perderia sua prova* Canz. 12 iv. st. 6; *that breast .... Whose pants do make vnspilling creame to flow* Son. 100, *milke hands* Son. 91.
2) Son. 129, 147 iv.; Sidney Son. 32.
3) Son. 148, 165 iv.; Sidney Son. 9, 32, 5th Song str. VII.
4) Son. 89, 115, 141 iv.
5) *questa pura e candida colomba* Son. 135 iv.; *my young doue* Son. 63.
6) Son. 133, 156 iv., Son 53, Canz. 3 st. 5 in.; *of Phoenix Stella's state* Son. 92.

and dead 5th Song str. XIII, [*Stella*] *Who makes a man liue then glad when he dieth* 1st Song str. VII. Auch die von ihm geächteten *freesing fires* hat er nicht vermieden, Stellas Lippe ist ihm *Cupids cold fire* Son. 80. Ausserdem bemerken wir bei ihm Petrarcas *dolce veneno*[1]; dessen wiederholte Versicherung, dass er im Sommer friere, im Winter brenne[2]), findet ihr Echo in Sidney's Versen

Son. 89: That liuing thus in blackest Winter night,
I feele the flames of hottest Sommer day —

und der Geliebten *sweete cruell shot* Son. 48 erinnert uns an Petrarcas *dolce amaro colpo* Son. 28 im. Dass Sidney, trotz seiner richtigen Erkenntniss, doch eine heimliche Vorliebe für derartige Gegensätze hatte, bekunden auch die Worte *this fierce loue and louely hate* Son. 60.

Petrarca betheuert: „Nur um mein schmerzerfülltes Herz zu erleichtern, habe ich gesungen, nicht um Ruhm zu gewinnen; Wind ist das Lob der Nachwelt[3])". Ganz Aehnliches versichert Sidney der Geliebten[4]). Petrarca sagt: „Amor zeigt mir in den Augen der Geliebten, was er vielen verbirgt; in den schönen Augen lese ich, was ich von Liebe sage und schreibe[5])" — Sidney will nicht Anspruch auf den Namen eines Dichters erheben: „denn nichts fliesst aus meinem Witze und Willen, deine Schönheit gibt mir die Worte ein, Amor (*Loue*) hält mir die Hand und macht mich schreiben[6])". Bei beiden Dichtern bildet diese Negierung des eigenen Verdienstes den Schluss eines Sonettes. „Eine Art von Mitleid wird es sein, rasch zu töten" fleht Petrarca mit Senecas Worten[7]) — „Theuere Mörderin, schone dein süsses grausames Geschoss

---

1) Son. 101, Canz. 16 iv. st. 7; Sidney: *sweet poison* 5th Song str. II.

2) Son. 88, 99, 130 iv.

3) Son. 25 im.: E certo ogni mio studio in quel temp'era
Pur di sfogare il doloroso core
In qualche modo; non d'acquistar fama.
Canz. 17 iv. st. 4: Ma se'l Latino e 'l Greco
Parlan di me dopo la morte, è un vento.

4) Son. 90: Stella, thinke not that I by verse seeke fame . . .
In truth, I sweare I wish not there should be
Graued in my epitaph a Poet's name.

5) Son. 100 iv. v. 12: Indi mi mostra quel' ch'a molti cela:
Ch'a parte a parte entr'a' begli occhi leggo,
Quant'io parlo d'Amore, e quant'io scrivo.

6) Son. 90 v. 12: For nothing from my wit or will doth flow,
Since al my words thy beauty doth endite,
And Loue doth hold my hand, and makes me write.

7) Canz. 16 iv. st. 7: E fia, s' i' dritto estimo,
Un modo di pietate occider tosto.

nicht", ruft Sidney, „eine Art von Gnade ist es rasch zu töten [1])". Petrarca schliesst eines seiner Sonette mit den Worten: „Wer sagen kann, wie er brennt, dessen Feuer ist klein [2])" — soll es ein Zufall sein, dass Sidney am Schlusse eines seiner Sonette diesen Gedanken Petrarcas ergänzt mit: „Die lieben wahrhaft, die zittern zu sagen, dass sie lieben [3])?" Beide Dichter haben eine Apostrophe an ihr schlummerloses Bett, Son. 178 iv. und Son. 98; Petrarca bezeichnet das Bett in einem anderen Sonett als hartes Schlachtfeld [4]), Sidney nennt es a. a. O.: „das Feld, auf welchem alle meine Gedanken im Kampfe geübt werden" [5]). Petrarca verwendet das Wort *dolce* bis zum Uebermass, in einem Sonett (153 iv.) lässt er es in den 7 ersten Zeilen 12 mal erscheinen. Ganz so schlimm treibt es Sidney nicht, doch thut er des Süssen schon zu viel, wenn er das Wort in drei Zeilen 6 mal anführt (Son. 36 v. 9/11) und wenn er in 2 Zeilen 6 mal von süss und Süssigkeiten spricht [6]). Wie Petrarca mit dem Namen Laura, spielt Sidney öfters (Son. 24, 35, 37) mit dem Frauennamen Stellas, Lady Rich.

Auch an Seraphino Aquilano werden wir in Astrophel und Stella wiederholt erinnert, und das in einer Weise, welche schwer an zufällige Uebereinstimmung glauben lässt. Sidney sagt: „Der Liebesgott flüchtete sich in mein Herz; dort verbrannte er sich, während er ein Feuer schürte, die Flügel, und kann nicht fort fliegen [7])" — Seraphino: „Amor kehrte bei mir ein, bis er mein Herz in einen Glühofen verwandelte; wie aber mancher Betrüger an seinem eigenen Werke stirbt, verbrannte er sich eines Tages in meiner flammenden Brust und kann nicht mehr heraus [8])." Beide Dichter sind trostlos und erzürnt, dass die Geliebte

---

1) Son. 48 A kinde of grace it is to slaye with speed.

2) Son. 118 iv. v. 14: Chi può dir com'egli arde, è 'n picciol foco.

3) Son. 54 v. 14: They loue indeed who quake to say they loue.

4) Son. 171 iv: E duro campo di battaglia il letto.

5) Son. 98: The field where all my thoughts to warre be train'd.

6) Son. 79: Sweet kisse, thy sweets I faine would sweetly endite,
Which euen of sweetnesse sweetest sweetner art.

7) Son. 8: But she, most faire, most cold, made him thence take his flight
To my cloue heart; where, while some firebrands he did lay,
He burnt vnwares his wings, and cannot flie away.

8) Stramb. 193: Tennemi un tempo Amor per suo ricetto,
fin che fe una fornace del mio core;
ma come spesso per diuin concetto
de la sua opra un fraudolento more,
uolando un dì dentro al mio ardente petto
lui s'accese, e non mai più uenne fore.

gegen einen Hund freundlicher ist, als gegen sie: er wird von ihren Lippen geküsst, von ihr umarmt, während sie schmachten[1]). Sidney hofft schliesslich dass ihm die Liebe bald seine Vernunft nehmen werde, da Stella nur gegen vernunftlose Dinge gütig sei; Seraphino möchte der Hund sein, da er als Mensch jedes Leid mehr empfindet.

Stella hat, wie wir gesehen haben, viele Schönheiten mit Laura gemein. Und die zweite himmlische Gewalt, von welcher bei Petrarca und Sidney am häufigsten die Rede ist — welches Bild gibt uns der Engländer von ihr? Schliesst er sich auch in der Schilderung des Liebesgottes dem Italiener an, steht er zu ihm in demselben Verhältniss wie dieser? Dass die herkömmlichen Attribute des Gottes, Flügel, Bogen und Pfeile, auch bei unseren beiden Dichtern erscheinen, ist selbstverständlich. Specieller im Stile Petrarcas ist, dass Sidney viel von den Sporen Amors zu leiden hat, welche Metapher ihn zu dem unglücklichen Sonett *I on my hors* (49) veranlasst hat, in dem er auf seinem Pferde, und *Loue* auf ihm reitet[2]). Weiter geht die Uebereinstimmung der beiden Dichter jedoch nicht Viel kecker als Petrarca tritt Sidney dem Liebesgotte gegenüber, „Amor's heil'ge Göttermacht" wird von ihm viel respectsloser behandelt. Dem Italiener ist Amor der gefürchtete Vertreter einer geheimnissvollen, keinen Widerstand duldenden, elementaren Gewalt, welchem der Dichter auch mit Worten dient, er nennt ihn „mein Gebieter; der erhabene Herr[3])". Bei dem Engländer hingegen erscheint der übermütige Götterjunge Cupido, der sich nichts weniger als majestätisch gebärdet, sondern allerlei Allotria treibt in Stellas Augen und Busen und vor Freude hüpft und jauchzt. Er bekommt ob solch unziemlichen Benehmens manch hartes Wort zu hören von dem Dichter, der Ehrentitel wie Dieb, Tyrann, armer Schelm, mörderischer, leichtsinniger Bube für ihn hat[4]).

---

1) Seraphino Son. 12: O felice animal, felice dico
che godi di tal dea le labra e'l fiato . . .
Tu de sue braccia cinto, and io mendico . .

Sidney Son. 59: Yet, while I languish, him that bosome clips,
That lap doth lap, nay lets, in spite of spite,
This sowre-breath'd mate taste of those sugred lips.

2) Cf. Petrarca Son. 66, Canz. 12 st. 1, Son. 121, 126, 180 in vita; Sidney Son. 49, 98.

3) *il mio signore* Son. 31, 47, 91, 104, 137 iv., *L'alto signor* Son 183 iv., *Quell'antiquo mio dolce empio signore* Canz. 7 st. 1 im. Einmal spricht auch Sidney von *my Lord Loue* Son. 50.

4) Vgl. Son. 11, 17, 20, 46, 73.

In dieser zwanglosen, scherzenden Behandlung Amors bekundet sich uns zugleich der Hauptunterschied Sidney's und Petrarcas — durch die Dichtung des Engländers klingt, trotz der Liebesklagen, ein jugendfrischerer, kräftigerer, leidenschaftlicherer Ton. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht, dass der Kuss, von dem Petrarca nicht zu sprechen wagt, bei Sidney eine grosse Rolle spielt und öfters von ihm verherrlicht wird[1]). So wird sich uns das Verhältniss der beiden Dichter folgendermassen gestalten: Sidney hat sich dem mächtigen Einflusse Petrarcas nicht entziehen können, er hat ihm reichlich Tribut gezollt — aber er hat in die alten Schläuche doch so viel des neuen Weines gegossen, dass ihm niemand das Recht bestreiten kann, von sich zu sagen:

> And this I sweare by blackest brooke of hell,
> I am no pick-purse of another's wit.
>
> (Son. 74).

1) Vgl. Son. 73, 79, 81.

München, Mai 1889.

Zur Wortstellung in den Thai-Sprachen.

Von

H. Schnorr von Carolsfeld.

Die grossen Verschiedenheiten, welche die indo-chinesischen Sprachen in den Stellungsgesetzen zeigen, haben Ernst Kuhn zu der Vermuthung (Ueber Herkunft und Sprache der transgangetischen Völker S. 12) geführt, dass dieser Divergenz eine Zeit grösserer Freiheit vorausgegangen sei, die in dem damaligen grammatikalischen Standpunkte begründet gewesen sei und aus der sich die gegenwärtig geltenden festen Regeln allmählig herausgebildet hätten. Dieser Ansicht hat v. d. Gabelentz (Intern. Zeitschr. für allgem. Sprachw. III (1887) S. 105) beigepflichtet mit dem Bemerken, dass vielleicht gerade das allmählige Festsetzen einer bestimmten Stellung dem Verfall der Formen Vorschub geleistet haben möchte, indem die Stellung eine weitere Bezeichnung der Beziehung unnöthig machte, wie umgekehrt nach dem Verfalle ein starres Festhalten an den Stellungsgesetzen eine Selbsterhaltungsnothwendigkeit wurde.

Doch zeigt schon das Chinesische, dass von einer völligen Erstarrung nicht gesprochen werden kann: Ausnahmen theils auf psychologischen Ursachen beruhend, theils durch Isolierung hervorgerufen finden sich häufig. Von den Thai-Sprachen, unter denen hier nur das Siamesische, Shan, Khamti und Ahom Berücksichtigung finden können, pflegte gewöhnlich nur das erste in Fragen nach den Stellungsgesetzen beigezogen zu werden, sicherlich das am wenigsten geeignete, da es gewiss nicht ohne Einfluss von Seite der Theorie, am meisten an Beweglichkeit eingebüsst, so dass Beziehungen namentlich zum Chinesischen nicht mehr deutlich sind, die jene anderen noch wohl erkennen lassen.

Eine übersichtliche Zusammenstellung der in den einzelnen indochinesischen Sprachen geltenden Wortstellungen hat Himly (Zeitschr. f. allg. Spr. I (1884) S. 282—284) gegeben unter dem ausdrücklichen Hinweis auf ihre Nichtverwendbarkeit in Verwandtschaftsfragen. Ich

behalte der leichteren Vergleichung wegen seinen Abkürzungsmodus bei: A = Hauptwort und Gegenstand der Aussage, A^1 = bestimmendes Hauptwort, A^2 = bestimmtes Hauptwort, B = Eigenschaftswort, C = hinweisendes Fürwort, D = sein, E = Zeitwort mit auf ein Ziel übergehender Bedeutung, F = Zeitwort, G = Fallendung.

1. Die Stellung A^2A^1 d. h. Nachstellung des Genitivs im Gegensatze zu dem im Chinesischen und Tibeto-Birmanischen geltenden A^1A^2 ist Charakteristikum aller Thai-Dialekte. S. von *me* Mutter und *nám* Wasser: *me-nām* Fluss (Wasser-Mutter). Ebenso im Sch. von *heün* Haus und *kōn* Mann: *heün kon* das Haus des Mannes. Ferner im Kh. (Robinson-Brown in Journal of the As. S. of Bengal XVIII (1849) S. 312) *kâng pá* Fischschwanz von *kâng* Schwanz und *pá* Fisch. Auch das jetzt ausgestorbene Ahom hat diese Formel gekannt; in dem kurzen Texte, welcher auf Taf. 4 zu dem Aufsatze von N. Brown Alphabets of the Tai language im Journal of the As. S. of B. VI (1837) S. 17—21 (eine Erläuterung dazu von F. Jenkins ebenda S. 980—983) beigegeben ist, finden sich folgende Fälle: § 7 und 15 *jen-kao* (*jén-kâo*) Fäden der Spinne, §. 8 und 17 *ti-pún* (*ti-pún*) Plätze der Welt.

2. AB und 3. AC d. h. Adjektiv und Pronomen folgen dem zugehörigen Substantiv. Im S.: von *khŏn* Mann und *di* gut *khŏn di* ein guter Mann; von *khŏn* Mann und *ni* dieser *khon ni* dieser Mann. Besondere Besprechung verlangen die Kardinalzahlen; denn während die Ordinalien sich wie zu erwarten den Regeln der Adjektive anschliessen, also hinter das Substantiv zu stehen kommen, haben jene ihren Platz vor demselben mit Ausnahme von *nûng* „eins". Da dieses noch keine Erklärung gefunden, möchte ich die Vermuthung aussprechen, dass es identisch mit dem von Williams' Syllabic Dict. S. 642 besprochenen *nung* „ich" sei, das ja ursprünglich demonstrativ gewesen sein kann, daher die Formel AC für „eins". Bei „zwei" ist der Grund der Voranstellung klar: Edkins (A Vocabulary of the Miau Dialects S. 10) hat das siamesische *sòng* mit Chinesisch *shwang* „Paar" verglichen, so dass A^2A^1 zum Zuge gekommen ist. Warum die übrigen Cardinalia die gleiche Stellung haben, lässt sich nicht mehr ermitteln. Im Chinesischen stehen beide Klassen in einer Reihe mit Genitiven und Adjektiven (Gabelentz Chin. Gr. §. 258). Ein beachtenswerther Rest älterer Freiheiten scheint auch der Ausdruck für „einige" *lang khŏn* (Pallegoix Diction. 383) = quidam homines zu sein; mag man nun der Erklärung Bastian's (Sprachvergl. Studien S. 211), der *lang khon* = „Zufalls-Menschen, durch den Zufall zusammengewürfelte Leute" nimmt, oder das *lang* mit dem nach Pallegoix a. a. O. auch allein = aliquot, quidam gebrauchten identifizieren, jedenfalls bleibt die Stellung auf-

fällig Man sieht zugleich wie in dem *lang* = quidam und = eventus Adjektiv und Substantiv in einander fliessen. Kaum richtig wäre zu erklären: „ein Zufälliges an Menschen“ (vgl noch Bastian a. a. O. S. 197). *Noi* = parum wird vorangestellt: *noi tua* = pauci homines, dagegen *màk* = multum folgt dem Substantiv: *khòn màk* = multi homines, ebenso *thang puang* = omnes Von einer substantivischen Verwendung der unbestimmten Zahlwörter oder einem Anschluss an die Kardinalia kann daher nicht die Rede sein; aus dem älteren Schwanken hat sich für jedes einzelne ein besonderer Usus herausgebildet; vgl. noch Bastian a. a. O. S 201. Vor dem Substantiv steht auch das Pluralzeichen *lăi*: Pallegoix Dict. S 394, Gramm. S. 39. Bei Ewald Gramm. §. 35 bleibt die Stellung unklar! Das Shan hat die gleichen Stellungen wie das Siamesische *heun yaù* (Haus gross) = ein grosses Haus, *mạ nai* (Pferd dieses) = dieses Pferd. Für das Khamti bemerkt Brown, dass sie im allgemeinen Geltung habe, also von *kun* Mensch und *ni* gut: *kun ni* ein guter Mensch. Ebenso stimmt dasselbe hinsichtlich der Zahlwörter mit dem Siam. überein: *pan âtáng* (pater unus) = ein Vater; „zwei“ steht voran: *chhanga pan* = zwei Väter. Für AC gibt Brown folgendes Beispiel: *pe nán* = that goat. Das Ahom bietet dagegen mehrere Abweichungen: „ein guter Mann“ lautet hier: *leng di kun* (unus bonus vir) also Zahlwort wie Adjektiv vor dem Substantiv. Dagegen: *sang kun di* (duo viri boni) „zwei gute Menschen“ und hinwiederum: *di kun bat* (boni viri) „gute Männer“; diese Stellung BA kennt sonst nur das Chines. wobei Entlehnung nicht in Betracht kommen kann. Wie das Adjektiv schwankt auch „eins“ in der Stellung: während es oben: *leng pa* (unus pater) hiess, lautet „eine gute Frau“: *funing di leng* (mulier bona una) und hinwiederum im Plural: *di funing* (bonae mulieres). Daher auch das Schwanken in dem Verhältniss von „eins“ zum Adj.: oben *leng di kun* (unus bonus vir) und *funing di leng* (mulier bona una) und daneben noch *luk leng chaydi* (puer unus malus). Aus dem genannten Ahom-Texte seien angeführt: *han-fra fak* (unum saxum album) und *lai-lep* (multae insulae). Für AC bez. CA kenne ich keinen Beleg.

4. A-B und 5. AEF d. h. Subjekt steht vor Prädikat, Objekt hinter dem Verbum: so das Siamesische: *khòn di* der Mann ist gut; von *tam* folgen, *nai* Führer: *khòn tam nai* der Mann folgt dem Führer. Auch im Shan ist A-B das gewöhnliche: *mạ lee eû* (equus bonus) das Pferd ist gut. Doch erscheint hier häufig eine Inversion, durch Voranstellung des Verbums: allerdings beschränken sich die drei von Cushing (Gr. §. 139, Handbook S. 2) angeführten Fälle auf *mee* „sein, haben“; es sind folgende: *mee kon heu* (sein Mann, Fragepartikel) — gibt es Männer?;

mee kŏn dee eû (sein Mann gut Assertivaffix) = es gibt gute Männer; *mee kŏn hsaung kan ka poon* (sein Mann zwei Numeralsubst., dort) = sind zwei Männer. Diese Umstellung vergleicht sich der ganz ähnlichen von *yŏu* „es gibt" im Chinesischen, das regelmässig voransteht (v. d. Gabelentz Gramm. §. 334, Misteli Zeitschr. f. all. Spr. III S 56). In der ältesten bekannten Phase des Chinesischen im Schiking ist diese Form sogar sehr häufig. Doch findet dabei eigentlich nicht ein Durchbrechen der Regel von der Stellung A-B statt, da, was wir als Subjekt fühlen, Prädikat ist, jenes liegt in dem vorausgehenden unpersönlichen Verbum: „es gibt dort zwei Männer". Auch das Ahom stellt ein unpersönliches Verbum an die Spitze des Satzes s. den oben zitirten Text §. 1: *pin náng* = to be-like und §. 2 *pâimi* = is not. Dagegen wird das psychologische Subjekt dem grammatischen vorausgesetzt, wenn im Siamesischen (Ewald Gramm. S. 102 Adverbien namentlich der Zeit nicht wie die Regel dem Verbum nachgesetzt werden, sondern vorangehen Zuerst wird Zeit und Ort vor Augen geführt, die handelnde Person und die Handlung können wie in einem Gemälde die Staffage erst in jenem Leben und Existenz erhalten. Den gleichen Gebrauch kennt das Shan: *nud heûn nai mee kaupma to pheûk nai eu* = in diesem Hause befindet sich der Sattel des weissen Pferdes, wo der Präpositionalausdruck *nud heûn nai* (in domo hac, den Anfang bildet[1]): ferner das Chinesische: v. d. Gabelentz, Gramm. §. 260, Misteli a. a. O. S. 59 f.; vgl. auch v. d. Gabelentz, Zeitschr. f Völkerpsych. VIII (1875) S. 141.

Bei der Verbindung eines Verbums mit einem Objekt hat, wie wir oben sahen, das Siamesische, wie das Chinesische, die Stellung AEF. Das Shan kann dem F eine Stelle an der Spitze des Satzes, selbst vor A anweisen, in Begleitung eines dem F nach dem bereits behandelten Gesetze folgenden Pronomen *seung, nai* oder *nan*: eine derartige Voranstellung des Objekts kennt auch das Chinesische[2]), wenn hinter das Objekt, das vor E ja auch vor A stehen kann, eines der Pronomina *ći* oder *shí* gesetzt wird. Gerade daraus dürfte hervorgehen, dass das Chinesische in dem vor dem Subjekt stehenden Worte kein Objekt gesehen, sondern dasselbe war ihm psychologisches Subjekt[3]) das folgende Pronomen war nicht eigentlich Relativum, hatte aber relativen Sinn, wie ja *ći* geradezu noch als Relativum fungiert. Der bei v. d. Gabelentz a. a O. als Beispiel dienende Satz: *wŏi sien-šeng shí 'ting* ist

1) Vgl. Cushing, Grammar §. 171.

2) Gabelentz, Grundriss S 74; vgl. Baldwin, Manual of the Foochow Dialect S 21.

3) Cushing Handbook S 3· sometimes, when the object is *emphasized*, it is placed at the beginning of a sentence.

demnach genau übersetzt: „nur der Meister (ist es) den er hören soll"; wie wenn im Deutschen statt: „nimm Dir den X. zum Beispiel" nicht „den X. nimm Dir zum Beispiel" sondern nur „den X., den nimm Dir zum Beispiel" gesagt werden könnte. Dieser Auffassung widerspricht auch nicht der Umstand, dass die Inversion im Chinesischen nicht nur die Form ECAF sondern auch AECF bilden kann: *wáng wêi mín cī pào* (König nur Volk beschützen); denn hier steht *mín cī* zu *pào* im Genitivverhältnisse; gerade *cī* zwischen *mín* und *pào* zeigt, dass letzteres Substantiv nicht Verbum ist [1]).

Für das Khamti bemerkt Brown (a. a. O. S. 318): the nominative regularly precedes the verb and most frequently the verb precedes the case which it governs. Aber schon die zwei S. 314 gegebenen Sätze zeigen Ausnahmen; *Mü kakhün má nin Kai Sám to au kwá yau:* last night jackal carried off three fowls. Also auch hier die Zeitbestimmung am Anfange des Satzes, dann das Subjekt, hierauf das Objekt, am Schlusse das Verbum; ebenso im zweiten Satze; *pe nán luk on yang song tó*, that goat has two kids. Diese Stellung AFE (für AEF) zeigt unter den übrigen indochinesischen Sprachen sonst nur noch das Tibeto-Birmanische.

Aus Vorstehendem dürfte hervorgehen, dass man sich vom Siamesischen allein ausgehend, ein unrichtiges Bild von den Wortstellungsformen in den Thaisprachen zu machen pflegt. Ebensowenig wie im Chinesischen ist hier eine vollständige Erstarrung eingetreten und historisch wichtig ist, dass die Ausnahmen sich regelmässig mit verwandten Erscheinungen im Chinesischen vergleichen lassen.

1) v. d. Gabelentz, Gramm. §. 436.

Lohengrin.

Von

Wolfgang Golther.

Zur Zeit ihrer Urgemeinschaft verehrten die germanischen Stämme den Herrscher des strahlenden Himmels, den Tivaz (vgl. ahd. Ziu; an. Týr; aind. Djâuḥ; gr. *Ζεύς* von div = glänzen, leuchten). Der Himmelsgott ist der oberste und höchste unter den Göttern, welcher der Verschiedenheit seines Wesens gemäss in seinen Aeusserungen unter entsprechend wechselnden Bezeichnungen verehrt wurde. Die einst zu diesem Zwecke geschaffenen vielseitigen Benennungen des Gottes sind nachmals nicht mehr durchsichtig und verständlich genug gewesen, um als seine Prädicate lebendig zu bleiben; sie erstarrten zu besonderen Götternamen und sind als solche zum Teil auf uns gekommen. Die Germanen im Binnenlande nannten ihn *ermnaz* d. i. den Erhabenen, die Rheinländer *istraz* d. i. den Flammenden, Leuchtenden, die Meeranwohnenden *ingvaz* d. i. den Ankömmling. Weit in graue Vorzeit zurück reicht der Stammbaum der edelsten Geschlechter der Germanen; der Adel des Königtums beruht in seiner mythischen Herkunft, die auf göttliche Ahnen zurückgeführt wird. Und mit seinen Fürsten knüpft das ganze Volk seinen Ursprung an die Götter. Darum treffen wir auf *Erminonen*, die *Istvaeonen* und die *Ingvaeonen*, die alle Kinder des Tivaz sind, wenn auch die neugebildete Sage unter *ermnaz*, *istraz* und *ingvaz* Söhne des Mannus versteht (Germania cap. 2). Der Himmelsgott ist Herrscher über alle Erscheinungen, welche sich dem Auge am Himmelsgewölbe darbieten: weiss und hell, wie ein glänzender Schwan auf tiefblauer Fluth zieht die Wolke drüber hin. *νεφεληγερέτης*, der Wolkensammelnde ist *Ζεύς*, Herrscher der Wolken natürlich auch Tivaz; doch hier taucht ein neues, wunderbar schönes Bild empor. Die Wolken sind Schwäne, Tivaz aber ist selber *hohnijaz* (nord. Hönir) d. i. *der Schwanengleiche*. Buchstabe für Buchstabe entspricht hohnijaz, älter huhneioz (ohne Lautverschiebung *kukneios*) dem griechischen *κυκνεῖος*.

κύκνος scheint aus einer reduplicierten Wurzel çuç- = weiss, flammend gebildet zu sein. In der Nähe des friesischen Gebietes und bei den Friesen selber wurde seit den ältesten Zeiten Tivaz hohnijaz verehrt und eine dort heimische Sage berichtet, wie Tivaz ingvaz hohnijaz, der glänzende, schwanengleiche Fremdling einstmals aus geheimnissvoller Ferne, von seinem himmlischen Wolkensee herabsteigend ans Gestade fuhr, und ebenso rätselhaft, wie er gekommen, dahin schwand, nachdem er kurze Frist nur in segensreichem Walten unter den Menschen geweilt hatte. Mit schaumigem Halse, einem Vogel gleich (fâmig-heals fugle gelîcost Beów 218) durchschneidet das Schiff die See; der mythische Ahnherr des Königsgeschlechtes des Scyldinge, Scyld des Sceáf Sohn war als Knabe auf einem Schiffe übers Meer zum Lande gefahren und den toten Helden legten die Gefolgsmannen wieder auf das Schiff und liessen es hinaustreiben dorthin, von woher es einst gekommen war (Beów. 26ff.). Auch hier ist der geheimnisvolle Fremdling, den niemand kennt — denn von Sceáf, nicht seinem Sohne Scyld wurde ursprünglich die Sage berichtet[1]) — der Stammvater eines königlichen Geschlechtes. Man wird wol annehmen dürfen, dass die seeanwohnenden Stämme die Sage vom schwanengleichen Himmelsgott dahin umgewandelt haben, dass sie ihn über die weite See her kommen liessen, bald selber in Schwangestalt, bald im Schiffe, das der Schwan zog. Die erhaltenen Ueberreste, so kärglich sie auch beschaffen sind, gestatten doch, das Alter der Sage in der oben ausgeführten Weise nicht als eine schwankende Vermutung, sondern als eine erwiesene Tatsache erscheinen zu lassen[2]).

Was wir für die älteste Zeit als eine germanische Sage nur aus vereinzelten Andeutungen zu erschliessen vermochten, taucht in später Zeit unter veränderten Verhältnissen in weitverzweigten Quellen des 12. und 13. Jahrhunderts wieder auf. Französische Gedichte erzählen den altgermanischen Mythus; der lichte schwanengleiche Himmelsgott ist zum glänzenden Schwanritter geworden, dessen Sage in der Gegend der Maas- und Scheldemündung zu Hause ist. Trotz dieser Umwandlung hat der Mythus seinen alten Sinn und Inhalt nicht eigentlich verloren; die Bedeutung des göttlichen Begründers eines Adelsgeschlechtes ist im chevalier au cygne dieselbe geblieben wie beim Tivaz ingvaz.

1) Vgl. Simrock, Beowulf S. 169; Ten Brink, Beowulf S. 9 f.

2) Vgl. die schönen Ausführungen, deren Ergebnisse im obigen zusammengefasst sind, von J. Hoffory in den Gött. Gelehrten Anzeigen, 1. März 1888 und Nachrichten der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1888 Nr. 15; Wiederabdruck in den Eddastudien I (1889) S. 101—119; 153—165, beruhend auf der Entdeckung Gudbrand Vigfussons im corpus poet. boreale I S. CII, dass κύκνος im Namen Hoenir wiederkehre.

An und für sich darf das Wiederauftauchen altgermanischer Anschauungen in französischen Dichtungen ja auch keineswegs verwundern. Der chevalier au cygne[1]) ist der Ahnherr des Helden der Kreuzzüge, Gottfrieds von Bouillon. Für das Ende des 12. Jahrhunderts, etwa 1180 wird das Vorhandensein der Sage in dieser bestimmten Form bezeugt durch Wilhelm, Bischof von Tyrus, der in seiner Geschichte der Kreuzzüge anlässlich Gottfrieds und seiner Brüder bemerkt: praeterimus denique *cygni fabulam*, unde vulgo dicitur sementivam eis fuisse originem. Die Gedichte vom chevalier au cygne, welche sich erhalten haben, sind Ueberarbeitungen späterer Zeit; sie dienen den Kreuzzugsepen Antioche, Jerusalem, les Chétifs, welche im Laufe des 12 Jahrhunderts auf der Grundlage ursprünglicher, kurzer, reimchronik-artiger Berichte sich entwickelt hatten, zur Einleitung, und sind offenbar erst nach diesen allen entstanden. Der chevalier au cygne tritt meistens unter dem Namen Elias[2]) auf. Mit breiter Weitschweifigkeit wurden seine Geburt

1 Das Material der Sage findet sich bei J. Görres in der Einleitung zu seiner Lohengrinausgabe 1813; in unnachahmlich schlichter und schöner Weise geben die Sagen wieder die Brüder Grimm in den deutschen Sagen II² S. 252–276; am verlässigsten und vollständigsten hat alles notwendige Reiffenberg gesammelt in der Einleitung zur Ausgabe des chevalier au cygne et Godefroid de Bouillon Bd. I Bruxelles 1846. Vgl ferner noch v. d. Hagen, die Schwanensage in den Abhandlungen der Berliner Akademie vom Jahre 1846 S. 551–577.

2) Die Mythologen haben in Elias oder Helias einen Anklang an die Hel, die Unterwelt hineingehört, vgl. Simrock, Mythologie 5. Aufl. (1878) S. 332; Beowulf S. 169 ff. So musste natürlich der Schwanritter aus der Unterwelt kommen. Die einfach-schönen Ausführungen Hofforys zeigen aber, dass er nicht aus der Hölle, sondern aus dem lichten Himmel kam. Auch W Müller, die Sage vom Schwanritter, Germania I (1856) S 418–440 fasst die Heimat des Ritters als die Unterwelt; daraufhin soll auch die Gralsburg deuten, von der aus Lohengrin entsandt wird. Die Verbindung der Gral- und Schwansage ist aber eine Erdichtung des 13. Jahrhunderts, wie sich unten zeigen wird, kann demnach unmöglich zu mythologischen Deutungen dienen. Die Mythenforschung lässt mindestens zwei Dinge ganz ausser Ansatz, welche allein im Stande sind, sie auf sicheren, wissenschaftlichen Grund zu stellen und aus der Sphäre des dilettantischen, aesthetisierenden Aufsuchens von Aehnlichkeiten zwischen verschiedenen Sagen herauszuheben: Quellen- und Sagenkritik. Fast gleichwertig werden alte und neue Quellen behandelt, statt dass man genau das Echte vom Unechten sondert; der Mythus ist stets sehr einfach, in unserem Fall nur die Herkunft des Schwanritters. Alles andere ist Dichtung und Sagenbildung, meist sehr später Entstehung. Darum ist es durchaus unstatthaft, die übrigen Personen der Handlung als mythisch aufzufassen und etwa als Natursymbole zu deuten. Man verstrickt sich damit in vollkommene Unmöglichkeiten. Da so lange Zeit verschwommene und unklare Anschauungen in der Mythologie geherrscht haben, ist es begreiflich, dass das

und Jugendschicksale erzählt: ein König hat mit seiner Frau sieben Kinder. Matabrune, seine Mutter schaffte sie gleich nach der Geburt bei Seite und unterschob junge Hunde, um ihre Schwiegertochter ins Elend zu stürzen, was ihr hiedurch auch gelang. Die sieben Kinder, welche silberne Kettlein um den Hals trugen, sollten von einem Knechte getötet werden, der sie aus Mitleid verschonte. Ein Einsiedler, Elias mit Namen, fand die im Walde ausgesetzten und erbarmte sich ihrer. Den Knaben, den er besonders liebte, nannte er Elias. Matabrune erhielt Kunde davon, dass die Kinder noch am Leben seien, und sandte abermals einen Jäger aus, um sie zu töten. Die abgefertigten Mörder wollten die Kinder schonen und nahmen bloss die Silberketten, welche sie der Matabrune zum Wahrzeichen mitbringen mussten Im selben Augenblick, als sie sechsen von den Kindern — Elias war mit dem Einsiedler eben abwesend — die Ketten vom Halse nahmen, wurden diese zu weissen Schwänen und flogen in die Luft. Elias, der Jüngling erfuhr unterdessen von allem, wie seine Geschwister zu Schwänen verwandelt wurden und dass seine Mutter durch Matabrunes Verleumdung in grossen Nöten hart gefangen gehalten sei. Ein Zeuge hatte sich erboten, die Wahrheit der Aussagen Matabrunes gegen jedermann im Gotteskampfe zu bewähren. Das Gericht war versammelt und der Verräter stand zum Kampfe bereit Elias erschien, überwand den meineidigen Gegner und tat die Unschuld seiner Mutter dar, die wiederum in alle Ehren eingesetzt wurde. Matabrune erhielt den verdienten Lohn für ihre Untaten. Elias entzauberte die Schwäne, indem er die Silberkettlein um ihren Hals wand. Nur der sechste Schwan konnte nicht erlöst werden, da die Kette verloren war. Von ihm wurde Elias nachmals zur Herzogin von Bouillon geführt — Wir erkennen im ersten

nüchterne, objective und einleuchtende Verfahren von Sophus Bugge in seinen ausgezeichneten „Studien“ so viel Widerspruch und wenig Verständnis findet. — Der Name Elias, Helias ist natürlich der biblische. In den späteren französischen Romanen, zumal den romans d'aventure behalf man sich für die Personen mit Vorliebe durch antike oder biblische Namen, soweit man nicht aus den Artus- oder Karlsepen Entlehnungen machte. Darum ist der Name Elias nichts Auffallendes. Die Schreibung Helias kann vielleicht auf einer Identificierung des Helios mit dem Sonnenwagen und des Elias im feurigen beruhen; und da auch der Schwanenritter auf seltsamen Fahrzeug entschwindet, erinnerte man sich des Elias. In diesem Falle aber ist der Name gelehrten willkürlichen Ursprungs, sicherlich in alle Weite nicht mythisch und uralt. Als Curiosum sei erwähnt, dass man Elias auch aus der ultima ratio aller Schwierigkeiten, dem keltischen ableitet. ala, eala, caladh heisst der Schwan und darum führt der Ritter den Namen Elias (vgl Baring-Gould, curious myths of the middle ages (1881) S. 592, in dem S. 579–603 befindlichen Aufsatz über „the knight of the swan“).

Teile der Erzählung von den Jugendschicksalen des Elias einen weitverbreiteten Märchentypus, vgl. Nr. 49 in den Kindermärchen, welcher mit dem zweiten Hauptteile in keinem inneren Zusammenhange steht. Nur in sehr äusserlicher Weise wird eine Verbindung dadurch hergestellt, dass der Schwan, der den Elias zum bestimmten Ziele führt, zugleich auch sein Bruder ist. Dieser Umstand trug dazu bei, dass die zwei Abschnitte von selber wieder auseinander fielen und öfters für sich allein von einander abgetrennt behandelt wurden, ohne dass die Darstellung darunter Not litte. Die eigentliche Schwanrittersage greift nirgends unmittelbar auf den ersten Teil zurück, so dass sie ohne diesen unverständlich wäre. Dennoch glaube ich behaupten zu dürfen, dass ihre Form unter dem Einflusse des Märchens entstand Die Tat des Elias ist in beiden Teilen dieselbe, er wagt den Gottesкampf für die hart bedrängte Unschuld, besteht ihn siegreich und setzt dadurch die Frau, seine Mutter auf der einen Seite die Herzogin von Bouillon auf der andern, in ihre Rechte ein. Im einen Teil muss eine Nachahmung des andern vorliegen. Der mythische Untergrund der Schwanrittersage bot keinen Anlass, das Auftreten des geheimnisvollen Geschlechtsheros in der Weise eines Gotteskampfes, den er auf sich nahm, zu begründen. Dagegen deutet die ganze Anlage des Märchens darauf hin, dass er dort von Anfang an beabsichtigt war und von dort aus in den zweiten Teil hereindrang. Der uralte Mythus vom schwanengleichen Fremdling nahm also erst damals die bestimmte Gestalt der Schwanrittersage an, als er mit dem Märchen von den sechs Schwänen in Verbindung trat. Die rätselvolle Erhabenheit des Mythus wird geschädigt, wenn des Elias Jugend und Herkunft Zug um Zug vorgeführt wird. Man versteht nicht, was das Verbot der Frage eigentlich für einen Sinn hat, nachdem seinem Geschlechte nichts besonders Geheimnisvolles anhaftet. Wolbekannt sind dem Hörer die Verhältnisse und das Heimatland, aus denen er entsendet wird. Dem wahren Geiste der Sage kann es nur entsprechen, wenn wir den göttlichen Ursprung des wunderbaren Fremdlings wol ahnen, aber nicht in allen Einzelheiten kennen lernen. Seine Gestalt und seine Erscheinung muss ein Wunder sein und bleiben. So heisst es auch in französischen Texten (bei Hippeau S. 253), Elias sei in geheimnisvollen Fernen entschwunden: onques ne sot nus hom où il fu repairies Ein richtiges Gefühl für die Bedeutung der Sage leitete diejenigen Dichter, welche den zweiten Teil für sich allein darstellen Freilich gab es auch andere (Reiffenbergs Text), denen jegliches Verständniss dafür abgieng, indem sie beschreiben, wie Elias wiederum heimkehrt, den letzten Schwan auch entzaubert und sich dann ins Kloster zurückzieht. Zum Schlusse findet ihn dort gar noch seine

frühere Gattin und sie sterben zusammen eines schönen und rührenden Todes! Damit dürfte wol der äusserste Grad der Verflachung einer dichterisch tief empfundenen Schöpfung glücklich erreicht sein.

Erst mit der Anknüpfung an Gottfried von Bouillon und in der Vereinigung mit dem Märchen gewann die Schwanrittersage, jedenfalls jetzt erst auf litterarischem Gebiete weite Verbreitung und ward rasch beliebt. Ueberall musste der Zauber, der trotz allen Entstellungen tief in ihrem innern Wesen beschlossen ist, auf empfängliche Herzen wirken. Die Gründe, aus welchen die an und für sich viel älteren Sagenelemente an Gottfrieds Gestalt sich anschlossen, sind unschwer einzusehen. Es galt, in der Dichtung den Stammbaum eines ritterlichen Helden, dessen Ruhm und Grösse mehr in der Macht seiner Persönlichkeit, als in altem Adel eines ahnenreichen Geschlechtes belegen war, glanzvoll zu verherrlichen. Hiefür bot sich nach uraltem Brauch ein mythischer Ahnherr von selber dar. Wie die Könige einst ihren Ursprung von den Göttern ableiteten, so durfte auch der Führer des ersten Kreuzzuges ähnliche Ehren beanspruchen. Germanische Anschauungen sind es, die auch im 12. Jahrhundert noch bei dieser Sagenbildung in Kraft traten. Dabei kam sicherlich auch der äussere und zufällige Umstand zu Hilfe, dass die beiden Wörter *signe* (signum) und *cygne* (cygnus), letzteres in Aussprache und Schreibung häufig als *cigne* und *signe* erscheinend, mit einander zusammengeworfen wurden. Die Kreuzfahrer sind signés (signati), die mit dem Kreuze gezeichneten. Beim chevalier au signe konnte man an signum und cygnus zugleich denken und damit ist der Schwanmythus in den Ideenkreis eingetreten[1]) Die dichterische Phantasie bemächtigt sich mit Bewusstsein und Erfolg des zufällig nahe geführten Stoffes und schafft daraus die Sage von Gottfrieds Ahnherrn. Ein weiterer Schritt ist die Vereinigung des Schwanmärchens mit dem Schwanmythus, zunächst auch nur durch den äusserlichen Umstand veranlasst, dass in beiden die Schwäne bedeutungsvoll in die Handlung eingreifen. Die Sage vom Schwanritter, deren wesentlicher Inhalt darin liegt, dass zum Schutze einer in ihren Rechten angefochtenen Fürstin ein unbekannter Ritter in einem Schwanschiffe herannaht, einen Gottes-kampf siegreich für sie besteht und dafür ihre Tochter zum Weibe nimmt, aber auf ihr forschendes Fragen nach seiner Herkunft bald wieder in unerreichbare Fernen fortzieht, ist in dieser bestimmten und ausgebildeten Form, unbeschadet der mythischen Grundlage vom Tîvaz hohnijaz, welche bis ins germanische Altertum zurückreicht, ein Erzeugniss aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, beruhend auf der

1) So P. Paris, les manuscrits françois VI (1845) S. 184.

Anknüpfung zweier ursprünglich getrennter Sagen, welche in ihrer Vereinigung auf einander umbildend und ausführend eingewirkt haben, an die Gestalt des Gottfried von Bouillon. Sämmtliche Berichte vom Schwanritter, wo sie auch im Mittelalter auftauchen mögen, sind nur aus dieser Sage hervorgegangen, zeigen nicht etwa die Schwanrittersage auf einer älteren Entwicklungsstufe, welche ihrer Verbindung mit Gottfried voraus liegen würde. Auch einige Darstellungen, wie die der Karlamagnussaga I cap. 48[1]), welche scheinbar ferner stehen, erweisen sich aus einzelnen Nebenumständen als durchaus unselbständig. Die lichte Gestalt des Ritters im Nachen vom Schwane gezogen mochte da und dort Verwendung finden, z. B. in der Perceval-Fortsetzung[2]), aber stets ist das Urbild der Ritter der Kreuzzugsepen, auch da, wo die Beziehung zu Gottfried, welche für den dichterischen Gehalt ohne jede Bedeutung ist, wieder aufgegeben worden ist.

Unsere Absicht ist, die deutschen Bearbeitungen der Sage ins Auge zu fassen, besonders den Lohengrin, mit welchem Namen wir öfters einen der reinsten und schönsten Zweige der Sage zu bezeichnen glauben. Der Lohengrin ist zwar ein sehr characteristischer Vertreter des Schwanritters, vielleicht sogar der schönste, aber durchaus nicht der reinste und älteste, sondern der jüngste. Wer ihn erschuf, sollen die weiteren Erwägungen nachzuweisen versuchen.

Der chevalier au cygne war in zahlreichen Bearbeitungen in altfranzösischer Sprache enthalten. Aufzählung von Handschriften geben P. Paris[3]) und Reiffenberg[4]). Bisher wurden jedoch nur zwei Texte veröffentlicht: eine ältere, bessere Redaction[5]) und eine jüngere belgische des 14. Jahrhunderts, in welcher die Handlung an vielen Stellen verändert wurde. Der Schwanritter des Konrad von Würzburg[6]) schliesst sich enge an eine ähnliche französische Vorlage an, die jedoch mit keiner der beiden veröffentlichten zusammenfällt, sondern eine Mittelstellung zwischen beiden einnimmt. Eine Reihe von wörtlichen Berührungen zwischen Konrad und den französischen Gedichten kann nachgewiesen werden. Die Hauptpersonen der Handlung sind der

1) Unger's Ausgabe S. 42 f.

2) Nach der mir gerade zugänglichen getreuen elsässischen Uebersetzung von Wisse Colin (Parzival, ed von K. Schorbach, Strassburg 1888) S 287, 5 ff

3) Les manuscrits français VI S. 168—200; histoire littéraire 22, S. 388—402; 25 S. 510—516.

4) Le chevalier au cygne S. LXXXII Anm. 2; S. CXL—CLIX.

5) C. Hippeau, la chanson du chevalier au cygne, Paris 1874.

6) W. Grimm, altdeutsche Wälder 3, S. 49—96; Franz Roth, Frankft. 1861; Mullenhoff, altd. Sprachproben[2] S 96—110.

Schwanritter und sein Gegner, welcher schwere Anklage gegen die Herzogin und ihre Tochter erhob, und der Kaiser, vor dessen Gerichtsstuhle die Rechtssache verhandelt und ausgetragen wird. Die Herzogin von Bouillon war im rechtmässigen Besitze ihrer Ländereien nach dem Tode ihres Gatten, und konnte ihr Recht urkundlich verbrieft nachweisen. Der Sachsenherzog Renier wollte ihr Eigen mit Gewalt an sich reissen, da er als nächster Anverwandter des verstorbenen Herzogs, der sein Bruder gewesen war, Ansprüche auf dessen Erbe behauptete. Bereits ist die Verhandlung vor dem Kaiser im Gange, als sie durch die wunderbare Ankunft des Ritters unterbrochen wird. Dieser erbietet sich, kampflich für das Recht der Frauen einzustehen. Mit eingelegtem Speere sprengen die Gegner auf einander los; aus dem Sattel gehoben beginnen sie den Schwertkampf zu Fusse. Der Schwanritter ist nahe daran, unter den Streichen des Feindes niederzusinken, und bange Angst erfasst die Herzen der Frauen, endlich aber siegt er doch und erhält die Tochter zur Gemahlin. Als sie das Frageverbot bricht, holt das Schwanschiff den Ritter wieder ab, und ohne sein Geheimniss zu enthüllen verschwindet er auf den Fluten den sehnsuchtsvollen Blicken seiner Gattin und seiner Mannen. — Diese einfachen Grundzüge sind am getreusten in Konrads Gedichte gewahrt. In den französischen Texten und in Einzelheiten auch bei Konrad finden sich aber auch offenbare Neuerungen und Aenderungen, welche wir zum Teile ebenfalls aufführen wollen.

Die Herzogin hat urkundliche Beweise ihres Rechtes in Händen:

Hippeau S. 111 si que j'en ai la chartre et les noms et la vie.

Konr. 8
si liez in bî der zîte
ir hantvesten und brieve sehen,
wie vor den hêrren was geschehen
mit rehte daz gedinge,
daz âne misselinge
daz lant ir erbe solte sîn.

Der Sachse Renier will die Länder an sich reissen:

H. S. 112 quant il vit que jo n'oi seignor ne compaignon
ne enfant ne vaslet se ceste fille non,
s'est entrés en ma terre à force et à bandon.

Konr. 19 f.
er kam geriten in ir lant
mit gewalteclîcher hant
und mit sô grôzer heres kraft,
daz sich diu frouwe tugenthaft
mit nihte kunde sîn erwern,
wann er begunde sî verhern
mit roub und ouch mit brande.

H. S. 109 apres a dit al chisne: va, à Den te commant;
et si jo ai mestier, r'amaine mon chalant.

Konr. 239 der helt an manheit unbetrogen
den vogel hiez dô kêren dan:
„vlinc dînen wec wol, lieber swan"
sprach er guotliche wider in,
„wan ich din aber dürftec bin,
wan ich dich in nœten brûchen sol,
sô kan ich dir geruofen wol
und dich her wider bringen".

Nach der Ankunft wohnt der Ritter der Verhandlung vollends bei:

H. S. 110 al pié le roi s'asist sor un bas escamel,
et li plait recommense del Saisne de novel.

Konr. 260 der künec gewaltic unde hêr
gienc an sîn gestüele wider
und saz an daz gerihte nider,
als er gesezzen was dô vor.
der gast ouch neben in enbor
gesetzet wart von sîner hant
vür mangen vürsten wît erkant.

Nach H. S. 113 rechtfertigt Renier seine Ansprüche mit der Behauptung, der Kaiser habe ihm die Ländereien versprochen:

la terre dont la dame me fait vers lui plaidier,
rois, vous me la donastes, ne l' me devés noier;
s'en fesistes acorde vers moi de gerroier,
si que j'en ai tesmoig l'arcevesque Raignier
et le duc de Lovain et vostre clachonier.

Der wahre Grund der Rechtsansprüche, die nahen Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Renier und dem verstorbenen Herzog, welcher bei Konrad und in Reiffenbergs Text wol gewahrt blieb, ist in H. offenbar verloren gegangen und wurde in ungenügender Weise zu beschönigen versucht. Dagegen gehen wiederum in Bezug auf den Rechtsfall Konr. und H. gegen Reiffenberg zusammen. Dort verklagt der Graf von Blankenburg (Blancquebourg) die Herzogin, sie habe ihren Gemahl vergiftet und die Tochter sei aus einem ehebrecherischen Verhältniss entsprosst (vergl. 2391—2417; 2549). Der Giftmordprocess darf wol als eine unechte und späte Zutat betrachtet werden, die an Stelle der älteren einfachen Verhältnisse sensationelle Zusätze einfügen wollte. Mit Konr. und H. stimmt in diesem Punkte auch die Bearbeitung überein, deren Inhalt die histoire littéraire Bd. 22 S. 392—393 mitteilt. Die einleitenden Bemerkungen bei R. decken sich mit Konrad.

R. 2359 car ly roys d'Almaingne, ou noble pays a,
se tenoit à Nimaie, seignour, en ce temps-lá;

emperères estoit: cascuns le redoubta;
et tout cil d'Alemaigne et d'Ardène de chà,
de Liège et de Namur, ou riche pays a,
venoient quère droit, quant on les guerroya
ou pour leur hyeretage, quant on leur fourvoya.
devant l'emperéour cascuns son droit cacha;
et il fu sy loyaus que vraiement juga.
seignour, li emperères à Nimaie ordena
son juste parlement pour tant qu'il y ama;
mainte grande justice i fist et akiéva.

Konr. 40 Ze jungest sich diu zît getruoc
von wilder âventiure alsô,
daz der künec Karle dô
rîlîchen als ein rœmescher voget
kam in daz Niderlant gezoget
und wolde drinne rihten
und allez daz verslihten,
daz vür in kæme dô ze klage,
als noch biute und alle tage
billîche ein rœmscher künec tuot.
er kam in eine veste guot
mit der hovediete sîn,
diu lît, dâ sich der snelle Rîn
wil sewen und ergiezen
und in daz mer kan vliezen,
als ez noch manegen ist bekant;
Neumagen ist diu burc genant,
dâ Karle sich nider dô gelie.
er bat künden unde hiez
den liuten von dem lande sagen,
wer vor im iht hete ze klagen,
daz er vür in dô kæme
unde guot gerihte næme
nâch sîme rehte alzehant.

Der Gemahl der Herzogin war über Meer gegangen:

R. 2407 car li dus de Buillon fu trois ans ultremer.

Konr. 336 alaus kêrte er über mer
und ist dâ leider tôt verliben.

Uebereinstimmend ist bei Konrad und in R. geschildert, wie die Herzogin vergeblich lange im Kreise umherschaut nach einem für sie eintretenden Kämpfer.

R. 2456 La dame de Buillon estoit en parlement
regardant entour lui et parlant à se gent,
mais jamais ne trouvast pour or ne pour argent
qui pour ly présist camp ensay ne aultrement.

Konr. 645 die schœnen dô begunden
an den selben stunden
in leide vaste ringen.
si liez alumbe swingen
ir lûterbærren ougen,
ob si dâ sunder lougen
deheinen ritter sehe,
von dem ir trôst geschehe
und helferîche stiure. — — —

Konr. 662 si stuonden alle en widerstrît,
sô daz deheiner an ir stat
ze strîte noch ze kampfe trat.

Durch die ausgehobenen Stellen dürfte das Verhältniss der Vorlage Konrads zu den französischen Texten H. und R. als zwischen beiden inmitten stehend als erwiesen erachtet werden. Verschiedene andere Anzeichen lassen aber auch ihre Eigentümlichkeiten, welche sie weder mit H. noch mit R. teilt, klar und sicher erkennen. In der Sage vom chevalier au cygne führen die einzelnen Personen Namen, welche jedoch nicht fest bestimmt sind, was sich daraus ergibt, dass sie in den verschiedenen Bearbeitungen wechseln. So hiess der Schwanritter in demjenigen Gedicht, dessen Inhalt in kurzem Auszug in die Karlamagnussaga übergieng, Girard (anorweg. Geirardr svanr), die junge Herzogin Aelis (Adaliz), während wir gewöhnlich den Namen Elias und und Helias, Beatris oder Clarisse begegnen; sein Gegner führt die Namen Renier, conte de Blancquebourc (und wol auch Telramunt, worin ein vielleicht verderbter französischer Name steckt). Unter dem richtenden Kaiser verstehen die meisten Bearbeitungen Otto, daneben auch Karl den Grossen (so die Karlamagnussaga). Mit Vorliebe aber sind die Personen nicht nach ihren Namen bezeichnet, sondern allgemein li chevaliers au cygne (so durchgehends in Konrads Vorlage, da er keinen Namen anführt und auch kaum in den fehlenden Teilen des Gedichtes Veranlassung hatte, ihn zu nennen), li Saisnes (der herzog ûz der Sahsen lant), la duchesse (jüngerer Titurel 5954 ducisse), li rois und li emperère. Die Namen an und für sich sind rein zufällig und unwesentlich. Der allgemein mythische Character der Sage, der ihr überall und jederzeit Anknüpfung gestattet, zeigt sich hierin gewahrt. Bei Konrad ist der Kaiser Karl genannt. Natürlich ist dies keine willkürliche Aenderung von Seiten des deutschen Dichters, der nicht den mindesten Anlass dazu hatte, sondern stand nach Ausweis der Karlamagnussaga bereits in der französischen Vorlage. Der Schöpfer der Dichtung vom chevalier au cygne hat Otto, einen der Ottonen, unter dem Gerichtsherrn verstanden; so wie er sich die Sache vorstellt, blieb

er damit auf dem Boden der chronologischen Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit, indem Gottfried von Bouillon im zweiten Gliede vom chevalier au cygne abstammt, also sein Grossvater recht wol als Zeitgenosse einer der Ottonen gedacht werden konnte. Wenn es aber nun allgemein an den meisten Stellen einfach li emperere hiess, so begreift man leicht, dass ein Gedicht, welches in Form und Sprache, Ueberlieferungsweise und Vortrag mit der national-französischen Epopee in nächster Beziehung stand, unter diesem Kaiser den einen und einzigen, Karl den Grossen verstehen konnte und damit die Geschichte vom chevalier au cygne in den Kreis der Karlsepen einführt. — Nach Konrad (206 ff.) landet der Ritter schlafend und erwacht erst, als das Gefolge des Kaisers ihm ans Ufer entgegeneilte. Dieser Zug ist jedenfalls keine müssige Erfindung des deutschen Dichters, sondern gehört mit zu den Eigenheiten seiner Vorlage. — Auf ihre Abstammung beruft sich die Herzogin von Bouillon in H. mit folgenden Worten:

H. S. 112 car jo sui del lignage Renaud li fil Aymon,
Godefrois à la barbe, li viex dus de Buillon,
sire, ce fu mes *peres*, si me fist norrechon.

Gottfried ist der Vater der alten Herzogin. Dagegen erscheint bei Konrad Herzog Gottfried als Bruder des Sachsenherzogs, als Gemahl der alten und Vater der jungen Herzogin. Dieser Godefrois à la barbe ist eine von Gottfried von Bouillon verschiedene Gestalt, der letztere ist sein Urenkel. Dagegen verstand Konrad und wahrscheinlich auch seine Vorlage aus leicht erklärlichen Gründen, weil der Schwanritter hier nicht mehr als Ahnherr des Kreuzzughelden, sondern der Grafen von Geldern und Cleve gilt, unter dem ersteren bereits den Schützer des heiligen Grabes. Die Herzogin-Tochter sagt dort:

Konr. 696 nu schuof min werder vater doch
mit hôher und mit rîcher maht,
das er Jerusalem ervaht
und er dô wart gekrœnet.

Die Texte Hippeaus und Reiffenbergs erzählen, dass Elias mit der jungen Herzogin eine Tochter Ida hatte, welche die Mutter des Gottfried von Bouillon und seiner Brüder Eustach und Balduin wurde. Dagegen weiss Konrad (1131; 1294) von zwei Söhnen:

Konr. 1314 von den sît grôze hêrren sint
ûf gewahsen und geborn;
vil werde vürsten ûz erkorn
von ir geslehte kâmen.
in wuohsen ûz ir sâmen
vil mâge und hêrliche neven;
von Gelre beide und von Cleven

die gräven sint von in bekomen
und wurden Rinecker genomen
ûz ir geslehte verre bekant.
ir kunne wart in manec lant
geteilet harte wite,
daz noch aldâ zu strîte
den swanen vüeret unde treit.

Die hier genannten Geschlechter führten ihren Ursprung in der Tat auf den Schwanritter zurück, wie sich urkundlich belegen lässt[1]). Auch hier war es aber dieselbe Sagenform, die durch die Verknüpfung mit Gottfried von Bouillon entstand, nicht eine unabhängige ältere. Demzufolge ist es vollständig ausgeschlossen, dass die abweichende Darstellung des Schlusses von Konrad selber herrührt, da es sich nicht absehen lässt, aus welchen Gründen er darauf hätte verfallen sollen. Ueber die französische Vorlage Konrads kann Folgendes mit Sicherheit behauptet werden: 1) sie behandelte nur die Schwanrittersage und liess die Jugendgeschichte, das Schwanmärchen fallen; 2) neben einigen weniger bedeutsamen Abänderungen, z. B. dass Karl der Grosse für Otto eingetreten war, wurde der Schluss dahin umgestaltet, dass er nicht mehr zur Verherrlichung Gottfrieds von Bouillon, sondern des Cleve'schen Grafenhauses diente Konrad übersetzte die Vorlage getreu — gleichviel ob er selber des Französischen mächtig war oder sich bei der Uebertragung von andern helfen liess wie im selben Falle die fast wörtlich übersetzenden Percevalbearbeiter Wisse und Colin[2]) fremde Hilfe beizogen — und somit kann sein Gedicht bei einer Vergleichung der altfranzösischen Texte von grossem Werte sein, da an der Beschaffenheit des Inhaltes auf deutschem Boden gar nichts geändert wurde

Ganz verschieden liegen die Verhältnisse beim Lohengrin. Dass auch er mit dem chevalier au cygne eins ist, unterliegt keinem Zweifel; doch erhebt sich die Frage, wer schuf ihm seinen Namen, wer machte ihn zum Ritter des Grales und zu Parzivals Sohn? Wolfram von Eschenbach erwähnt des Loherangrin zuerst Die Beantwortung dieser Frage spielt sehr wesentlich in die berühmte Kyôtfrage[3]) hinüber und vermag vielleicht auch auf diese letztere, soweit es sich darum handelt, Wolframs Stellung seinen Vorlagen gegenüber zu characterisieren, neue Lichter

1) Zeugnisse bei Reiffenberg, a. a. O. S. 213—220.

2) Parzival, ed Schorbach S. 854, 27.

3) Ueber die Litteratur vgl. die knappe, aber treffliche Zusammenfassung der Hauptpuncte bei A. Nutt, studies on the legend of the holy grail (1888) S. 261—3 und G Böttticher in der Einleitung zu seiner Parzivalübertragung, Berlin 1885.

zu werfen. Die Forschung ist noch nicht zur Einheit der Auffassung vorgedrungen: auf der einen Seite steht die Ansicht, vornehmlich durch Zarncke[1]) und Birch-Hirschfeld[2]) vertreten, der zufolge die einzige Quelle für Wolfram Chrestiens unvollendeter Perceval war und alles von diesem sich Unterscheidende als freie Erfindung Wolframs zu betrachten ist; auf der andern Seite werden unwiderlegliche Gegengründe aufgestellt, aus denen hervorgeht, dass Wolfram neben Chrestien eine weitere Quelle benützt haben muss, und nicht den grössten Teil der Handlung des Parzival selbständig erfand. Die sichersten und reichhaltigsten Beweise hiefür bringt Bartsch's Abhandlung über die Eigennamen in Parzival und Titurel[3]) bei. Wir wiederholen die vielen Beweise hier nicht im einzelnen, sondern setzen sie als bekannt voraus. Die folgenden Bemerkungen sollen nur diejenigen Punkte hervorheben, welche unseres Erachtens noch nicht mit genügender Schärfe und Klarheit gewürdigt wurden. Die allgemeine Ansicht geht dahin, dass Wolframs so scharf und deutlich ausgeprägte dichterische Individualität nicht in billiger Weise Berücksichtigung fände, wenn man ihm nicht auch Chrestien gegenüber eine selbständige Stellung zugestehe. Entweder wir müssen dem Wolfram die Freiheit einer phantasievollen Verarbeitung des Stoffes aberkennen und den Guiot für die Eigentümlichkeiten der Gestaltung der Gralsage im Parzival verantwortlich machen, und dagegen scheint Wolframs Veranlagung zu sprechen; oder wir nehmen eine weitere Quelle, den Guiot an; da aber Wolframs Selbstständigkeit in der Sagenform des Parzival zu Worte kommt, so kann die Umgestaltung nicht von Guiot herrühren; dieser sinkt immer mehr zum geistigen Zwillingsbruder des Chrestien herab, wird also mit andern Worten unnötig. In diesem Sinne urteilt Birch-Hirschfeld[4]), dass Kyôt geradezu nur eine unveränderte neue Auflage Chrestiens hätte sein müssen. Eine solche Auffassung ist aber kaum richtig und wahrheitsgetreu. Es dürfte zu untersuchen sein, ob bei einer Vergleichung des Parzival mit Chrestien nicht etwa z w e i dichterische Individualitäten im ersteren sich unterscheiden lassen, deren Tätigkeit sich in bestimmten Zügen äussert, welche einander ferne liegen und schwerlich eines und desselben Mannes Werk sind. Bereits bei einer Betrachtung der äusseren Handlung lässt sich diese Scheidung durchführen. Die Einleitung des Parzival und der Schluss, seine endliche Ankunft auf Munsalvæsche

1) Zur Geschichte der Gralsage, Paul und Braune, Beiträge III (1876) S. 304 ff.
2) Die Sage vom Gral, Leipzig 1877.
3) Germanistische Studien II S. 114 ff.
4) a. a. O. S. 284.

ist nach einem woldurchdachten einheitlichen Plane gearbeitet. Ein deutscher Dichter, der von der Gralsage keine Darstellung ausser Chrestiens Gedicht gekannt hätte, wäre, falls er den Schluss frei hinzu erfinden wollte, nicht zu einer so harmonischen Lösung gelangt, welche in den Grundzügen von anderweitigen französischen Gralsgedichten nicht wesentlich abweicht. Mit Recht darf auch geltend gemacht werden, dass der Parzival sowol in den Teilen, welche Chrestien entsprechen, als auch in den übrigen oft Altertümlicheres enthält, welches auf blosser Erfindung Wolframs nicht beruhen kann. In diesem planmässigen Aufbau der Geschichte dürfte sich der eine Dichter, Guiot, bemerkbar machen. Geradewegs entgegengesetzt waltet und schafft der andere, Wolfram. Vielerlei Dinge, welche nicht den mindesten innerlich notwendigen Bezug zum Stoffe haben, werden in bunter Willkür eingeflochten; Missverständnisse sind häufig; oft wurde von Wolfram der französische Text nur halb gelesen und halb verstanden; die Lücken ergänzte dann seine Phantasie. Mit unverkennbarer Originalität streut Wolfram vereinzelte Gedanken und Betrachtungen in den Gang der Erzählung ein. Auf der einen Seite steht also einfache und nicht sehr aussergewöhnliche Erfindung oder vielleicht nur quellenmässige Darstellung der Percevalgeschichte, auf der andern eine Menge von originellen, wenn auch oft für unser Gefühl geschmacklosen Gedankenblitzen; hier erkennt man planmässiges Weiterspinnen gegebener Tatsachen, dort Sprünge und Ungleichheiten. Guiots Arbeit bestand in einer von Chrestien abweichenden Darstellung der Percevalsgeschichte. Wolframs Selbständigkeit in Bezug auf das rein Stoffliche äussert sich nur in Einzelheiten, die aber mit unbekümmerter Sorglosigkeit überall angebracht werden. Man wird sich damit zufrieden geben müssen, diesen allgemeinen Unterschied anzudeuten. Bei jedem einzelnen Falle, in dem eine Abweichung des Parzival von Chrestien vorliegt, und namentlich dort, wo wir kein anderes französisches Werk mehr unmittelbar vergleichen können, ist es schwer, anzugeben was auf Kosten des Guiot und was auf die Wolframs zu stehen kommt. Dagegen gibt es auch Fälle, wo der Schluss sich von selber darbietet, dass eine französische Quelle nicht in Frage kommen kann, z. B., wie unten ausgeführt wird, in der Verknüpfung der Schwanrittersage mit Parzival. Viel deutlicher grenzen sich Guiot und Wolfram von einander ab, wenn man nach dem Grundgedanken der beiden Dichtungen forscht. Der Parzival nimmt in der Vorgeschichte des Grales eine Sonderstellung ein, indem dieser nicht mehr wie sonst mit Joseph von Arimathia in Verbindung steht; deshalb konnte er auch nicht als die Abendmahlschüssel aufgefasst werden; die gesammte legendenartige Einleitung wurde hin-

fällig. Parzival selber entstammt aus dem Hause der Grafen von Anjou; sonst ist des Joseph Stamm zur Hut des Heiligtumes allein berufen. Für beide Fälle wird von Wolfram die Autorität des Guiot angerufen. Ueber die Vorgeschichte des Grales soll dieser das Buch des Heiden Flegetanis ausgeschöpft haben, (454, 9—30); weiterhin fand er eine lateinische Chronik, welche ihm die Kunde brachte, dass der Grafenstamm von Anjou zur Pflege des Grales ausersehen sei. Beide Quellenangaben, vom arabischen Werke des Flegetanis wie von der lateinischen Chronik von Anjou erweisen sich als kecke Erfindungen, die offenbar allein dazu dienen sollen, einer neuen Darstellung der Gralsgeschichte den übrigen gegenüber das gehörige Ansehen zu sichern. Es handelt sich nur darum, zu bestimmen, ob Wolfram oder Guiot die abenteuerlichen Angaben ersann. Sie stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit einem Grundgedanken, welcher sich durch die ganze Erzählung hindurch zieht und der in der Absicht gipfelt, das Haus Anjou in Parzivals Geschichte zu verherrlichen. Ob Wolfram daran überhaupt Interesse haben konnte, ist sehr fraglich, und scheint geradewegs in Abrede gestellt werden zu müssen. Nur in Frankreich selber konnte dieser Gedanke entstehen, bei einem Dichter, der zum Hofe Heinrichs II. Beziehungen hatte, und bestrebt war, ihn in seiner Dichtung zu ehren. Dadurch war aber eine Reihe von weiteren Aenderungen mit unumgänglicher Notwendigkeit bedingt. Guiot stellte sich in bewussten Gegensatz zu der älteren Gralsdichtung. Er konnte nicht ohne weiteres Perceval als Abkömmling der Anjougrafen in das Geschlecht des Joseph von Arimathia einführen. Die seitherige Dichtung hat in diesem den gotterwählten Vertreter erblickt, nach Guiots Absicht sollte aber aller Glanz auf die Grafen von Anjou fallen. Guiot fragte sich,

455, 5 wâ gewesen wære
ein volk dâ zuo gebære,
daz ez des grâles pflæge
unt der kiusche sich bewæge. — — —
ze Anschouwe er diu mære vant.
er las von Mazadân
mit wârheite sunder wân:
umb allez sîn geslehte
stuont dâ geschriben rehte,
unt anderhalp wie Tyturel
unt des sun Trimutel
den grâl brâcht ûf Amfortas,
des swester Herzeloyde was,
bî der Gahmuret ein kint
gewan, des disiu mære sint.

Die ältere Gralsdichtung legte ein Hauptgewicht darauf, den Joseph und seine Nachkommen in helles Licht zu setzen; dagegen ist bei Guiot das ältere Gralskönigtum nur eine Art von Interregnum, das erst dann rechte Bedeutung erlangt, als der Sprosse von Anjou die Krone gewinnt. Die Verherrlichung des letzteren war Hauptzweck; darum musste die Vorgeschichte in Schatten gestellt werden. Es ist also derselbe eine Grundgedanke des Guiotgedichtes, welcher auch in der Umgestaltung der Vorgeschichte zu Tage tritt, dort freilich mehr in negativer Weise. Guiot erdichtete ein neues Königsgeschlecht, das vor Perceval den Gral hütete; in dessen äusserer Gliederung schloss er sich aber an die vorhandenen Darstellungen an; auch bei ihm begegnen wir dem alten greisen König (Titurel) und dem wunden (Amfortas), dem Oheim des Erlösers. Doch stand Titurel nicht mit Joseph in Verbindung, und darum musste natürlich auch der Gral, das göttliche Heiligtum auf andere Art an ihn gelangen als durch die Vererbung des Josephs. Nur allgemein sprach sich Guiot darüber aus, das Heiltum ward von Gott dem Titurel in die Hut gegeben. Ich denke, wir muten dem Guiot als einem selbständigen Dichter nichts Unmögliches zu mit der vorgetragenen Ansicht. Nicht geheimnisvolle Mystik erfüllte seinen Geist, sondern ein klarer, einfacher Gedanke, den er mit Sicherheit und Folgerichtigkeit durchgeführt hat. Im Gegenteil könnte eher behauptet werden, Guiot habe mystisch legendenhafte Bestandteile aus der Gralsage entfernt und sie auf den Boden der ritterlichen bretonischen Epen gestellt. Während also Guiot in Bezug auf Stoff und Inhalt wesentliche Neuerungen vornahm, und uns über diese auch deutlich aufklärt, während ihm so unbedingt ein bedeutender Grad von Selbständigkeit zuerkannt werden muss, so liegt Wolframs dichterischer Anteil an der Gralsage auf ganz anderem Gebiete, so weit das Stoffliche nicht in den bereits erwähnten Einzelheiten auch bei ihm eine Rolle spielt, die jedenfalls insofern von Wichtigkeit sind, als in Folge davon die klaren und einfachen Grundlinien der Handlung des Guiotgedichtes verwischt und unkenntlich gemacht wurden, so dass es für uns ohne bestimmte Anhaltspunkte beinahe hoffnungslos ist, viel mehr als eben den Grundgedanken, die Verherrlichung von Anjou zum Ruhme Heinrichs II. herauszuschälen. Wolfram betätigt sich selbständig in der ethischen Auffassung der Percevalsage. Ich verweise hiefür auf G. Böttichers Schrift: „das hohe Lied vom Rittertum, eine Beleuchtung des Parzival nach Wolframs eigenen Andeutungen, Berlin 1858", worin der Grundgedanke des Parzival in ansprechender, durchaus wahrheitsgetreuer und überzeugender Weise nachgewiesen wird, an der Hand der Quelle selber und in nüchterner Beurteilung derselben, nicht aus subjectiven An-

schauungen, welche häufig genug künstlich hineingetragen werden. Wir erkennen demnach im Parzivaltexte die Individualitäten zweier verschiedener Dichter, welche sehr wohl neben einander Platz haben. Guiots Selbständigkeit schliesst diejenige Wolframs nicht aus, wol aber verhindert das Zusammenwerfen dieser beiden Individualitäten, indem man alle Neuerungen und Eigentümlichkeiten des Parzival auf Wolframs Rechnung setzt, ein klares und getreues Bild seines Schaffens zu gewinnen. — Ueber das zeitliche Verhältniss von Guiot und Chrestien ist ebenfalls keine bestimmte Ansicht durchgedrungen, obwol der Beweis dafür in handgreiflicher Weise vor Augen liegt. Bartsch[1]) meint, Chrestien habe aus Guiot geschöpft, Wolfram gab dem Gedichte des Provenzalen Guiot den Vorzug und folgte diesem hauptsächlich. Somit konnten sich natürlich mehrfache Uebereinstimmungen zwischen Chrestien und Wolfram ergeben. Das Verhältniss ist aber sicher insofern ein anderes, indem jede Benützung des Guiot von Seiten des Chrestien ausgeschlossen bleibt. Guiot hat erst nach Chrestien gedichtet, somit konnte letzterer keine Kenntniss von Guiot haben; Wolfram folgte einzig und allein dem Guiot und hat Chrestiens Werk mit eigenen Augen wol niemals gesehen. Dagegen hat Guiot den Chrestien allerdings gekannt und vielleicht auch aus ihm entlehnt, daneben aber auch ältere Quellen benützt. Also X

Chrestien ^ Guiot - Wolfram.

Diese Verhältnisse sind aus der scharfen Polemik zu entnehmen, welche sich im Parzival an mehreren Stellen gegen Chrestien vorfindet.

Für gewöhnlich wird als feststehend angenommen, dass dieselbe von Wolfram herrühre, doch können keinerlei Beweisgründe dafür angeführt werden. Soweit uns ähnliche Fälle in den mhd. Gedichten vorliegen, stammen die Angriffe auf anderweitige Sagenbearbeitungen stets aus der Vorlage und sind nirgends als das Eigentum des deutschen Dichters aufzufassen. Wie hätte auch der letztere dazu kommen sollen, unter mehreren Quellen eine herauszuwählen und ihrem Werte nach andern gegenüber abzuwägen? Das 13. Jahrhundert übte doch nirgends solche Kritik. Angenommen, Wolfram überarbeitete nur das Werk des Chrestien, so ist nicht einzusehen, warum er auf diesen fortgesetzte Ausfälle macht, auch da wo er gar nicht mehr in Betracht kommt und weshalb er dazu noch eines vorgeschobenen Namens bedurfte. Er hätte wol selbständigen Mut genug gehabt, um eine eigene Erdichtung auch selbständig zu verantworten. Kyôt überhaupt aber als Erfindung auf-

1) Germanist. Studien II S. 114; in seiner Wolfram-Ausgabe I² (1875) Einleitung S. XXVIII.

zufassen, durch welche er die Quellenberufungen der zeitgenössischen Dichter geisseln wollte, scheint gesucht. Noch weniger richtig ist die Annahme, dass Wolfram zwischen Guiot und Chrestien die Wahl hatte, sich für den ersteren entschied, den letzteren aber auch las und gelegentliche Seitenhiebe auf ihn führte. Die Entstehungsgeschichte einer derartigen Polemik liegt klar vor Augen z. B. bei Gottfried von Strassburg 149 ff. — Thomas 844 ff. (Michel), Tristan II S. 40) Ein deutscher Dichter hatte nirgends Veranlassung, gegen andere Darstellungen zu polemisieren; ganz anders aber steht die Sache beim französischen. Wenn ein Franzose eine Neubearbeitung gibt, dann sieht er sich natürlich sofort in die notwendige Lage versetzt, diese seinen Hörern gegenüber zu rechtfertigen. Das einfachste Mittel ist, die Vorgänger herabzusetzen mit der beliebten Behauptung, ihre Erzählung beruhe auf ungenügender und schlechter Quellenkenntniss; erst in der gegenwärtigen werde die Sache wahrheitsgetreu auf Grund der allein glaubhaften urkundlichen Berichte vorgetragen. Das Publicum liess sich durch solche Behauptungen, ohne deren Wahrheit oder Unwahrheit einer Kritik zu unterwerfen, gewinnen und lieh der neuen Fassung eines ihm sicherlich bereits in älterer bekannten Stoffes willig Gehör. Unter den Spielleuten, den jongleurs hatte sich ein solches Verfahren ausgebildet, der Kunstdichter der feinen höfischen Kreise gieng hierin wie noch in manchen andern Dingen bei ihnen in die Schule. Die Rücksicht auf das Publikum ergab sich beim französischen Dichter von selber, beim deutschen fiel sie weg. Selbst zwei Uebertragungen desselben Stoffes, wie z. B. der Tristrand des Eilhard und der Gottfrieds waren in Deutschland bei Weitem nicht in demselben Grade Concurrenzarbeiten wie in Frankreich. Man wende nunmehr diese einfache und ungezwungene Erwägung auf unsern Fall an. Guiot wollte eine Darstellung der Perceval- und Gralgeschichte in Aufnahme bringen, welche allen bisher üblichen, die durch Chrestiens Autorität noch besonders gefestigt waren, geradewegs zuwider lief. Da musste er auch besondere Anstrengungen machen, besonders stark darauf pochen, um Boden zu gewinnen. Sein gefährlichster Gegner war zweifellos Chrestien, der möglichst unschädlich gemacht werden musste. Dass Guiot nach Chrestien dichtete und in diesem Sinne, geht aus Wolframs Worten hervor:

Parz. 827, 1 ob von Troys meister Cristjân
disem mære hât unrecht getân,
daz mac wol zürnen Kyôt,
der uns din rehten mære enbôt.

Also nicht von Wolfram stammt die Polemik gegen Chrestien, sondern er fand sie samt den Quellenangaben bei seinem Gewährsmanne

Guiot vor. Seine Stellungnahme gegen Chrestiens Werk gründet sich nicht auf eigenes Urteil, noch überhaupt nur auf eigene Kenntniss; er kannte Chrestiens Perceval nicht und hat ihn nicht gelesen. Die Uebereinstimmungen stammen aus Guiots Texte und sind in diesen entweder aus Chrestien selber gekommen oder aus einer beiden gemeinsamen Vorlage. Dass sich der deutsche Uebersetzer französischer Gedichte auch die darin enthaltene Polemik aneignete, erklärt sich recht wol, da der Hinweis auf die von ihm gebotene einzig richtige Darstellung ja immerhin auch bei deutschen Zuhörern, falls sie da oder dort einmal doch eine anderweitige in die Hände bekamen, verfangen konnte und jedenfalls das Ansehen des Gedichtes zu erhöhen und zu kräftigen geeignet war. Dass Guiot gerade Wolfram in die Hände fiel, ist ein Zufall, nicht wunderbarer als der, welcher Gottfried von Strassburg den Tristan des Thomas in die Hände spielte und nicht den des Chrestien. Dass sich von Guiot nichts im Originale erhielt, ist ebenfalls kein Wunder. Man kann als wahrscheinlich annehmen, dass die ziemlich spät im 12. Jahrhundert entstandene Dichtung wenig Anklang und keine grosse Verbreitung fand, sondern ein einmaliger Versuch geblieben ist, die Percevalsage auf neuen Grund zu stellen, der sich dem Hergebrachten gegenüber nicht zu halten vermochte. — Sobald wir die Existenz des Guiot zugestehen, muss auch das weitere zugegeben werden, dass die Quellenangaben und die Ausfälle auf Chrestien von ihm herstammen. Wolfram kann im besten Fall noch etwas Verwirrung hereingebracht haben, so dass sich die Erfindung zumal des Heiden Flegetanis nun noch etwas abenteuerlicher ausnimmt als im Originale. Sicherlich ist es derselbe Mann, der den Inhalt der Percevalsage unter der bestimmten Absicht der Verherrlichung des Hauses Anjou umwandelte und sich dadurch auch gezwungen sah, gegen andere Darstellungen aufzutreten. Das erstere kann aber nur Guiot ausgeführt haben, und somit bleibt überhaupt Wolfram bei diesen beiden Fragen ausser Ansatz.

Im Parzival 824—826 ist in gedrängter Kürze die Geschichte des Schwanritters, Loherangrins erzählt. Unter den Beweisgründen, welche für das Vorhandensein des Guiot angeführt wurden, machte Martin[1]) auch den Umstand geltend, dass bereits in französischen Gedichten die Schwanrittersage mit dem Gral in Zusammenhang gebracht wurde, bei Gerbert, einem der Fortsetzer des Chrestien, dass demnach auch Wolfram den Gedanken einer Verschmelzung der zwei Sagen nicht erst

1) Anzfda. V (1879) S. 87.

erfand, sondern bereits in der Quelle vorgebildet fand. Nach Percevals Vermählung mit Bancheflour wird ihm die Weissagung:

de ta lignie venra,
ce saches-tu, une pucele,
qui moult ert avenans et bele,
mariée ert à riche roi;
mais par péchié et par desroi
sans déserte ert en grant péril
d'ardoir ou de metre à eschil;
mais un fix de li naistera
qui de ce péril l'ostera;
autre enfant de li naisteront
qui plusors terres conquerront;
un en i aura, c'est la some,
qui primes aura forme d'ome,
qui moult sera et gens et biax
et puis devenra li oisiax,
dont moult ert dolans père et mère;
et saches bien qu' à l'aisné frère
avenra aventure bele:
à feme aura une pucele,
à cui venra terre sanz fallie,
par une force de bataille;
et de celui si naistera
une fille qui avera
un fruit, qui moult estera grans
et moult plaisans à toutes gens.
car trois fil de li naisteront,
qui Jherusalem conquerront,
le sépulcre et la vraie crois.

In unmittelbarem Zusammenhang kann natürlich diese Stelle mit derjenigen, welche Wolfram vorlag, nicht gestanden sein. Die Weissagungen vom Schwanritter betreffen hier vornehmlich dessen Vorgeschichte, das Schwanmärchen, wie er seine Mutter von der Verleumdung und drohenden Strafe errettet. Die Schicksale und näheren Umstände, welche ihn zur Herzogin von Bouillon führen, sind völlig im Dunkel gelassen. Dennoch durfte Martin mit vollem Rechte auf diese Stelle als ein Analogon zu derjenigen, welche bei Guiot stand, hinweisen. Die Gründe, welche einen französischen Dichter dazu veranlassen konnten, den chevalier au cygne mit der Gralsage zu verknüpfen, sind allgemeiner und besonderer Art, während für Wolfram in diesem Falle wiederum gar nichts stichhaltiges vorgebracht werden kann. Dort führten die äusseren Umstände von selber darauf hin, hier, bei Wolfram müsste man blinden Zufall und Willkür annehmen, was ja allerdings möglich ist, aber doch

da zurücktreten muss, wo ungleich bessere Erklärungen zu Gebote stehen. Gralssage und Sagen vom Kreuzzuge konnten als einem ähnlichen Anschauungskreise angehörig auf einander einwirken. Im sog. Grand Saint Gral befiehlt Josephe, des Joseph von Arimathia Sohn, dem heidnischen König Evalach, der in den Kampf ziehen will, seinen Schild holen zu lassen. Auf diesen Schild befestigt der Sohn Josephs ein rotes Kreuz: auf dieses Zeichen vertrauend möge der König Sieg erhoffen[1]). Der Schild mit dem roten Kreuz verhilft wirklich zum Sieg und erweist sich als heilkräftig und wundertätig. Die Ritterschaft des Grales, deren Amt es ist, gegen Sünde und Unglauben zu kämpfen, wird bei Wolfram nach dem Vorbilde des Templerordens geschildert. Der blutige Speer in der Gralssage berührt sich mit der heiligen Lanze, mit welcher Christus am Kreuze durchbohrt worden war und die bei der Einnahme von Antiochia wieder aufgefunden wurde. Besonderes Interesse dürfte Guiot daran gehabt haben. Es lag ihm daran, in Kürze am Ende seiner Dichtung zu erwähnen, dass der Held der Kreuzzüge und sein Ahnherr mit dem Geschlecht der Gralskönige zusammenhieng. Dabei darf daran erinnert werden, dass Melisendis, die Tochter Balduins II (1118—1131) mit Fulco von Anjou vermählt war, dass von 1137—1173 Angehörige des Namens und des Hauses Anjou Könige von Jerusalem und Nachfolger Gottfrieds von Bouillon waren. Also auch die Anknüpfung der Schwanrittersage wurde Guiot von dem Grundgedanken seiner Dichtung nahegelegt und eingegeben. Somit fand Wolfram in seiner Quelle zum Schlusse eine gedrängte Uebersicht des Inhaltes der Dichtung vom chevalier au cygne vor, und nicht er selber hat aus eigenem Ermessen die Sage herangezogen und mit Parcival verbunden. Dabei fragt es sich aber, wie die Quelle etwa lautete und wie sie von Wolfram zum Teile umgebildet wurde Der französische Text bot einen Auszug eines Gedichtes vom chevalier au cygne dar. Wolfram hat sicherlich eine Bearbeitung des Schwanritters nie gesehen, konnte also auch nicht selbständig einen Auszug daraus verfertigen oder an den Stellen, welche ihm unklar blieben, das Original einsehen und daraus seine Wiedergabe berichtigen. Verschiedene Puncte waren im Französischen nur flüchtig angedeutet, da für den französischen Dichter eine ausführliche Inhaltsangabe von keinem Wert war, die Einzelheiten als allbekannt vorausgesetzt werden konnten. Für Wolfram trafen diese Voraussetzungen nicht zu. Teils las er nur halb und flüchtig, teils verstand er den Sinn nicht; so half er sich mit seiner Phantasie, und darum nimmt sich manches im Vergleich zu den französischen Dichtungen

1) Vgl. Birch-Hirschfeld, die Sage vom Gral S. 14.

etwas wunderlich aus. Von eigentümlichen Zügen Wolframs fallen die folgenden in die Augen. Während die Gedichte vom chevalier au cygne immer von zwei bedrängten Frauen, Mutter und Tochter berichten, so tritt bei Wolfram nur eine einzige, die Fürstin von Brabant auf. Dass ein Zusammenwerfen der zwei Personen zu einer sehr leicht vorkommen konnte, liegt auf der Hand. Von einer Anklage dieser Fürstin und einem Rechtsgange vor dem Kaiser ist keine Rede bei Wolfram. Sie hatte sich Gott anbefohlen (824, 19), alle Männer verschwor sie und wollte nur den zum Gemahle haben, den Gott selber ihr zusandte (824, 24–26). Die Herren des Landes trugen ihr Hass wegen dieser Säumniss, darum berief sie eine Versammlung der Grossen des Landes und gab dort diese Erklärung ab (824, 14—18; 824, 22 ff.). Natürlich kam dadurch auch der Gottesgerichtskampf in Wegfall, der sonst immer den Mittelpunct der Handlung bildet. So wichtige und tiefgehende Züge konnte jemand, dem ein Gedicht vom chevalier au cygne einmal bekannt geworden war, unmöglich bei Seite lassen. Auch bei Wolfram verbietet der Ritter die Frage; aus Liebe drängt sich die Gemahlin in sein Geheimniss ein: 825, 26 diu sît durch liebe wenken leit; im französischen heisst es, weil sie der Teufel plagte:

H. S. 242 signour, or escoutes com pecles l'encombra,
et par quele maniere diables l'engigna.

R. 2749 VII ans tous acomplis de ce fait ne parla;
mais au clef de VII ans dyables l'encanta.

Wolfram fasst Lohengrins Sendung als von Gott befohlen auf (824, 30); darin berührt er sich mit Hippeaus Texte (S. 90), nach welchem die Erscheinung eines Engels den Elias zur Fahrt auffordert. Hohe Güter lässt er dahinter, wenn er sich der Fürstin zum Gemahle bietet (825, 17). Völlig neu und unerhört ist der Name des Schwanritters: Lohengrîn, der Parzivals Sohn ist und von Munsalvæsche daher gefahren kommt. Die Veränderungen sind im Einzelnen äusserlich und in ihrer Entstehung unschwer zu verstehen. Keine davon war bereits in der Quelle vorhanden, welche wir als gänzlich auf dem Boden der übrigen französischen Dichtungen vom chevalier au cygne stehend zu denken haben, sondern alle erklären sich aus der selbständigen Auffassung, resp. aus einigen Missverständnissen von Seiten Wolframs. Bemerkenswert ist eine Stelle, welche dafür zeugt, dass ein innerer Zusammenhang zwischen Gralsage und Schwanrittersage hergestellt werden sollte; nach des Feirefîz Taufe heisst es:

Parz. 818, 25 ame grâle man geschriben vant,
swelhen templeis diu gotes hant
gab ze hêrren vremder diete,

daz er vrâgen widerriete
sînes namen od sîns geslehtes,
unt daz er in hulfe rehtes.
Sô diu vrâge wirt gein im getân,
sô mugen sîn niht langer hân.
durch daz der sûeze Anfortas
sô lange in sûren pînen was
und in diu vrâge lange meit,
in ist immer mêr nu vrâgen leit.
al des grâles pflihtgesellen
von in vrâgens niht enwellen.

Die am Grale erscheinende Inschrift schliesst sich an das bereits 470, 21 ff. Erzählte an, wonach alle, die zum Grale berufen sind, durch eine Inschrift namentlich genannt werden. Von tiefer, psychologischer Bedeutung ist die in diesen Worten zu Tage tretende Auffassung der Frage. In des Anfortas Leidensgeschichte war die Frage so verhängnisvoll gewesen, ebenso schmerzlich bedeutsam ist sie in des Schwanritters Schicksal. Durch diese Frage nun, welche in beiden Sagen im Vordergrund steht und die Anteilnahme des Hörers in Anspruch nimmt, wird in eigenartiger, geistvoller Weise ein innerlicher Zusammenhang zwischen beiden hergestellt. Wir würden eher erwarten, das geheimnisvolle Wesen des Grales, das jedem Späherauge verborgene Reich Munsalvæsche und das Rätsel, das über des Ritters Herkunft und Art schwebt, hätten dem Dichter dankbare Anknüpfungspuncte an die Hand gegeben; und daraufhin konnte die Vereinigung in schöner und ergreifender Weise durchgeführt werden. Wir erfahren nicht, wohin der Schwanritter fuhr, woher er einst kam und warum über seinem Wesen ein Schleier liegt; denn die in den französischen Gedichten meistens vorangestellte Jugendgeschichte gibt, wie bereits bemerkt worden ist, auf alle diese sich aufdrängenden Fragen keine Antwort. Das Geschlecht der von Gott selber eingesetzten Gralskönige verleiht zweifellos den denkbar erhabendsten Adel; das Rätsel seines Wesens und seiner Herkunft enthüllt sich dadurch, ohne seine Gestalt ins Gewöhnliche und Alltägliche herabzuziehen. Auf schönem und ergreifendem Hintergrunde hebt sich die durch die Abstammung vom Grale verklärte Sage vom Schwanritter ab und der Dichter hätte wesentlich Gleiches damit angedeutet, als der uralte Mythus meinte, nach dem Tivaz aus lichten Himmelshöhn herabgestiegen war. Dem Schöpfer des Loherangrîn schwebte aber dieser Gedanke nicht so lebendig vor Augen, dass er ihn zum Mittelpunct seiner Dichtung gemacht hätte; wir müssten sonst irgendwelchen dahin zielenden Andeutungen begegnen, was nicht der Fall ist. Vielmehr liess er ihn ganz bei Seite liegen und machte

keinen Versuch, die gewonnenen Möglichkeiten zu verwirklichen. Alles Gewicht fällt auf die gebotene, und die verbotene Frage Parzivals und Loherangrins. Es kann nur ein origineller Denker gewesen sein, der in so eigenartiger, wenn auch für unser Gefühl vielleicht weniger befriedigender Weise den ihm gegebenen Stoff betrachtete. „Wo finden wir einen Dichter, dem wir die Anfügung der Schwanrittersage, die auf tiefer Combination beruht, lieber zutrauen möchten als Wolfram[1])?“ Ich stehe nicht an, Zarncke beizustimmen, dass wirklich Wolframs schöpferisch selbständige Tätigkeit hierin zu Tage tritt. Doch nur die besondere Art der Anknüpfung, die Veränderung der einzelnen Züge ist sein Eigentum. Man darf sich den Vorgang nicht so vorstellen, als wäre überhaupt erst Wolfram darauf verfallen, die Geschichte des Schwanritters anzufügen. Bereits die Quelle bot ihm diesen Zug; dort fand sich in wenigen Versen ein Auszug eines Gedichtes vom chevalier au cygne, der aber nicht, wie derjenige bei Gerbert nur dessen Jugendgeschichte umfasste. Was Wolfram vorlag, mag ähnlich gelautet haben, wie die Stelle bei Philip Mouskes[2]).

Entour cest tans, par verai signe,
si vint li cevaliers al cigne
parmi le mer, en un batiel,
la lance et l'escut en cantiel.
et si ariva à Nimaie,
ù la ducoise ert et s'esmaie
pour le duc Renier de Saissogne,
ki li livroit assés essogne,
et sa tière li calengoit,
pour çou qu'ele avoé n'avoit.
mais li preus chevaliers al cigne,
ki le cueur ot et juste et digne,
enviers le duc li kalenga
la tière, et la dame en sauva;
si qu'il ocist et fu délivre
sa tière, et il en prist sa fille
à feme, et fu dus de Buillon.
s'en fu Godefrois, ce set-on,
ki fu de Jhérusalem rois.
pois avint par aucun effrois,
que tout ausi com il vint là,
devint cisnes et s'en r'ala.

---

1) Zarncke, zur Gralsage, Paul-Braune, Beiträge III S. 322.

2) Philip Mouskes, herausg. von Reiffenberg, II S. 143 Vers 16024 ff.

Es versteht sich von selber und braucht wol kaum besonders hervorgehoben zu werden, dass auch diese Stelle nur als allgemeines Analogie-Beispiel angezogen wurde, um zu zeigen, wie der Inhalt eines Gedichtes vom chevalier au cygne mit Leichtigkeit in ein par Zeilen zusammengefasst werden kann. So enthielt auch Guiot am Ende seines Werkes die Schwanrittersage mit Beziehung auf Perceval, letzteres ähnlich wie bei Gerbert. Es hiess etwa, dass in der „geste“ oder „ligniee“ des Perceval auch der chevalier au cygne sein werde, und von diesem wurden in Kürze seine Schicksale angedeutet. Guiots Darstellung wich nirgends von der gewöhnlichen Form ab, Wolfram aber gab sie sehr frei wieder. Seine Kenntniss von der Sage beschränkte sich allein auf die Stelle in der Vorlage; der Stoff erregte seine lebhafte Teilnahme. Ueber dunkle und unverständliche Puncte der Handlung setzte er sich unbekümmert hinweg; dagegen machte er sich über ihren Zusammenhang mit dem Vorhergehenden Gedanken und suchte ihn zu verinnerlichen und psychologisch tiefer zu begründen durch die Frage, welche er als das gemeinsame Band ansah. In Guiots Bericht muss der Rechtsfall kaum angedeutet gewesen sein, also anders, als bei Philip Mouskes, wo der Sachse Renier und der Gotteskampf mit unverkennbarer Deutlichkeit vorgerückt sind Für eine weitere folgenreiche Neuerung Wolframs, welche die Vorlage nicht bot und gar nicht bieten konnte, betrachte ich des Schwanritters nahes Verwandtschaftsverhältniss zu Parzival. Guiot und die französische Dichtung überhaupt hatte nur insofern Interesse an der Anknüpfung des chevalier au cygne als damit Gottfried von Bouillon zugleich hereinkam. Dagegen erschien Wolfram offenbar der Stoff als solcher eindrucksvoll und wichtig, weshalb er das letztere gar nicht erwähnt. Mag sein, dass auch Guiot sich über diesen Punct nicht mit genügender Ausführlichkeit und Klarheit ausdrückte, dass Wolfram dadurch die Bedeutsamkeit desselben entgieng. Für den Franzosen verstand sich ja die Beziehung von selber und bedurfte es keiner augenfälligen Hervorhebung. Der französische Dichter wird es nicht gewagt haben, den Schwanritter als Percevals Sohn zu bezeichnen, sondern wandte einen allgemeinen Ausdruck an, wie Gerbert. Dagegen gieng Wolfram um einen Schritt weiter, da er ja durch keinerlei Rücksichten beengt war, indem er die ihm wahrscheinlich von der Vorlage gegebenen Gestalten, Percevals Sohn und den Schwanritter zu einer einzigen verschmolz und dieser den Namen Loherangrin gab. In der Quelle wurde kein Name genannt; dort hiess es nur: „li chevaliers au cygne“. 824, 29 „der den der swane brâhte“ ist eine Umschreibung hievon; genau so übersetzt auch Konrad von Würzburg den Ausdruck:

Konr. 740 der von dem swanen in daz lant
was gevueret unde brâht.

Ausdrücklich versichert Wolfram, was in der Quelle nicht stand:

824. 28 von Munsalvæsche wart gesant
der den der swane brâhte.

Damit wird von neuem auf die enge Verschmelzung der zwei fremdartigen Stoffe aufmerksam gemacht. Von Anfang an hat man erkannt, dass der Name Loherangrin nichts anderes sein kann als Garins li Loherains, Garin der Lothringer. Man denke den obliquen casus geschrieben und gesprochen: *le loherengerin*, so ist leicht verständlich, wie daraus ein „*loherangrin*" entstehen konnte. Natürlich war niemals in Frankreich die Sage auf Garin den Lothringer übertragen worden; auch soll der Schwanritter durch den Namen nicht zu einem Schutzhelden Lothringens gemacht werden. Vielmehr ist der Name eine Erfindung Wolframs. Dieser hat eine wahre Manie, sein Gedicht mit einer Unmasse von Namen auszuputzen; je fremdartiger sie klingen, desto besser. Kaum die Hälfte der Namen des Parzival fand sich bei Guiot, wenngleich dieser sicherlich mehr enthielt, als Chrestien[1]. Wolfram bildete sich seine Eigennamen zum Teile aus französischen Appellativen, zum Teil auch setzte er solche, die ihm aus anderweitiger Lectüre bekannt waren, in den Text. Dass er dieser Vorliebe nicht auch bei einer Person, welche in der Quelle gar keinen Namen führte, nachgegeben hätte, ist kaum glaublich. Irgendwoher war ihm der Name li Loherens Garins bekannt; diesen verwendete er für den chevalier au cygne. Ein französischer Dichter durfte sich etwas derartiges nicht erlauben, da es von seinem Standpunct aus unsinnig gewesen wäre, den Helden des Lothringer-Epos und den chevalier au cygne zusammenzuwerfen.

Parz. 826. 20 hin fuor Loherangrin,
wel wir dem mære reht tuon
sô was er Parzivâles suon —

kann nicht als eine Berufung auf Guiot gelten; denn Wolfram ruft keinen Gewährsmann damit an, nur „daz mære" und „die âventiure", die Geschichte seines Stoffes wie sie ihm vorschwebte. Im Gegenteil darf man aus den Worten eher herauslesen, dass in der Quelle solches nicht gestanden war, sondern dass Wolfram die Verhältnisse sich so zurecht legte und ausdeutete und für „den mæren" entsprechend hielt. Einen bestimmten Beleg für die nahe Verwandtschaft Parzivals und Lohengrins fand er in seiner Quelle nicht.

1) Es sei hier nochmals auf Bartsch, germanist. Studien II S. 114 ff. hingewiesen.

Eine Vergleichung der französischen Gedichte vom chevalier au cygne und des Lohengrin führt demnach zu dem Ergebniss, das sich kurz in die Worte zusammenfassen lässt: Lohengrin, Parzivals Sohn, der Ritter des Grales, welcher auf sein Geheiss von Munsalvæsche ausgesandt wurde, ist eine Dichtung Wolframs von Eschenbach, beruhend auf einem in der Vorlage befindlichen kurzen Auszug aus einem der französischen Gedichte vom chevalier au cygne.

Mit der Bezeichnung Lohengrin muss die Sonderentwicklung der Schwanrittersage benannt werden, welche auf deutschem Boden erwuchs und dort auch im weiteren Verlauf herrschend blieb. Darin sind alle die wesentlichen Unterschiede begriffen, auf die im Vorhergehenden hingewiesen wurde. Bei der neuen Grundlage, auf welche die Sage in Deutschland gestellt wurde, war die Jugendgeschichte, das Schwanmärchen für immer unmöglich gemacht. Das Gedicht Lohengrin[1]) ist erhalten in Bearbeitungen aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Ferner teilweise in der Kolmarer Liederhandschrift, und in der Umarbeitung eines Meistersingers, welche den Helden Lorengel[2]), umgebildet aus Lorengrin, Lorenglin, benennt. Das ganze Werk gibt gekürzt wieder Ulrich Füterer: „Abentewr von hern lohergrim[3])". Durch die gründlichen Untersuchungen Elsters[4]) ist es gelungen, einen klaren Einblick in die Entstehungsgeschichte des Gedichtes zu tun, welche auch bei der Beurteilung des Quellenverhältnisses von Belang wird. Die Ergebnisse der sorgsamen Arbeit dürfen als gesichert gelten und wir gehen im folgenden auch von ihnen aus. Lachmann hatte seiner Zeit die Ansicht ausgesprochen, dass im Lohengrin zwei in Sprache und Metrik verschiedene Teile von einander abzutrennen seien. Der erste Abschnitt umfasst Str. 31—67,2, der zweite vollends den gesammten umfangreichen Rest. Zwei Dichter treten in den beiden Teilen hervor, welche durchaus entgegengesetzt geartet sind. Der erste hat den Stoff phantastisch ausgeschmückt und mit allerlei fremdartigen, zwar geschmacklosen, aber im höchsten Grad originellen Zutaten versehen. Dramatische Eindringlichkeit, Kürze des Vortrages und kecke Er-

1) Herausg. von H. Rückert, 1858.

2) Herausg. von Steinmeyer, ZfdA. 15 (1872) S. 181—244.

3) In der Münchener Pergamenthandschrift (Cgm. 1) Bl. 64 rw. 1. Sp. bis 72 rw. 1. Sp.; in der Papierhandschrift ebend. (Cgm. 247) Bl. 158—176 rw. Füterers Bearbeitung umfasst 313 Strophen gegenüber von ca. 700 des Lohengrin. Inhaltsangabe bei F. F. Hoffstätter, altdeutsche Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde II (1811) S. 131—173.

4) Beiträge zur Kritik des Lohengrin, in Paul und Braune, Beiträge 10 (1885) S. 81—194.

findungen zeichnen ihn aus. Die wundersamsten und tollsten Einfälle bringt er in verblüffender Weise vor. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass die verworrenen Träume des Wartburgkrieges, die astrologischen Gaukeleien, die oft glänzend erdachten Rätsel, der hübsche Gedanke, dem Wolfram seinen eigenen Zauberer Klingsor im Wettsingen gegenüber zu stellen, demselben Hirn entsprungen. Seine geistigen Betätigungen weisen auf eine beispiellos ungezügelte und ergiebige Erfindungsgabe hin. Daraus kann man sich von vorneherein vorstellen, wie ein solcher Mann etwa mit einer ihm gegebenen Vorlage umgesprungen sein wird. Zweifelsohne wird seine Dichtung die gesamte Lohengrinsage umfasst haben; das Erhaltene reicht jedoch nur bis zur Ankunft Lohengrins in Brabant. Im Lorengel finden sich Bruchstücke aus dem späteren Teile des Gedichtes; und auch der zweite Dichter hat das Werk des ersten, dem er bis 67.2 wörtlich folgte, von 67,3 ab wenigstens in den Hauptzügen des Inhalts gekannt. Dieser zweite Dichter ist eine nüchterne Natur; seine Arbeitsweise bewegt sich nach anderer Richtung. In breiter Weitschweifigkeit schildert er die Einzelheiten des höfischen Lebens in friedlichen und kriegerischen Ereignissen. Der rasche Fortschritt der Erzählung macht schleppender, langsamer Ausführlichkeit Platz. In den vielen Strophen, die er gedichtet, ist kaum soviel dramatisches Leben und wirklicher Inhalt, als in dem Wenigen, das vom ersten Dichter stammt. Neben der Aufzählung der gewöhnlichsten und unwichtigsten Dinge enthält sein Gedicht die Kaisergeschichte des sächsischen Hauses von Heinrich I bis Heinrich II.; Ungarn- und Sarazenenkämpfe, die Lohengrin im Gefolge Heinrichs I. zu bestehen hat, nehmen sehr viel Raum in Anspruch und führen von der eigentlichen Handlung weit ab. Deutsche Geschichtsquellen wie die Repkauische Chronik wurden hiebei zu Grunde gelegt und etwas freier wiedererzählt[1]. Der zweite Dichter nimmt viel Anteil an Bayern, das als sein Vaterland betrachtet werden darf. Der erste Lohengrindichter war ein thüringischer Fahrender. Die wesentlichen Charakterzüge des Spielmannes sind unverkennbar. Dagegen sticht die behagliche Ruhe des zweiten sehr ab, der u. a. auch gründliche juristische Kenntnisse zeigt. Man schliesst auf einen Schreiber oder Ministerialen eines bayerischen Herzogs. Der zweite dichtete etwa um 1280, jedenfalls nach dem jüngeren Titurel, den er offenbar an einigen Stellen voraussetzt. Lohengrin 7107 erzählt, sein Bruder Gahardyz sei mit den Ländern vom Gral belehnt worden; Titurel 5881

wie Parcifal nu lebende was mit den templeisen
und sinem sun was gebende Kardis diu lant.

1) Vgl. Rückerts Ausgabe S. 247 ff.

Lohengrin 7141—7153 lässt erkennen, dass der Lohengrindichter von den Beziehungen des Grales zu Indien, resp. von seiner Ueberführung dorthin, wie sie der Titurel enthielt, Kunde hatte. Diese Zeitbestimmung gilt aber nur für den Bayern; der thüringische Spielmann ist jedenfalls älter. Dass die beiden Dichter an Wolfram anknüpfen, ist ohne Weiteres ersichtlich aus dem Namen des Schwanritters und seiner Stellung zum Grale. Dabei zeigt der Spielmann wieder seine erfinderische Phantasie, indem er die zwei an und für sich gänzlich getrennten Sagen von Artus im Berge und der Gralsburg zusammenwirft, indem er Artus zum König am Grale macht, wodurch unvermeidlich Parzival selber in eine etwas schiefe Stellung geräth. Der Bayer lässt deutlich durchblicken, dass er auch von Wolframs Auffassung der Schwanrittersage in ihrem Verhältniss zur Gralsage weiss; Str. 713

Er sprach: nû merket vüre baz,
daz mîn vater vrâge dâ zem grâle vergaz,
dâ von er was ein guot wîl der verlorne.
nu ist ez nû alsô gewant,
swaz sît von dem Grâle manne sint gesant,
die müezen wider, ist vrâg niht diu verborne[1]).

Elsam heisst die bedrängte Fürstin von Brabant; von Mutter und Tochter, wie in den französischen Epen ist keine Rede. Auch dafür war Wolfram massgebend. Aber selbst wenn wir der Phantasie des thüringischen Spielmannes noch soviel Freiheiten und eigene Zutaten zumuten dürfen, ja vielleicht gerade weil wir seine Phantasie als ungezügelt und willkürlich erkennen, so genügt die Annahme, Wolfram sei die alleinige Quelle für den Lohengrin gewesen, nicht. Auf wunderbare Art wird Lohengrin auf der Fahrt vom Schwane gespeist (Str. 66). Dieser Zug hat etwas Entsprechendes in Hippeaus text (S. 107): Elias ist bei einer abenteuerlichen Landung während der Fahrt verwundet worden, beim Weiterfahren reicht der Schwan ihm eine Wurzel, welche die Wunde sofort heilt. Lohengrin landet schlafend und erwacht erst beim feierlichen Empfange, Str. 72 u. 73; ebenso berichtet Konrad von Würzburg 116, 205 ff. und wol auch seine Vorlage. Die Gestalt des Grafen Friedrich von Telramund entspricht ziemlich genau dem Sachsen Renier; der Gotteskampf (Loh. Str. 211—222) nimmt einen ähnlichen Verlauf wie in den französischen Gedichten: die Gegner sprengen mit den Rossen auf einander los; dann kämpfen sie zu Fuss mit den Schwertern, wobei Lohengrin beinahe unterliegt, so dass Elsam in schwere Sorge gerät (Str. 215). Aus Wolframs Darstellung allein konnte Niemand durch eigene Erfindung auf diesen Hergang kommen, der sich

1) Vgl. Parz. 818, 25 ff., und oben S. 126.

mit dem französischen Gedichte so vollkommen deckt. Die Quelle berichtete, dass der chevalier au cygne eines überaus starken Rosses bedurfte.

H. S. 121 li maistres mareschax li amena Flori,
un destrier de castele, corëor et hardi;
cel bon cheval avoit l'empereres norri.

Konrad (842—869) verbreitet sich ebenfalls ausführlich darüber; viele wurden versucht, bis sich endlich ein taugliches fand. Im Lorengel (Str. 179—182) will die Probe durchaus nicht glücken; da läuft plötzlich vom Berge herab sein eigenes Streitross durch ein Wunder Gottes hergeführt. Unseres Erachtens haben wir hier eine originelle Umbildung des einfacheren Zuges der Quelle von Seiten des thüringischen Spielmannes zum Unerhörten und Wunderbaren. Mit Vorliebe bringt er, wo es geht, Aussergewöhnliches und Wundersames herein. In Bezug auf das Ende deckt sich der Lohengrin mit Konrad, insofern bei beiden der Schwanritter zwei Söhne, die Ahnherrn der Grafen von Cleve mit der Herzogin hat, nicht eine Tochter wie gewöhnlich. Zwar fehlt im Lohengrin der bestimmte Hinweis auf den Namen Cleve; doch scheint mir letzterer an falscher Stelle infolge irgend einer für uns nicht mehr erkennbaren Verwirrung aufzutauchen, nämlich wenn die Frau, die Elsam zum Bruche des Verbotes der Frage anreizt, Gräfin von Cleve heisst. Neben Zügen, welche nur aus Wolfram stammen können, enthält der Lohengrin auch zahlreiche andere, die nur durch die Annahme einer französischen Quelle, die dem Auszuge Wolframs ergänzend und berichtigend zur Seite trat, zu erklären sind. Einzelne Uebereinstimmungen zwischen Lohengrin und Konrad von Würzburg dürfen nicht zu der Ansicht verleiten, dass vielleicht letzterer als Ergänzung benützt wurde. Aus der vom bayerischen Dichter durchgeführten Identificierung des kaiserlichen Gerichtsherrn mit Heinrich I. geht hervor, dass diesem wol Otto, wie sonst meistens, überliefert war. Von Otto ergab sich dann leicht die Beziehung auf Heinrich und die geschichtliche Vorführung des sächsischen Kaiserhauses; von Kaiser Karl aus, den Konrad nennt, wäre der Bayer schwerlich auf die sächsischen Kaiser geraten. Die Herzogin von Brabant führt im Lohengrin den Namen Elsam (Else, Elsa, Elsani, Elysabet). Unseres Erachtens stammt er aus der französischen Vorlage, in der gleichwie in der Karlamagnussaga der Name Aelis, Alis (Alice) lautete. Alis gilt häufig als die Koseform Elisa, Elis zu Elisabeth und wurde als solche auch von Lohengrindichter aufgefasst. Auch von dieser französischen Vorlage des Lohengrin ist mit Sicherheit zu behaupten, dass sie sich in Nichts von den gewöhnlichen Gedichten vom chevalier au cygne unterschied, dass alle Eigenheiten der Lohengrindichtung deutsche Sonderentwicklung sind. Wenn auf

der einen Seite Wolframs Bericht verarbeitet wurde, auf der andern noch der Umstand massgebend hinzutritt, dass der thüringische Spielmann gewiss wenig genug dazu geeignet war, eine Quelle mit peinlicher Sorgfalt und genauer Berücksichtigung des Einzelnen wieder zu geben, so kann es nicht verwundern, wenn der Lohengrin endlich weit von den übrigen Darstellungen des chevalier au cygne absteht. So wenig der bayerische Dichter durch phantastischen Gedankenflug neue eigenartige Zutaten in die Handlung einflicht, so trug er doch durch das Hereinziehen der deutschen Kaisergeschichte, durch die Anknüpfung an Heinrich I. und seine Kämpfe sehr wesentlich dazu bei, dem Gesammtbilde ein völlig neues Aussehen zu verleihen. Es ist nicht wahrscheinlich, dass dem Bayern noch eine französische Quelle vorlag. So stellt sich das Quellenverhältniss für die Lohengrindichter folgendermassen dar: Beiden bekannt war Wolframs Loherangrîn, der überhaupt den Ausgangspunkt ihrer Neudichtung bildet; der thüringische Spielmann benützte ausserdem zur Vervollständigung ein französisches Gedicht; der Bayer legte bis 67,2 wörtlich das Werk des Thüringers zu Grunde; von 67,3 ab begann seine eigene Fortsetzung, zu der ihm aber in den Grundzügen wenigstens die Handlung des ersten Gedichtes, vornehmlich der Gotteskampf und Lohengrins Abschied bekannt war. Ulrich Füterer überarbeitete das Werk des bayerischen Dichters. Von rein aesthetischem Standpuncte aus betrachtet wurde durch die Lohengrindichter eine wirklich ergreifende Scene geschaffen, die Wolfram sowol, als den französischen Bearbeitungen mangelt: Lohengrins Abschied. Der für die Schwanrittersage durch die Anknüpfung an die Gralssage gewonnene schöne Gedanke, dass die Herkunft des Ritters erklärt werden kann, ohne dass dadurch die Erhabenheit des Geheimnisses geschädigt wird, ist erst von ihnen mit bewusster Absicht verwertet worden. Vor allem Volke enthüllt Lohengrin feierlich den Adel seines Geschlechtes, hehr und glänzend steht seine Gestalt vor der Gattin und den Mannen in dem Augenblicke, als auf ewig ihre Gemeinschaft sich lösen muss; in diese hoheitvolle, dem Irdischen entrückte Stimmung dringt besonders herb und wehvoll der Trennungsschmerz herein. Das göttliche und menschliche Wesen des Schwanritters vereinigt sich im Zwiespalte überirdischer Hoheit und menschlichen Leidens.

Zum Schlusse haben wir noch einer seltsamen Darstellung des Lohengrin zu gedenken, welche der jüngere Titurel[1]) und darnach auch Ulrich Füterer[2]) enthalten. Lohengrin wird nach seiner Rückkehr zum

1) 5918—5962.

2) Cgm. 1 Bl. 72, rw. 2. Sp. bis 73, rw. 1. Sp.; Cgm. 247 Bl. 176 rw. bis 178 rw., 31 Strophen umfassend. Das erste Buch Füterers (Bl. 1—74) gibt den

Grale nochmals ausgesandt, kam in das Land Lyzaborie (Luxemburg) und ward der Belaye[1] Gemahl. Diese hütete sich wol vor der Frage nach seiner Herkunft und liebte ihn über die Massen, so dass sie keine Stunde von ihm sein konnte. Sie lag ihm beständig an, zu Hause zu bleiben. Oft ritt Lohengrin aber von ihr fort zum Birschen. Wenn er abwesend war, sass Belaye halbtot und sprachlos daheim; sie kränkelte und es schien ihr durch Zauberei etwas angethan. Ein Kammerweib riet ihr, Lohengrin zu bannen; sie müsse, wann er müde von der Jagd entschlafen sei, ein Stück Fleisch von dem Leibe schneiden und essen. Das aber wollte Belaye ums Leben nicht tun, und sie verwies das Kammerweib aus ihrer Huld. Da gieng die Verräterin zu Belayes Verwandten, die dem Helden die Königstochter neideten, und brachte ihnen falsche Lügen vor. Die Sippschaft beriet sich, aus Lohengrin das Fleisch zu schneiden, womit allein Belayes Not gelindert werden könnte. Als er eines Tages auf der Jagd entschlafen war, träumte ihm, tausend Schwerter stünden zumal ob seinem Haupte gezückt. Erschrocken fuhr er auf und sah die Schwerter der Verräter. Alle bebten vor dem Helden, mit seiner Hand schlug er mehr denn hundert. Sie waren aber unter einander zu fest verbunden und liessen nicht nach, ihn anzugreifen: bis ihm ihrer zu viel wurde, und er eine Wunde durch den linken Arm empfing, so schwer, dass sie kein Arzt heilen konnte. Als sie ihn totwund sahen, fielen sie ihm zu Füssen, seiner grossen Tugend wegen. Belaye starb nach empfangener Todesbotschaft alsbald vor Herzeleid. Lohengrin und Belaye wurden gebalsamt und zusammen eingesargt, hernach ein Kloster über ihren Gräbern gebaut. Das Land, das vorher Lyzaborie genannt war, nahm von ihm den Namen Lotharingen[2]. — Es gehört ein bedeutendes Maass von Geschmacklosigkeit dazu, die Schwanrittersage weiterzuspinnen, wodurch ihre tiefe und schöne Bedeutung fast völlig zerstört wird. Dieser Gedanke entstand in Frankreich und wir dürfen dafür Albrecht, den Dichter des Titurel nicht verantwortlich machen. Die französischen Gedichte mit Ausnahme von Hippeaus Text erzählen, wie Elias in seine Heimat zurückkehrt; er entzaubert seinen Bruder von der Schwangestalt, und zieht sich dann ins Kloster zurück, nachdem er zur Erinnerung an seine Erlebnisse ein

jüngeren Titurel wieder. Der Lohengrin befindet sich im Zusammenhang an derselben Stelle wie im Titurel, doch mit dem Unterschiede, dass Füterer auch das Gedicht Lohengrin d. h. Lohengrins Schicksale in Brabant verwertete und dem Bericht des Titurel voranstellte. Ueber die Stelle vgl. auch Hoffstätter, altd. Gedichte II S. 174—182.

1) Belaye ist zu verstehen als belle-Aye, die schöne Aya, vgl. v. d. Hagen, Abhandlungen der Berliner Akademie 1846 S. 552 Anm.

2) Vgl. Grimm, deutsche Sagen II[3] S. 271 f.

Schloss hatte errichten lassen, das im Aeusseren aufs Genauste nach dem Muster von Bouillon gebaut war. Seine Gattin sandte Boten aus, ihn zu suchen, die nach langen Irrfahrten zu eben jenem Schlosse gelangen. Erstaunt forschen sie nach dessen Namen und hören die Geschichte des Elias, der in der Nähe im Kloster weilt. Es gelingt ihnen, bei ihm vorgelassen zu werden, und sie bringen ihm Nachricht vom Befinden seiner Frau und Tochter. Zum Wahrzeichen gibt Elias ihnen seinen Trauring mit. Die Herzogin von Bouillon macht sich sofort auf und trifft Elias zum Tode krank. Bald stirbt er nach der kurzen Wiedersehensfreude, und die Herzogin folgte ihm aus Betrübniss. Zwischen dem Titurel und der französischen Dichtung herrscht keine eigentliche Uebereinstimmung als eben nur die, dass des Schwanritters Schicksale mit Gewalt zu Ende geführt werden. Dass Albrecht einer bestimmten französischen Quelle folgt, ist nicht wahrscheinlich; die Einzelheiten der Geschichte kann man wol seiner Erfindungskraft zutrauen. Aber der Umstand, dass überhaupt Lohengrin nochmals vorgeführt wurde, der gemeinsame Tod mit seiner Gattin, das Kloster, das sich über ihren Särgen erhebt (Titurel 5961), das alles dürfte wol durch die Kenntniss der französischen Bearbeitungen vom chevalier au cygne hervorgerufen sein. Albrecht hat den Sinn des Namens Lohengrin richtig erraten: Lothringen benannten sie das Land das früher Lizaburc (Lützelburg, Luxenburg) hiess, nach Loherangrîn (Garin li Loherains).

Was die Sagen von Salvius Brabon u. ä. mehr anlangt, welche von J. Görres, den Grimm, Reiffenberg und v. d. Hagen mitgeteilt werden (vgl. oben S. 105 Anm. 1), so liegt in ihnen offenbar gelehrte späte Umbildung vor, auf welche wir hier nicht weiter eingehen. Vinandus Pighius[1]) (1609) hat etwas von der Lohengrinsage gehört, da er bemerkt, Helias quidam a *Graele* cognomine dictus; annales quosdam veteres volunt prodidisse Helium istum e paradisi terrestris loco quodam fortunatissimo, cui *Graele* nomen esset, navigio tali venisse. Elias vom Gral dahergesandt beruht auf einem Zusammenwerfen der Sage vom chevalier au cygne und der von Lohengrin, von welch letzterem Pighius recht wol Nachricht haben konnte. Unter keinen Umständen dürfte man aus dieser Stelle entgegen all den klaren Zeugnissen des 13. Jahrhunderts schliessen, dass bereits auf französischem Boden eine Vereinigung des Elias mit dem Gral stattfand in der Weise, wie sie im Lohengrin geschildert wird.

1) Vgl. die Stelle bei Reiffenberg S. 223—226.

München, April 1889.

Der altfranzösische Pseudoturpin der Arsenalhandschrift BLF 283.

Von

T. M. Auracher.

Den Turpin der Arsenalhandschrift BLF 283 ist zwar an sich von untergeordneter Bedeutung, doch vielleicht vermag er Ihnen, hochverehrter Herr Jubilar, einiges Interesse zu bieten als Erinnerung an die erste und leider ziemlich vereinzelt gebliebene Arbeit eines Ihrer dankbaren Schüler, an welcher das Hauptverdienst durch die liebenswürdig gespendete Anregung und Anleitung Ihr Eigen ist.

Das Programm des Maximiliansgymnasiums in München: „Der Pseudoturpin in altfranzösischer Uebersetzung nach Cod. gall. [Monacensis] 52 herausgegeben durch Th. Auracher", 1876, ist gegenwärtiger Collation zu Grunde gelegt.

Gaston Paris kennt allerdings eine Turpinübersetzung in einer Handschrift der Arsenalbibliothek, und zwar in BLF 90, doch die hier besprochene, welche wie die münchener Handschrift zu einer von ihm speziell ausgeschiedenen Gruppe gehört, erwähnt er nicht.

Bei dieser wie bei jener ist nämlich Michel von Harnès als Protektor („Maecenas") der nach einem Buche im Besitze des Grafen von Boulogne gefertigten Uebersetzung genannt.

Den Handschriften 573, 906, 1444 der Nationalbibliothek reiht sich demnach noch der Text des münchener Cod. gall. 52 und der vorliegende Arsenal-Text an; der eine bietet die in dem „Codex pessimus 906", wie Paris sagt, vorfindliche Jahrzahl 1206, der andere 1207.

Zu S. 17; fol. 287.

Z. 1, 2 „Le vie — lxx" fehlt.
„ 3 Il est noirs que pluisor ont oi dire et;
„ 5 li autre dient & il en ont & mis jci poes;

Z. 6 latin de lestoire que;
„ 7, 8 querre les liures Reinaut le conte de boloigne;
„ 9 translater de latin en;
„ 10 a xij. c. ans &. vij del incarnation nre seignor ih'u crist;
„ 11 loey son ainsne filg;
„ 12, 13 afaitier as mos conquelis fors destoire, velt; liures soit fait;
„ 15 et escrist lestoire tout;
„ 17—22 „Chi coumenche — vit et oi" fehlt.
„ 24, 25 el siecle alques defaillies; de seignorages afebli;

Zu S. 18; fol. (287) 288.

„ 1, 2 des anciens estoires ou li bn' fait sont qui enseignent;
„ 3 et coment tenir al siecle;
„ 4, 5 comencerai coment & par quel ochoison Charlemaines uint; Turpins li arceuesques;
„ 6 escrit ensi com vous orrez que la uerite;
„ 8, 9 Voirs est que; apostles mes sires saint Jakes ot les autres disciples
„ nre. seignor qui;
„ 10—12 precha primes en galice el puis locist li rois herodes et com portes ses cors fu par mer desci en galice. Icelle;
„ 14—18 deci al tans charlemaine. Car cestuj .K. fist a Golafre chr' enson palais a tolete;
„ 18—21 Puis se combati a Braimant .j. fort roi por samor. Rois estoit des paiens charl' locist en bataille. Apres conquist mainte terre;
„ 21—25 „et reconquist — par le monde" fehlt.
„ 25—28 Cil charlm' fu enpereres de Rome Rois de france si ot engleterre & dane tiece terre baiuiere loheraigne & borgoigne et pluisors autres terres.

Daran schliesst sich die grösste Interpolation:

En cel grant pooir que charles ert si cremus & si renomes par les batailles dont il auoit eus les victoires en saisoigne & en autres terres. fu iherl'm assis de paiens & la terre environ escillies & li crestien escaitiue si que li patriarches qui ot anon sen issi & autre pluisor bon home. Si sen vont droit alenpereor de constantinoble qui auoit non constentins | & ses fiex leo. Il li mostra la dolor & lescil de la terre.

Li enpereres fu molt dolans & entra en pensee molt grans. Coment il porroit conquerre & soccorre la terre. Adont li aparut li angles nre. seignor & li mostra vn molt bel home grant & tot arme sor .i. ceual. Ses escus estoit tos vermals. Et ses elmes & li poins de sespee tos vermals & la lance quil tenoit tote blanche dont li pointe Getoit fu & flambe souent. li angles li dist costentins .K. li rois de france en qui sanblant tu vois cel blanc chr' taidera. de lauoie dont tu penses. Il sesueilla dont plains de

ioie & Gaires ne demora Quil fist faire letres a la forme de savision. Si les en voia a .K. & li pa(t)triarchos les soies escrites de sa main.

Et il furent .iiij. mesage .ij. crestien bon clerc. & .ij. ebrieu. li vns des clers ot non Johan denaples. hom de boene vie & de grant simplece. li autres ot non danid de ihrl'm justes hom & religious. li .i. des ebrieus ot anon yſaac & li autres Samuel. Sage home erent & discret de de lor loi. Il tindrent tant lor iornees que il vindrent laou .k. ert. Il le saluerent de par lor seignors & li baillierent les letres il les fist lire & comancha a plorer por la pitie de la terre.

Dont comanda par tote France quil saparcillaissent daler outre mer en ost apres luj & qui ni venroit il seroit sers il & ses oirs atos iors il assambla adont ml't grant os & erra tant quil vient en constantinoble. li empereres le receut atot son empire & li pa(r)triarches agrant ioie & a grant solempnite. puis esploita tant de par deu quil delivra tote la terre & le sepulcre nre. seignor apres sen reuint en costantinoble.

Li empereres qui ml't desiroit luj atenir en amor por la grant bonte qui estoit conev en luj. Fist amener lions & bestes de diueres manieres chiens & oiseax & dras de soie or & argent pieres preciouses. Si li proia quil en preist asauolente .K. ni volt riens prandre por ce con ni notast conoitise & roua des reliques. & on li dona de la vraie crois ou nre. sires ot torment por nos & des reliques de son crucefiement. li empereres li otroia bonement il fist adont somondre euesques & arceuesques & abes & moines & es lisent .xii. des plus proudomes por ataindre des reliques que .K. li queroit.

Il alerent avant & li doi en perеor apres & tot li pulos par grant humilite al lieu ou il quidoient que la corone fust & li dou. & cil qui ovroient le .s. lieu furent tot confesse de lor pechie & assout. Li casses ou li saintuaires ert rendt si grant odor que il sambla a tos que paradis fust ouers. & dicelo odor furent sane & Gari .ccc. malade & vns. dont mes fors la sainte corone vns cuesques de Grece que daniels ot anon. Iluec proia .K. que dex de mostrast tel miracles que tot cil qui les veissent fuissent certain que ce fust des espines dont dex fu corones en la crois. lors descendi vne rosee del ciel qui arosa les espines qui seches estoient & orent este lonctans. si devindrent verdes & comencierent aflorir si com li verge a | aron fist Iluec fu entrels li delis si grans & li clartez quil ne quidoient mie estre el siecle mais en paradis.

Charles fist metre en .i. sac de quir de bugle faites les espines ml't saintement. En vne partie de la vraie crois. & .i. des clous & le suaire nre. seignor & le loien dont dex fu loies & le bras .s. simeon & le chemise nre. dame .s. Marie. Quant il ot il luec si grant saintuaire recheu. dont avint iluec & aillors grant miracles .K. sen parti al congie leupereor &

de tos. si seu uint droit a ais le chapele a tot si grant saintuaire quil portoit dignement. Iluec fu li saintuaires mis agrant honor & a ml't de gent qui de portot li acorurent por le grant miracle que dex i faisoit deci al tans .K. le cauf qui voirement les departi par france.

Z. 28—31 Cn [l. En] apres les gries paines et les grans trauals que .K. auoit eu en costantinoble & en jerusalem & en pluisors autres terres. loing en apres si se torna a repos et proposa en son cuer quil ne guerrieroit mais.

Zu S. 19; Fol. 288.

„ 1—5 En cel proposement garda vne nuit et vit .i. chemin des estoiles en samblance de fu qui comencoit des la mer de Grisse et aloit en Tiesche terre et en France et en Aquitaigne & par Gascoigne et par Bascle.
„ 6, 7 gisoit Mais nus ne sauoit adont ou il ert.
„ 8 Cel chemin esgarda .K.;
„ 9 nuis si ne sauoit que ce pooit senefier 287|288:
„ 10 saparut vns hom a luj plus;
„ 12, 13 Je sui Jakes norris de deu;
„ 15—17 preecher sor la mer Galilee. Mes cors gist en Galice entre sarrasins laidement con ne set v. si;
„ 20 que alsi que dex;
„ 21 alsi ta il eslut;
„ 22 quil taparaut;
„ 23, 24 iras en Espaigne atot grant ost;
„ 25 toi i jra; peuple qui est de;
„ 25, 26 autre por requerre;
„ 26, 27 raconteront le bn' et la loenge nre. seignor et la vertus;
„ 27—29 „Des le — te di“ fehlt.
„ 29 ua al plus; tu puee, car;
„ corone en paradis. Et; ior ert tes;
„ 32, 33 memoire. Ensi saparut messires .s. Jakemes a .K.;
„ 34 oi ce, il; por le proiere del;

Zu S. 20; Fol. 289.

„ 1 mlt' grans os et tant erra quil entra en;
„ 2 que .K. assist;
„ 2, 3 et il sist .iii. mois avant quil le pot prendre;
„ 3 ele ert mlt' tres bn' garnie;
„ 5, 6 por qui io ving en ceste contree done moi force que io puisse prandre;
„ 7 Et tu sire saint Jake; se ce fu;
„ 8, 9 tu taparus; done le moi a prendre. Adont par laide de deu et;

Z. 11, 12 fist .K. garder en vie & cel qui baptisier ne se voldrent fist ocirre.
„ 14, 15 miracles fu seus li sarr. partot;
„ 15—21 aloit len clinoient et tot uenoient en contre; et tot li rendoient les citez issi o ola tote la terre par cest miracle. Li sarr. esmerueilloient quant il veoient les francois si bn' armez honorement de cors et de facon belement et honorablement receuoient lor armes & lor couertures porjetees de maint bel portrait diluecques ala .K. al sarcut;
„ 21—25 „et vint — Jacque et" fehlt.
„ 25—27 Mais si disciple erent repairiet a la loi de crestiens & Turpins li arceuesques les baptisa.
„ 27, 28 refuserent le baptesme;
„ 28, 29 autre escaitiue de par le regne as crestiens;
„ 30, 31 .K. de lune mer deci a lautre par tot le roialme;
„ 32 .k. conquist en espaigne sont;

Zu S. 21; Fol. 288.

„ 1—14 com vos orres chi solone le latin de lestoire. Il li fu vne cite nomee Viscine Lameche Dunie Colombe Luke Aurelieue. Vric tude. Mindone Vimarane bucare mecedes. Cites. Gramie Compostelle qui a cel tans estoit petite.

De celes despaigne sont cj li non en ordre Alchaleg Godar. filaj. Tasamance Vbede Vlti Canaler Madite Machede qui hest mie plus plentiue Medina cest vne cites haute. berlange. Osme. Secaude. Secode. qui est grans Sala'ce Sepun. Ilege. Tolete. Galaceans. Badaiot. Turgel. Godiane. Emerite. Ancemore. Palence. Luiserne Ventose qui siet en Valvert Caparc Astenge. Ouete. Carion. Bors. Vaures. Calagurie. Vlance lestorle Galateans. Miracle. Sarragouce. Galatulie qui est apelee Cesarauguste Panpelune. Baione. Jasche. Orse ou il soloit

Zu S. 22; Fol. 288.

Z. 1—18 auoir .I. & .ix. tors Sarragne .i. castieaus fors Alrelie .i. autres chastiaus ensement. Agate qui est cites Adame. Irpalide. Escalone Mamaugie. ora burnaigne. Oracotance. Peerouse ou on fait le bon argent Valence. tenuie. Satiue Gramance. Sebile Cordube. Abule. Acinte ou li cors saint orace gist disciple mon Seignor saint Jake. vns arbres doliue croist sor sa tombe verdoians eascun an chargies de meur fruit al ior de sa feste en mai. si conquist Biserte vne cite li ch'r de la sont tres fort et si sont Arrabi. Si conquist Bolgie .i. roialme & Agaubie .i. isle et coarde vne cite Barbastre Meloide et Vlice fermenterre Alcoors Almarie. Moneke Cilbadaire Cartage Septe

qui est vn destrois despaigne ou li mers est perillouse par les destors que li mers a jluec Si conquist Gesit et Eraluc.

Z. 20 terre al Audaluf;

Zu S. 23; Fol. 288.

„ 1—6 des Pors. cele des mors. cele des Nauars cele des Alauars cele des Bigaiois cele des Palagres. totes ces grans viles conquist .K. les vns par miracles les altres par batailles fors Luiserne;

„ 7, 8 et lasist et fu asegie .iiij.;

„ 8, 9 mon Seignor saint;

„ 10 ert desserte deci al iugement.

„ 11 crut enmi;

„ 11, 12 il a grant poissons qui sont noirs. apres celuj iij autres cites;

„ 13 Capaire Adaime fondirement ensement et por;

„ 14—17 conquisent apres .K. et deuant Cloevis li premiers rois des crestiens dagontiers & Clotaires & Pepins;

„ 18 & Loeys icil conquistrent partie et;

Zu S. 24; Fol. 288, 289.

„ 1 „en“ fehlt;

„ 1, 2 Mais li rois .K. conquist tote espaigne en loner de deu.

„ 3 mahonies;

„ 4 totes les destruist;

„ 5 terre laudaluf; si est;

„ 6 Salamcodif; Cadilf ce est;

„ 7 en la langage; „Et“ fehlt;

„ 8 distrent que Mahomes le fist en sa;

„ 9 enseela par dedens;

„ 10, 11 sostient cele ymage par si grant force quele ne puet depecier.

„ 12—14 errament muert. Se alcuns paiens laproisme por aorer haligres devient. saucuns oiseaus par auenture sasiet sor luj errament;

„ 15 cele mer est vne pierre entaillie d'ancienne oeuvre;

„ 16, 17 asise de sor terre sos lee desore quarree &;

„ 17 tant com .i.;

„ 18 voler en haut.

„ 19, 20 „faite — face“ fehlt;

„ 20 si est tornee;

„ 21 main. Cele clef si com li sar' dient li charra;

„ 22 main. Quant .i. rois naistra;

„ 22—24 tot le regne espaigne sosmetra as crestiens loins el daerrain tans del;

„ 24, 25 tost que; la clef;

Z. 26, 27 Que li prince despaigne donerent a .K.; | Iglise mon seignor saint;
„ 28 en la demorance quil fist adont en la terre par;

Zu S. 25; Fol. 289.

„ 1, 2 saint Ysidore i establi & de clokes & de liures & de vestimens & de tos ornemens la orna &;
„ 3—8 dame sainte Marie qui est a Ais le capele et liglise monseignor saint Jake qui est en cele meisme uile & liglise qui est a Toulouse de mon seignor .s. iake et celuj que est en Gascoigne en la cite qui a non Ais et mon seignor saint Jehan des orges qui est en la voie Mon seignor saint Jake. ensement celle yglise qui est entre Paris et Montmartre et altres abaies par le regney.
„ 8, 9 „Espaig. Quant“ fehlt.
„ 9 adont despaigne vers france;
„ 9, 10 paiens qui ert de frise qui avoit a non;
„ 11 atos grans os;
„ 12—14 ocist cels que .K. i avoit laissies en espaigne por garder la terre. Quant .K. le sot il repaira en espaigne atos ses grans os;
„ 14, 15 Si com li os Charle fu logie a son retor a;
„ 16 Gomars;
„ 17 doutance; pres estoit;
„ 18 Adont comanda .i. sien norri;
„ 19, 20 deners por same as;
„ 20 Il morut & cil vendi le caval;
„ 21, 22 manger les despendi et en uesteure.
„ 22, 23 li poissans vengance notre Seignor;
„ 23, 24 mors hom a luj al chief;
„ 25—29 por mame; ma pardone mes pechies et por ce que mamosne detenis me fesis estre en paine .xxx. iors. si te di que en cel lieu dont io suj issus serastu demain et io serai saus en paradis.
„ 30 mors hom; sen parti;
„ 31 tos esbahis sesueilla. lendemain par; en lost;
„ 32 auoit veu. Ensi com il parloient de cele;

Zu S. 26; Fol. 289.

„ 1—3 chose estes vos .i. escrois venu soudainement tot alsi com ruiemens de leus & lyons et de vieax. En cele eure fu rauis tos;
„ 4, 5 par .iiii.; quisent sergans par mons et par vaus mais ainc ne;
„ 6, 7 En .xij. iors apres que ce fu avenu erroit lost par la terre de nauare. Et par dela de nauare trouerent;
„ 8, 9 perroi a .iiii. lieues de mer a .iij. iornees de Baione.
„ 9 auoient deable;

Z. 10 iete et larme est en; Par ceste;
„ 11 sachent li vif qui;
„ 12 „et recoinent — retienent]“ fehlt;
„ 13 se dampnent perpetuelement en infer.
„ 14, 15 Apres comanda .K. a querre lost Agolant et tant le suj quil;
„ 16, 17 „qui est — aigue“ fehlt; a anon;
„ 17—19 pre qui molt furent bel et oni. Quant agolant sot que .K. fu uenus il li manda por coi seroient tant ocis mais il en voiast .xx. encontre;
„ 22—24 dautre & .K. i envoia .c. crestiens et Agolans .c. Sarr. et tot furent li .c. sarr. ocis. Adont i envoierent;
„ 25, 26 „Agoulans — enuoia“ fehlt;
„ 27—29 furent li sarr. ocis. A la parfin envoierent .ij. M. encontre .ij. M. dont iot ocis vne grant partie des sarr. & li autre tornerent en fuie.
„ 30 Ensi furent par .ij. iors. & al
„ 31, 32 tiers jeta; son sort et vit ben et conut que;
„ 32, 33 i perdoit molt des siens; manda bataille;
„ 34 „de toutes — os“ fehlt; les vns;

Zu S. 27; Fol. 289.

„ 1 fichierent le soir;
„ 2 „aparillierent — fichierent“ fehlt;
„ 3 „deuant — herberges“ fehlt;
„ 4 „deuant — riuiere“ fehlt; par dencoste laighe. Lendemain cil;
„ 6 chargies descorce & de foille & de;
„ 6, 7 si fait miracle.
„ 8, 9 racines qui remes en terre engenrerent arbroie si come longhes lances ou perces.
„ 9, 10 „qui — lieu“ fehlt;
„ 11 „et — pourfit“ fehlt;
„ 12 cel ior dune;
„ 13 „cel iour“ fehlt; & i ot;
„ 14 danglers pere;
„ 14, 15 avoec ces qui les;
„ 16 ocis .K. fu;
„ 17 Il tint traite; auoit anon;
„ ocist le ior molt de paiens. Ensi;
„ 19, 20 adont se departirent li vn de lautre & alerent a lor;
„ 21, 22 Lendemain vindrent .iiij. marcis a .iiij. mil hommes secourre .K.
„ 23 sen parti et ala;
„ 24, 25 establi vne yglise ou la bataille fu et vne molt riche abeie de saint Fagon;
„ 25—27 „de qui — Fagon“ fehlt;

Z. 28 vers France;
„ 28, 29 ceax qui les lances florirent;
„ 29, 30 alsi com la gent .K. apareillioient;
„ 31, 32 armes est a de salu encontre les visces del deable.
„ 33 error maluaise;

Zu S. 28; Fol. 289.

„ 1 orison contre;
„ 3 inise;
„ 4, 5 combat contre lanemis car alsi com;
„ 5, 6 combateour morurent en la;
„ 7, 8 vices et viure;
„ 8 vertus del ciel que;
„ 9 arriere assambla;
„ 10 gent grandisme plente Mors et Sarrasins Moalutes;
„ 12, 13 .lx. rois et .iiij. almacors dont li non sont ci solonc;
„ 13 Teseplius;
„ 14 Barrabiant; Avicies;
„ 15 Osbras; de Gabe Facius;
„ 16, 17 „Afinos — Maiorges“ fehlt; Meke & li rois;
„ 18, 19 Cordes. Atos ces gens vint;
„ 20 aGien la cite;
„ 21 venist parler a petit de gent ali il li;
„ 22 argent et richoises .x. somers chargies;
„ 23 le disoit quil;
„ 24 conoistre et por ce quil le uoloit ocire en bataille;
„ 25 „quant — message“ fehlt;
„ 26 remanda; i iroit;
„ 27 vint a .xij. M;
„ 29 et vint sen atot .lx.

Zu S. 29; Fol. 289.

„ 1 que ci ert pres; cite con le pooit ben;
„ 2 fist li rois ceax remanoir;
„ 2, 3 uesteure et osta sa lance et torna son escut;
„ 4, 5 costume ert de message en guerre et sen vint a la cite auoec lui .i. seul chr' Adont;
„ 6, 7 encontre ax et lor demanderent que il queroient & il dient Nos somes message .K.
„ 9 lenmenerent; & il li disent;
„ 10, 11 vient a toi a .lx. chrs' ensi comme tu commandas et vient a ta volente.

Z. 12 que tu li promes. Si vien aluj atot .lx. des tiens & parole aluj.
„ 13 Adont lor dist;
„ 15 que il parlast;
„ 16 adont enquist & demanda la quel; fust;
„ 17 prendre. Quant .K. ot veu; furent;
„ 18 cite si sen retorna a ses .lx.
„ 19 les le mont &; retorna a ses
„ 20 xij mile; suj tost atot .xij.M.
„ 21 qui tos les;
„ 22 qui sapensa;
„ 23 repaira vers; molt grant;
„ 24—26 Angiens & lasist .vij. mois & al setisme mois fist drecier ses perrieres et mangonieax et geter al mur & fist;
„ 26, 27 et engiens de mainte maniere a prendre;
„ 29 par vne nuit et tot li haut home avoec luj;
„ 30 el mur;
„ 31 qui ert de ioste; lendemain par matin;
„ 32 a molt grant ioie & i;

Zu S. 30; Fol. 289.

„ 1 sen vint; doit estre de paiens.
„ 2 „loy“ fehlt. Iluec soiorna;
„ 3, 4 uile Il ne la vout rendre. Ancois;
„ 5 fust a; lautre vainteroit;
„ 6 creante dune;
„ 8—10 sont en le castel con apele Tailleborch et leue qui a anon tarente. el demain;
„ 11 et foillies cil qui en la;
„ 11, 12 denoient morir al si comme;
„ 13, 14 de cel miracle quil virent; et furent primes;
„ 15 ocioient de paiens. en;
„ 16 corone el ciel;
„ 16, 17 .iiij.M. en j ot qui;
„ 18, 19 pie & reclama laide nre' seignor;
„ 20 .K. lasist;
„ 22 agoulans par laighe atote sost.
„ 23 loi il; de Gabe;
„ 24 Bolgie et altres; .xl.;
„ 25 „De Esp.“ fehlt.
„ 26, 27 pors et vint; manda .K.
„ 28 latendra par;
„ 29, 30 lentendi; France & manda grans;

Z. 31 par mi France;
„ 32 erent;
„ 33, 34 franc parmanablement il et tot lor lignage qui erent present et aucnir.

Zu S. 31; Fol. 289. 290.

„ 1 fist li rois de ceax qui en Espaigne iroient;
„ 2 prison desprisona;
„ 3 nus reuestı; male uolente rapaisa ensanble;
„ 4 les desiretages mist; bonors;
„ 5 darmes & les escuiers dona armes et; „et — departi“ fehlt;
„ 6 Qui il auoit de samor deseure de tot en tot les retraist asamor.
„ 7 qui bn' veut;
„ 8 estranges acompaigna a luj. io;
„ 9 „par — dieu“ fehlt; assols;
„ 10 par la victoire de dieu &;
„ 11 pule force et corage vers les.
„ 12 .c.M. et xiiij. domes ot .K. a cel errer estre les;
„ 13 il ni ert ia nonbres. ichi;
„ 14 hans homes;
„ 15 roi a cel errer;
„ 16, 17 li menere des os li quens del mans li sires de Blaiues nies .K. fiex le duc; Angleis;
„ 18, 19 Gillain la seror .K. Cil i fu atot .iiij.M. homes &;
„ 20 Rollans de;
„ 21 chrs' ben aigres;
„ 22, 23 „fu — Genneues“ fehlt;
„ 24 li quens de Bertaigne; .vij.M. homes vns || autres;
„ 24, 25 rois fu en Bertaigne al tans cestuj dont on ne doit faire mention.
„ 26 „Estous — .iij.M.“ fehlt;
„ 27 a .iiij.;

Zu S. 32; Fol. 290.

„ 1 Cil erent; plus darc;
„ 2, 3 tans engelier ert .i. dus;
„ 3, 4 a la cite qui na fier noient a; Engeliers par;
„ 5 de Gascons ert dus;
„ 6 ert entre; Bohorges;
„ 7 Augustes; primes;
„ 8, 9 a cele cite sosmist Lymoges;
„ 9—11 engolesme & totes les citez de Gascoigne et les contrees dont cis pais est & fu;
„ 12 engelier vesue de son seignor torna;

Z. 13 ce que li chr' morurent en;
„ 14 ot habiteur. Maifiers li rois;
„ 15 a .K. atot;
„ 15—18 homes Hoiaus li quens de Nantes atot .iij. Mile Guerriers Gerins et Salemons qui furent compaignon estout & Baldewin qui fu frere Rollant Gondelboef li rois de Frise atot .x. mile Ernaus de Beaulande;
„ 19 Namles;
„ 20 „Lambers — .x.M" fehlt; Ogiers li

Zu S. 33; Fol. 290.

„ 1, 2 Danois & Constentins le prouos;
„ 2, 3 .xx.M. Si i vint Reinaus;
„ 4 & Garins; .iij.M.;
„ 5 „le — Nubles" fehlt; & Guinas & Estormis;
„ 6, 7 & Tierris & yuoire & Berengiers & Hates & Guenes qui fu tranes puissedi. Li;
„ 8 fu de; mile estre ceax;
„ 8, 9 nest nonbres.
„ 9, 10 qui sont nome sont de grant renon;
„ 11, 12 sires a ses apostles et ses disciples conquist le monde;
„ 13, 14 enpereres; espaigne en son tans en loner; „De R." fehlt;
„ 15, 16 Es landes de Bordele saunerent adont les os &;
„ 16, 17 tot environ la terre .ij. iornees. de; loins pooit;
„ 18 noise de lost quant passerent. Ernaus;
„ 18, 19 passa primes les pors dapre et vint;
„ 19, 20 En apres vint li quens;
„ 21 vint Arestans et li quens Engeliers;
„ 22 „Apres — Apres" fehlt;

Zu S. 34; Fol. 290.

„ 1 „vinrent — os" fehlt;
„ 2 „atoutes — oste" fehlt;
„ 3 terre de la riue del mer deci;
„ 4, 5 cite en la voie monseignor; .x. iors;
„ 6 ert en la uile quil; la vile ou;
„ 8 issist; encontre;
„ 9 cite encontre li; miex a;
„ 10 bataille len contre luj; „dedens" fehlt.
„ 11 manda a .K. que li;
„ 12—14 & respit tant que il eust parle contre luj. Molt;
„ 15 issi atot;

Z. 16—21 os & les arenga de ioste la cite dont sen vint veir .K. qui ert a son tref & amena avoec luj .lx. homes. Los agolant et li os .K. ert en .i. molt beau pre qui ert ioste la vile si que;
„ 22 lautre. agolant sen vint al;
„ 23, 24 sarrasine car il lauoit;
„ 24, 25 en senfance. Tu es agolans que la terre;
„ 26, 27 conquise as destruite et les castiex et les cites destruis;
„ 28, 29 que io ere en France repairies. Si sachies molt que io men plaing & io men vengerai se io puis. Quant;
„ 30 oi le sarrasinois quil parloit; „il — mout“ fehlt;

Zu S. 35; Fol. 290.

„ 1 et fehlt; ioie & li respondi .K. io;
„ 2, 3 tu desires ceste;
„ 3 tes peres ne ta mere ne tes anchestres ne nus de tres tot tot [l. ton] lignage ne;
„ 5—7 terre establi nostre gent crestiene a estre sor totes celes del monde. Et otant com io poi;
„ 8 de la gent paiene a;
„ 9, 10 Cest mie rois dist; que nostre gent soit sougite;
„ 11—15 Mahom; message ih'u crist Qui comandement ros tenons li deu qui sont poissant nos mostrent les coses; sont auenir;
„ 16 de Mahom;
„ 17, 18 creons deu qui nos fist et vos aoures dyables;
„ 19, 20 uont en paradis quant nos morons par;
„ 20—22 tenons vos ames vont en infer quant vos morres par la foi; tenes. Ja vos demoustre que;
„ 23, 24 nostre. por ce que vos ne crees ne croire ne uoles le creator; creatures vos nanes;
„ 25 droit en;
„ 26, 27 baptesme ou que tu viegnes contre moi a bataille & que;
„ 28 ce dist;
„ 29 baptesme & que; Mahon. Mais;
„ 30—32 toi a tans quans se il te siet par tel couent se uo lois vaut miex que le nostre que nos soions uencus.

Zu S. 36; Fol. 290.

„ 1 Et soit; daerrains reprocie;
„ 2 uenqueors; En sorque tot io;
„ 3, 4 vencus et io en puis escaper. ensi lotroierent. „te le proumes“ fehlt;

Z. 5, 6 Lune part et dautre fu eslene la bataille errament furent eslen .xx. sarrasin et .xx. crestien;
„ 7—11 & vindrent el champ de la bataille par la conenance de la loi et lues furent li .xx. Sarrasien ocis. Adont en i envoierent .c. encontre .c.
„ 11—16 „et pour — es vices“ fehlt;
„ 17—19 os en i envoierent .cc. encontre .cc. dont furent ocis li Sarr. Apres en remisent .M. encontre .M. onques des paiens nescapa vns. Dont donerent trieue;
„ 20, 21 dont dist agolans et aferma que;
„ 21, 22 dont ot a .K. en conenant;
„ 23—26 bapteseme. par tel conenant rala as siens et lor dist quil se baptiseroit. Li vn lotroierent & li autre le des loerent; „de Ag.“ fehlt.
„ 27, 28 en droiteure de tierce; donee vint agolans a .K.
„ 29—34 luj et ses rois. Il troua .K. mangant et molt autres gens les vns vesques les altres abes moines noirs & blans & prestres & gens del siecle & chrs. Il demanda de cascun ordre quel gent ce es-

Zu S. 37; Fol. 290.

„ 1 vois dune;
„ 2 vesque;
„ 2—6 „de nre. — riulet“ fehlt;
„ 6 proient por nos;
„ 7—9 matines et messes. Agol' regarda & vit .xij. poures a terre seant sans table et sane nape & orent poi pain et poi;
„ 11—17 .K. li respont ce sont mesage nre. seignor Iesu Crist el non des .xij. apostles. dont li dist agolant. cil qui sont entor toi sont peu et vestu si ricement. Et cil qui sont mesage a ton seignor moerent la aval de fain. Malvaisement;
„ 17, 18 son sergant recoit;
„ 18, 19 „grant honte — li fait“ fehlt;
„ 19—22 tu mostres si bone demostre ci a estre fause. Car io ne voi en toi droiturieres oevres selonc le bapteseme. io refus ton bapteseme & il sen ala a sost et manda;
„ 23 le bataille a lendemain.
„ 24 Si en fu molt dolans.
„ 25, 26 a table honestement.
„ 26 nos entendre & aprandre que;
„ 27, 28 aquiert qui les poures ne honore .K. en perdi;
„ 28, 29 quel cose ert il de cel;
„ 30 poures traitist;
„ 31 uois del .s. esperit qui lor dira;

Z. 31—33 maleoit despartot ales tost el pardurable fu dinfer. Car quant io oi froit & fain & soif vos ne mesgardastes.
„ 34 li fois damedeu; „et sa-“ fehlt;

Zu S. 38; Fol. 290.

„ 3 tot ensement est morte en crestien sans;
„ 4, 5 baptesme devons nos entendre & cremir; refust al darrain ior del iuise;
„ 6 quil nostreuist en nos;
„ 7 „selonc l. b.“ fehlt;
„ 8 Cl [sic!] demain;
„ 8, 9 autre par; de la loy;
„ 10 fu .c.M. homes et de .xxx et .viij;
„ 11 de .M. li;
„ 11—14 iiij eschieles et li paien en firent .v. la premiere eskiele qui asanbla des paiens as crestiens fu lues vencue. Quant;
„ 14—16 li paien si sasamblerent ensanble et agolans enmi ax & no crestien les achainsent de totes pars. dune;
„ 17 atoute seskiele;
„ 18 part vint;
„ 18—20 Dautre part vint li rois Gondelboef atote sa gent. Apres vint Ogiers;
„ 21—23 Rome atot lor eskieles Al darrain vint .K. et Roll' & tot li autre baron Adont se ferirent en aus et sonerent cors et bujsines adont oist on si;
„ 24, 25 grant esfrois conques nus hom noi si grant.
„ 25 ala tant ferant a destre;
„ 26—30 agolant & locist enmi ex par la poissance deu Iluec leuerent grant plour et li cris des paiens car on les ocioit de totes pars. la ot si grant ocision capaines ni escapa;
„ 31—32 Cordes cil sen alerent a petit de gent & deci askeuiles estoient cil qui la bataille auoient vencue et sanc ce dist lestoire. ceax que;
„ 33 cite fist; „De Ang.“ fehlt;
„ 34 Ce que .K. venqui agol';

Zu S. 39; Fol. 290.

„ 1, 2 crestiene vaut miex que nule autre loi. se vns crestiens tenoit ben foi en son orer;
„ 3 seroit leues sor tos angles.
„ 4, 5 sont obeissant al ben creant si com dex dist.
„ 5, 6 os lies & ioians de sa grant victoire & herberga soi al; mon Seignor saint;

Z. 7 retornerent les vns de;
„ 8 por conoitise de prandre lauoir;
„ 9 mors mais li rois nen sauoit riens. si com il se furent chargie del or & del argent li almacor de Cordes lor corut sus des montaignes la ou fu repons [repous?] si les;
„ 13, 14 auoit qui ocis furent. Chi mostre li examples altresi com il;
„ 15 et puis retornerent por auoir as mors & por ce;
„ 16—19 ocis de lor anemis tot alsi quant alcuns de nos qui a son pechie que anemi ne locient. ce sont dyable.
„ 20, 21 despoilles retornerent Il perdirent presente; mornrent de laide mort;
„ 22 hom; laisse; retorne;
„ 23, 24 perdent presente vie et recoiuent perpetuel; infer.
„ 25 En apres en poi de tans fu dit a .K. que;
„ 26 Forres auoit non;
„ 27—34 bataille. Quant .K. sot ce il en vint en contre luj a mon iardin. Cil prist la bataille. A lendemain & .K. le creanta le soir devant le ior de la bataille fist .K. orison a deu que il li mostrast tos cex qui en ceste bataille devoient morir. Al matin quant il furent arme .K. vit sor les epaules vne crois vermeille de ceax qui en la bataille devoient morir. Quant li rois vit ce si en fu molt dolans de tans proudomes qui deuoient morir il les fist deuant luj venir & lor pria que il entraisent en vne capele Qui den coste ax ilueques estoit tant que il fust reuenus de la bataille. Il fisent son comandement & entrerent a la capele & .K. ala a estor et ocist Forrey et .iiij.M. Nauars. Quant .K. ot lestor desconfis & les sarr' ocis il re-

Zu S. 40; Fol. 290. 291.

„ 1—5 paira & maintenant il ala ueoir en la capele ceax que il i auoit laissies.‖ Il les troua laiens tos mors. cil furent .c. et .l. les iugemens de deu ne sont mie legier a sauoir Encor ne morussent il en bataille por ce ne perdirent il pas corone de martire car dex lor auoit porueu. Et;
„ 6, 7 mont iordain et totes les terres; prist .K. en sa;
„ 8—14 En apres; fu dit a .K. que i paiens ert uenus a Nadres de la terre de sire qui auoit anon Fernagus dou lignage Golias se li avoit envoie li amiraus de Babiloine combatre a .K. od luj .xx. mile sarr' cil paien fu par nature si durs que il ne cremoit arme tant fust trancans netant dur tempree. la force de .xl. homes avoit et de stature avoit .xij.
„ 15, 16 bras de dois ij espanes; Nadres;
„ 17—21 si tost com il sot sa uenue il issi de Nadres seus et demanda

bataille a .i. chr' Dont fu envoies Ogiers li danois Fernagus lenbraca et len porta a nadres. Apres; ernaus daube spine il;

Z. 23, 24 el camp et en requist .ij.K. ennoia; le prouost de Rome;
„ 25 le conte de Nantes; enporta en nadres & lun & lautre;
„ 26—28 senestre. Fernagus repaira el camp & requist bataille .K. i ennoia .xx. chrs' et il les en porta tot .xx. primes .ij. & puis .ij. & .ij. „Bataille R.“ fehlt.
„ 29—31 vit ce si ni osa plus envoier & molt li pesa del damage que .F. li auoit. Dont vint Rollans al roi & demanda congie de;

Zu S. 41; Fol. 291.

„ 1 tant en pria Rollans que li rois ne li uolt;
„ 2 veer. Mais molt li otria envis; ert;
„ 3 sarma quant il ot;
„ 4 deu il sen vint el;
„ 5, 6 prist en son venir; main le leva devant lui sor le col de son ceval sicom il avait fait les autres. sicom il len-;
„ 7 menton si le;
„ 8, 9 fort candoi chairent a la terre. Il se redrecierent; en lor ceuals;
„ 9—12 tint durendal traite & le; li ocist son ceual. Fern'; lespee & en vint par grant air vers Roll' & le quida avoir feru adont guenci Roll' par sa grant vigor & jeta .i. cop sor Fer'. quil le feri sor le bras; si quele;
„ 13—15 mais ne le bleca noient. Fer'. ot sespee perdue il corut sus Roll'. & le cuida ferir de son poig & feri le ceual en mi le front quil;
„ 16 mort. Roll';
„ 16, 17 Il combatirent deci; & al uespres;
„ 18—20 & adont reuenissent el camp si com il erent ore tot apie. Roll' li dona par tel couent quil;
„ 21 com li plairoit;
„ 22 del vn et del autre; sa herberge.
„ 23, 24 il orent devise reuint cascuns a bataille. Roll' aporta;
„ 25 lonc et fort et;
„ 26 totleior;
„ 26, 27 Rollans del baston ne le bleca & se li iettoit il molt souent molt grans cols & pieres;
„ 28 i auoit el camp a grant;
„ 29 miedi cainc Roll';
„ 32 dona cil;
„ 33 ert;
„ 34 son chief por ce quil dormist plus aise. Adont

Zu S. 42; Fol. 291.

Z. 1, 2 „se“ fehlt; tenoient si ben lor; nus nel fausast por nule rien.
„ 4 qui de ioste luj fu assis; par coi il ert;
„ 5 nuluj ne arme;
„ dist ne puis navres fors en ma boutine;
„ io lai si bien; io ne crien nule arme par;
„ 8 loi si se; torna loreille; al si com sil;
„ 9 mie entendu; regarda Roll';
„ 10, 11 tu a non. Il li respondi Rollant si a non. De; es tu dist Fernagus;
„ 12 si te combatas; ne trouai;
„ 13, 14 que tant me lassast. Jo sui nes de France dist Fernagus & nies; quel gent;
„ 15, 16 francois. De crestiens dist Rollans et faisons;
„ 17 seiguor et tant com nos;
„ 18 loi essauchier. „de F.“ fehlt;
„ 19, 20 de crist si demanda qui est cis;
„ 21 ce dist Roll' li fiex deu qui;
„ 22 vierge Marie et fu;
„ 23, 24 creons Fern' que li criere del;
„ 35—28 est .i. dex ne mie .iii. la doutestu dist Roll'. de la foi car se tu crois el pere donques tu crois el fil;
„ 29 il est vn permanans;
„ 30—34 persones totes; sont permanant en soi et eneles. tex com li peres est est li fiex & li sains esperis. Es persones est vnites trinites aboree & .iij. persones aorent li angle .i. deu. „es cieus“ fehlt;

Zu S. 43; Fol. 291.

„ 2 io le te;
„ 3, 4 harpe dementiers com ele; & les;
„ 6, 7 deu. & lamandele a; defors &;
„ 9, 10 & li solaus a .iij. coses li calors & li blancors & li resplendors et si est;
„ 11 & la roe de la charete a .iij.;
„ 12 & les rais;
„ 12, 13 meisme as .iij.; & les menbres;
„ 14, 15 de deu vnites et trinites. Ore;
„ 15, 16 est en .iij.; io ne uoi;
„ 18 et tot crea;
„ 18—20 son fil en la virge sans semence dome. de ce me merueil io molt dist Fern';

Z. 21, 22 nasqui de virge ce dist Roll'. & ne fist dex Adan sans semence dome.
„ 22—24 „d'autrui — Fernagus." fehlt;
„ 25 Molt mesmerueil;
„ 26, 27 dome. Ce dist Rollans cil qui;
„ 28 arbre, le vermissel et le lyon et le serpent;
„ 30 deu saus;
„ 32 nasqui com hom;
„ 32, 33 peust mie morir;
„ 34 dit dist Roll. il; hom &; „dont" fehlt;

Zu S. 44; Fol. 291.

„ 1 morut com;
„ 2 recut mort;
„ 2—4 crois Mais humaine chars dormi et dex veilloit qui tot esgardoit;
„ 7—10 io ne puis ueoir coment il puist reuenir a vie. Ce dist Rollans que tot ces qui furent tres le comencement del siecle;
„ 11 iuise;
„ 13 croistre en haut;
„ 14 reuiure & porter; fera resusciter;
„ 15 del iuise. Egarde;
„ 16 nature veut;
„ 17 les formes;
„ 18, 19 et fait vne vie en .iij. iors entiers dont ne te dois tu;
„ 19 fiex deu;
„ 20 Helyas et Helies;
„ 20—22 „Plus — mors" fehlt;
„ 23 ele fuioit devant; resusciteront li;
„ 24 ce dist;
„ 25 ciels ce;
„ 25—28 veoir. Roll. li dist qui descendi legierement del ciel il i pot remonter. Par;
„ 29, 30 altant de tors com ele fait aval retorne ele amont.
„ 30—32 „tant — re-" fehlt;

Zu S. 45; Fol. 291.

„ 1 „pairier — mont" fehlt;
„ 2 et descendi en;
„ 2, 3 & de la ou il ier leua il huj alsi.
„ 4 nos alons;
„ 5 que se; vraie que tu afermes que;
„ 7, 8 atos iors. ensi; ce dist;

Z. 9 Roll. il se;
„ 10 vers .F'. li;
„ 11 li jeta; sespee;
„ 11, 12 senestre & recut; sor son;
„ 12—14 paien corut erranment sor Roll'. et le jeta desos luj. Roll. vit;
„ 15 sen poroit;
„ 16, 17 ciel et dist dex ce uois tu que;
„ 17, 18 terriene honor ne me combat se por ta foi non. sire esclaire;
„ 19 por moi qui sui ton;
„ 19, 20 ceste proiere torna;
„ 20, 21 desos Roll'. & il li;
„ 21 a sa boutine Il lenpainst;
„ 22 quil li bouta el cors tote fors la heudure. Adont;
„ 23 deu Mahom & dist sorcore moi car io me muir en tel;
„ 25 Roll. retorna a;
„ 25, 26 ost & rendi a deu Graces de;
„ 27—31 Li pa. acorurent a lor seignor et porterent a sa uile. la nre. gent se misent auoec ax melleement en la vile. & ensi fu prise Nadre et cil;
„ 31, 32 auoit en portes. „d'Esp." fehlt;
„ 33 En apres .i. poi de tans il fu;
„ 34 „qui — la" fehlt.

Zu S. 46; Fol. 291.

„ 1—6 „bataille — Cordes et" fehlt; lattendoient a bataille & erent en lor aide li sarr. de .vij. cites Charles vint a; com il auoit vers luj a mon Jardin si;
„ 7 encontre luj a .iiij.
„ 7—9 estoient ben .x. mile & li nre. vij.m.K. fist .iij.;
„ 10—12 piet. la tierce de sergans a ceual; fisent alsi .iij. eskieles la premiere de;
„ 12, 13 auoient barboires;
„ 14 totes cornues;
„ 14, 15 tenoient en lor mains tympans & tabours;
„ 15—18 Sicom la bataille .K. dut asanbler a tel gent com vous oes ci Cil comencierent tos ensamble a ferir lor timpans & lor tabors. si;
„ 19—22 ceual a nos francois oirent la noise et virent les barboires si noires et si espoentables si comencierent; altresi come derue & cil qui sus erent;
„ 23, 24 seconde eskiele virent cele fuir qui de si bone cheualerie ere. Si vindrent;

Z. 25, 26 avoec ax. Quant .K. sot ce quil revindrent si sen vint ensement avoec ax. & sen merueilla molt;
„ 26—29 „li Sarrasin — chastiel“ fehlt;

Zu S. 47; Fol. 291.

„ de — virent“ fehlt;
„ 1—4 Lors sen vont li sarr. ariere et no crestien demorerent la. quant ce vint;
„ 4, 5 li chevalier eussent couers les ex de lor ceuals et estopees les oreilles;
„ 6 peussent veir; les laides figures;
„ 7 ne lor tympaus. Quant; les ex de lor ceuals et lor;
„ 8 ensi com;
„ 8, 9 lor ot comande si vindrent tot arme a bataille;
„ 10 a lor gent qui erent issu fors de la nile;
„ 11—13 li nre. gent des et fu deci a miedi. dont sasamblerent li Sarr. et orent enmi;
„ 13 .lx. buef; et ot en mi vne;
„ 14 est tele;
„ 15 part de canp tant com cele enseigne est droite.
„ 16 vit ce il se feri en mi ax;
„ 17—20 deu et tant ala ferrant quil vint al char & trancha la perche qui lenseigne portoit. Adont;
„ 20—22 Sarr. et li cris leua sor ax de totes pars. Iluec; Ebrains de Sibile;
„ 23 vij. mil de; sen entra;
„ 24—27 atot .iij. mile. Lendemain renda a .K. sa cite par issi quil recevroit baptesme et que de lui tenroit sa terre. „d'Esp.“ fehlt.
„ 28, 29 ot Espaigne il devisa et donna les terres a ceax qui la voldrent demorer, si;
„ 30 Solonc le Latin;
„ 31 dona .K. as Bretons la;
„ 32, 33 Castele as poigniers celuj de Nadres et saragonce dona as bretons et;
„ 34 erent en sost;

Zu S. 48; Fol. 291, 292.

„ 1 daudalus;
„ 1—7 Portingal as flamens; Galice as Normans. Francois ne voldrent mie avoir espaigne car trop ert aspre por habiter. nus nosa entrer en espaigne contre .K. Quant .K. ot issi laissie sa gent en espaigne si sen vint ariere a saint; edifia;
„ 8—11 qui retornerent a la loi des paiens les vns fist ocirre || et les autres par France en escil. „d'Esp.“ fehlt;

Z. 12 establi .K.
„ 13, 14 deuesques & dabes et dautres hautes;
„ 15 por amor mon seignor saint;
„ 15—21 li vesque et tot li roi terrien et tot li Galacien fussent obeissant a larceuesque de compostelle;
„ 22—24 arceuesques dediai le vile atot .ix. esuesques en cel concile a son autel par le conseil .K. et es;
„ 25 terre entierement sosmist;
„ 26 cascun an despaigne;
„ 27 donast a leglise do mon seignor saint Jake et par laide .K.iiij.;
„ 28 tos autres; En meisme;
„ 30 a tosiors;
„ 31 que messires saint Jakes li sains apostles;
„ 31, 32 et concille;
„ 33, 34 la tenu et les corones des rois et les croces des vesques fuissent par larceuesque;

Zu S. 49.

„ 1—31 „Et se — Espa.“ fehlt.

Zu S. 50. Fol. 292.

„ 1, 2 conquise et Galice;
„ 2 vertu de deu et de;
„ 3 Ore fait bon; quels hom & com fait .K.;
„ 4 li latins del estoire;
„ 5 chauels rouges;
„ 7, 8 ert. Ample ert;
„ 8—10 quisses fors ert de tos ses membres sages ert de paroles cheualiers aigres; ert despane;
„ 11 & sa barbe; & son nes;
„ 11, 12 espane ses frons estoit dun pie. si oil resanblent oeil de;
„ 13, 14 com escarboncles; „Ses — lonc“ fehlt.
„ 14 Grant paor avoit qui;
„ 15 li chains; chaignoit;
„ 16 espanes sans; en pendoit fors de;
„ 17—22 Mains mengoit de pain et plus char. son li aportoit .j. molton il en mengoit .j. quartier; porc il en mengoit .j. espaule ou .ij.; ou .i. owe ou vne grue ou .i. paon ou .i. lieure. Peu de vin benoit et tot distempre;
„ 24 liures des sains.
„ 24, 25 „Augustin — merite“ fehlt;
„ 26, 27 estoit quil colpoit ben .i. chr' parmi et son;

Z. 28—30 legierement vn chr' arme leuoit de sa paume legierement deci a son chief.
„ 30—32 „isniellement — iugemens" fehlt.
„ 33 & a paskes &;
„ 33, 34 le feste saint Jake; „deuant — selonc" fehlt.

Zu S. 51; Fol. 292.

„ 1 „l'imp. coustume" fehlt;
„ 1, 2 veilloient a luj garder .vi.^{xx}. homes ben sage & ben vaillant .xl. a la;
„ 4, 5 tint vne espee en son poing destre solonc lenperrial costume & en lautre main;
„ 6, 7 .xl. et cil sen partoient;
„ 7, 8 eure venoient autre .xl. & cil veilloient deci;
„ 9, 10 ot conquise espaigne a lonor de;
„ 11 atos ses os;
„ 12, 13 demorerent .ij. sarr'. en sarragoce Marsiles et Baligans Il furent anbedoi. roi & frere.
„ 13—15 „li amirans — faintement" fehlt;
„ 15—17 .K. lor manda; que il receussent baptesme ou il ennoiaissent;
„ 17—23 sen torna tant & vint en sarragouce. Il resambla ben proudom; si despareilla de son samblant. Quant Marsiles le vit si lonora molt & la nuit al manger lapela par molt deschenans paroles et si li dist se il le metoit en aise de .K. il li;
„ 24 dargent & voldroit estre a samor.
„ 24—25 „ne iamais — ses pooirs" fehlt.

Zu S. 52; Fol. 292.

„ 1 Guenes;
„ 2—4 „dont maint — d'enfer" fehlt.
„ 4 Iluec deviса Guenes;
„ 5 sieuroit apres por;
„ 6 il sen buisceroit as pors;
„ 7, 8 „Ensi — entr'iaus et" fehlt;
„ 9 .xxx. somiers;
„ 9—13 d'argent et .xxx. en enuoia a .K. et .xl. somers de vin et mil sarasines envoia;
„ 13, 14 „Mout se — boisdie qui" fehlt;
„ 14 fist quil voloit que il geussent;
„ 15 vin que tels ert;
„ 16 mort recoivre. Atant sen parti Guenes de;
„ 17—20 sen vint a Paupelune & conta al roi; vos orres chi. Garsiles

vos mande salus & dist quil est tos apparreillies de vos seruir et receura baptesme la vos plaira;
Z. 20—23 „et tenra — seruice“ fehlt;
„ 23 estre ce quil;
„ 24, 25 chargies dor & dargent .K. ot grant ioie del baptesme. Gue.
„ 26, 27 envoia aval lost .xl. somers de vin et les mil Sar. dont cascuns fist sa volente;
„ 27, 28 „Celle nuit — Sarasines“ fehlt;
„ 29, 30 „Car tant — mesure“ fehlt;
„ 31, 32 Gue. comanda Ro. et Oliuer sarieregarde.
„ 33, 34 „a faire — atire“ fehlt;

Zu S. 53; Fol. 292.

„ 1 .K. les pors atot .xx.M. crestiens;
„ 3 furent en larieregarde.
„ 4, 5 Galigans qui ses freres estoit jssirent des bos;
„ 6, 7 „par deus iours — entre“ fehlt; „et — et“ fehlt;
„ 8 fist .ij. eskieles; .xx.M. homes et;
„ 9, 10 .xx.M. corut sus as .xx.M.
„ 11, 12 le main deci;
„ 12 Altresi;
„ 12—14 est de fain esragies & deuore les berbis; les troeue altresi ochioit Roll. les sarr. la refu;
„ 15, 16 force Oliuer car ainc nus hom recut tant de cols ne tant;
„ 17, 18 peust tous ceaus auoir mis en escrit quil en ocist il nen;
„ 18, 19 creus. Iluec les ochistrent li nre. conques des paiens nen escapa nus;
„ 20 vit il lor corut sus atote seskiele;
„ 21, 22 nre. gent qui agreue erent et las de la bataille ne le porent;
„ 24, 25 furent tot par mi feru des lances & li autre decolpe des espees;
„ 25—32 „les autres — crestien“ fehlt.
„ 32 escapa fors;
„ 33, 34 Terri. & cil doi se tapirent es boscages. Roll.; de loing porsieuant;

Zu S. 54; Fol. 292.

„ 1, 2 Atant se traisent ariere li paien vne lieue ioiant de la mort as nos crestiens.
„ 3, 4 Si fait bon a sauoir; lestoire dist en latin; laissa cels;
„ 5, 6 quil vaut quil ne;
„ 6, 7 pais quil pechaissent plus griefment.
„ 7, 8 „Si leur — trauail“ fehlt;
„ 9, 10 ne jurent as; il a recoiure mort por comparrer lor;

Z. 10—15 „despee — pour dieu“ fehlt;
„ 15—17 Si nos mostre lestoire que molt est poure cose de feme en ost;
„ 17—23 „Car maint — herberges“ fehlt;
„ 23—29 „Car grans — denfer“ fehlt;
„ 30 retornoit apres la bataille.
„ 31 paiens Il estoient encore loins;
„ 32 paien el bos repus molt las;
„ 33 et loia de .iiij. hars;
„ 34 arbre. il sen parti; monta en; „sour“ fehlt.

Zu S. 55; Fol. 292.

„ 1, 2 por la gent veoir; quil en i ot molt & retorna; vers la voie;
„ 2, 3 ou li fujant aloient qui desiroient a;
„ 4 „pour — mort“ fehlt;
„ 5—7 rasamblerent a luj deci a cent crestiens. Il sen retorna atot ceax par le bos ou il auoit loiet le paien. Il le
„ 7—9 desloia et sacha lespee sor luj et li dist. io te lairoie viure se tu me volcies mostrer Marsile le paien;
„ 9—11 „ie t'en — orendroit“ fehlt.
„ 11, 12 Il li creanta a mostrer et il ala auoec le paien et il li mostra Marsile de loing entre les altres. vees le;
„ 13 a cel ceual vair a cel;
„ 14, 15 Dont laissa Roll. corre atot ses .c. crestiens;
„ 15—20 „entre les — Marsile“ fehlt;
„ 20—26 et ala tant ferant a destre et a senestre quil vint a Marsile et locist a .i. cop entre les autres. A ce bataille furent ocis li .c. compaignon fors Ro. meismes il fu naures et defroissies si ca grant paines sen ala. Quant Galigans;
„ 26, 27 ses freres Marsiles fu; si sen; en sarragouce.
„ 28 Laudouins [sic!]; „sicoume — deuant“ fehlt;
„ 29 parmi le bois;
„ 30 qui les; sauoit noient de tot ce qui;
„ 32—34 Roll. sen vint agreues de ses plaies;
„ 34 „et — il“ fehlt;

Zu S. 56; Fol. 292.

„ 1 „eut — rechut“ fehlt;
„ 1, 2 de sos .i. arbre & descendi a paines de son ceual deioste;
„ 3 secit jluec al chief;
„ 4—7 qui tant ert belle et bone qui avoit non durendal. he! durendal dist il tant pesant dur cop arai de vos done ne onques ne porent nules armeures tant fuissent riches et bones contre uo cop durer ancois mefausist bras;

Z. 7, 8 traist regarda et tint en sa main si mout;
„ 9—12 Ha bele bone espee de loenge, de loenge couenable aornee des grans nons nre. seignor;
„ 13—28 „Aω — viure“ fehlt;
„ 30, 31 en celes parroles fiert de lespee el marbre .iij. fois com cil; depecier por ce;

Zu S. 57; Fol. 292.

„ 1, 2 mains de paiens en;
„ 2, 3 piere ne ainc lespee ne fu fraite ne;
„ 4—6 alcuns crestiens loist qui se tapisoient el bos por la doutance des sarrasins ou cil;
„ 6, 7 par auenture repairaissent et venissent;
„ 8 ceual et suissent les paiens.
„ 8—10 „Adont — de l'alaine“ fehlt;
„ 10—14 et les vaines et li nerf del col li rompoient. cele voie del cor porta li angles as oreilles .K. qui avoit sa tente fichie el val com apele le Val Carlon vers Gascoigne encore i auoit;
„ 14 Roll. ert.
„ 15 loi si ot paor et seu vout retorner;
„ 16 Guenelon qui tote sauoit la male oeure;
„ 17 pas car;
„ 17, 18 toteior;
„ 19 cort apres alcune beste en cel bois. a
„ 20, 21 si doleroue traison qui est comparee; a la terre;
„ 22, 23 mort desirans del aige dont deust restaindre son soif quil avoit si grant;
„ 24 iluec Baudowin si li proia;
„ 25—28 alast querre de laighe il li ala.' Mais il nen pot noient trouer. Quant il vit que noient nen trouercit si sen reuint ariere molt dolans & molt corecies de ce que il nen pot noient trouer. Quant il vint il conut ben et vit quil estoit aprocies de la mort. Si comenca a demener la greignor dolor que onques hom penst el monde demener & se pasma sor luj par pluisors fois. apres le benei et por la doutance des;
„ 30, 31 uoie uers lost. Si com il sen aloit estes vos la uenu Tierri et comenca a plorer

es folgt die
zweitgrösste Interpolation:

molt durement & a demener le gregnor dolor del monde & parla a Roll.' & li pria por deu quil parlast a luj. Roll. li vrai martir deu ouvri les ex & le conut & parla a luj & li pria por deu que li quesist de laighe car molt avoit grant angoisse de soif. Quant tierri loi il

prist son heaume & sentorna de luj & quist par les montaignes & par les valees de laighe mais ame nen pot point trouer Quant il vit que il nen troueroit point si en ot molt grant dolor & sen retorna ariere laou il auoit laissie Roll.' Quant Roll'. louit venir si se torna de vers luj & li demanda se il auoit troue point de laighe dont respondi tierris que il lauoit quise Mais il nen pot aine trouer goute. Quant Roll.' lentendi si en fu molt dolans et sen retorna dautre part molt airesment. lors lapele tierris & li comenca molt doucement amostrer quil li souenist de nre. seignor ih'u crist por qui il auoit tante paine sofferte;

Z. 32—34 & li pria quil garnesist same de confession; „le iour - et" fehlt.

Zu S. 58; Fol. 292, 293.

„ 1 este confes & assous de ses pechies ancois quil ala a la bataille as;
„ 2 dont auoit assez en;
„ 2, 3 Car ce estoit sa costume ancois quil venist a la bataille. „De R." fehlt.
„ 4 martirs deu leua;
„ 4—7 ex vers le ciel et dist dex jesu cris por qui io ving en cest pais ta loi essaucher & crestiente par; si io uencue;
„ 8—10 „pour toi — froit" fehlt;
„ 10—12 faims & soif et grant angoisse. ensi com ce est uoirs si daigne;
„ 12—16 „pour moi — onques" fehlt;
„ 16 tu sire marme;
„ 17—20 A toi sire jh'u cris a toi me rent coupable qui pues pardoner tos ceax lor pechies qui te reclaiment en repentance. Sire;
„ 20, 21 del pecheor vois & ses el quelconques; il se conuertise;
„ 21—23 toi pardones moi mes pechies qui ceax de niniue pardonas lor pechie quant;
„ 23—26 „et a — regardas" fehlt;
„ 26 larron conuerti ouris;
„ 27 pardon || de ce que;
„ 28—34 „me pardonne — vens" fehlt;

Zu S. 59; Fol. 293.

„ 1—4 „tu mame — cors" fehlt;
„ 4—6 Rollans dont prist sa pel entre son cuer et ses mameles si com tierris;
„ 7—9 raconta com il le vit et oi. dex dist il de tot;
„ 9—11 que com mes cors deuenra terre en ceste char meisme verrai mon saluecor damedeu;

Z. 12—21 „Ceste parole — vere dieu“ fehlt;
„ 21, 22 puis fist por tos ceax proiere qui en cela bataille auoient este mort;
„ 23, 24 doucor de misericorde soit esmeu de tes feels qui;
„ 24—28 qui des loinctains pais vindrent combatre en ceste terre contre gens mescreant et venger ton precious sanc. Il gisent ci mort par;
„ 28—34 Sarr. Envoie lor ton angele & tu beax sire esleue par ta vertu
„ lor pechies et oste des tormens denfer lor ames. Envoie lor tes arcangles sor ax qui ostent lor armes des tenebres que il puissent regner o tes angles qui vis et

Zu S. 60; Fol. 293.

„ 1 regnes ot le pere et o le fil et o le;
„ 2 perit in secula seculorum. Amen.
„ 3, 4 issi lame;
„ 4, 5 fu portes des;
„ 5—7 repos ou il regne et est en ioie coniointe as sains martirs;
„ 7, 8 que lame sen fu; sen parti;
„ 9, 10 oi et vrais; fu. Dementres que lame Rollant; issi del cors.
„ 11—17 chantoie messe le roi .K. des feet deu el val com apele le val Carlon. En cele eure fu io rauis & oi vne compaigne lassus cantant en lair. estes vos vne compaigne de malignes esperis alsi cargie com sil;
„ 17 erranment que cest que vos portes. Nos en portons dist li vns lame Marsile en infer et Michiels vo buisinere emporte lame Ro. et molt dautres crestiens es ciels Quant i

Zu S. 61; Fol. 293.

„ 1—12 „Turpins eus“ fehlt; oi chante la messe Jo ving al roi & si li dis. sire sachies vraiement que Rollant est mors. Mais io ne sai de quel mort il est mors Si com turpins parloit estes vos Baudouin atot le cor et atot lespee si conta en lost coment il estoit avenu et coment il auoit laissie Roll. gisant ioste la pierre. Adont leue par lost li plors si grans conques mais si grans ne fu ois. Il repairierent en rainceuals criant & braiant.
„ 13—15 Ro. ses Mains croisies sor; pis si chai erranment sor luj;
„ 15—18 „plains — desmesureement“ fehlt;
„ 19 & comenca;
„ 20—31 „hanste — quetif“ fehlt;

Zu S. 62; Fol. 293.

„ 1 „que — angeles“ fehlt; tu aies;
„ 2 „auoecque — t'esiois“ fehlt;

Z. 4—6 Tu es en la ioie del ciel & nos laisses es tristeces en; resplendissans te tient;
„ 8—10 plore sesleece li celestiels sale. Por; paroles et por autres plora .K.Ro. tote savie; „R." fehlt;
„ 11, 12 lieu ou li cors gisoit fichierent lor tentes; cors enbalsemer.
„ 13 daloine;
„ 13—16 veilla lost a plors & en cris et en proieres entor le cors ot luminaires. Molt honoreement et a grans fus le gartent tote la nuit;
„ 16, 17 en Reinceuals tot arme ou la;
„ 19 demi mort;
„ 19, 20 gisant estendu en crois loies a .iiij. fors hars fichie;
„ 22—24 „de coutiaus — defroissie" fehlt;
„ 24, 25 li plors et li cris ainc mais si grans ne fu ois.
„ 25—28 „et le vois — ceux faisoient" fehlt.
„ 29 Charles iura adont par;
„ 29, 30 sur tos rois; chesseroit daler;
„ 31 devant ce quil les aroit troues. Il semut atot;

Zu S. 63; Fol. 293.

„ 1 gent ensi com lestoire le tesmoigne que li solans;
„ 1, 2 li iors fu; errerent tant;
„ 3, 4 vindrent ioste vne; a nom Ebra ioste sarragouce;
„ 5 „Adont — seure" fehlt;
„ 6 lions a la proie; „et — ossi" fehlt;
„ 7, 8 tant de cols et de bleceures quil en fu molt enpiries dou cors;
„ 8—10 fist .K. et ses gens conques de .iiij. mil que jlueques erent nen;
„ 10, 11 Adont repairierent ariere en Reinceuals &;
„ 12 fist .K. porter deci;
„ 13 Iluec fu;
„ 13—15 tot cis damages lor fu auenus par Guen. et quil en auoit mes erre contre .K. dont le fist .K. amener;
„ 15 et terris lapela lues de traison et;
„ 16 Pinabel quil offri & mist;
„ 16—18 sarmerent et vindre [sic!] ensamble;
„ 18, 19 gaires que terri locist Si com lestoire qui voire est letesmoigne.
„ 20 fu esclairie;
„ 21—23 loier Guenelon les .iiij. membres as plus fors .iiij. ceuaus de lost & .iiij. homes seoir sus si le fist detraire a .iiij. pars del;
„ 23 le fist .K. morir de laide;
„ 24 et de despite;
„ 25 bausme & de mirre. li .i.; „les" fehlt;

Zu S. 64; Fol. 293.

Z. 1 ovrirent fors les entrailles et;
„ 3 ert apareilla son;
„ 4 plus grant aise. les vns;
„ 5 en porterent sor; & li autre sor lor
„ 6, 7 espaules et li altre sor eskieles & sor lor cols li .j. enfouirent lor amis iluec.
„ 8, 9 sen partirent atot lor amis a dolors et a grans cris.
„ 10 Adont estoient; de haute dignite;
„ 11, 12 al Arle en Alescans et lautres a Bordieax;
„ 17 atropes;
„ 19, 20 cil witisme que .K. trous mors de cels qui furent en la capele sicom fu dit devant, quant;
„ 22 .K. porter;
„ 23 lit molt ben;
„ 24 et dargent couert dun riche paile & son cor et espee;
„ 25 honoreement;
„ 27, 28 ti rois mettre son cor a ses pies et espee a son chief en lonor;

Zu S. 65; Fol. 293.

„ 1 cor a;
„ 2 dist pas qui ce fu qui le porta;
„ 3 lespee Roll';
„ 4 vot souffrir quele fust puis veue;
„ 5 quele fu aornee des grans nons nre. seignor quele fust trouee ne que desloiautes en fust faite por li auoir & qui autre cose vos en diroit ne len crees mie.
„ 6 vile de Blaiues qui;
„ 7 haut hom est aornee; Roll. le beneoit Martyr.
„ 8 doit esleecier del;
„ 8, 9 castel fu portes Oli. &; Gondelbuef
„ 9, 10 Frise i fu ensi enseuelis et Ogiers li;
„ 11 dautres barons;
„ 11, 12 baron est aornee.
„ 13 furent li cimentire. Et;
„ 14—16 Gaifiers & li rois engeliers daquitaigne et lambers li princes de Bohorges; Geriers; Gerins;
„ 17 & Gautiers; & Guielins & Beges;
„ 18 Roials li quens de nantes;
„ 19 chite jluec fu il enterres;
„ 20 barons. Quant;

Z. 22 remenbrance judas .xx.M.;
„ 23, 24 onches dor et altant dargent et vestemens; terre environ;
„ 26 desos est;
„ 26, 27 .K. a monseignor;
„ 27, 28 en alues por lame Roll' son neuen. Et;
„ 30, 31 persone laye fors tant li canoine qui present erent et auenir donassent cascun vesteure a .xxx.

Zu S. 66; Fol. 293.

„ 1, 2 messes & .xxx. vigiles des mors en la ramenbrance;
„ 4, 5 ces qui en espaigne estoient mort et en Reinceuals el seruice deu & qui i auoient a morir que il;
„ 6, 7 tot ce li promisent li canoine a faire et a tenir sor lor sairement; „de R." fehlt;
„ 8, 9 Apres io turpins arceueskes de rains et .K. nos partimes;
„ 11 estoient parti;
„ 12, 13 venu veoir les mors com en portoit es lis et;
„ 14, 15 cimentire enterrames de nos propres mains Estout le conte de lengres et Salemon et Sanson;
„ 17—19 Borgoignon & berart & bereng'. estormi & Haton & yvoire & berart de nubles et Naymes;
„ 19, 20 ben entor .vi.^{xx} autres;
„ 20, 21 molt autres; reuenimes;
„ 22 turpins remes la molt las & molt agreues;
„ 23 auoie receu en;
„ 23, 24 proia [sic!] .K.; por lamor; auoit eu en moi;
„ 25, 26 trespas se il moroit ains de moi et io li creantoie que io li feroie le mien sauoir;
„ 27—29 li rois le mot en couenent & io turpins remes a viane; qui molt fu afeblis sen parti et en vint atote sa gent a paris. Quant il i fu venus si fu li doels grans de la gent dou pais por lamor de lor amis qui estoient mort en raincuals. Adont as-

Zu S. 67; Fol. 293.

„ 1, 2 sambla ti rois .i. grant; devesques et dautres haus homes a mon seignor;
„ 2—5 „Illuec — Denis" fehlt;
„ 5—7 & mes sires saint pols li apostles et saint Climens li apostoiles lauoient done deuant a mon Seignor .S. denise Iluec aferma .K. que tot cil dou pais fuissent obeissant al pastor del iglise;
„ 7—12 „li roi — France" fehlt;

Z. 12, 13 & tót cil seroient quite de tot seruage qui donroient .iiij.de.a edifier;
„ 13—15 fist .K. par tote France que les sers relaxa de seruage qui volentiers donroient ces den' & en fuissent tot quite. Dont se stut .K. devant;
„ 16, 17 denise et fist proiere por tos ceax qui volentiers donroient ces den' et;
„ 19, 20 La nuit apres vint messires s. denises al roi en dormant se li dist saches tu .K.
„ 21 par ton;
„ 22—28 en raincevals sont sauf et cil qui volentiers douront lor deniers aleglise si com tu as devise sont sauf et sont ia de lor pechies quite. Quant cil Miracles fu reueles de par le roi si aporterent les deniers & par tot estoient;
„ 29, 30 deliure erent; si vint cele costume en cele; qui devant;
„ 30, 31 „fu — Franche“ fehlt;
„ 31 est frans & dist alsi;
„ 32, 33 „Car — signour. Et“ fehlt;
„ 33, 34 Quant .K. ot ce fait issi il sen ala droit;
„ 35 chaude & tempree;

Zu S. 68; Fol. 293.

„ 1 „de“ fehlt; „sainte Marie“ fehlt; auoit comencie;
„ 2 „honnoura“ fehlt; aorna de riches vestimens;
„ 2—4 „coueigneblement — eglise“ fehlt;
„ 4 de la viel loy et de la nouele;
„ 5, 6 altresi qui ioste la Glise;
„ 6, 7 batailles as paiens fist;
„ 9 totes les ars. Ele enseigne;
„ 10 il sont et quel eles sont;
„ 11 letres les sillebes;
„ 12 et quels lieus les sillebes & li diptonge doiuent estre escrites & les dictions.
„ 12, 13 com li liures; le demostrent;
„ 14—16 grin cest en latin grafia cest escripture cest droite escripture.
„ 17 liscor ce quil;
„ 18 Si est ensi come cil qui manie la clef;
„ 19, 20 i a dedens le vaiscel ou cele clef ferme & desferme; „Musique“ fehlt;
„ 21 li seruice deu; bel. Car par cest;
„ 22, 23 orgenent. qui cest art ne seiuent si maine sa uois alsi com;
„ 23, 24 fait corre ligne sans enseigne et sans tenir dont nest pas chans qui est solonc;

Z. 26, 27 les essaumes del sauter en la harpe & en la viele et en la tymbre et en les;
„ 28 furent li; ars si fu;
„ 29, 30 doit mie li; yglise auoir;
„ 31 primes des angles;
„ 31, 32 art a si grant; si grant;
„ 33 „par — escripte“ fehlt;
„ 35 bones oeures qui sont en lame.

Zu S. 69; Fol. 293. 294.

„ 1, 2 conoistre le faus del voir qui dispute ‖ de sens et de parrole;
„ 3 „Par — ars“ fehlt;
„ 4, 5 qui enseigne parler plaine parrole & droiture;
„ 5—7 altant com plente de parrole. apres fu painte geometrie qui dist altant com;
„ 8 art aprant a mesurer hautece de tors par esgart & a mesurer despaces;
„ 9—11 qui ben set cest art il set ben quant pies il a en .i. caup de terre ou quantes lieues il i a en vne;
„ 11 art sorent li;
„ 12 & des autres cites les voies & les cites;
„ 13 de israel;
„ 14, 15 promission & en lonc & en le & en apres;
„ 16 totes ces choses; art il set;
„ 17 pieres il i a;
„ 18 daighe il i a;
„ 20 Apres fu painte astrologie;
„ 20, 21 set con fait;
„ 22 sont et qui auenir sont;
„ 22—24 ben cest art set il set ben se vne grant cose est a faire a quel fin ele devenra ou sil;
„ 24 .ij. homes en .i. camp.;
„ 25 quels dels sera vencus ou li quels vaintera;
„ 26, 27 rome conurent les batailles qui erent auenues en;
„ 28 troi roi herodes conurent;
„ 29, 30 quant il quistrent nre. seignor par lestoile;
„ 30 Cascun des .vij.
„ 31, 32 soi nigromance est encore .i. art ou lon puet;
„ 33, 34 apeles ars des dyables et ses nons le;

Zu S. 70; Fol. 294;

„ 1, 2 noire devinisons ou devinemens et li titeles en est tels quil le tesmoigne ci comence la mors de lame. Ensi furent les sept ars el palais le roi en ordene.

Z. 4 Ne demora pas grannment apres ce que;
„ 5—8 demostra a .K. trois ans devant ce que il morust le signe de sa mort ensi com vos orres ci .vij. iors;
„ 8, 9 escris en la glise a ais effacha par luj meisme. Et li;
„ 11 pons com avoit; Maienche;
„ 12, 13 a faire sor laighe arst tot a par luj meisme .i. ior dascencion & ensi com;
„ 14 lieu en .i. autre;
„ 15, 16 par devant; chai del vne part de son ceual et li resnes quil; chai del autre part. Dont corurent;
„ 17 not pas adonques de;
„ 18—20 tant quil anint que li rois al chief de .iij. ans aprocha al lit de la mort.
„ 21, 22 & quant il se senti al lit de la mort aprocher si li meubra;
„ 22 turpins li arceuesques de rains;
„ 22, 23 sen departi; Adont demanda;
„ 24, 25 morust quil retenist sor samor;
„ 25, 26 noncast turpin larceuesque de rains et cil bonement li;

Zu S. 71; Fol. 294.

„ 1, 2 „Ne demora — morut. Et“ fehlt;
„ 2, 3 que li rois .K. trespassa io turpins ere a;
„ 4, 5 „qui — ainsi“ fehlt;
„ 5, 6 meum. dementres;
„ 6, 7 saume estes vos par deuant moi trespassant vnes compaignies de malignes esperis qui;
„ 8, 9 loheraigne. Jen regardai .i. qui resambloit .i. ethiopiens de noirte;
„ 10 autres lentement; li demandai ou;
„ 11, 12 Ais por .K. si len porterons; dis adont;
„ 13 par nre. seignor ih'u crist;
„ 14 me dies que tu aras fait;
„ 15, 16 moi io remes iluec ma saume disant Jo nel oi mie pardit; repaira;
„ 17, 18 parle. Caues vos fait & ou est .K. Cil respondi & dist;
„ 19—21 teste vint la et mist dales luj tantes despoilles des yglises & de pierres & de mairiens; fondes en espaigne que li ben passerent plus qui li mal ensi;
„ 22, 23 demostre de .K. a turpin;
„ 23, 24 Quinse iors apres la mort .K. vint a viane li messages;
„ 25, 26 comande quil la noncast a turpin le ior de sor [sic!] trespas. Il;
„ 27, 28 leure meisme que turpins auoit vene la; voirs est;

Z. 29—31 sacoucha trespassa del siecle. Quant il ot tote sa droiture receute de sainte yglise al tierc ior a le quinte;

Zu S. 72; Fol. 294.

„ 1 „tout — accompli“ fehlt;
„ 2 a .lxxij.; a .xlvij. ans; regnement;
„ 3 .vii.^{e} ans; nre. seignor ih'u;
„ 4 si trespassa .K. de cest siecle;
„ 4, 5 de perpetueus mors dinfer par;
„ 6—8 fait que sages qui edifie eglises en lonor de deu car il edifie sa propre maison el ciel. Voirs;
„ 9 li arceuesques vesqui apres;
„ 10 trespassa a Viane. ses cors;
„ 11 yglise pres de la cite outre le rosne;
„ 12 fu il troue;
„ 13, 14 tesmoignies dautre escripture;
„ 15 Par qui il;
„ 16 memoire. Issi;
„ 17, 18 apres la mort .K. Qui bons justicieres estoit & rois de france & enperreres de rome par sa grant valor ore est la soie ame par les;
„ 19—21 Avoec deu le pere qui vit et regnera per infinita secula Amen.

Explicit de Charlemajne sans rime.

Zu Heinrich's von Freiberg Schwank vom Schrätel und vom Wasserbären.

Von

Reinhold Bechstein.

Die in der Einleitung zur Ausgabe des Tristan von Heinrich von Freiberg S. XIX kurz aufgestellte Hypothese, dass Heinrich auch der Verfasser der bekannten hübschen Erzählung vom Schrätel und vom Wasserbären sei, ist nicht unbeachtet und auch nicht ohne Zustimmung geblieben. Die erste beiläufige Aeusserung fand ich in Alois Hruschka's Recension von A. Fietz's Ausgabe des Gedichtes vom heiligen Kreuz von Heinrich von Freiberg im Anzeiger f. d. A. 8, (1882) 308 Anmerk. Auch Karl Bartsch gab sein Einverständniss zu erkennen in der sechsten Auflage des ersten Bandes von Koberstein's Grundriss (1884) S. 207. Ein wenig genauer geht Ernst Kraus auf die Frage ein in seinem Aufsatz Ueber Heinrich von Freiberg in der Germania 30 (1885), 15 f. Er gesteht meiner Hypothese einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu, wenn sie auch nicht Gewissheit sei[1])

Hierauf unternahm es einer meiner Schüler, Julius Wiggers, da Kraus für seine Zwecke die Frage nur nebenbei zu berühren brauchte, den eigentlichen Beweis für meine Hypothese anzutreten[2]). Er betrachtet zuerst den Versbau, dann den Reim, weiterhin den Stil, wobei auch der Reimbrechung und des Enjambements gedacht wird, schliesslich die seltenen und charakteristischen Worte. In der Aufzählung solcher

1) Nachtrag bei der Correctur: Auch Wendelin Toischer hat seine Zustimmung angedeutet in der Recension von Kraus' Johann von Michelsberg im Anzeiger 15 (1889), 292, Zeile 20.

2) In der Rostocker Dissertation: Heinrich von Freiberg als Verfasser des Schwankes vom Schrätel und vom Wasserbären. Rostock 1877. 8°. 35 Seiten.

„Worte und Wendungen“ hat sich der Verfasser sehr kurz gefasst. Die Uebereinstimmung zwischen beiden Dichtungen würde noch stärker und einleuchtender hervorgetreten sein, wenn die Citate in ihrem ganzen Wortlaut einander gegenübergestellt worden wären.

Es versteht sich, dass nicht eine einzelne Gleichartigkeit des Ausdruckes beweiskräftig ist, sondern dass alle angeführten Momente in ihrer Gesammtheit beweisen. Dennoch muss einzelnen zum Erweis der Uebereinstimmung beigebrachten Erscheinungen ein besonderes Gewicht zugestanden werden. Dahin ist vor allen der Reim *gevlogen* = *gevlohen* zu rechnen, der sich im Tristan wie im Schrätel findet. Sodann die Deminutiva auf *-el*, die in beiden Dichtungen verhältnissmässig sehr häufig begegnen. Weinhold sagt (mhd. Gr. §. 270) mit Recht, dass diese Deminutiva unter den mitteldeutschen Dichtern eben am häufigsten bei Heinrich von Freiberg vorkommen. In dem kurzen Schwanke (352 Verse) finden wir ausser *schretel*, welches Wort neunmal begegnet, noch fünf Wörter in jener Deminutivform. Das ist eine so grosse Zahl auf kleinem Raume, dass sie schwerlich selbst in einem österreichischen Gedichte erreicht worden dürfte. Wenn O. Glöde in der Besprechung der Dissertation von Wiggers (Litteraturblatt 1889, Nr. 1, S. 7 f.) das Kriterium dieser Deminutiva nicht gelten lassen will, weil sie u. a. auch im Helmbrecht angewandt sind, so möchte ich hier doch meinem jungen Freunde entgegenhalten, dass in dem beträchtlich längeren Helmbrecht (1934 Verse) mit Einschluss des Namens *Helmbrehtel* nur vier *-el*-Formen begegnen.

Im Uebrigen gesteht aber Glöde zu, dass es Wiggers gelungen sei, die Identität der Verfasser beider Gedichte nachzuweisen. Ein Widerspruch ist bis jetzt nicht erfolgt. Ich glaube auch nicht, dass ein solcher möglich ist. Die Bedenken, die Kraus äusserte, sind von Wiggers zu verscheuchen versucht worden.

Ein Beweis, wie der in der Dissertation vorgenommene, kann sich natürlich nur auf auffallende oder versteckte Aehnlichkeiten erstrecken und wird daher immer nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis sein. Insofern muss ich Glöde Recht geben, wenn er das behandelte Thema in jener Recension als nicht dankbar bezeichnet. Dankbarer, weil sicherer, können unter Umständen Athetesen sein. Auf der andern Seite aber wüsste ich nicht, was dankbarer wäre, als die Aufgabe zu lösen, ein namenlos überliefertes Gedicht einem bestimmten und sonst gekannten und anerkannten Verfasser zuzuweisen und so zur Bereicherung der Literaturgeschichte beizutragen.

Was sich aber nicht in der Gegenüberstellung von Aehnlichkeiten ausdrücken lässt, das ist der undefinierbare Stil, der Ton, die indivi-

duelle Art eines Autors. Wie viele Dichtungen unserer hervorragenden Literaturgrössen tragen unverkennbar den Stempel ihres Geistes, wenn wir aber philologisch nachweisen sollten, dass sie wirklich von Goethe, Schiller, Wieland verfasst seien, so dürften wir nicht selten um die Gründe verlegen sein. Das Stilgefühl muss beim Zuweisen wie beim Absprechen auch wirken und entscheiden. Und eben das Stilgefühl möchte ich als der Vater der von Wiggers mit Glück verfochtenen Hypothese allen denen gegenüber in Anspruch nehmen, die sich von der Richtigkeit des Ergebnisses noch nicht völlig überzeugt fühlen sollten. Man präge sich die einzelnen Momente des Beweises ein, lese ein paar Abschnitte von Heinrich's Tristan[1]) und sodann den Schwank, und ich bin überzeugt, dass niemand mehr zweifeln wird.

In dieser Voraussicht habe ich es gewagt, für eben diesen Schwank den Namen Heinrich's von Freiberg als Verfassernamen anzusetzen.

Wenn nun der Schwank vom Schrätel und vom Wasserbären dem Dichter des Tristan angehört, so wird auch der Text des kleinen Gedichtes nach dem des grösseren sich richten müssen. Wackernagel hat in seiner Textmitteilung (Zeitschr. 6, 174 ff.) aus der Heidelberger Hs. 341 „nur augenscheinliche Fehler beseitigt und aus der Ungenauigkeit und den späten und mundartlichen Formen des Schreibers die reinere Hofsprache des dreizehnten Jahrhunderts herzustellen gesucht." Ebenso ist in Wackernagels Lesebuche verfahren; nur hie und da ist Einzelnes geändert. Der Text in Schädel's und Kohlrauschens Elementarbuch ist fast durchaus nach Wackernagel's Herstellung in der Zeitschrift gegeben. V. d. Hagen schreibt das Gedicht ebenfalls in das ältere correcte Mittelhochdeutsch um, schliesst sich aber im Einzelnen genauer an die Ueberlieferung an als Wackernagel. Uebrigens hat v. d. Hagen das Gedicht auch nur nach der Heidelberger Handschrift, nicht auch nach der Koloczaer bearbeitet, wie ich hier einer Angabe in der Einleitung zu Heinrich's Tristan (S. XIX Anmerk.) gegenüber berichtigen will. Denn er gibt die Lesarten nur nach H. Es ist schade, dass Graf Mailáth und Köffinger in ihrer Ausgabe des Koloczaer Codex, der von unserem Schwank allerdings nur 54 Verse enthält, nicht den vollständigen Text, sondern nur eine Auswahl bieten und somit auch das kleine Bruchstück des Schrätels übergangen haben, das für die Kritik doch vielleicht nicht ganz ohne Gewinn sein würde.

Bei einer Revision des Textes nach der Vorlage der Tristan-Ausgabe ergibt sich, dass die nöthigen Umänderungen sich zugleich öfters als Rettungen der handschriftlichen Lesart erweisen. Ist das der Fall,

1) Ich möchte hiezu besonders Abschnitt IV und IX vorschlagen.

dann wird auch ferner erwogen werden müssen, ob nicht auch sonst noch die Handschrift wieder in ihr Recht einzusetzen sei.

Wir betrachten zuerst die allgemeinen Verhältnisse und gehen dann einzelne Verse der Reihe nach durch.

Im Vocalismus kommen zunächst drei dem mitteldeutschen Dialecte Heinrich's entsprechende Erscheinungen in Betracht. Es ist zu schreiben:

1) *ê* (Hs. durchaus *e*) für *æ*: *mêre* 1. *sêze* 48. *stête* 112. *gesêhe* 336.

2) *vor-* für *ver-*: *vorjaget : vorzaget* 205 f. *vortruoc* 218. *vorsweant* 274. 347 u. s. w.

3) *ze* (Hs. wechselnd *zu* und *ze*) für *ze*: *zuhant* 51. 91. 348. *zustæret und zurüttet* 130. *zuzerret* 240. *zulest* (Wackernagel *zuo l.*, Schädel *zel.*) 271 u. s. w.

Ferner ist das hsl. *u* zu bewahren statt *o* in *kumen : benumen* 93 f. *willekumen* 65. *sulchen* 168.

In Heinrich's Sprache hat bereits die im Neuhochdeutschen durchgeführte Vermischung der Präposition *vor* mit acc. und *für* sowie der Adverbien *vor* und *für* bei Verben der Bewegung begonnen; s. meine Anmerkungen zu 3535. 6045. Darum braucht auch das Wort *vor* im Schrätel nicht geändert zu werden: *vor disen hof* 129. *vor sich* 166, wenn es auch später *vür sich* heisst 219. Im Schwanke selbst ist *vor* neben *vür* durch den Text gesichert, was Wackernagel freilich durch eine Aenderung wegschafft:

287 *und vuort in ûz dem hove hin vor* (W. *vür*).
der wirt des hoves stuont vor dem tor (W. *der tür*).

ganz entsprechend den Stellen im Tristan:

5517 *Her Tristan ûz der bürge hin vor*
gienc die richte durch daz tor.

6045 *der wirt des hûses reit her vor*
und stôz selbe zuo daz tor.

Wackernagel's Aenderung ist unrichtig. Der Ofen hat eine Thür, deshalb heisst es auch: 265: *er krôch hin în und sach her vür gar trûric ûz des ovens tür* und ebenso *vür : tür* 283. Dagegen der Hof hat keine Thür, sondern ein Thor.

Im Schrätel wie im Tristan beweisen die Reime, dass der Dichter die Adjectiv- und Adverbialbildungen auf *-lich* mit langem wie mit kurzem Vokal gebraucht. Im Schrätel *grimmeclich* adv.: *sich* 261. *hêrlich* adj.: *glich* 331. *tumplich* adj. : *mich* 143. Danach hat Wackernagel alle Adverbien ausser Reim mit kurzem Vokal angenommen:

güetlich 58. 153. *eislich* 189. 318. *griulich* 201. *nitlich* 208. *grimmiclich* 245. Ich glaube nicht, dass so verfahren werden darf. Die alte Länge muss massgebend bleiben, und nur im Reim kann die Kürze eintreten. Nur dann darf die moderne Erscheinung als die regelmässige betrachtet werden, wenn beweisende Reime in überwiegend grösserer Anzahl vorhanden sind. In der Zeitschrift ist sogar der angenommenen Kürze wegen statt des feststehenden *glich* die Kürze gesetzt: *glich*; ein offenbarer Fehler, der dann im Lesebuch wieder gut gemacht ist.

Ebenso ist in *estrich* 277 die Länge anzunehmen nach Tristan 2757.

Warum Wackernagel gegen die Hs. und ohne Angabe der Lesart *wünnesam* schrieb statt *wunnesam* 44, als verstünde sich dies bei einem mhd. Dichter von selbst, verstehe ich nicht. Heinrich gebraucht *wunne* im Reime mit *sunne*.

Die Aenderung *buttern* statt *puttern* 157 ist unnöthig. Umgekehrt hat Wackernagel den oberdeutschen Laut eingeführt in *bachhus* (Hs. *bakhus*) 167 und *bachoven* (Hs. *bakoven*) 264, wo für das hsl. *k* nach sonstigem Gebrauche *c* zu setzen war.

Das frühere mhd. *h* vor *t* ist nunmehr wieder mit der Hs. in *ch* zu verwandeln: *nicht, dâchte, rechter* u. s. w.

Der Schreiber der Heidelberger Hs., die uns den Schwank überliefert, kennt nach Wackernagel's ausdrücklicher Angabe kein weibliches und neutrales *iu* mehr, sondern statt dessen nur noch *e*. Wenn der Herausgeber hier die Regelung eintreten liess, so erfüllte er eine Forderung, die damals geradezu unabweisbar war. Jetzt können wir für die Zeit wie für den Dialect des Dichters nicht am Endungs- und Flexions-*iu* festhalten und müssen deshalb alle *e* der Hs. wiederherstellen; also *sine* 102. 182. 237. *grôze* 322. 325. *die* fem. sing. 291. *die* neutr. pl. 103 (278). 330.

Auch eine Conjugationsform, *karte, kârte*, verdient bewahrt zu werden. Wenn dies Präteritum im Tristan auch nicht in beweisendem Reime vorkommt, so ist doch das Participium *vorkirt (: art)* 291 gesichert. Von Wortformen sind zwei unangetastet zu lassen: *sân* in *sânzuhant* 51 (W. *sâzehant*) und *sint* conj. 148. 294 (W. *sît*).

In der Metrik sind es zwei Massnahmen Wackernagel's, die nach Heinrich's Tristan nicht mehr Geltung haben können: eine Textänderung und die Unterlassung einer Aenderung.

Als Wackernagel seinen Text veröffentlichte, hegte man noch eine gewaltige Scheu vor den zweisilbigen Senkungen. Um solche wegzuschaffen, wurde das Mittel der Synkope und der Apokope in Anspruch genommen. Zwar bot das Schrätel selbst einige Verse dar, die Wackernagel nicht anzutasten wagte trotz der in ihnen vorkommenden zwei-

silbigen Senkungen (Wiggers S. 12), aber sie hinderten ihn nicht, anderwärts leichter anzubringende Aenderungen vorzunehmen.

Wackernagel schreibt 11: *an adele sinem genôzen*, wo *sine genôzen* eine gefügere, auch sonst noch (z. B. Vers 76) geduldete zweisilbige Senkung dargeboten hätte, oder wo die Schreibung *gnôzen*, die auch in *gnuoc* 160. 180 einen Halt fände, ein anderes Auskunftsmittel gewesen wäre. Ferner 28: *und quâmen ze Tenemarken*, nicht *quâmn* oder *zTenemarken*; 36 *âbent des tages*, nicht *âbnt des t.* oder *âbent 's tages*. Wenn also Wackernagel in diesen Fällen die Ueberlieferung bewahrte, so brauchte er und durfte er auch nicht in folgenden Wörtern die e-Laute im Innern und im Ausgang tilgen: *vüret* (*ir an der hant*) 68. *vüeren* (*und bringen sol*) 81. *wile* (*lac ob der ber*) 253. *raste* (*din* [lies *die*] *kampfmüeden lider*) 278. *gesæhe* [lies *gesêhe*] *sô schæner katzen nie* 336. — Die zweisilbige Senkung ist von W. auch durch eine stärkere Aenderung aus dem Wege geräumt in V. 124: statt *aleine darinne bliben* schreibt W.: *aleine drinne*, während sonst *dar inne* steht 136. 282. Danach hätte W. *alein dar inne* schreiben sollen. Eine öfter wiederkehrende Aenderung ist *siniu lider* statt *siniu* [jetzt mit der Hs. zu lesen *sine*, s. o.] *gelider* 102. 182. 237, zu der aber wohl nicht die Tilgung der zweisilbigen Senkung, sondern die Lesart *lider* in V. 278 den nächsten Anlass gegeben haben mag. Wenn diese auch ein Bild des vom Dichter an den andern Stellen gewählten Wortes geben kann, so haben wir doch kein Recht, so lange uns nur die eine Hs. zu Gebote steht, zu ändern; denn *gelider* ist ebenso gut.

Heinrich hat in alter Weise noch das Fehlen der Senkung aufzuweisen; trotzdem ist bei ihm das Streben nach regelmässiger Abwechselung von Hebung und Senkung ersichtlich. Wenn die Senkung als moderne Erscheinung mit einer alten vollen Wortform zusammenfällt, dann muss sie auch gegen die Schreiberpraxis im innern Verse durchgeführt werden. Der Schreiber der Heidelberger Hs. schreibt immer *bern* (casus obl. von *ber.*). Im Reim ist *beren* und *bern* natürlich einerlei, aber auch der Reim *bern: ern* = *er in* 33 kann für den innern Vers nicht massgebend sein, der nach dem Stile Heinrich's öfters die Zweisilbigkeit des Wortes verlangt. So muss es gegen Wackernagel's Text, der wie die Hs. immer *bern* bietet, *beren* heissen in V. 19. 145. 159. 198. 208. 227. 263. 269 286. Dass zweisilbige Wörter mit kurzer Stammsilbe Hebung und Senkung ausmachen können, ist eine bekannte Thatsache, und auch im Schrätel kommen solche Fälle zu Dutzenden vor. Es kann sich nur um Wörter mit *l* und *r* im Stammauslaut handeln. Sehen wir uns in dieser Hinsicht den Tristan Heinrich's an, so finden wir, dass der Dichter auch solche Wörter mit

ihren Flexionen als zweisilbig behandelt. (Die Hss. stimmen mit dem Dichter überein, weichen aber auch, und namentlich F, manchmal von ihm ab, worüber mein Lesartenverzeichniss in der Germ. 32, 1 ff. Aufschluss gibt.) Einzelne Beispiele sind: *des sâlês* 2757. *eines spilês* 3858. *sînes golens* 5378. *wir suln* 5646 5874. *gevaren in manch lant*, wofür auch stehen könnte *gevaren* = *gevarn in manic lant* 2023. *unerweret* 2217. *vorloren* 2832. 6614. *urberen* 4027 (s. die Anmerk.). Nach dieser Beobachtung war auch im Possessivpronomen *ir* an den flectirten Formen festzuhalten, die ebenfalls und zwar meist zweisilbig erscheinen. Im Schrätel begegnet auch ein Wort mit *r*, welches Wackernagel zuerst nicht synkopirt: *ervâren* (*kân*) 96. Im Lesebuch ist dann freilich *ervarn* geschrieben: gegen die Hs. und gegen die Nothwendigkeit. Nach dem in meiner Heinrich-Ausgabe eingehaltenen Verfahren müsste das zweite *e* in *beren* cursiv gedruckt werden, wie andererseits die *e* in den zweisilbigen Senkungen den Punkt zu erhalten hätten. Nach diesen Erörterungen allgemeiner Art folge eine Besprechung einzelner Stellen zu Gunsten einer richtigen und zugleich schonenden Textherstellung.

V. 3. W.: *dem git dis âventiure.*
Sch.: *dem git dise âventiure.*
v. d. H.: *dem gibet disiu âventiure.*
Hs.: *dem gibet dise aventiure.*

Die Hs. ist zu bewahren. W. nahm Anstoss an den 4 Hebungen bei klingendem Ausgang. Das ist aber, wie auch Wiggers bewiesen hat, im T. wie im Sch gestattet. Im vorliegenden Falle fragt es sich allerdings, ob drei- und vierhebige Verse gebunden werden können, denn der folgende V. 4 ist entschieden dreihebig: *ein lâchên zu stiure.* Im Schrätel finden wir sonst hierfür keinen ganz sicheren Beweis, wohl aber wenigstens ein paarmal im Tristan, was Wiggers nicht berührt hat; z. B. 587:

holâ vuoter, holâ vuoter! (4)
dar nâch ein knappe vruoter (3)
rief lûte und niht lise: (3)
holâ, holâ, kuchenspise. (4)

(die doppelten *holâ* in beiden Hss.).

1811: *sîn an geborne krîe:* (3)
Parmenîe! Parmenîe! (4)

(schwerlich 1812 mit doppeltem Auftact zu lesen).

Die Kürzung *dis* = *disiu, dise* würde erlaubt sein, ebenso *git* = *gibet.* Wenn aber die Aenderungen nicht nothwendig sind, dann haben

wir den Vortheil der vollen Form und des glatten Verses, den Schädel durch die Synkope *git* härter macht.

6. W.: *ob sorge mir die muoze git,*
der ich von rehte (Hs. *sorge*) *ie muoste pflegen.*

V. d. Hagen setzt nach *sorge* in V. 7 in Klammer *nôt?*, nimmt also ebenso wie W. Anstoss an *sorge*. Ich glaube, dass *sorge* stehen bleiben kann; diese spielende Wiederholung des Wortes stimmt auch durchaus zu Heinrich's Stil; vgl. Schrätel 233 ff 267.

15. W.: *sante ein* (Hs. *einen*) *zamen wasserbern.*

Statt dessen ist zu schreiben *sant einen* (nach meinem System in der Tristan-Ausgabe hätte ich zu setzen *sante*). Es kommt sehr oft im T. vor, dass die Praeteritalformen der schwachen Verben in der ersten Senkung stehen und apokopirt werden müssen; s. 466 476. 521. 994. 1767. 2217 u. s. w. Mit der Form *sant* statt *sante* ist zugleich der Vortheil des jambischen Rhythmus verbunden, den Heinrich wie sein Meister Gottfried bevorzugt.

59 W.: *ieslichem der sin ruochte* (Hs. *geruchte*). W. hat ohne Zweifel das *ge-* im Verbum gestrichen, um nicht *gruochte* schreiben zu müssen oder um der zweisilbigen Senkung *ieslichĕm der* zu entgehen; diese würde aber ohne Bedenken sein, wenn er jene oben angeführten duldete. Uebrigens braucht hier gar keine zweisilbige Senkung angenommen zu werden, denn *ieslichem* bietet ein dreisilbiges Wort mit Accent auf der ersten und dritten Silbe. Wir erhielten mit dem hsl. *geruochte* dann einen vierhebigen Vers mit klingendem Ausgang.

113. W.: *ovenbret* (Hs. *ovenbrete*). Metrisch kommt die Aenderung nicht in Betracht. W. wollte wohl die correcte unflectirte Form des neutralen Plurals herstellen. Zu Heinrich's Zeit werden aber diese Plurale schon oft mit *e* versehen nach der Analogie der Masculina, und Heinrich hat auch einen solchen Plural aufzuweisen, sogar im Reime: *gelide* (= *gelider*): *vride* 5235. Also braucht das hsl. *ovenbrete* nicht angetastet zu werden.

140. W.: *turrt irz* (Hs. *turret irz*). *turret* kann ganz gut im doppelten Auftacte stehen und braucht nicht synkopirt zu werden.

160 Die unglückliche Conjectur Wackernagel's ist im Lesebuche wieder getilgt und hat der hsl. Lesart Patz gemacht. S. auch Wiggers S. 13.

172. W.: *sin* (Hs. *sine*) *kost er sôt unde briet.*

Wenn auch *unde* an vorletzter Stelle vor einsilbigem Ausgang meist in voller Form erscheint, ist andererseits auch der Acc. fem. des Personalpronomens meist flectirt; deshalb *sine kost* (auch *koste* möglich) *er sôt*

und briet. (Vgl. T. *sine strâlen er dâ vant* 2137. *sine lust* (Acc.) *dar inne* 3411. *sîne zucht an in begienc* 5815.)

170. W.: *ein fiur er bereite.*

In gleicher Weise hat Wackernagel *fiur* gegen das hs. *fiwer* geschrieben in V. 181, wodurch eine Senkung ausfällt. Aus dem Tristan ersehen wir, dass Heinrich, wie wir es gewohnt sind (Feuer), eine zweisilbige Form gebraucht; s. zu 1794. Ja es begegnet sogar *viure* als Nominativ im Reime mit *crêâtiure*. Danach können jene Stellen im Schrütel geändert und geglättet werden.

273. W.: *und rast diu* (Hs. *raste der*) *kampfmüeden lider.*

Von der Hagen bemerkt zur Lesart *der*: „meint *der* = *diu*“ und schreibt auch *raste diu*. Diese Aenderung macht aber Schwierigkeiten. Denn *raste*, gleichviel ob praet. von *rasten* swv. oder von *resten* swv., kann keinen Acc. bei sich haben. Die Verben sind nur intransitiv, bedeuten nur: ruhen, nicht: ausruhen lassen, erquicken. Entweder ist *der k. l.* Genitiv causae, der aber sonst bei Heinrich nicht begegnet, oder *raste* als Praet. kann nicht richtig sein. Vielleicht *durch raste* wie vorher 38 oder *racte*, reckte, streckte aus, womit allerdings die Aenderung *die k. l.* verbunden sein würde

335. W.: *loufe hin und schouwe sie.*

Hs. *vnde*. V. d. Hagen bemerkt richtig in Bezug auf diese Lesart: „besteht, wenn *louf* für *loufe* gesetzt wird.“ Der zweisilbige Imperativ bei starken Verben ist allerdings zu Heinrich's Zeit schon in Gebrauch, aber immer nur ausnahmsweise. Eine Correctur also wohl angebracht, wenn dadurch die volle Form von *unde* erreicht werden kann. Uebrigens könnte neben *unde* auch *loufe* bestehen bleiben; wir hätten dann die erlaubte zweisilbige Senkung oder die schwebende Betonung zu Anfang des Verses.

336. W.: *dun gesæh sô schœner katzen nie.*
Sch.: *dun gesæhe schœner katzen nie.*
v. d. H.: *dun [en] gesæhe sô schœner katzen nie.*
Hs.: *denen gesche so sch. k. n.*

Wackernagel und v. d. Hagen halten sich an die Hs. Dass es *gesêhe* (*gesêhę sô*) zu heissen hat, ist schon erledigt. Es fragt sich, wie die Aenderung Schädel's, die Tilgung von *sô*, zu beurtheilen ist. Wenn der Positiv stehen soll: „so schöne Katzen“, dann ist allerdings *schœner* nicht unbedenklich. Warum heisst es nicht *schœne*? Soll der Genitiv von *nie* abhängen oder ist es Genitivus partitivus? Schädel fasste *schœner* als Comparativ: schönere Katzen, und hielt *sô* für überflüssig. Leider findet sich im Tristan keine Stelle, die hier Aufschluss geben

könnte. Es wird nichts anderes übrig bleiben, als sich mit Wackernagel an die Hs. zu halten, wenn auch nicht zu leugnen ist, dass Schädel's Auffassung poetischer ist, um so mehr, als schon vorher 330 der Positiv steht: *die sint schœne und wol getân.*

Ist in den vorstehenden Erörterungen an Wackernagel's Text Kritik geübt, so finden sich in diesem auch drei Verbesserungen der Ueberlieferung, eine grammatische und eine Wort-Aenderung sowie eine Conjectur, die durch Heinrich's Tristan unerwartet bestätigt werden.

97. W.: *waz crêatiure* (Hs *creatûren*) *ez sî.*
v. d. H.: *waz krêatiuren ez sî.*

Die Hs. bietet entweder den Genit. pluralis oder einen schwachen Singular. Der Plural kann hier aber, wo es sich nur um ein einzelnes Wesen handelt, nicht in Betracht kommen. Das Wort *crêatiure* ist in der Regel stark, aber die schwache Flexion kommt doch auch vor. Wackernagel's Correctur, die an sich gewagt war, ist doch die richtige. Denn Heinrich gebraucht das Wort stark, wie der Reim beweist: *crêatiure* (dat.): *viure* (nom.) 1793.

307. W.: *sinen pfluoc er dâ gevienc* (Hs. *enpfienc*)

Die Aenderung von *enpfienc*, welches v. d. Hagen beibehält, ist durch den Inhalt geboten: er fasste (wieder) nach seinem Pfluge, er nahm ihn zur Hand. *enpfâhen* kann ja allerdings auch heissen: an sich nehmen, dieser Gebrauch ist aber seltener. Im Tristan wird dagegen *gewâhen* in der Bedeutung von: (körperlich) fassen an zwei Stellen gesetzt: *sînen kolben er gevienc* 5451. 5467, und diese zeigen, dass W. das richtige getroffen hat.

56. W.: *swie ofte im hart* (Hs. *wart*) *unde sûr*
wart (fehlt Hs.) *sîn lîpnar mit nôt.*
v. d. H.: *swie ofte im wart und (vil?) sûre*
sîn lîpnar mit nôt.

Wackernagel's Versetzung von *wart* und die Ergänzung von *hart* ist vortrefflich, aber die letztere doch eigentlich, da er das Gedicht für ein hochdeutsches gehalten und danach auch behandelt hat, ein Fehler; denn *hart* ist als Adjectivum nicht hochdeutsch, sondern mitteldeutsch und niederdeutsch. Das Adj. ist bekanntlich *herte* W. hat aber auch hier das richtige getroffen; denn Heinrich bietet neben *herte* auch *hart*, sogar im Reime: *sô grimmeclîchen hart : wart* 2213.

Diese Bemerkungen zum Schwank vom Schrätel und vom Wasserbären sollen zunächst eine Ergänzung zur Dissertation von Wiggers bieten und sind in sofern theoretisch-wissenschaftlicher Natur. Sie haben aber zugleich auch einen praktischen Zweck im Auge. Denn es kann

nicht fehlen, dass diese wirklich hübsche Erzählung auch fernerhin in Lesebüchern aufgenommen oder wiederholt wird. Da sollten den Herausgebern, vorausgesetzt, dass diese ihre Aufgabe ernst nehmen und nicht blose Nachdrucker sind, für den Text, der nicht mehr in seiner bisherigen Gestalt verbleiben kann, Fingerzeige gegeben werden. Auch ist zu hoffen, dass über kurz oder lang in der Bibliothek der mittelhochdeutschen Litteratur in Böhmen auch die sämmtlichen Werke Heinrich's von Freiberg, also der Tristan, das Gedicht vom heiligen Kreuz und der Schwank an die Reihe kommen werden. Der Herausgeber wird naturgemäss nach einer einheitlichen Textgestalt zu streben haben. Auch ihm mögen diese Auseinandersetzungen eine Anregung sein und einen Anhalt gewähren.

Rostock, Pfingsten 1889.

Ein Kapitel aus der Grammatik der deutschen Urkunden.

Von

O. Brenner.

Die älteren deutschen Urkunden als ganz getreue Abbilder der Mundarten zu betrachten wäre sicherlich verkehrt. Aber sie sind immer noch das beste Mittel, um für die Entwicklung der Volkssprache örtliche und zeitliche Begrenzungen zu finden. Bei umsichtiger und planvoller Benützung geben sie sogar viel mehr, als sich auf den ersten Blick vermuten lässt, oft genug so ziemlich Alles, was ein nicht allzu unbescheidener Forscher zu wissen verlangen kann. Leider beginnen die deutschen Urkunden erst lange nach der klassischen Zeit in grösserer Zahl aufzutreten, seit den siebziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts, und bieten deshalb eine Sprachform, die von den Meisten (ganz mit Unrecht) nicht einmal für rechtes Mittelhochdeutsch gehalten wird. Genauere Angaben über diese Periode fehlen den mittelhochdeutschen Grammatiken in der Regel ganz; auch bei Weinhold finden sich nur Umrisse, so viel Material auch von ihm verarbeitet wurde. Er hat den ersten kühnen Wurf gethan und Jeder, der sich in die ältere Sprache einleben will, wird ihm dafür von Herzen dankbar sein. Aber die jüngere Generation hat noch genug Arbeit übrig behalten. Um einen festen Boden für die Durchforschung des bairischen Dialektes zu gewinnen habe ich begonnen, die Urkunden der Stadt München von den ältesten anfangend sprachlich zu untersuchen und lege im Folgenden die erste Frucht dieser Untersuchung vor.

Die älteste in und für München ausgestellte Urkunde, die mir bekannt ist, geht bis 1239 zurück, die älteste d e u t s c h e ist im Jahre 1284 vom Techant von St. Peter ausgestellt; im folgenden Jahrzehnt werden die deutschen Dokumente allmählich häufiger, im 14. Jahrhundert treten sie uns in grosser Zahl entgegen. Es erhebt sich nun die Frage:

dürfen diese Urkunden als Münchner Sprachdenkmäler gelten und darf man um d. J. 1300 schon von einer Münchener Mundart sprechen? endlich: hat diese Mundart ihren Ausdruck in den Urkunden gefunden? München begann erst von 1175 ab ein grösserer Ort zu werden; scheint aber von da ab rasch an Umfang und Bedeutung zugenommen zu haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass zu den Alteingesessenen und den Zuzüglern aus den schon seit Jahrhunderten bestehenden Ortschaften der nächsten Umgebung auch aus entfernteren Gegenden: aus Baiern wie aus Schwaben (die schwäbische Grenze ist nicht gar weit von M) neue Bürger in die junge Stadt kamen. In der Sprache Spuren der Mischung nachzuweisen dürfte aber kaum gelingen. Jedenfalls hat die Münchner Bevölkerung die neuen Sprachänderungen als eine Einheit gemeinsam über sich ergehen lassen, ich meine die Diphthongierung von *ī, ū, iu*. Je weiter wir in der Zeit herabsteigen, desto entschiedener dürfen wir eine einheitliche Münchner Mundart annehmen, bis in unserem Jahrhundert durch die schnelle Vergrösserung der Stadt die Einheit und Eigenart mehr und mehr erschüttert wurde. Uebrigens kommt es mir nicht so sehr darauf an, die Münchener Mundart von den übrigen bairischen zu scheiden, als an ihr den bairischen Dialekt zu beobachten, nicht als einen abstrakten, aus der Vielheit gewonnenen Begriff, sondern als konkrete Erscheinung

Bieten die Urkunden aber wirklich gerade die Münchener Umgangssprache? Sind sie nicht Beispiele für eine in weitem Kreise vorhandene bairische oder oberdeutsche Schrift- oder Geschäftssprache? Ist ihr Deutsch nicht die Sprache des Hofes? oder hat es sich nicht an die Kanzleisprache des Kaisers, der Freisinger Bischöfe angeschlossen? Diesen Fragen gegenüber ist natürlich zuzugestehen, dass eine gewisse Beeinflussung von aussen stattgefunden hat. Schon in der Zeit der Alleinherrschaft der lateinischen Urkunden ist die Orthographie für die deutschen Namen einigermassen fest Die Verwendung z. B. von *Ch-* für *Kh-*, die Verbindungen *ů, ů, iu*, das *w*, all das kann nicht aller Orten, wo es sich findet, autochthon sein. Der eine Schreiber hat aus deutschen Büchern, der andere aus Urkunden bewusst oder unbewusst seine Orthographie regeln lernen. Das gleiche gilt von formelhaften deutschen Wendungen, die oft auf weiten Gebieten ganz übereinstimmend gebraucht werden; ich erinnere nur an das häufige *schierst chom en)t*, an die deutschen Titulaturen u dgl. m. Aber diese Beeinflussungen der äusseren Urkundenform geht lange nicht so tief, als die sprachlichen Einwirkungen, die sich ganz unabhängig von der Schrift vollziehen und von Niemand als Trübungen der reinen Mundart aufgefasst werden; ich meine den Umlaut, die neuen Diphthonge u. Ä.

Die ältesten Münchner Urkunden sind jedenfalls nicht stark von Aussen her beeinflusst. Von einer Blüte deutscher Literatur in München und seiner Umgebung ist uns aus der Zeit um 1260 nichts bekannt. Der Münchner Herzog Ludwig (erst nach 1255 gab es einen Hof zu M.) gebrauchte wohl etwa seit 1285 in politischen Schriften die deutsche Sprache, nicht aber in Urkunden für München, für Klöster oder Privatleute[1]). Als Rudolf 1294 zur Regierung kam, hatte man schon ein Jahrzehnt hier deutsche „Briefe" zu schreiben sich gewöhnt. Rudolf allerdings liess vielfach deutsch schreiben. Auch der Freisinger Bischof bequemte sich erst spät zum Deutschen[2]). In Oesterreich werden schon von 1274 ab, besonders in den Freisingischen Teilen, deutsche Urkunden häufig, aber sie sind doch wohl für München ohne Bedeutung gewesen. Anders die aus der kaiserlichen Kanzlei für Baiern erlassenen Schriften wie der Sühnevertrag von 1281 und der Landfriede vom gleichen Jahr. In letzterem heisst es §. 50 „*Ez ensol dhein richtær an dheinem geriht sitzen, er hab den fridbrief bi im dertsch geschriben*[3]) Mir ist nicht bekannt, dass mehrere Abschriften des „fridbriefes" erhalten wären. Sicher ist, dass er auf die Münchner Schreiber keinen Einfluss hatte. Am ehesten wäre wohl Nachahmung der Orthographie zu erwarten, aber gerade in ihr stehen die Münchner wie von den oben benannten Gruppen, so auch von den Kaiserurkunden ab. Man hatte hier nicht erst das Studium auswärtiger Schriftstücke nötig, um deutsch schreiben zu können. Das gilt für Oberbaiern wohl noch früher. Zu der Zeit, wo deutsche Urkunden noch fast unerhört waren, unterschreibt sich bei einem lateinischen Testament vom J. 1249 ein nobilis vir Gebehardus de Tolnze hinter einer Reihe lateinischer Unterschriften: *Ich Gebehart von Tolnze was an dem geschaeft vnd bins ouch gezuk*[4]). Er wird wohl für diesen Satz nicht Worte und Buchstaben nach fremdem Muster gesetzt haben.

Die letzte Frage, haben sich die Münchner Schreiber genau an die Volkssprache gehalten, oder ein „gemeines Deutsch" angestrebt? lässt sich noch nicht mit Schärfe entscheiden. Für ganz private und lokale

---

1) Das 1293 erlassene Brauverbot ist von Ludwig von Oberbaiern und Heinrich von Niederbaiern gemeinschaftlich, und zwar in Regensburg ausgefertigt.

2) Vereinzelt steht die zu „Taezzen an der Sawe" 1283 von Bischof Emicho ausgestellte Urkunde da.

3) Quellen und Erörterungen zur bayer. und deutsch. Gesch. V S. 347.

4) Fontes rer. Austr. II, 31 S. 152. Ungefähr um die gleiche Zeit wird das älteste bairische Urbarium in deutscher Sprache zusammengestellt worden sein (Mon. Boic. XXXVI).

Angelegenheiten waren Schriftstücke in der Mundart völlig genügend, und es spricht gar Manches dafür, dass die ältesten städtischen Urkunden wirklich grob mundartlich abgefasst sind, da sie wie erwähnt von allen nahe liegenden Gruppen schon in der äusseren Form, der Orthographie, ziemlich abweichen. Umgekehrt werden kleinere oberbairische Städte sich an München angelehnt haben; darüber einmal an anderer Stelle.

Es erübrigt noch die nähere Begränzung des Begriffes „Münchner Urkunden". Ich verstehe darunter die vom Rat oder von Privaten und Korporationen in und für München ausgestellten, und schliesse auch die aus der nächsten Umgebung (Sentling, Baierbrunn) ein, soweit sie klar und deutlich sich an die eigentlichen Münchner Stücke anlehnen. Dagegen werden nur mit Vorsicht die Uu. beigezogen, welche mit dem Klarakloster am Anger zusammenhängen, denn diese zeigen unter den ersten Aebtissinen ganz entschieden archaistische Neigungen, die wiederum auf das Streben nach Verständlichkeit zurückzuführen sind; das Kloster stund vielfach mit Auswärtigen in Verbindung. Auch die Orthographie ist in den eigentlichen Klosterbriefen meist etwas farblos, ungenau, was eben damit zusammenhängen mag. — Ferner schöpfe ich auch aus den herzoglichen Schriften nicht Material zur Darstellung des Münchner Sprachstandes, sondern nur zur Beleuchtung des anderweitig gewonnenen Ich bin hiebei vielleicht zu ängstlich gewesen; aber ich glaube nur hiedurch einen sicheren Grund legen zu können.

Die Ausgaben der MU. in den Monumenta Boica voll. XVIII—XXI und XXXV, 2, in Meichelbecks Histor. Frising. II, bei Bergmann, Beurkundete Geschichte der .... Stadt München, Mch. 1783 lassen an Genauigkeit sehr viel zu wünschen übrig. Ich konnte aber dank der Zuvorkommenheit des hiesigen Reichsarchives die Originalien benützen. Dazu kommen die im Besitz des histor. Vereines für Oberbaiern befindlichen (lateinischen) Stadtkammerrechnungen (von 1316 ab), die ich in meiner Wohnung excerpieren durfte Das reiche Material des Stadtarchives ist mir dagegen bis zur Stunde noch nicht zugänglich. Von gedruckten Quellen kommt das Münchener Stadtrecht von Auer nicht in Betracht, wohl aber als sehr schätzbares Hülfsmittel die Ausgabe einiger altbairischen Stadtrechte von Archivrat Dr. Häutle (Oberbair. Archiv XLV, 1889, mir durch die Güte des Herrn Herausgebers in einem Separatdruck zur Verfügung), die Wittelsbacher Urkunden in den Quellen und Erörterungen V und VI, die Fontes rer. Austriacarum II.

Nur als erster Versuch soll hier ein Teil der Lautlehre der Münchner Urkunden bis zur Schöpfung des Stadtrechtes, also etwa

bis 1335[1]) dargestellt werden, und zwar nur ein kleiner Teil, der aber für die künftige Darstellung der mittelhochdeutschen Grammatik nicht ohne Belang sein dürfte: den Umlaut von *a*.

Umlaut des *ā*.

Der regelmässige Umlaut ist *e*. Beispiele dafür sind unnötig; die Urkunden zeigen den Stand der aus der Literatur bekannt ist. Mangel des Umlautes ist selten. Von den unumgelauteten Genetiven und Dativen von *stat*, *-schaft* (doch häufig auch *-schefte*) sehe ich ab, da hier nicht der Umlaut unterblieb, sondern ein Ausgleich der Kasus stattfand; auch *allir* statt *ellir* (letzteres z. B.[2]) 1302* u. öfter), auch *winnahtage* 1315*, *winahten* 1325*, *all naht* 133?* werden so, nicht als Archaismen zu erklären sein, denn *ht* hindert den Umlaut in Oberbaiern sonst nicht, wie *gestûht* Tegernsee 1297*, *eht* = 8 in München selbst 1328*, *maht* = posset ebd. zeigen, von *ā* vor *ht* ganz zu geschweigen; ebenso muss wohl (*man*) *behalt* 1328* der Analogie seine Form danken, denn z. B. *elter* zu *alt* ist ganz allgemein bis auf den heutigen Tag. Bei *haller* 1307* u. öfter (= Heller), *trager* 133?* *wahter* 1329*, *pfantung* 1332*, 1334* u. ö, *samnung* 1318* u. ö., *gegenwertigen* 1307*, *Abtessin* (gewöhnliche Form) könnte man Anlehnung an die Grundworte vermuten, aber Umlaut musste wohl hier gar nicht eintreten, da man an späte Anfügung des Suffixes oder Formen ohne *i* (*gagan*, *sumanung* usw.) denken kann. *Abtessin* kann übrigens wie *Martein* 1306*, 8*, 9* u. ö. durch die lateinische Namensform gestützt worden sein. Ich bemerke schliesslich, dass wir hier wirklich unumgelautete Formen, nicht Schreibfehler vor uns haben; dass *a* statt *æ* geschrieben worden sei ist ganz unwahrscheinlich, *a* statt *ā* wäre leicht denkbar, aber von allen Urkunden, die oben beigezogen wurden, hat nur 1332* *ā*, und gerade hier ist *sāmenung* und *ellin* geschrieben, *pfantung* aber, dem das e hier fehlt ist auch sonst gewöhnlich in der unumgelauteten Form belegt. Auch die Quellen aus Münchens Nachbarschaft zeugen nämlich für richtige Schreibung in den MU. Im Stadtrecht von Burghausen v. J. 1307 (S. 17 ff bei Häutle) finden sich unter den fünf unumgelauteten *a*-Stämmen gerade *weihnahten*, *wahter* und *pfantēng* (ausserdem *chlager*, *wolslaher*), im Landauer Stadtrecht von 1304 (S. 64 ff. bei Häutle) unter den dreien *pfantunge* und *gagenwurtig* (ausser-

1) In den folgenden Jahren, die ich hier nicht ganz unberücksichtigt lassen kann, tritt eine eigentümliche Aenderung der Orthographie ein.

2) Ein * an der Zahl gibt an, dass mir die Urk. im Original vorgelegen hat.

dem *chlager*). Aus naheliegenden Urkunden sind mir zur Hand *zekagen* 1294* (Freising), *Martin* 1297* (Tegernsee), *allin* 1302* (Egling?). In jüngerer Zeit begegnen uns so ziemlich alle obigen Ausnahmen wieder und in der Gegenwart haben die im Volksmund überhaupt erhaltenen Formen *à* (*å*), also unumgelautetes *a*, und ist ihre Zahl sicher vergrössert, auch *du fårst*, älter *verst*, *er trägt* usw.; nur *gagen* scheint verschwunden und ist durch *gegen* (was wohl auch schon von jeher in Baiern gebraucht war?) ersetzt.

Zahlreicher als die unumgelauteten Wörter sind die **halbumgelauteten**, d. h. diejenigen, welche *æ*, *ae*, *ę*, *å* statt *e* zeigen. Einzelne Beispiele gehen weit zurück; in lateinischen Münchner Urkunden: 1239* *Hærtuuicus*, 1248* *Mæhthilde*, aus der Umgebung 1222* *Ismæning*, 1230* *Hærtwich*, 1259* *Fræsking*. Aus den deutschen Schriftstücken von München und der nächsten Umgebung habe ich zusammengebracht: *gæntzlich* (in verschiedener Schreibung) 1288*, 1309*, 15*, 18*, 25*, 28*, 34*, 37* usf., *schæfel* 1307*, *torwærtel* 1296*, *gæzzelin* 1315*, *Sæmæning* 1332*, *ællev* 1337*, *Hærtlin'us* 1316*, 1336* ö., *Naegel* 1336*, *Naeglinus* 1329*, 1336*, *Chaetzlin* o. 1316*, *Chnaebel* 1337*, *Haechinger* 1333*, *Ismæning* 1326*, *Stäpfel* 1338*, *Kärinthiam* 1337*, *Prântel* 1333*, *Prântlin* 1338*, (*prâninger* 1332*?), *Echkhärtin* 1332*, *Hartmænn* 1332*, *Lantwini* 1337*, *Mæhtilde* 1306* u. ö., *læntershouen* 1288*, *Hæring* 1291*, 95*, 1332* u. ö., *geschæft* 1318* u. ö., *mænsch* 1328*, *Mæhfetrain* 1328* u. ö., *schaefler* 1330*, *praenner* 1333*[1]), *er ævert* 1328*, *fræueleichen* 1328*, *mænklich* 1337*, *Hæmerlins* 1337*, *geschæft* 1318* u. ö., *geflæcht*, *ækker* 1316*, *Saechsenhauser* 1316* u. ö., *hærnischer* 1333*.

Man wird bei der Musterung dieser Schaar leicht entdecken, dass einzelne Gruppen besonders häufig sind: *æn*, *ær*, *æh*. Aber *n*, *r*, *h* sind gewiss nicht schuld, dass hier *æ* für *e* steht; denn an anderen Stellen findet sich *e* (oder *a*) trotz *n*, *r*, *h*. In der näheren und weiteren (bairischen) Umgebung Münchens und in der herzoglichen Kanzlei finden wir die gleichen oder zur gleichen Gruppe gehörigen Worte wieder, so vor allem *gænzlich* 1278 in Wildon (Steyermark), 1293* und 1294* in Regensburg, 1304 in Oberwels, 1317*, 23* in Ingolstadt, *ækker* 1307 in Burghausen, 1304 Landau, 1335* in Ingolstadt, *torwærtel* 1296* Dachau, *geslæht* 1297* Tegernsee, *geschæft* 1294 herzogl. Münch., Regensb., *vrævel* und *fræuelichen* 12.94 Herz. Mch., Burghausen 1307, *æchten* roţ 8 Regensb 1293; dazu *pfærd* (*pfærift* usw.) 1293, 1294 Regensb., 1297* Tegernsee, 1323* Ingolst., *sætze* 1293, 94 Regensb., 1307 Burghausen, 1294 herzogl. Münch., *æhsen*. *plaetze*, *gærten* Burghausen 1307, *jæger*

1) Wohl hieher gehörig, vgl die Münchner *Prännerstrasse*.

Regensb. 1294, *mærchten* Regensb. 1293, 94, *æpt* (plur.) 1294 Herz. Mch. usw. Die Belege wären noch ungleich häufiger, wenn nicht in vielen, zumal österreichischen Urkunden *e* und *æ* in der Schrift zusammenfielen. Auch in Schwaben[1]) lassen sich *æ* für *e* nachweisen, so z. B. 1280 in Augsburg *mænteln* (plur.), 1282 *wægen*, *hæfenen* (plur.), ebenso in Franken.

Paul schreibt in seiner Mhd. Gramm.[3] S. 20 „In diesen Fällen [wo umlautbindernde Konsonanten auf *a* folgen] ist auch die Entwicklung teilweise nur bis zu offenem *e* gelangt; so regelmässig vor *ht* . . . . Daher auch Schreibungen wie *gestæhte*, *æhte* . . .“ Dass auf irgend einem Gebiet *æ* der regelmässige Ausdruck des unvollständigen Umlautes ist, hat Paul nicht beachtet; dass auch vor anderen Konsonanten als *h* und auch wo im Ahd. keine Schwankung stattfand, *æ* sich regelmässig findet, erwähnt er gleichfalls an der Stelle nicht. Ich glaube wir müssen zur Erklärung der *æ* (offenen *e*) alle Fälle benützen und Rücksicht auf die gegenwärtige Sprache nehmen. K. Luick hat in seiner verdienstlichen Abhandlung „Die Qualität der mittelhochdeutschen ĕ nach den lebenden Dialekten“ in Paul-Braunes Beitr. XI, 497 unsere *æ* und deren Fortsetzung in der Gegenwart übersehen und einfach vom „Bewahren des ursprünglichen Lautes“ gesprochen; aber die ahd. *a* vor *i* sind im Bairischen auf dreierlei Weise vertreten: durch *á* (helles *a*, etwa wie in *erbarmen*), durch *e* (geschlossen, in Dialektproben durch *ẽ* wiedergegeben) und durch *à* (*å*, stark gerundet) Das *à* erscheint z. B. in *fàrst*, *trágst*, *wäscht* s. oben. Die beiden Umlaute sind in ihrer Verwendung fast ganz scharf geschieden. Wir können *e* als den historischen, *á* als den funktionierenden oder potenten oder Zweckumlaut bezeichnen. So hat man zu *sàtz: setzen*, *g'setz* und *g'sätzl*, zu *schlàg* pl. *schleg*, *schlegel* aber Domin. *schlágl*; ebenso *hanga*, *henka*, aber *hång(r)l* usw. Ein Münchner würde unzweifelhaft zu einem Fremdwort mit *à* das Deminutiv mit *á* bilden, wie er zu dem neueingeführten *màrk*[2]) sich *márkl* gebildet hat. Schmeller gibt Mundart. Bay. S. 35 die Wortgruppen an, die jetzt in Oberbayern *á* zu haben pflegen. Wir finden fast alle in der obigen Liste aus der Zeit um 1300 wieder: Wörter auf *-el* oder *lein*[3]) (Deminutiva und andere?), andere Derivate

1) Ich verzichte hier auf eingehende Berücksichtigung der Nachbardialekte und verweise auf die Abhandl. von A. Heusler „Zur Lautform des Alemannischen“, Germ. 34 (1889) S. 112 ff.

2) Freilich ist auch márk zu hören, wie überhaupt Fremdworte gerne á haben; s. Schmeller a. a. O.

3) Sie werden als gleich betrachtet; in den lateinischen Stadtkammerrech-

(in alter Zeit besonders mit *-er* = *-ær*, *ing*, *isch*, *lich*, Kollective mit *ge-*, Verba mit *-ern*, Plurale, endlich einzelne (anscheinende) Primitiva. Dass diese Gruppen nicht mit zwingender Gesetzmässigkeit die Wörter gestalteten zeigen vor allem Namen wie *Ezzel*, *Sterzil*, die heute noch als *Essel* und *Sterzel* in München vorkommen und viele Plurale, die noch *e* aufweisen, auch bei den Worten auf *er* wechseln die Vokale. Aber fast alle oben aufgezählten Formen aus München und Umgebung lassen sich durch Anschluss an diese Gruppen erklären. Es bleiben nur noch folgende: *mænsch*, das in dieser Schreibung mir bis jetzt nur aus einer Urkunde bekannt ist, die aber daneben auch *menschen* bietet; jetzt heisst das Wort *mensch*; *Hærtwich* (wofür sonst auch *Hertwich*) könnte etwa von *Hårtel* beeinflusst sein, die jetzige Aussprache schwankt; *Mæhthild* heisst jetzt *Mátilt*, hat also sein *æ* mit Recht. Vielleicht darf man auch bei *geschæft* und *geslæht* nicht Beeinflussung durch die Gruppe der subst. act. mit *ge-* annehmen; *ervæhlich* kann ja wohl durch die Adjektiva auf *-lich* angezogen sein, aber *ervæuel*, was, wenn auch nicht in München, so doch in Oberbaiern belegt ist, steht, wenn wir nicht die Silbe *-el* als Vermittlerin betrachten wollen, ausserhalb der Gruppen.

Lässt sich nun vielleicht für die Gruppen wie für die einzelnen Wörter eine gemeinsame Erklärung finden? Ich glaube ja.

Die allermeisten der obigen Wörter sind in ihren etymologischen Beziehungen sofort klar und stellen sich zu einer kleineren oder grösseren Sippe unumgelauteter Formen. Wie später nachweisbar geschah, so wird wohl auch in alter Zeit in der Umgangssprache der lautgesetzlich eindringende Umlaut oft durch Anlehnung an die Grundformen wieder beseitigt worden sein. Schliesslich machte sich aber bei Formen wie *schafil* dennoch das *i* geltend und der neue Umlaut wandelte *a* nunmehr in *æ*. Es ist dieser spätere Umlaut vielleicht gleichzeitig mit dem von *ā* in *ǣ*, der sich ergebende Laut ist wenigstens qualitativ der gleiche; wenn wir der Schrift glauben wollen von Anfang an, sicher jetzt in der Mundart. Man wird vielleicht einwenden, dass die weite Verbreitung eines so verwickelten Vorganges nicht wahrscheinlich sei; aber der Vorgang ist ein ganz natürlicher und in seinen Anfängen nicht auffälliger, als etwa das Fehlen des Umlautes in den ags. Optativen der starken Praeterita; sodann ist derselbe durchaus nicht auf dem ganzen bairischen Gebiet ganz gleichmässig nach der Schablone erfolgt. Schmeller führt genug Beispiele dafür an, dass die eine Mundart *e* hat, wo die andere *æ* oder gar *a* hat. Ich will hier nur auf ein Wort auf-

---

nungen steht dicht hinter einander *Naegel* und *Naeglinus*, *Chnaebel* und *Chnaeblinus* usw.

merksam machen, das Wort *Wächter* erscheint im Bairischen als *Wâhter*, *Wâhter* und *Wehter* (*wöchter*). So wird uns auch *Mæhtild* verständlich: (wohl nicht durch Anlehnung an *maht-*, sondern) durch die lateinische Form *Mahtildis* fristete sich das *a*; bei *hæring* mag die Nebenform *harung* dasselbe geleistet haben, *sæmenung* ist durch *samanung*, *æbtessin* durch *abatissa* usw. zu erklären. Gleichzeitig mit dem jüngeren Umlaut der wiedergekehrten *ă* und dem der *ā* wären aber auch die noch unberührten *a* vor *ht* ergriffen worden, sind endlich auch die überspringenden Umlaute erfolgt. An letzteren muss ich, trotz Pauls „so dass es den Anschein hat usw." a. a. O. S. 21, festhalten. Sie erklären uns auch *frœuel*, *mœnklich* und die umgelauteten Wörter auf *-ær* (*er*), *æhte*, *pfært* u. aa. An die lautgesetzlich entwickelten Formen schlossen sich gruppenweise andere an, so die Plurale wie *ækker*, *æpl*, *gærtten* usw., so Diminutive in *-l*, Personennamen und Berufsnamen in *-er*, die kühnsten der letzteren sind wohl *hærnischer* und *Sachsenhausær!* Bei den Anschlüssen mag allerdings eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen *h*, *r*, *n* einerseits und *æ* andererseits mitgewirkt haben, und war die Zugkraft der einen Gruppe stärker als die der andern; so haben die Deminutive in der Folgezeit entschieden strenger das *á* statt *e* als die Plurale, die jetzt fast immer *e* zeigen.

Es fragt sich, wie das alte *æ* (wofür im vorigen Jahrhundert noch *ä* geschrieben wurde)[1], gesprochen wurde. Paul nimmt an, dass es, weil auf *ë* reimend, diesem gleich oder noch offener gewesen sei. Ich möchte mich für letzteres entscheiden, soweit Oberbaiern in Betracht kommt. Allerdings findet sich vereinzelt auch æ für *ë* *sælb*, *hælfen*, *bærgen* z. B. 1294 München, aber diess beweist nur die Aehnlichkeit, während die säuberliche Trennung von *ë* und *æ* auch da wo die Schreibung mit *æ* keine etymologische sein will, auf leicht wahrnehmbaren Unterschied hindeutet. Leider bietet auch die sonst lehrreiche, interressante Urkunde des Chunrat von Baierbrunn vom J. 1328* (ungenügend abgedruckt Mon. Boic XVIII S 122 ff.) nicht genügendes Material zur Entscheidung. Der Schreiber bezeichnete die langen *a* mit *å*, die kurzen stehen unbezeichnet; ° kann hier nicht blosses Längezeichen sein, da hiefür sonst ' gebraucht ist *chlôster*, *genôzen*, und auch beim Diphthong *au* *å* steht. Das kurze *ă* ist jetzt auch gerundet. Es fragt sich nun sehr, ob die Bezeichnung *å* als Gegensatz zu *a* oder *ă* gewählt wurde. Kurzes *æ* kommt in der Urkunde nicht vor, statt des

1) S. Aug. Hartmann, Weihnachtlied und Weihnachtspiel in Oberbayern. Münch. 1875. S. 1. Ueber die alemannischen æ s. Heusler a. a. O.

langen aber zweimal — *e*: *jerzit*, *stete*. Sollte in *allier*, *abtehfinne* in der gleichen U. *a* das helle *ä*, also *æ* bezeichnen? Von 1337 ab beginnt in München ein neues Orthographiesystem sich geltend zu machen. In ihm ist *a* und *â*, *æ* und *ê*, *e* und *ê* unterschieden; für *æ* Beispiele von 1337*: *æller*, *æbbtiſſin*, *gæntzlich*, *mænchlich*, (*nahſten*), für *ê* *anſprêch*, *tâten*, *ſtât*; auch hier, wo der Schreiber augenscheinlich auf Genauigkeit Wert legte, ist *e* und *ê* von *æ* scharf getrennt: *sehent*, *lesent*, *iehen*, *felb* stellen sich im *e*-Vokal zu *erben*, *-ſchefft* usw.

Das kurze Kapitel über den Umlaut des *â* hat gezeigt, dass die alten Münchner Urkunden im ganzen genommen auf dem Lautgebiet nicht ein künstliches Produkt darstellen, sondern ganz auf dem Boden der Volkssprache erwachsen sind. Ein besonderer Vorzug derselben ist ausserdem die grosse Genauigkeit in der Vokalbezeichnung; gerade der Umlaut, auch der von u, o, au lässt sich hier besser beobachten als in den meisten Handschriften mhd. Dichtungen. Freilich bedarf es der Sichtung des reichen Materiales.

München, Juni 1889.

[Nachschrift. Auch der Straubinger Landfriede von 1246, im Original verloren, verlangt, dass der Richter ein deutsches Exemplar des Friedens bei sich führe. Ein weiterer Beweis dafür, dass man schon zur Zeit der vermeinten Alleinherrschaft lateinischer Urkunden an deutsche Geschäftssprache ausserhalb der literarischen Kreise gewöhnt war. Von Beeinflussung der Münchener Schreiber um 1280 durch diesen Landfrieden kann natürlich keine Rede sein |

Die Nachahmung spanischer Komödien in England unter den ersten Stuarts.

Von

A. L. Stiefel.

Ueber den Einfluss des spanischen Dramas auf das englische im 16. und 17. Jahrhundert gehen die Ansichten sehr auseinander. Während M. Rapp[1]) überall und beispielsweise schon in Shaksp.'s Jugendarbeit „The Two Gentlemen of V." spanische Komödien wittert, stellt Ticknor[2]) jeden Einfluss in Abrede. Andere nehmen eine vermittelnde Stellung ein. Coleridge[3]) z. B. findet den spanischen Einfluss bei den Stücken Beaumont und Fletcher's. Schack[4]) glaubt zwar an eine frühe Einwirkung der iberischen Dramatiker, meint jedoch, dass sich dieselbe vor Karl II., „unter den vorhandenen oder bisher aufgefundenen Dramen nicht nachweisen lasse"; „die hier und da vorkommenden Beispiele von Uebereinstimmung" seien auf gemeinsame novellistische oder andere nicht dramatische Quellen zurückzuführen. Alle diese Anschauungen bedürfen der Richtigstellung, die ich im Folgenden versuche.

Thatsache ist, dass bisher für kein englisches Stück vor der Restauration ein bestimmtes spanisches Drama als Quelle bezeichnet worden ist. Ein Einfluss spanischer Dramen im 16. Jahrhundert und im ersten Dezennium des 17. hat meines Erachtens nicht stattgefunden und zwar nicht nur in England, sondern auch in den übrigen Ländern. Die italienischen Stücke, die man dagegen namhaft machen

1) Studien über das engl. Theater, Tübing. 1862; s. auch s. Uebersetzung der „Two Gentlemen of V.", Einleitung.

2) History of Spanish Literature, 1849, II p. 453.

3) Notes and Lectures on Shaksp., Lond. 1849, I p. 305.

4) Geschichte der dram. Lit. u. Kunst in Spanien II, 54 ff. Nachträge 105 ff. Man vgl. ferner Ward. (Hist. of Engl. dramat. Literature II, 433, 463, der übrigens nur die Meinungen Anderer, besonders Lewes' „Spanish Drama, Lond. 1846; dieses Werk war mir nicht zugänglich) wiederholt.

könnte, wie einige von Schack (III p. 441) angeführte, sind nicht spanischen Ursprungs, sondern — wie ich anderwärts zu zeigen gedenke — Erzeugnisse eines im letzten Viertel des Cinquecento sich auf der apenninischen Halbinsel mehr und mehr geltend machenden eigenthümlichen Geschmackes, der von da auf Frankreich und England überging. Was man also in England bei den „Elizabethean Dramatists" als Anklänge an das spanische Drama bezeichnet hat, ist eigentlich italienischer Einfluss. Das von P. Collier[1]) und nach ihm von Schack[2]) angerufene Zeugnis des Stephen Gosson aus dem Jahre 1581/82 hat keinen Werth. Gosson meinte offenbar, als er auch Spanien unter den Quellen der „bawdie comedies" nannte, die Celestina, die damals noch aufgeführt wurde. Um 1580 konnte von einem spanischen Drama noch nicht die Rede sein. Was wir insgemein darunter verstehen, geht nicht über Lope de Vega und die Valencianische Schule zurück, die ihm erst jene ausgesprochene Physionomie und zugleich jene vollendete Form, jenen reichen Inhalt verliehen, welche es zu einer dominirenden Rolle im 17. Jahrhundert befähigten. Mochten nun jene Dichter in ihrer Heimath schon in dem letzten Dezenium des 16. Jahrhundert bekannt und berühmt genug sein, ins Ausland gelangten sie erst durch den Druck. Von Lope freilich erschienen schon 1603, 1604 mehrere Stücke; doch begann die Wanderung spanischer Comedias über Europa erst dann, als durch die beispiellose Fruchtbarkeit der pyrenäischen Dichter unternehmende Buchhändler zum Massendruck von einzelnen Stücken und zu jenen grossen Sammlungen angeregt wurden, welche einzig in ihrer Art noch heute dastehen. Der II. Band von Lope de Vega erschien 1609 und ihm folgten bis 1620 noch 13 Bände. Die Valencianer erschienen 1608 bezw. 1616.

Die Frage, ob schon im 2. Dezennium des 17. Jahrhunderts span. Komödien in England nachgeahmt wurden, muss ich vorerst offen lassen. Mir ist es noch nicht geglückt, die Entlehnung auch nur einer „Comedia famosa" in dieser Zeit festzustellen. Für das 3 Dezennium dagegen steht der Einfluss des spanischen Dramas ausser jedem Zweifel. Eine Erwägung hat mich darauf geführt: Die Verbreitung der spanischen Dramen wurde fast immer durch politische Beziehungen, besonders durch Heirathen spanischer Prinzessinnen mit auswärtigen Fürsten begünstigt; so z. B. in Frankreich durch die Heirath Ludwigs XIII. mit der Infantin Anna (1615 und Ludwigs XIV. mit der Infantin Maria Theresia (1660). Wir werden nicht irre gehen, wenn wir auch in

1) History II, 408.

2) Gesch. der dram. L. u. K. etc. II, 53.

England nach einem ähnlichen politischen Ereignisse suchen, welches die Einführung der spanischen Comedia beförderte. Als ein solches darf man wohl die abenteuerliche Brautfahrt des Prinzen von Wales (nachmaligen Königs Karl I.) nach Spanien im Frühling und Sommer 1623 bezeichnen. Wie Schack[1]) uns mittheilt, fanden am spanischen Hofe zu Ehren des Prinzen zahlreiche Aufführungen der besten Stücke jener Zeit durch die besten Schauspieler statt. Das Interesse, das Karl und gewiss auch seine Begleiter an den spanischen Stücken nahmen, mochte sie wohl veranlassen, dieselben im englischen Gewande auf die heimathliche Bühne verpflanzt zu sehen. Wie nahe liegt da die Vermuthung, dass sie den einen oder anderen englischen Bühnendichter auf die farbenprächtigen Schöpfungen Iberiens hinwiesen. Winke oder Wünsche des Hofes waren für die Dramatiker Befehle. Man ist also wohl berechtigt, es nicht als Zufall, auch nicht ausschliesslich als natürliche Folge ihrer wachsenden Verbreitung anzusehen, wenn man kurze Zeit nachher in rascher Folge spanischen Stücken in englischer Bearbeitung auf den Londoner Bühnen begegnet. So haben einige von den letzten Werken des 1625 verstorbenen John Fletcher nicht nur, wie schon frühere, spanisches Colorit, sondern sind, wie mir zu finden gelungen ist, bestimmten spanischen Dramen nachgebildet. Den gleichen Weg betraten, wenigstens mit einzelnen Dramen, Thomas Heywood, Middleton, Dekker, Massinger, W. Habington u. a. Der eifrigste Nachahmer der Spanier war aber entschieden James Shirley. Schon in seinen ersten Leistungen fusste er auf ihnen und wenn er auch während seiner dramatischen Laufbahn hin und wieder andere Quellen benützte, so kehrte er doch stets mit Vorliebe zu ihnen zurück. Ich wählte daher ihn, als ich mir vornahm, zu zeigen, wie man sich in der Glanzzeit des englischen Dramas den eigenartigen Erzeugnissen Spaniens gegenüber verhielt. Ich wählte ihn umsomehr, als ich zugleich einen weitgehenden Irrthum des Mitherausgebers von Shirley's Dramen berichtigen wollte. Dieser, der um das altenglische Theater hochverdiente A. Dyce, sagt nämlich in seinen Nachrichten[2]) über den Dichter: „His predecessors and contemporaries were usually indebted for their materials to novelists and historians, whose narratives they sometimes followed with a strange servility. But Shirley draws largely on his own invention for his plots:

1) Nachträge S. 68 ff.

2) The Dramatic Works and Poems of J. Shirley etc. with Notes by the late William Gifford and additional Notes and some Account of Shirley and his Writings by the Rev. Alexander Dyce 6 volumes. Lond. John Murray 1833. 8°. Band I p. LXIII.

we recognize few borrowed incidents throughout his numerous plays[1]).“ Dieses hohe Lob Shirley's, auf Kosten seiner Vorgänger und Zeitgenossen, ist ein durchaus unverdientes. Shirley ist nicht origineller in seinen „plots“ als Shakspere, Fletcher, Massinger u. a. Wäre Dyce nur einigermassen mit dem spanischen Drama — um von anderen Quellen zu schweigen — bekannt gewesen, so hätte er sich nie zu obiger Behauptung verstiegen.

Unter den Dramen, die Shirley nach spanischen Mustern geschrieben — etwa die Hälfte seiner Stücke — möchte ich hinsichtlich der Quellen als die interessantesten bezeichnen:

1. The Young Admiral,
2. The Opportunity,

Das erste (um 1633 entstanden) ist Lope de Vega's „Don Lope de Cardona“, und das zweite (um 1634 entstanden) Tirso de Molina's „El Castigo del Penséque“ nachgeahmt.

Da ich wegen Raummangels hier nur ein Stück besprechen darf, so wähle ich das letztere, bei dem ich mich kürzer fassen kann.

Tirso de Molina's (oder wie er eigentlich hiess Gabriel Tellez') Lustspiel erschien 1627 im ersten Bande[2]) seiner Dramen. Entstanden ist es wahrscheinlich im Oktober oder November 1615[3]).

Ich lasse sogleich den Inhalt folgen.

---

1) Auch Ward (II, 333) schliesst sich diesem Urtheil an: In the invention of his plots Shirley is in most cases all but incontestable original; and some of the most happily devised of his dramatic stories (such as those of *The Wedding*, *The Young Admiral The Humorous Courtier*, *The Example* . . . . . *the Royal Master*) appear to owe nothing to any invention but his own“. Alle diese Stücke sind spanischen Ursprungs.

2) Es ist das 7. Stück dieses Bandes, der mir nicht zugänglich war, weshalb ich leider Hartzenbusch's Ausgabe (Biblioteca de Autores espan. Band V p. 70—89) meinen Citaten und meinem Auszug zu Grunde legen musste. Die Mängel der Hartzenbuschischen Ausgaben sind bekannt.

3) Diese Zeit ergibt sich aus folgender Stelle im Stücke (1. Akt 10. Scene nach H.).

Don Rod. Hay sucesos semejantes? Aunque en el tomo segundo
Chinch. Cuando los llege á saber De su manchego Quijote
Madrid, los ha de poner No estarán mal . . . .
En sus novelas Cervantes.

Die Novellen des Cervantes waren 1613 erschienen; in ihrem Prólogo al Lector war der II. tomo des D. Quijote versprochen, welcher erst gegen Jahresschluss 1615 ans Licht trat. Vorher kamen seine Comedias heraus (Suma de la Tasa vom 22. September 1615), wovon Tirso eine, „la Entretenida“, hier benützte. Im

El Castigo del penséque[1].

I. Akt. Don Rodrigo de Giron ist mit seinem Diener (gracioso) Chinchilla an der Küste Hollands (Flandes) gelandet. Als der jüngere Sohn eines adeligen Hauses, ohne Vermögen, sucht er in dieser Provinz sein Glück zu machen. Unglücklicherweise ist der Erzherzog Alberto, an den er ein Empfehlungsschreiben hat — wie er hört — abwesend und so befindet er sich denn im fremden Lande, ohne Freunde, ohne Geld in arger Verlegenheit. Als er noch mit seinem Diener überlegt, was er beginnen, vor allem, wie er sich Quartier und Speise verschaffen solle, erscheint ein Herr (Roberto), ruft bei seinem Anblick erstaunt aus: Ist das nicht Otto (Oton)? und eilt fort, wie er sagt, um die Freudenbotschaft Otto's Vater mitzutheilen. Don Rodrigo hat von diesem Vorgang nichts bemerkt. Er ist nicht wenig überrascht, plötzlich mehrere fremde Gesichter vor sich zu sehen, von einem alten Herrn als Sohn, und von einer reizenden jungen Dame als Bruder stürmisch begrüsst zu werden. Das alles geschieht so blitzartig, dass der verblüffte Spanier gar nicht zu Worte kommen kann. Er merkt wohl, dass er eine auffallende Aehnlichkeit mit Jemand haben müsse und will erklären, dass man sich in der Person irre. Doch sein Diener, der sich schneller in die Situation gefunden, der ein behagliches Nachtquartier, ein gutes Abendessen wittert, beredet ihn, die ihm einmal aufgezwungene Rolle weiterzuspielen. Als Don Rodrigo sich endlich mit seinen neuen Verwandten ins Haus begibt, hält der schlaue Chinchilla die Dienerin zurück und lässt sich von ihr — unter dem Vorwand, dass er seinen Herrn und dessen Familie noch nicht recht kenne — das erzählen, was ihm, seinem Herrn und uns so dringend zu wissen nöthig ist: die Personalien. Wir hören also, dass der alte Herr ein angesehener reicher Edelmann Namens Liberio und dass die junge Dame Clavela, seine Tochter ist. Ausser ihr besitzt er nur einen Sohn, Otto. Dieser hatte im Duell Enrico, den Günstling des Herzogs von Cleve, getödtet und war deshalb landesflüchtig geworden. Jetzt, da der Herzog gestorben, drohe Otto keine Gefahr mehr, denn das

gleichen Jahre erschien auch Lope de Vega's „Secretario de si mismo" — höchst wahrscheinlich auch von Tirso hier benützt — in der VI parte (Fé de Erratas vom 19. Mai 1615). „El Castigo" müsste also in der Zeit zwischen dem Erscheinen der Comedias und dem des II Theils des Don Quijote erschienen sein.

1) Barrera y Leirado (Catal. p. 381) und Mesonero Romanos Bibliot. de autor esp Bd. 45 p. LI) geben noch einen zweiten Titel an: „El que fuere bobo no camine." — Ich habe bei der Inhaltsangabe Hartzenb.'s Sceneneintheilung — die alten Ausgaben kennen solche nicht — weggelassen; dagegen bei Citaten, der leichteren Orientirung halber, verwerthet.

Herzogs Wittwe, die vielumworbene Gräfin (Diana) von Oberyssel, sei ihm nicht feind und Pinabel, ihr Günstling, der Bruder des Getödteten, sei in Clavela verliebt und schon deshalb versöhnlich gestimmt. Don Rodrigo trifft wieder mit Chinchilla zusammen und gesteht ihm, welchen tiefen Eindruck seine „Schwester" auf ihn gemacht habe. Den verfänglichen Fragen der Familie war er dadurch entgangen, dass er Kopfweh vorgeschützt. Jetzt hat er eine Zeit lang Ruhe, denn Vater und Tochter sind zur Landesherrin beschieden worden. Chinchilla geht mit seinem Herrn weg, um ihm das von Lucrezia Erfahrene mitzutheilen.

Palast der Gräfin Diana. Casimiro, Pfalzgraf vom Rhein (Palatino del Rin heisst er weiter unten), als sein eigener Gesandter verkleidet, hält mit einem Empfehlungsschreiben vom Herzog Arnesto, dem Bruder der Gräfin, um ihre Hand an. Er holt sich einen Korb in aller Form und, erbittert darüber, verlässt er sie unter Kriegsdrohungen. Die Gräfin bleibt mit Pinabel zurück und äussert ihre Abneigung, eine zweite Ehe einzugehen. Pinabel bittet sie um die Erlaubnis zu seiner Verehelichung mit Clavela und um Aufhebung des Verbannungsurtheils gegen deren Bruder. Die Gräfin ertheilt dem Heirathprojekt ihren Beifall und befiehlt, Liberio und Clavela herbeizurufen. Da Pinabel dies schon vorher besorgt hat, so sind die Gewünschten alsbald zur Stelle. Die Landesherrin macht für ihren Günstling die Vermittlerin. Liberio fühlt sich durch den Antrag, der ihm die Sicherheit des Sohnes und die ehrenvollste Versorgung der Tochter in Aussicht stellt, geehrt und möchte nur darüber noch die Meinung seines eben angekommenen Sohnes Otto vernehmen. Das wird billig gefunden und Pinabel geht weg, um Otto aufzusuchen.

Dieser kommt gerade mit seinem Diener. Wir hören aus ihrem Gespräche, dass die ganze Stadt den Spanier für Otto hält und ihn begrüsst. Ein Gläubiger des Entflohenen fordert sogar 100 Thaler von ihm und Otto, schnell gefasst, hatte ihn an den Vater verwiesen. Die Sache fängt an, ihm lästig zu werden und wäre nicht die schöne Schwester, so liesse er sich durch nichts länger halten. Jetzt kommt Pinabel hinzu und begrüsst Otto-Rodrigo, der über die neue Belästigung von Seiten eines Unbekannten ergrimmt, schon die Flucht ergreifen will, als letzterer mit natürlicher Redewendung selbst seinen Namen nennt und ihn dadurch zum Bleiben veranlasst. Pinabel trägt sein Anliegen vor. Don Rodrigo wird von wüthender Eifersucht geplagt, aber von Chinchilla, der sich leichter als er zurechtfindet, belehrt, dass er den Bruder des von seinem Doppelgänger Getödteten vor sich habe, nimmt er sich zusammen und bemerkt, dass er in Madrid einem Freunde, einem in Holland geborenen Don Rodrigo Giron, die Hand der Schwester zugesagt habe, doch dürfte dieser bereits daran vergessen haben, er

wolle ihm nun schreiben, um die Sache rückgängig zu machen. So lange er seines Versprechens noch nicht ledig sei, möge sich Pinabel gedulden Der Höfling hat noch nicht Zeit gefunden, sich darüber zu äussern, als Alarmrufe zu den Ohren der beiden tönen. Leonelo, ein Höfling, tritt auf und benachrichtigt sie, der verschmähte Pfalzgraf — denn dieser selbst sei der Gesandte gewesen — habe mit einer Schwadron die Stadt plötzlich angegriffen. Die Gräfin kommt bald darauf aus dem Palaste und gibt Pinabel den Auftrag, die Truppen aufzustellen. An Rodrigo, der sich ihr als Otto vorstellt, findet sie sofort Gefallen und ernennt ihn zum Sekretär und, da er erklärt, lieber das Schwert als die Feder führen zu wollen, auch zum Feldhauptmann. Während sie in den Palast zurückkehrt, bleibt Don Rodrigo zurück, um Chinchilla zu verrathen, dass auch die Gräfin sein empfängliches Herz gerührt habe, doch will er seine Augen nicht so hoch heben, vielmehr Clavela, die seines Gleichen ist, treu bleiben.

II. Akt. Die Gräfin verräth uns in einem Sonett, dass sie ihrem Vorsatz, nicht mehr zu heirathen, untreu zu werden fürchte, denn die Liebe bestürme ihr Herz. Clavela, die eben kommt, gesteht, ebenfalls im Sonett, dass sie für ihren Bruder mehr als schwesterliche Liebe fühle Die jugendliche Landesmutter sieht Clavela, befragt sie über ihren Bruder mit grösster Wärme und vergisst und verspricht sich im Uebermass der Gefühle so, dass auch ein minder scharfblickendes Auge, als das einer Verliebten, den Grund dieses tiefen Interesses erkennen musste. Zwar versucht die Gräfin, um den Eindruck wieder zu verwischen, sich den Anschein zu geben, als sei sie nur dem Pfalzgrafen gewogen, doch Clavela weiss, was sie davon zu halten hat Sie wird von heftiger Eifersucht gepeinigt. Als gar Don Rodrigo siegreich von dem Kampfe gegen den Pfalzgrafen heimkehrt und in schwungvoller Rede der Herrscherin Bericht erstattet, schliesst ihn diese — mehr wie eine feurige Spanierin, denn wie eine frostige Tochter Hollands handelnd — im überströmenden Dankes- und Liebesgefühl — in ihre Arme. Sie belohnt fürstlich Pinabel, der am Siege grossen Antheil gehabt, sie belohnt Liberio (será gobernador de mi Condado), stattet Clavela mit reichem Heirathsgut aus, bezüglich Otto will sie sich die Art der Belohnung noch überlegen. Beiseite gesteht sie, dass sie ihn mit der eigenen Hand belohnen möchte, doch liegen weibliche Scham und Fürstenstolz noch im Kampfe mit ihrer Neigung. Berauscht von Ehrgeiz und Liebe bleibt Don Rodrigo mit seinem Diener zurück. Letzterer räth dem Herrn, sich mit der ihm ebenbürtigen Clavela zu begnügen. Doch spukt jenem die Gräfin zu sehr — man merkt es — noch mehr im Kopfe als im Herzen. Indessen will er es mit keiner verderben.

Nacht. Der besiegte Casimiro erscheint mit seinem Begleiter Floro vor den Fenstern des Palastes. Die Liebe zur Gräfin liess ihm keine Ruhe und er ist gekommen, selbst auf die Gefahr hin, im Gefängnis seiner holden Feindin sterben zu müssen. Da öffnet sich ein Fenster des Palastes. Clavela, noch im Schlosse, macht die stille Nacht zur Vertrauten ihrer eifersüchtigen Qualen. Casimiro hält sie für die Gräfin und versucht zu lauschen. Die Ankunft Don Rodrigos und seines Dieners scheucht ihn auf die Seite. Auch Rodrigo hält die Dame am Fenster für Diana und trotz der Warnung seines frierenden Dieners, dass Flandern nicht Madrid oder Sevilla sei, redet er sie an. Auf seine stürmischen Fragen, wer sie sei – wobei er aber durchblicken lässt, dass er es eigentlich schon wisse – antwortet Clavela, sie sei die Gräfin. Schwere Sorgen drückten sie und er, Otto, sei die Ursache ihres Wohls und ihres Wehs; denn, so erklärt sie dem athemlos Lauschenden, er habe durch den Sieg über den „Conde" zwar ihr Wohl, aber durch das dem Besiegten zugefügten Leid auch ihr Weh verursacht. Im Grunde liebe sie den Grafen, sie wolle nur ihre Liebe nicht erzwingen lassen: „Que no se rindió jamás Cupido á Marte." Wer aus allen seinen Himmeln fällt, das ist der arme Don Rodrigo. Um so entzückter ist der verborgen lauschende Pfalzgraf. Er will hervorstürzen und der vermeinten Gräfin zurufen, dass er sie anbete. An diesem thörichten Vorhaben hindert ihn der ungeduldige Chinchilla, der, schnatternd vor Frost und ergrimmt über das lange Gespräch eine Schlägerei fingirt und so den verliebten Herrn vom Fenster weglockt. Jetzt naht sich Casimiro und will der Gräfin seine demüthige Huldigung darbringen; doch Clavela ist bereits verschwunden. Casimiro, belehrt, das man eines Weibes Liebe nie mit Gewalt erzwinge, kehrt heim, entschlossen, nochmals die Vermittlung des Herzogs Arnesto zu erbitten. Don Rodrigo tritt wieder auf, rasend über den ihm vom Diener gespielten Streich. Da tönt vom Meere, aus der Ferne, der Abschiedsruf des davon segelnden Pfalzgrafen:

Adios palacios propicios.
Donde vive mi Condesa,
Que antes de un mes Casimiro
Será su dichoso dueño.

Nun besteht für den eifersüchtigen Rodrigo kein Zweifel mehr. Casimiro, von der Gräfin gerufen, war hier gewesen. Gezwungen, seinem hohen ehrgeizigen Fluge zu entsagen, kehrt er zu seiner früheren Liebe zurück. Jetzt tritt Diana ans Fenster. Sie hat sprechen hören und ist höchst überrascht, dass Otto es war, der sich mit einer ihrer Damen unterhielt. Eifersüchtig, wie sie ist, stellt sie sich, um dem Geliebten

besser den Text lesen zu können, als sei sie seine Schwester. Sie wirft ihm vor, dass er Pinabel, den sie unendlich liebe, hinhalte und gesteht, dass sie diesen erwarte. Verzweifelt erklärt Don Rodrigo, der seine Hoffnungen nach beiden Seiten hin scheitern sieht, er wolle sofort abreisen. Zuvor enthüllt er jedoch seinen wahren Namen, erzählt seine Geschichte und verhehlt nicht, dass er Clavela liebe. Diana, die ihn um keinen Preis fort lassen möchte, schwört ihm zu, dass *sie* Pinabel nicht liebe, dass *sie* ihm jetzt schon die Hand als Gattin reiche und bittet ihn, nicht zu verrathen, dass er nicht Otto sei.

III. Akt. Morgen. Diana kündigt Clavela an, dass sie noch heute Pinabel's Gattin werden müsse. Diese will Einwände machen, aber die Gräfin lässt sie nicht zu Worte kommen. Kampf der allein bleibenden Diana, ob sie dem Zuge ihres Herzens folgen dürfe oder nicht. Don Rodrigo kommt. Er gibt Dianen zu verstehen, dass er um ihre Liebe zu Casimiro wisse. Sie vermuthet, dass Clavela geplaudert habe, erklärt ihm, dass sich diese noch heute mit Pinabel vermähle und spielt darauf an, dass Otto und Don Rodrigo identisch seien. Der Spanier glaubt natürlich seinerseits, dass Clavela indiskret war. Diese kommt zurück, und bringt der Herrin Handschuhe. Eifersucht beim Anblick ihres Bruders. Diana schickt die Lästige fort und treibt dann mit dem armen Rodrigo ein kokettes Spiel. Bald lässt sie ihn glauben, dass sie ihn liebe, bald versenkt sie ihn wieder in Zweifel. Köstlich ist die Stelle, in welcher sie sich von dem blöden Schäfer ihre zu engen Handschuhe anziehen lässt. Clavela unterbricht nochmals das tête-à-tête mit der Meldung, dass der Pfalzgraf, ihr Verlobter, wie sie ihn bezeichnet, gerade eingetroffen sei. Don Rodrigo, der eben wieder kühner in seinen Hoffnungen geworden, erfasst derart die Eifersucht, dass selbst Dianens vielsagende, ermunternde Worte keinen rechten Glauben mehr finden. Gerade will er sich mit der zurückbleibenden Clavela verständigen, als die Gräfin, die das fürchtet, zurückkommt und die junge Dame mit sich nimmt. Dianen's Zuruf: „ya yo he buscado dama á Don Rodrigo Giron" lässt ihn nochmals zwischen Hoffen und Bangen schweben. Als gleich hernach Pinabel erzählt, wie die Stadt dem stattlichen Casimiro zujuble und wie die Gräfin ihren Verlobten festlich empfangen habe, verschwinden seine kühnen Hoffnungen wieder. Pinabel's Bitte, Otto möge ihm die Hand der Schwester zusagen, ohne länger auf jenes Don Rodrigo's Antwort zu warten, findet daher eine sehr ungnädige Aufnahme. Pinabel geräth in Wuth, überhäuft den Spanier mit Schmähungen, höhnt ihn, er träume von Grafschaften, träume einen Kaiser für Clavela und entfernt sich Rache brütend. Sofort sucht er Casimiro auf, um ihm zu erzählen, dass er an Otto einen Rivalen habe. Der

verliebte und daher eifersüchtige Graf schwört, Otto zu züchtigen, ihn den Frevel sogar mit dem Leben büssen zu lassen.

Die Gräfin im Selbstgespräch. Sie hat sich dem Spanier gegenüber erklärt, soweit es weibliche Zucht gestattet:

„Si es español y amante¿ cómo es lerdo?
Si amor habla por señas¿ como es mudo?"

Als Don Rodrigo eben bei ihr vorspricht und sie merkt, dass der schwerfällige Mensch trotz ihrer „avances" noch nicht mit der Sprache herausrückt, so beschliesst sie, sich noch deutlicher zu erklären. Sie diktirt ihm in einer köstlichen Scene einen Brief „an Jemand, den sie sehr liebe", wobei sie mit ihm Versteckens spielt, bald ihn, bald einen „Conde" als den Glücklichen bezeichnet und dann wiederum launig erklärt:

. . porque no es conde ahora
Pero serálo despues.

In dem Schreiben fordert sie den Geliebten auf, sich um 12 Uhr (Nachts) im Garten einzufinden, wo sie seine Gemahlin werden wolle. Beim Weggehn gibt sie den Brief Don Rodrigo mit dem Bemerken, ihn demjenigen einzuhändigen, der sie mehr liebe als sich. Der Spanier bleibt zurück, die Beute der widerstrebensten Gedanken, denn es sprechen gerade so viel Gründe für ihn, als gegen ihn. In dieser Stimmung trifft ihn der Pfalzgraf, der ihn zur Rede stellen will. Da Casimiro unabsichtlich die Worte hinwirft, dass er die Gräfin mehr liebe als sich, so überreicht ihm Don Rodrigo den Brief. Der Graf, über den Inhalt überschwänglich glücklich, eilt alsbald davon — nachdem er Don Rodrigo gedankt — wie er sagt, zur Gräfin, die ihn im Garten erwarte. Jetzt bereut Don Rodrigo seine zu rasche Handlungsweise. Es kommt ihm der Gedanke, dass wenn Diana den Grafen liebte, sie selbst den Brief geschrieben und ihn durch einen andern Boten geschickt haben würde. Mit fieberhafter Hast geht er weg, um seine Thorheit womöglich noch gut zu machen.

Nacht. Garten der Gräfin. Der ungeduldige Pfalzgraf mit seinem Begleiter Floro tritt auf. Er kann die heiss ersehnte Stunde nicht erwarten und begiebt sich deshalb früher zum Stelldichein. Bald nach ihm kommt Don Rodrigo. Er hört von Chinchilla, dass bereits vor ihm ein Mann in den Garten geschlüpft ist. Rodrigo zweifelt nicht, dass dies der Graf gewesen und erhebt ein lautes Geschrei. Er jammert und klagt, er wütet und tobt, dass er die günstige Gelegenheit versäumt habe. Da erscheinen Arm in Arm Diana und Casimiro und hinter ihnen alle Personen des Stückes. Die Gräfin muss sich mit dem fait accompli zufrieden geben. Leise wirft sie Otto Mangel an Verstand vor, wirft ihm namentlich vor, warum er den Brief dem Grafen ge-

geben. „Pensé que era para él“ erwidert Don Rodrigo. „Hombre érades de penséque?“ höhnt ihn Diana; aber um den empfindlich Gestraften wieder zu erheben, befiehlt sie, dass ihm Clavela die Hand reiche. Das Erstaunen der Anwesenden über diese Heirath verschwindet, als Diana den wahren Namen des Spaniers nennt Mit Freuden nimmt ihn Clavela zum Mann. Liberio zum Schwiegersohn, Pinabel wird durch eine Cousine der Gräfin entschädigt. Rodrigo, um nicht immer „el castigo del penséque“ vor Augen zu haben, beschliesst nach Spanien heimzukehren. Er schliesst mit den Moral:

El cuerdo amante escarmiente
En mi, y goce la ocasion.

Mit der Erfindung des eben besprochenen Stückes hat sich Tirso nicht schwer gethan. In dem Aehnlichkeitsmotiv erscheint er als Nachahmer der Plautinischen Menaechmi, die er in einigen Scenen besonders am Anfang[1]) ziemlich getreu copirte, und der „Entretenida“[2]) des Cervantes, welcher der Gedanke entnommen ist, zwei nicht verwandte Personen einander ähnlich zu machen. Die Haupthandlung ist einem älteren Lustspiel Lope de Vega's „la Ocasion perdida[3]) entnommen und die Idee, dass eine vornehme Dame ihren schüchternen Liebhaber durch einen ihm diktirten Brief mit ihren Gefühlen bekannt macht, hat ebenfalls schon vor ihm Lope de Vega in seinem „el Secretario de si mismo“ behandelt; doch wenn auch dieses Lustspiel wahrscheinlich seine Quelle war, so braucht es sie nicht unbedingt gewesen zu sein, da die Idee, wie Shakspere's „Two Gentlemen of Verona“ beweisen, viel älter und wahrscheinlich gemeinsames Novellengut ist. Einige Aehnlichkeit mit der Fabel von „el Castigo“ zeigt auch Lope de Vega's „el Perro del Hortelano. Es ist jedoch — da dieses Stück zuerst 1618 erschien und erst auf dem zweiten Verzeichnis von Komödien Lope's (Peregrino 1618) vorkommt - nicht sicher, dass es Tirso benützt hat.

Trotz dieser Entlehnungen verstand es der jüngere Dichter, sich seine volle Selbständigkeit zu wahren und das Sujet so zu behandeln, dass sein Verdienst durch den Mangel an Erfindung nicht verringert

1) Don Rodrigo's Landung an der Küste, seine Dankesgefühle über die glücklich beendete Fahrt, sein Gespräch über das eben betretene Land erinnern an Men II, 1; die darauffolgenden Verwechslungen an die späteren Scenen der Menaechmen.

2) Ocho Comedias y ocho entremeses nuevas . . . compuestas por Miguel de Cervantes . . . Madr 1615. 4°. Es ist das 7. Stück. In der II. von D. Blas Antonio Nasarre besorgten Ausg. (Madr. 1748 steht es im II Bande S. 182 -240.

3) Da dieses schon in der ältesten Liste von Lope's Dramen in seinem Peregrino verkommt, so ist es vor 1604 geschrieben. Gedruckt wurde es 1609 in der II. parte Lope's. (Das 2. Stück.)

wird. Es ist eine ungemein anmuthige, heitere Schöpfung, in welche er uns versetzt. Wir fühlen uns, wie beim Betreten eines Zaubergartens, gefesselt und können uns kaum losreissen. Was wir sehen, ist freilich nicht die ganze Wirklichkeit, es ist viel Gaukelei dabei. Mit anderen Worten: mit hohen Ansprüchen an Wahrscheinlichkeit dürfen wir an Tirso's Lustspiel nicht herantreten. Die schon ziemlich unwahrscheinliche Menächmenfabel wird darin noch dadurch überboten, dass zwei einander nicht verwandte Menschen aus entgegengesetzten Himmelsstrichen sich gleichen und trotz der Verschiedenheit der Sprache[1]) von den Angehörigen verwechselt werden sollen. Allein abgesehen davon, dass kein Geringerer als Goethe[2]) die Vertheidigung solcher Unwahrscheinlichkeit übernommen, hat der Dichter selbst sein Werk für nichts als ein Märchen[3]) ausgegeben. Schwerer dürften die Charaktere zu vertheidigen sein. Für sie hat in unserem Stücke, was Duran im allgemeinen etwas zu strenge ausdrückt, seine Gültigkeit „los hombres de Tirso son siempre, tímidos débiles y juguete del bello sexo, en tanto que caracteriza á las mugeres como resueltas, intrigantes y fogosas en todas las pasiones que se funden en el orgullo y la vanidad“[4]). Nur darf nicht übersehen werden, dass der Charakter des Don Rodrigo, auf den Durans Worte besonders passen, hier gerade der Intention des Dichters, dem Titel und der Fabel des Stückes entspricht. Wenn Tirso die frostigen Bewohnerinnen Hollands wie glutäugige üppige Töchter des Südens sprechen und handeln lässt, so folgt er damit nur dem Brauche der Dramatiker seines Volkes, welche allen Nationen und allen Zeiten das Gepräge von Spaniern des 17. Jahrhunderts aufdrücken. Unbefriedigend ist der Schluss des Stückes. Das Schwanken des Don Rodrigo zwischen Diana und Clavela, die Leichtigkeit, mit der er sich beim drohenden Verlust der Einen gleich mit der Anderen tröstet, verdiente eine härtere Züchtigung, als der Dichter ihm zu theil werden liess. Die Hand der reizenden Clavela gebührte nicht ihm, sondern dem standhaften Pinabel.

Doch diese und andere Mängel verzeihen wir unserem Dichter gerne. „La crítica severa“, sagt treffend Duran, „pierde sus armas

1 Tirso scheint diesem Vorwurf begegnen zu wollen, indem er Don Rodrigo in Holland geboren werden lässt: I, 11 heisst es: Que porque en Flandes nació etc.

2) „Und warum sollten sich nur Zwillinge Menächmen aus einer Mutter entwickeln? Sollte die grosse Mutter der Götter und Menschen nicht auch das gleiche Gebilde aus ihrem fruchtbaren Schosse gleichzeitig oder in Pausen hervorbringen können? (Wanderjahre I. B. 7. Kap. —)

3) Man lese, was er zu Anfang der 6. Scene des I. Aktes (nach H.'s Einth.) sagt.

4) Abgedruckt in Hartzenbusch's Ausg. v. Comedias des Tirso de M. prof. XIII).

ante el gracejo, el cúmulo de incidentes y de diálogos encantadores que se encuentran en dichos dramas: el espectador ó no repara ú olvida la inverisimilitud de los medios con que se le conduce de sorpresa en sorpresa, de placer en placer" etc[1]) Es ist begreiflich, dass das Drama einen ungeheueren Erfolg hatte Der Dichter bezeugt es selbst in einer Fortsetzung, betitelt „Quien calla otorga"[2]), zu welcher ihn offenbar die ungewöhnliche Beliebtheit des Stoffes veranlasste. Eine weitere Bestätigung seines Erfolges sind die Nachahmungen die es in und ausserhalb Spaniens erfuhr, wovon ich hier nur Moreto's Parecido (in späterer Umarbeitung „El Parecido en la Corte") und Shirley's „Opportunity" erwähnen will. Doch es ist nun Zeit, bei der letzteren Nachahmung, dem Hauptgegenstand dieser Abhandlung, stehen zu bleiben.

Shirley's Lustspiel, das 16 seiner uns erhaltenen Dramen, ist wahrscheinlich 1634[3]) entstanden. Es steht also sowohl der Zeit als der Reihenfolge nach so ziemlich im Mittelpunkte seines dramatischen Schaffens (1624—1642). Die Mängel des spanischen Originals scheinen dem Engländer nicht entgangen zu sein; wenigstens sehen wir ihn den Versuch machen, den einen oder anderen zu beseitigen. Er verlegte z. B. die Handlung nach Italien, nach Urbino, und machte alle Personen zu Italienern, womit er die oben angedeuteten Unwahrscheinlichkeiten etwas verringerte. Was die auftretenden Personen betrifft, so hat Sh die Dienerin Lucrecia, Floro, den Begleiter des Pfalzgrafen und den Höfling Leonelo gestrichen und neu geschaffen: zwei Höflinge (Pietro und Julio), Pisauro, den Freund des Haupthelden, einen Wirth und seinen Sohn und zwei Hofdamen. Die Zahl der Personen erfuhr also im ganzen eine Vermehrung um vier. Eine Nebeneinanderstellung die beiden Personenlisten wird das Verhältnis am besten zeigen:

Shirley	Tirso
Duke of Ferrara, ... *in disguise . . . under the character of his ambassador*	Casimiro
Aurelio Andreozzi, *a noble gentleman of Milan mistaken for Borgia*	Don Rodrigo (Otoo)

1) ibid. p XII.

2) In der 7. Sc. des I. Aktes dieses Stückes sagt Chinchilla zu seinem Herrn:

Hizo un diablo de un poeta
De tu historia ó tu desgracia
Una comedia en Toledo
El Castigo, intitulada,
Del pensèque que *ha corrido*
Por los teatros de España
Ciudades villas y aldeas
Y aunque *ha sido celebrada*
Todos te echan maldiciones
Porque siendo español hayas
Afrentado á tu nacion etc.

3) Nach E. Malone (Hist. Account of the Rise & Progress of the Engl. Stage. Basil 1800 p. 292) erhielt es am 29. November 1634 die Erlaubnis zur Aufführung.

Shirley		Tirso
Pisauro, *Andreozzi's friend*	. . . . .	—
Ursini, *favourite of the duchess of Urbino*	. . . . .	Pinabel
Mercutio, *father to the banished Borgia*	. . . . .	Liberio
Lucio	. . . . .	Roberto
Pietro } *courtiers*	. . . . .	—
Julio	. . . . .	—
Pimponio, *servant to Andreozzi*	. . . . .	Chinchilla
Grutti, *an innkeeper*	. . . . .	—
Ascanio, *his son*	. . . . .	—
Servants	. . . . .	?
Duchess of Urbino	. . . . .	Diana
Cornelia } *daughter of Mercutio*	. . . . .	Clavela
Melinda } *ladies attending on the duchess*	. . . . .	—
Laura		—
—	. . . . .	Floro
—	. . . . .	Lucrecia
—	. . . . .	Leonelo

Bereits diese Aenderungen lassen auf Umgestaltungen der Fabel schliessen. Das Nähere wird sich aus der Inhaltsangabe ergeben.

The Opportunity [1]).

1. Akt. Die Handlung beginnt in einer Strasse zu Urbino „before an Inn", woselbst Aurelio und sein Freund Pisauro mit einem Diener, Pimponio, eingekehrt sind. Von Tirso's poetischer Anfangsscene hat Sh. sonach keinen Gebrauch gemacht. Die Freunde wollen die Stadt besehen und lassen den Diener im Wirthshause zurück. Wie sie sich, besonders Pisauro, in sehr cynischer Weise über die Mädchen der Stadt unterhalten, erscheint der Höfling Lucio, begrüsst Aurelio herzlich, wird aber von dem Verblüfften sehr frostig empfangen, so dass er sich gekränkt entfernt „to aquaint some body else In whom you have more faith." Als ein zweiter Höfling (Pietro) und gar noch ein dritter (Julio) kommen, die ihn wie einen Bekannten behandeln, so ist Aurelio überzeugt, dass er Jemand sehr ähneln müsse. Er geht auf die Rolle ein, hört sich Borgia nennen, erfährt, dass sein Vater Mercutio heisse, dass seine Schwester Cornelia das schönste Mädchen Urbino's sei und dass sie von seinem Feind Ursini geliebt werde, kurz er weiss genug, um seine

1) Ich habe, in Ermangelung der mir nicht zugänglichen Originalausgabe (1640), die Ausgabe von Gifford-Dyce benützt, in deren III. Band S. 367—454 das Stück steht.

Rolle erfolgreich spielen zu können. Jetzt kommt Lucio wieder mit dem alten Mercutio, der Aurelio unter Freudenthränen als Sohn begrüsst. Während man sich noch froh unterhält, werden Mercutio und sein Sohn zur Herzogin bestellt. Der Alte äussert grosse Angst über diese Begegnung, so dass die beiden Abenteurer besorgt zu werden beginnen. Pisauro nimmt geschickt den Alten bei Seite und die Rolle übernehmend, die Chinchilla bei Lucrecia spielt, erfährt er über Borgia:

"Twas his misfortune, sir, provok'd, to kill
A gentleman, brother to Ursini, who
Was favourite to the duke deceas'd and now,
Graced by the duchess, by whose power he may
Command him dead[1]; these summons I suspect. —

Wiewohl sein Aufenthalt also nicht ohne Gefahr für ihn ist, so beschliesst doch Aurelio, trotz der Bitten des alten Mercutio und Pisauro's, zu bleiben; ihn treibt das Verlangen, seine schöne Schwester kennen zu lernen Das gefährliche „Borgia's skin", sagt er leise zu seinem Freunde, könne er, sobald es ihm beliebe, ja abwerfen.

2. Scene. Hof der Herzogin. Ursini erbittet und erhält die Begnadigung Borgia's. Er ist aufrichtig genug, zu gestehen, dass nur die Liebe zu Borgia's schöner Schwester ihn versöhnlich stimmo Die Herzogin verspricht ihm, die Freiwerberin für ihn bei Cornelia's Vater zu machen Bald erscheinen Mercutio, Aurelio und Pisauro. Die Fürstin übergibt dem Alten die Urkunde über Borgia's Begnadigung. Während der Vater darüber in Extase ist, ist es Aurelio über die Schönheit seiner im Gefolge der Herzogin befindlichen Schwester. Mit Mühe bringt ihn Pisauro wieder in seine Rolle hinein, nämlich niederzuknien und der Fürstin für die Gnade zu danken. Diese selbst wird sogleich von Amors Pfeil gerührt, ebenso fühlt Cornelia anders für ihn als für einen Bruder. Mercutio, den die Herzogin inzwischen beiseite genommen und von Ursini's Anliegen unterrichtet hat, antwortet:

---

1) Die Stelle ist aus Tirso (I, 5) zusammengezogen; vergleichshalber steht das gekürzte Original hier:

Luc. . . . . „
Mató un hombre y huyo luego.
Chinch. . . . . .
. . ? por qué le mató?
Luc . . . . . se decia
Un lijera pensamiento
De su hermana y un privado
De Carlos, duque de Cleve
Parando palabras leves
En obras . . . .
Luc. . . . . .
Hirió al privado de muerte
Y temiendo la venganza
Del Duque y de su privanza
Escogió por mejor suerte
El ausentarse de aqui.

Your grace is pleas'd to enlarge my happiness;
My daughter is much honour'd: but I must
Beseech your lordship to allow we may
In such a cause as this enquire her judgement.
And since by the bounty of your highness, I
Have a son now, whose joy may be concern'd in it,
I would not willingly conclude her marriage
Without his voice too[1]).

Ursini wendet sich hierauf an Aurelio. Da sich hier Shirley sehr an Tirso anlehnt, so soll der Dichter selbst reden. Die benutzten Stellen des Originals füge ich unten[2]) bei:

---

1) Diese Stelle ist aus Tirso entlehnt, bei welchem sie lautet (I, 9):

Basta ser intercesora
Vuexcelencia para hacer
De nosotros á su gusto.
No tengo qué responder;
Solo, si os parece justo,
Será con el parecer
De Oton, mi hijo, que está
En Momblan.

2) El Castigo I, 11:

Pinabel.
. . . . . yo quiero
A vuestra hermana Clavela
Tanto, como al movimiento
Circular el primer móvil,
Y como la piedra al centro.
La Condesa mi señora,
A mi intercesion y ruegos,
Se la pidió á vuestro padre,
Y respondió el cortés viejo
A medida de mi gusto,
(Como de su entendimiento
Y prudencia se esperaba)
A vos, Oton, remitiendo
La ejecucion de mi dicha; etc.

D. Rod.
La dicha que se nos sigue
A nosotros en teneros
Por pariente y por amigo,
Es notorio y manifiesto
— — — — — — —
Solo hay un inconveniente,
Que la industria hará lijero,
Suspendiendo algunos dias
Las bodas.

Pin. . . . . . .
. ¿que estorbo hay?

D. Rod. Yo vengo
De Madrid, corte de España,
— — — — — —
Profesé en ella amistad
Con un noble caballero,
— — — — — —
Es D. Rodrigo Giron
Su nombre, á quien amo y quiero
Como á mi mismo, porque es
Conmigo un alma.
Chinch. (Ap.) Y un cuerpo.
D. Rod. Mil veces, comunicando
Los dos, le dije el suceso
Que me desterró de Flándes,
La hermosura encareciendo
De Clavela de tal suerte,
Que aunque el amor que es perfeto
Entra all alma por los ojos,
Aquella vez entró dentro,
Como fe, por los oidos.
— — — — — —
Prometile á la partida,
Por la fe de caballero,
Si hallaba á Clavela libre,
Aguardar un año entero
Su venida, sin casalla;
Pero en Madrid que es el cielo

Urs. I am an honourer of your fair sister;
It rests in you to perfect my ambition,
And make her mine.
Aur. How do you mean, my lord?
Pisauro. . . . . . .
Urs. Sir, your father's
Voice speaks in your's; you now command my destiny:
If you will make me happy —
Aur. Noble sir,
I am sorry where such infinite merits plead,
I have no power to serve your noble wishes,
And keep the honour of a gentleman.
— — — — — — — — — —
Aur. Mistake not, I beseech you,
I have already engaged myself to a gentleman
Of a noble house in Milan, one Aurelio
Andreozzi —
Pis. That's himself!
Aur. Who on the sight of
Her picture, which I gave him, courted me
To woo the substance for him, promising
To follow me in person; being one
To whom I had many obligations
In the Milan court, I pawn'd de credit
Of a gentleman to assist his fair desires,
If in a few days he came to Urbin; but
I am confident his young affections,
Which had no other life but what a dead
Representation could infuse, will soon
Vanish again . . . . . .
— — — — — — — — — —
Aur. The pleasures of the court will so abate
His thoughts this way, that I presume your lordship
Will soon be master of that amorous province
You aim at, and much honour your poor servant.

Die Herzogin sowohl als Cornelia bekennen jetzt in Apartes ihre wachsende Neigung für Aurelio. Die erstere vergisst sich dabei derart, dass ihre Leidenschaft den Anwesenden kein Geheimnis bleibt. Nach-

De ocasiones amorosas,
Y yo ausente, que era el cebo
De su amor, ya habrá el olvido
Con él sus milagros hecho; etc.

dem sie ihn zum Sekretär ernannt, geht sie weg. Auch die anderen entfernen sich, nur die Abenteurer bleiben zurück und der cynische Pisauro räth dem Freunde, in Ausdrücken, eines Gracioso würdig, von seinen bonnes fortunes nachdrücklichst Gebrauch zu machen.

Blicken wir auf den I Akt zurück, so bietet er manchfache Abweichungen von dem spanischen Vorbilde. Die Rolle des Gracioso Chinchilla ist auf einen Freund (Pisauro) übergegangen, weil Sh. den Diener zur Nebenhandlung brauchte. Ausser der schon erwähnten Anfangsscene hat Sh. die Begegnung der Herrscherin mit dem verkleideten Pfalzgrafen (Sc. 7), dessen Angriff auf die Stadt (12. und 13. Sc. des I. und 3. Sc. des II. Aktes) weggelassen und auch die übrigen Scenen meist nur ganz allgemein benutzt. Die Scenenfolge hat er nicht genau beibehalten. Wodurch er sich noch von Tirso unterscheidet, das ist, dass er die, bei letzterem nur Clavela bekannte, Liebe der Herzogin sofort zum Hofscandal werden lässt.

Der II. Akt beginnt mit Zuthaten Sh's. Pimponio, der seinen Herrn nicht zurückkommen sieht, lässt sich die Reisetasche desselben aushändigen und gibt sich dem Wirth und dessen Sohn (Ascanio) gegenüber für einen spanischen Prinzen, einen verkleideten Freier der Herzogin aus. Pisauro kommt dazu, geht aber auf den Spass des Dieners ein und stört ihn nicht in seiner Rolle.

In der 2. Scene unterhalten sich die Höflinge Julio und Lucio von den glänzenden Aussichten des neuen Günstlings. Sie werden unterbrochen durch das Eintreten Ursini's und des als Gesandter verkleideten Herzogs von Ferrara. Dieser Freier hat, gleich aller Welt, gesehen, wie sehr das Herz der Fürstin an dem Abenteurer hängt, er ist überzeugt, dass seine Werbung hoffnungslos ist; er will daher abreisen. Ursini, mehr noch als andere Höflinge auf Aurelio's Glück neidisch, sucht den vermeinten Gesandten zum Bleiben zu bestimmen. Die Bestätigung der hohen Gunst Aurelio's vernehmen wir nach dem Weggang dieser Personen aus Pisauro's und endlich aus Aurelio's Mund selbst, der die Herzogin für „mad" erklärt. Nicht nur sie, auch Cornelia — so hören wir ferner — „does cast such speaking eyes" auf ihn. Er wird zur Herrscherin gerufen, doch erscheint diese gleich selbst, verabschiedet den Lord Ambassador und geht mit Aurelio und dem Gefolge weg. Nochmals hören wir des Herzogs Klage, Ursini's Neid und merken aus dem Gespräche der Hofdamen Laura und Melinda, dass Pseudo-Borgia der Abgott aller Damen geworden ist.

Der II Akt endigt mit der nächtlichen Balkonscene (Sc.), in welcher sich Shirley an sein Vorbild (II. Akt Sc. 3—11 anschliesst, jedoch, wie natürlich, nicht ohne sehr beträchtliche Kürzungen, denn anders konnte

er diese 8 Scenen des „Castigo", welche $^2/_5$ des Aktes ausmachen, nicht in eine Scene zusammendrängen. Sehen wir zu, wie er zu Werke ging. Zuerst erscheint, wie bei Tirso, der Herzog vor dem Palaste und stimmt seine Klagen an (entspricht Castigo II, 5), dann kommt Aurelio und enthüllt uns seine zwischen der Herzogin und Cornelia hin und her schwankende Neigung (entspricht II, 4), hierauf zeigt sich Cornelia „at an upper window" und weist als Herzogin den Pseudo-Borgia in seine Schranken zurück (entspricht II, 7). Der lauschende Herzog schlägt Kapital daraus und nimmt sich vor, des anderen Tages die Gesandtenmaske abzuwerfen und in seiner wahren Gestalt aufzutreten (entspricht II, 9). Endlich tritt die Herzogin auf und spielt Cornelia's Rolle (entspricht II, 11). Um einen Begriff von der Abhängigkeit des Engländers zu geben, sei der letzte Theil der Scene sammt dem Original[1]) hier wiedergegeben:

Duch. . . . . . .

Dear brother, leaving all your studied compliments,
I do not like your dilatory reasons
To Ursini; I may hear you as a brother,
But must not trouble you to choose my husband:
It is the duchess' pleasure I should marry
Ursini, an advancement more than I

1) El Castigo:

Cond. Si no os hablo, hermano mio,
Es porque estoy enojada
Con vos, y mucho he sentido,
Que con vuestras dilaciones
Pinabel pierda el sentido,
Entre esperanzas dudosas.
Perdonadme, si esto os digo
Que la vergüenza á la noche
Licencia, Oton, ha pedido.
D. R.; Como! ¿pues sois vos Clavela?
Cond. Clavela soy, que he venido
A entretener esperanzas
De quien padece el martirio
De un año de noviciado,
Sin ser en amor novicio.
Aqui á Pinabel espero.
D. R. Queréisle mucho?
Cond. Infinito;
Que es muy galan Pinabel,
Muy discreto y bien nacido.
D. R. Alto, pues; si eso es asi,
Desde aqueste lugar mismo
Me parto, por desdichado,
Al desierto del olvido;
— — — — — —
Yo no soy (verdad os digo)
No soy vuestro hermano Oton.
Cond. Como; ¡Estais! en vos?
D. R. . . . . . .
Madrid, corte de Felipo,
Clavela, es mi patria ingrata,
Y mi nombre don Rodrigo
Giron; . . . . . .
Yo, Clavela, os he querido
De modo, que he dilatado
La boda, como habeis visto.
— — — — — — —
A España quiero volverme
— — — — — —
Adios, mi fingida hermana.
Cond. Esperad. (*Ap.* ¡Cielos benignos
Detenédmele!) No os vais. etc.

Can hope from your election of a stranger.
And set your heart at rest; howe'er I seem'd
Inclining, destiny is not more fix'd,
Than the affection I owe Ursini;
Him I resolve to marry, and before
The next day's light is wasted.

Aur. I am undone
O' both sides! (*aside*) — Hear me yet but speak.

Duch. What would you say, brother?

Aur. I am not thy brother

Duch. How! not Borgia?

Aur. Not Borgia; the whole town is mistaken
My name is Aurelio Andreozzi.
I was born in Milan, with my friend design'd
To see some service in the German wars;
At the first sight I must confess I loved thee:
To enjoy thy conversation more freely,
I was content to seem what men would call me.

Duch. You tell me wonders.

Aur. I can give thee proof,
But to no purpose now; and tell thee too
Enough to make thee think I may be worthy; —
But since 'tis so, I am glad you have discover'd
Your resolution so soon. Good night to you!
Ill make no noise to morrow, when I take
My journey

Duch. Stay. — He must not be so lost. etc.

III. Akt Die erste Scene versetzt uns in das Wirthshaus, wo Pimponio als Prinz, als „Spanish don" mit den Wirthsleuten oder richtiger diese mit ihm Schwindel treiben. Der als „high German" verkleidete Bursche Ascanio überbringt ihm eine — natürlich erschwindelte — Einladung von der Herzogin, die der Halbbetrunkene annimmt. Die 2. Scene spielt wieder im Palaste. Die Höflinge Julio und Lucio berichten Mercutio, dass sein Sohn Aussicht habe, Herzog zu werden. Der gerade, alte Herr verhält sich ungläubig zu dieser Nachricht. Er meint, dass die Herzogin mit Borgia nur ein frevles Spiel treibe und fürchtet, falls sie im Ernste sei, dass es dem Armen den Verstand kosten werde. Er will daher zu ihr und ihr Vorstellungen machen; doch besinnt er sich eines anderen und geht weg, um erst mit dem Sohne zu sprechen. In der 3. Scene fühlt Pisauro Cornelien etwas unsanft auf den Zahn wegen ihrer Liebe zu Borgia. Sie empfindet die Gerechtigkeit des

Vorwurfs und nimmt sich vor, die „*love so irreligious*“ zu unterdrücken. Da die Herzogin mit Aurelio eben kommt, zieht sie sich zurück. — Soweit ist der Akt Sh.'s Eigenthum. Zwischen jenen beiden erfolgt ein, wenn auch nicht in den Einzelheiten und im Ausdruck, so doch in den Hauptzügen aus Tirso (II, 3–8) entlehntes Gespräch. Die Herzogin möchte Aurelio zu einem Geständnis seiner Liebe ermuntern, sie behauptet daher, er liebe, wie sie überzeugt sei, eine Dame; sie fordert ihn auf, sie doch zu nennen, denn

„'tis within my power to effect
As much as your ambition can aim at.“

Bei Tirso sagt umgekehrt die Condesa, eine Dame liebe ihn und fragt ihn, ob er es denn nicht in ihren Augen gelesen? Bei Sh. wie bei T. unterbricht die eifersüchtige Schwester das Gespräch mit der Meldung, der Herzog von Ferrara sei als Freier angekommen. Hier und dort Entrüstung der Fürstin über dessen Frechheit. „¿Hay hombre mas atrevido?“ ruft die Condesa, „Can princes be so insolent?“ ruft die Herzogin aus. Die Schwester nähert sich bei beiden Autoren dem Bruder, doch die eifersüchtige Frau nimmt sie mit sich fort. Neue Hoffnung aus allen diesen Vorgängen schöpfend bleibt Aurelio, wie dort Rodrigo, zurück. Allein das Auftreten Ursini's, der, vor Neid berstend, mit bestimmter Absicht von einem glänzenden Empfang des Herzogs, vom Jubel des Volkes spricht, erschüttert seine Hoffnungen rasch wieder. Auch hierin schliesst sich Sh. T. an. Ursini raubt ihm auch die letzte noch gebliebene Hoffnung, die Aussicht auf Cornelien's Hand. Er eilt weg, um sich diese noch zu sichern „by giving her A timely satisfaction, I am not Her brother Borgia.

IV. Akt. Mercutio ist es endlich gelungen, Aurelio zu treffen. Er fragt ihn: „Do you know me?“ Aurelio fürchtet, er sei erkannt, doch seine Befürchtung schwindet gleich wieder. Der Alte will bloss erkunden, ob der Sohn nicht durch seine kühnen Aussichten hochmüthig geworden und sich des Vaters schäme, will sich überzeugen, ob er seinen gesunden Verstand noch habe. Wie er ihn nun ehrerbietig wie immer sieht, wie er hört, dass er die Gunstbezeugungen der Herzogin für „mirth“ erklärt, so geräth Mercutio vor Freude über das unveränderte Verhalten des Sohnes ausser sich. Als die Höflinge Julio und Lucio unter dem Einfluss der durch Ursini bewirkten Borgia feindlichen Stimmung am Hofe zu Mercutio sagen „Your son *shall* not be duke, empört sich sein ganzer Vaterstolz dagegen:

„*He shall not*; very peremptory;
You are no oracles. Would I were duchess
For half an hour, he should be duke, do you hear now?

Entrüstet geht er weg, zwischen den Zähnen murmelnd: He shall not be a duke! Ascanio tritt jetzt auf und benachrichtigt Pisauro und die Höflinge von dem sport, welchen Pimponio dem Hof gewähren werde. Julio übernimmt es, die Herzogin davon zu unterrichten. Diese erscheint eben mit dem Herzog von Ferrara. Sie stellt entschieden in Abrede, ihm, wie er behauptet, ein Heirathsversprechen gegeben zu haben. Vergebens vertheidigt der Herzog die Wahrheit seiner Worte, vergebens ruft er Aurelio als Zeugen an. Der letztere hat nicht Lust, seinen Rivalen zu unterstützen und versichert, er wisse von nichts. Cornelia bekennt jetzt, dass sie jene den Herzog ermunternden Worte gesprochen habe. Der Herzog hält sich für die Zielscheibe allgemeinen Spottes, und als gar Pimponio auftritt und, wie ihm Pisauro unglücklicherweise gerathen, sich für den duke of Ferrara ausgibt, so geräth dieser in Wuth, die noch wächst, da ihn Pimponio als einen „counterfeit" bezeichnet. Ursini insinuirt dem Herzog, dass Borgia der Urheber dieses Streiches sei; der Beleidigte entfernt sich daher mit Drohungen gegen den letzteren und voller Galle über die Herzogin. Diese, belustigt und doch ärgerlich über den Zwischenfall, befiehlt eine strenge Züchtigung des Possenreissers. Sie geht fort, kommt zurück, amüsirt sich über Pimponio, geht wieder fort und kommt endlich mit Aurelio wieder. Dieses plan- und nutzlose Hin- und Herziehen muss als ein Verstoss gegen die Oekonomie des Stückes bezeichnet werden.

Bis zu dieser Stelle ist Sh. im IV. Akte vollständig originell, der andere Theil des nur aus einer Scene bestehenden Aktes lehnt sich wieder an Tirso an. Zunächst, dass die Herzogin einen Handschuh fallen und ihn Aurelio als „reward" behalten lässt, ist Sh. durch Tirso II, 5 eingegeben; doch hätte der Engländer, wenn er nicht die ganze köstliche Scene beibehalten wollte, besser gethan, auch diese nichtssagende Stelle wegzulassen. Die Herzogin, die den Schüchternen zu einem Geständnis bringen möchte, greift nicht, wie bei dem Spanier sofort zum Briefdiktiren, sondern fragt ihn: „what suit [was] that you named?" Aurelio weiss zwar nichts von einem „suit", doch er merkt, dass sich ihm „an opportunity" biete, die er nicht verlieren dürfe, „she looks so keen and tempting," sagt er sich, „I have a great mind to kiss her." So rückt er denn schüchtern heraus:

Aur. May I presume to ask your grace —
Duch. A question? yes, sir.
Aur. Do you love me, madam?
Duch. How, sir?
Aur. Does your grace love me?
Duch. Audacious groom! how dares thy soul imagine

So great an impudence, almost treason to us!
Are all our favours thought so cheap? and we
Considered in the crowd oft other women
Fit for your mixture . . . . . .?

So fährt sie fort ihn abzukanzeln, doch schliesst sie mit huldvollster Verzeihung:

Nor shall you suffer under the remembrance;
'Tis now as it had never been, and you keep
The first place in our thoughts.

Aur. Ha!

Auch hiefür fand Sh. die Idee im Castigo, doch hat er sie mehr — vielleicht zu viel — ausgeführt. In der 14. Scene des III. Aktes weiss die Gräfin Don Rodrigo zum Sprechen zu bringen:

Don Rod. ¿Tendria algun fundamento
Mi atrevido pensamiento,
Si viéndôs, imaginara
Que al Conde soy preferido?
Cond. ¡Vos! ¿tan galan os pintais?
Arrogante y necio andais
Sois un barbaro atrevido.
D. Rod (*Ap.* ¡Oh nunca yo hubiera hablado!)
Suplicós me perdoneis.

Nun folgt die Briefscene. Ich gebe sie hier, Original und Nachbildung, wieder:

Cond Un papel escribir quiero
Por vos, a quien quiero bien.
— — — — — — —
Cond. ¿No escribis?
D. Rod. Señora, si.
Cond (*Dictando*) Mi bien . . .
D. Rod. ¡Señora!
Cond. No os llamo,
Sino digo que escribais
Mi bien.
D. Rod. Tierna comenzais.
Cond. (*Dict.*) Con tan grande
extremo os amo . .
D. R. (*Escrib*) Os amo
Cond. ¿A quién amais vos?
D R. Os amo he puesto ,señora.
Cond. A mi?
D. R. Yo repito ahora

Duch. . . . . . .
You are our Secretary, write as we
shall dictate.
Aur. . . . . . .
. . . . . What's your pleasure
I shall write, madam?
Duch. A letter, a love letter.
Write as I bid, upon your life —
I love you.
Aur. I am perpar'd.
Duch. Write, I love you, sir; do you
not understand me?
Aur. She'll make me mad [*writes*] I
have done *I love you.*
Duch How, sir?
Aur. There wanted *sir. I love you sir.*
Duch. And if you be not short of
apprehension

Lo que he escrito; aunque, por Dios,
Que si haceis los ojos jueces,
Ellos dirán mi delito.
Cond. Poned *os amo*
D. R. Ya he escrito . . . .
Cond. (*Dict.*) Os amo yo.
D. R. ¿Tantas veces?
Cond. ¿Que se os da á vos que sean tantas?
D. R. (Ap.) Entre esperanzas desvelos,
Tantas dudas, tantos celos
Ciego amor¿ por qué me encantas?
Cond. (*Dict.*) Que por ver si me amais vos,
Dando a mis cuidados fin,
A las doce en el jardin
Seré vuestra esposa. Adios.
D. R. Escrito está ya.
— — — — —
Cond. Cerralde. Bien está así
Y darćisle . . . Entendeis!
D. R. Si, senora.
Cond. A quien sabeis
Que me quiere mas que á si.

Aur. *And if you be not short of apprehension —*
Duch You'll wisely entertain it.
Aur. *You'll wisely entertain it.*
Duch. All errors be forgot; meet me this evening —
Aur. *All errors be forgot; meet me this evening —*
Duch. I'the privy garden and receive more testimony
Aur. *I'the privy garden and receive more testimony.*
Duch. Meantime here is my hand, that in the morning I'll marry you
Aur. *Meantime, here is my hand, that in the morning*
I'll marry you. — What a devil does she mean? [*Aside*]
I have done; it wants your confirmation [*she signs it*] So.
To whom shall I direct it?
Duch. You will be trusty? there is danger else.
Aur. To whom?
Duch. To him that loves me best; Deceive me not, farewell.

Hoffnungsvoll bleibt Aurelio zurück. Doch da stösst der Herzog auf ihn, der ihn mit Hohn und Verachtung behandelt und Schmähungen gegen ihn ausstösst. Mannhaft und doch bescheiden vertheidigt sich Aurelio gegen seine Beschuldigungen Da der Herzog in natürlicher Redewendung von der Fürstin sagt, dass er sie liebe, „best — she will acknowledge of all mankind" so schwinden Aurelio alle Zweifel, dass der Herzog der Erkorene sei und er gibt ihm den Brief. Kurz, die Sache verläuft wie im spanischen Original: Entzücken des Fürsten, Reue Aurelio's.

V. Akt. Mercutio, bereits früher (4. Akt) zum „Comptroller of the household" ernannt, erhält den Auftrag, Niemand als Borgia in den Garten zu lassen, woselbst sie diesem „some privacies Only concern his knowledge" mitzutheilen haben. Der Alte hofft „something will come on't if he have The grace to nick on this *opportunity.*" Da

kommt „muffled" der Herzog. Mercutio's Frage: Borgia? hält er für das Losungswort (Is this the word?), bejaht und wird eingelassen. Zu spät erscheint Aurelio, ungeschickterweise gibt er sich gar für den Herzog aus und verursacht dadurch nur noch längeren Aufenthalt, und als der Vater endlich den Sohn erkennt, ist es zu spät, dem Herzog den Rang abzulaufen. Aurelio gibt die Herzogin auf und eilt fort, um sich wenigstens mit Cornelia zu verständigen. — 2 Scene. Cornelia und die Hofdamen. Dann erscheint Pisauro und warnt Cornelia nochmals wegen ihrer Liebe zum Bruder. Seine Absicht tritt jetzt klar hervor, er möchte selbst das schöne Mädchen freien. Den gefährlichen Nebenbuhler Aurelio sucht er — ein sauberer Freund — durch die Bemerkung

„He was once so overgrown with love, he had
Resolv'd to tell you, he was not your brother" etc.

unschädlich zu machen. Seine rauhen, cynischen Worte erwerben ihm natürlich nicht das Herz Cornelia's, haben aber doch die Wirkung, dass diese ihre Liebe dem Bruder entzieht und Ursini zuwendet. Letzterem macht die Schöne zuerst den Standpunkt klar, weil er durch „commands And power of great ones" das Herz seiner mistress erzwingen wollte. Als Aurelio angemeldet wird, lässt sie Ursini schnell „behind the hangings" treten. Aurelia's Versuch, sich aus seiner Borgia-Haut herauszuschälen, gelingt ihm nicht. Cornelia, durch Pisauro's perfide Bemerkung misstrauisch gemacht, schenkt ihm keinen Glauben. Vergebens ruft er Pisauro als Zeugen an. Letzterer spricht so zweideutig und ausweichend, dass Cornelia ihre Anschauung nicht ändert. Schliesslich lässt sie Ursini hervortreten und reicht ihm die Hand. Jetzt erscheint auch die Herzogin mit dem glückstrahlenden Herzog von Ferrara. Sie hat sich in ihr Schicksal gefunden und hat nur wenige Worte mehr für den ungeschickten Liebhaber:

. . . . . „heaven I see
Would have it thus, and rectify our folly."

Es erscheint Mercutio und später der seinen Herrn suchende Pimponio. Jetzt erst gelingt es Aurelio, die Borgia-Maske abzuwerfen. Cornelia bedauert ihre Uebereilung. Die leer ausgehenden Abenteurer nehmen ihren Plan, in den Krieg (30jährigen) zu ziehen, wieder auf und die Herzogin beendigt das Stück mit der Moral:

„Subjects may love as their rude sense imparts,
But heaven doth only govern princes heart."

Der V. Akt ist fast ganz Shirley's Eigenthum. An Tirso lehnt er sich am Schlusse und ausserdem nur insofern an, als er den Helden auch zu spät kommen, „die opportunity" versäumen, sein Glück ver-

scherzen lässt. Dass Aurelio leer ausgehe, habe ich oben als Forderung poetischer Gerechtigkeit bezeichnet. Obwohl nun Sh. dieser Forderung nachkam, so befriedigt sein Schluss doch nicht. Wir hätten der reizenden Clavela einen edleren, besseren Gatten gewünscht, als den hämischen, neidischen Ursini, der ohne Zweifel die unsympathischste Figur des Stückes ist. Lieber hätten wir sie noch mit dem wankelmüthigen Aurelio vereinigt gesehen.

Blicken wir auf das Ganze zurück, so finden wir, dass Sh. von seinem Vorbild einen ausgiebigen Gebrauch gemacht hat. Ihm verdankt er nicht nur die Idee[1]) des Stückes, sondern auch die Hauptzüge seiner Fabel, die Anordnung des Materials, die besten und wirkungsvollsten Scenen. Aber die Nachahmung ist keine sklavische. Wörtlich übersetzte Stellen finden sich nicht viele. Selbst da, wo er eine Scene getreu kopirt, hat er sich seine Selbständigkeit im Ausdrucke möglichst gewahrt. Zahlreich sind, wie wir oben sahen, die von Sh. hinzu erfundenen Scenen und wenn sie auch an komischer Wirkung hinter denen des Originals zurückstehen, so sind sie doch zum Theil noch packend genug. Voran stellen wir die Pimponio-Scenen (the comic underplot), die mitunter einen trefflichen Humor[2]) entwickeln. Aber freilich an die Genialität des Spaniers reicht Sh. nicht heran. Das zeigt sich am besten, wenn man seine nachgeahmten Scenen mit denen des Vorbildes vergleicht. Wie schwerfällig nimmt sich da alles neben dem hinreissenden, anmuthigen Spanier aus.

Bezüglich der Charaktere ging Sh. seine eigenen Wege und hierin übertraf er sicherlich sein Vorbild. Die Männer insbesondere erhielten durch ihn eine ausgesprochenere Individualität. Meisterhaft ist der Charakter des Mercutio, welcher ganz Eigenthum des Dichters ist. „The waspish vanity and perverse exultation of the old man, urtheilt Dyce (III, 411 A.), are in truth very skilfully and humorously portrayed.“ Der neidische Ursini, der cynische Pisauro, der hochfahrende Herzog, der Clown Pimponio sind Gestalten, die schärfer als irgend eine im „Castigo“ hervortreten. Merkwürdigerweise verloren die Hauptpersonen, besonders die Frauen unter Sh. Händen. Es fehlt letzteren an jener Anmuth und Schalkhaftigkeit, an jenem hinreissenden Liebreiz, die uns bei Tirso nachsichtig gegen ihre Schwächen und Thorheiten machen.

1) Zu seinem „Titel“ Opportunity wurde Sh. offenbar durch Stellen des Tirso wie z. B.: Perdi la *ocasion* — Que muera él que una vez la ocasion pierde etc. (III, 21) veranlasst.

2) So sagt z. B. Pimponio als sich ihm der kleine Ascanio „in a Switzer's habit“ als „High German“ vorstellt He's one of the lowest High Germans that ever I look'd upon.

Auch Don Rodrigo hat in seinem englischen Gewande eingebüsst. Bei Tirso erscheint er als eine edle ritterliche Figur. Es ist nicht sein Aeusseres allein, das die Gräfin für ihn einnimmt. Tapfer im Streite, hat er sie gegen den plötzlichen Angriff des feindlichen Casimiro geschützt. Die Liebe der Condesa ist also auch ein Ausfluss ihrer Dankbarkeit und zugleich auf den inneren Werth des erprobten Mannes begründet. Was thut dagegen Aurelio bei Sh, um die Leidenschaft der duchess zu verdienen? Nichts, absolut nichts. Sie sieht ihn und ist in ihn verliebt, sie sieht ihn und will ihn besitzen.

Das englische Stück ist durch die grössere Mannigfaltigkeit an Figuren, durch das Hereinziehen von Nebenpersonen, durch den „underplot" reicher und bewegter in der Handlung als das spanische; dafür hat aber die Haupthandlung — das Verhältnis zwischen Fürstin und Abenteurer — sowohl an Breite als an Tiefe verloren

Die Idee des Stückes ist die gleiche geblieben Beide Dichter stellen in ergötzlicher Weise dar: „wie man durch zu ängstliches Reflektiren das naheliegende Glück verscherzt"[1]), beide lehren: „occasio aegre offertur, facile amittitur."

Es ist oben angedeutet worden, dass Sh versucht hat, die Unwahrscheinlichkeit der Handlung zu verringern. Wohl deshalb liess er auch den Angriff des Casimiro, dessen Besiegung und Flucht, Wiederkunft und Abreise etc, welche Ereignisse ein grösseren Zeitraum als den vom Dichter angenommenen beanspruchen, wegfallen. Doch hat er damit wenig erreicht. Die Fabel des Stückes beruht einmal auf märchenhaften Voraussetzungen und es ändert nicht viel an der Sache, ob Einzelheiten mehr oder weniger der Wirklichkeit entsprechen.

Was die Moralität betrifft, so haben sich Engländer und Spanier einander nichts vorzuwerfen Beide sind reich an zweideutigen Scherzen, fein und geistreich bei dem Spanier und derb und cynisch bei dem Engländer — das erstere ist vielleicht das schlimmere — und beide haben die bedenkliche Gartenscene.

Bezüglich des Dialogs und der Diktion kann sich Shirley und können sich überhaupt nicht viele Dichter mit dem Sprachzauberer Tirso messen.

Fassen wir das alles zusammen, so müssen wir Sh.'s Lustspiel zwar als eine treffliche mit vielen originellen Zügen bereicherte Nachahmung bezeichnen, doch glauben wir, dass sie in der Gesammtwirkung ihr Vorbild nicht erreicht, geschweige denn übertroffen hat.

Shirley hat in seiner Nachahmung dasselbe Verfahren eingeschlagen,

1) Schack II, 583.

wie die Franzosen des 17. Jahrhunderts. Ich möchte ihn am liebsten mit Rotrou vergleichen. Wir haben bei letzterem wie bei jenem das Bestreben, die phantasievollen Schöpfungen Spaniens dem Geschmacke der eigenen Nation anzupassen. Wohl ist viel von der Phantasie und der Farbenpracht und selbst von der Diktion der Vorbilder in ihre Nachahmungen übergegangen, doch ist keiner von beiden so kühn, das er die äussere Form der „Comedia", z. B. die Eintheilung in 3 Akte, die kurzen Verse, die reiche Abwechslung in den Versmassen u. dgl. m. adoptirte, beide halten vielmehr an den überlieferten Formen ihres Nationaltheaters fest. Aber gerade darauf beruht der Erfolg, den sie zu ihrer Zeit hatten.

Shirley's „Opportunity" wurde sicherlich mit grossem Beifall aufgenommen. Es kam auch nach der Restauration wieder aufs Repertoire. Die Kritik fällte über das Stück ein durchaus günstiges Urtheil. So sagt z. B. Dyce (I p. XXXI) „it is one of the most amusing pieces our author has produced." Man vergl. ferner noch Ward (II, 326).

Ueber die Anwendung der Bahrprobe in der Schweiz.

Von

Jakob Baechtold.

Dass die meisten germanischen Gottesurtheile, wie schon Jakob Grimm in seinen deutschen Rechtsalterthümern angenommen, sich auf die indogermanische Urzeit zurückführen lassen, hat zuletzt Adolf Kaegi in einer ergebnissreichen Abhandlung dargelegt[1]). Die Feuer- und Wasserprobe, die Probe des geweihten Bissens sind nunmehr auch aus indischen Gesetzbüchern bekannt geworden.

Man weiss, wie namentlich bei den Germanen die Ordalien so zähe Wurzeln geschlagen hatte, dass selbst die unduldsame christliche Kirche einige dieser Rechtsgewohnheiten wenigstens seit dem Ausgang des Mittelalters heiligte. Dem Volksbewusstsein sollte tief eingeprägt werden, dass die Schuld oder Unschuld schon hienieden geoffenbart werde und die göttliche Lenkung noch stündlich Wunder zu wirken mächtig sei. Dem Verbrecher aber war das Gottesurtheil zunächst eine geistige Folter, durch welche nicht selten das Geständniss erzielt wurde.

Eines der merkwürdigsten Gottesurtheile ist die Bahrprobe, das Bahrrecht, welches bei Mord und Todschlag zur Anwendung kam[2]). Wann der Thäter nicht ermittelt werden konnte, mussten bekanntlich die Verdächtigen an die Bahre treten und den Leichnam berühren. Nach dem Glauben des Volkes fing derselbe zu bluten an, sobald der Mörder sich näherte. Dieses Ordals vom racheschreienden Blut gedenkt zwar keines der frühern deutschen Gesetze oder Rechtsbücher, auch ist es kaum arisches Gemeingut, wohl aber kennen dasselbe epische Ge-

1) Alter und Herkunft des germanischen Gottesurtheils in der Festschrift der Universität Zürich zur XXXIX. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (Zürich 1887).

2) J. Grimm, Rechtsalterthümer S 930 f.; E. Osenbrüggen, Studien zur deutschen und schweizerischen Rechtsgeschichte S. 327 ff.

dichte des dreizehnten Jahrhunderts. Man erinnert sich sogleich an die Stelle aus den Nibelungen, wo Krimhilde die Burgunden an die Bahre Siegfrieds treten heisst und die Wunden beim Nahen Hagens, des Läugnenden, aufbrechen und bluten, was das Lied mit den Worten erklärt:

„Daz ist ein michel wunder, vil dick es noch geschiht,
swâ man den mortmeilen bî dem tôten siht,
sô bluotent im die wunden, als ouch dâ geschach;
davôn man die schulde dâ ze Hagenen gesach[1]).

Eine andere verwandte Stelle findet sich, wie man weiss, in Hartmanns Iwein V. 1355 ff. Freilich handelt es sich hier nicht um ein gerichtliches Beweismittel, das Geständniss zu bezwecken, sondern bloss um das Bluten der Wunde beim Herrannahen des Mörders, so wie in Schillers Braut von Messina, Akt 4, Sc 4: „Brechet auf, ihr Wunden!"

Dass dieses „über die Bahre gehen" auch bei andern Völkern üblich war, z. B. schon früher bei den Franzosen und Engländern — möglicherweise stammt es von den Kelten — ist ebenfalls seit Grimm durch Zeugnisse belegt. Einen jüngern Fall, welcher sich in Monpellier 1556 zugetragen, erzählt der Basler Felix Platter in seiner Selbstbiographie[2]). Ein Knecht, der seinen Herrn, einen Canonicus, erschlagen, wird drei Jahre nach der That gefänglich eingebracht. „Man gruob den canonicum uss, so dry jar im grab glegen, zeigt in im; es ervolgt' aber kein zeichen — wie man meint — mit dem blieten (bluten), dann er schon ziemlich usdorret. Er bekant das mort, wart erkant zur massader." Die Anwendung des Bahrrechts in England und Schottland bezeugen Shakespeare und Walter Scott. Wie Gloster in „Richard III" an den offenen Sarg Heinrichs VI. tritt, ruft ihm die Prinzessin Anna zu:

„Ihr Herrn, seht, seht! des todten Heinrichs Wunden
Oeffnen den starren Mund und bluten frisch.
Denn deine Gegenwart zieht dieses Blut
Aus Adern, kalt und leer, wo kein Blut wohnt."

---

1) Lachmann in den Anmerkungen zu den Nibelungen und zur Klage S. 130 scheidet bekanntlich diese Stelle als unächt, vielleicht erst aus dem Iwein herübergenommen, aus. Es ist indessen doch gewiss der umgekehrte Fall anzunehmen. Vgl. übrigens E. Martin zu dieser Stelle in der Zeitschrift f. d. Alterthum 32, 380 ff. (1888). Martin führt nach Schottelius als ältestes bekannt gewordenes Beispiel des Bahrgerichts ein dem Thomas Cantimpratensis entlehntes aus Pforzheim von 1271 an; über einen in Rottweil vorgekommenen Fall vgl. Birlinger im Anzeiger f. d. Kunde d. deutschen Vorzeit 1868 S. 11; 1599 in Strelen (Sachsen).

2) Ausg. von Boos S. 269 f. Vgl. Martin a. a. O. S. 382, wo weitere Belege aus Schottland mitgetheilt sind.

Während die meisten Gottesurtheile in Deutschland nach dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert verschwinden, erhielt sich die Bahrprobe, die überhaupt jüngern, vielleicht christlichen Ursprungs ist, merkwürdigerweise bis ins siebenzehnte Jahrhundert hinein; die hessische Landesordnung von 1639, sowie Criminalacten aus dem Ende des 17. Jahrhunderts weisen noch auf dieselbe hin.

Diese Thatsache ist unstreitig dem Einfluss der Kirche, die vornehmlich dieses Ordal hegte und mit geweihten Formen umgab, zuzuschreiben. Der Finger Gottes zeigte sich hier am wunderbarsten. Auf den kirchlichen Ursprung des Bahrrechts deutet auch dessen erste Anwendung bei unschuldig gemarterten Heiligen.

Verhältnissmässig am häufigsten erscheint die Anwendung des Bahrrechtes in der Schweiz, und zwar nach der Reformation ausschliesslich an katholischen Orten. Schon frühe tauchen rechtliche Bestimmungen darüber auf. Das Landrecht von Schwyz 1, 14 (Satzung von 1342) enthält folgende Stelle:

„Wer den andern zu todt schlat, oder ersticht, oder welichen weg er in ertödt, da soll der, so darum beklagt und geschuldiget wirt, über den toten gan uf gottes erbermde. Wirt der tote bluotende, so soll man den schuldigen ouch töten und soll in darvor nieman schirmen[1].“ Ebenso das Thalbuch von Ursern Art. 1: „Wurde iemand umb den todschlag angesprochen, der selben laugnete und sein unschuld nicht bewähren mag, der soll über den todten gehn und soll auf des todten wunden schwören, dass er an dem tod unschuldig sei; wäre aber, dass die wunden anzeichen thäten, blüeten oder sonst sich verendereten, so soll der übergehend auch den leib verlieren; thätend aber die wunden keine zeichen, so soll der übergehend darron sein und soll auch männiglich sein freund darumb sein[2].“

Die ganze Prozedur ist in einem Luzerner Formelbuch von 1542 (von Beat Rippel) ausführlich beschrieben. Die Bahre wurde unter freiem Himmel auf eine Ebene gestellt (nicht auf geweihtes Erdreich), so dass von keiner Seite jemand Unberufener auf die Bahre sehen könnte: „dann wann ein thäter die bar sicht, so zeichnet sie“ d. h. wenn zufälligerweise unter den Zuschauern der Thäter sich befunden hätte, wäre das Zeichen erfolgt, ohne dass dadurch der Mörder zu erkennen gewesen. Der Verdächtige musste am ganzen Leibe geschoren werden,

1) Blumer, Staats- und Rechtsgesch. der schweiz. Demokratien 1, 537.

2) a. a. O. Ausführlicher steht die nämliche Bestimmung im Landbuch von Uri Art. 1. Vgl. Osenbrüggen S. 328 f.

damit er keine Zauberei im Haar verborgen trüge. Nackt bis auf ein neues Untergewand, ein geweihtes Licht in der Linken, in Begleitung der Gerichtspersonen trat er auf die rechte Seite der Bahre, kniete nieder, mit den Urkundspersonen fünf Paternoster, Ave Maria und den Glauben zu beten, auf dass Gott zum Beistand der Wahrheit ein Zeichen thun wolle. Darauf legte er die rechte Hand auf die Brust des Todten, der um Wunde, Herz und Mund entblösst sein sollte und schwur folgenden Eid: „Wie ich hie sich und berüer disen toten lib, so bitt ich gott, ob ich in umbracht oder an sinem tode schuldig, rat, that, gunst, fürdrung oder hilf than hab in einig wis oder gestalt, dass dann gott der allmächtig hie ein offenlich zeichen thüej miner schuld oder unschuld an den tag ze kon und mir gott also helfe und alle heiligen.“ Hierauf wurde die Leiche von sieben Männern beschaut: bluteten die Wunden, war der Thäter entdeckt[1]).

In unsern vaterländischen Chroniken ist eine Reihe nicht uninteressanter Fälle der Bahrprobe überliefert. Ich stelle hier sämmtliche mir bekannt gewordenen zusammen.

Der älteste Fall geht auf das Jahr 1417 zurück und wird von Aegidius Tschudi 2, 90 folgendermassen erzählt:

„Am mentag vor Nicolai (29. Nov.) ward in der sibenden stund ermürt der würdig herr Heinrich probst zuo Luzern uf der Predigerbruck zuo Costenz in der statt. Er ward also wund getragen in der prediger portstuben; da starb er von stund an und ward der mörder gefangen. Der verjach von stund an, die von Luzern hettind in besölt, dass er das tuon solt; daran er denen von Luzern unrecht tet; dann sie das hernach gar vast widersprachend. Und also ward der mörder am Donstag darnach, des andern tages Decembris, für gericht gestellt und wie man in für gericht füert, do fieng von stund an der tote lichnam des probsts (den man noch do nit vergraben hatt, bis das recht vollfüert wurd) an ze schwitzen; und do der mörder uf das rad verurteilt ward, do fieng der lichnam an bluoten und ward als rot und als schön, als er lebendig je gesin was. Das alles sachend ob 300 menschen, die bim lichnam stuondent. Also ward der mörder uf das rad gesetzt und des probsts lichnam vergraben.“

Aehnlich erzählt Stumpf den Vorfall. Segesser hat im Geschichtsfreund 11, 120 aus einer 1536 bei Steiner in Augsburg gedruckten Chronik eine fast wörtlich gleich lautende Relation mitgetheilt. (Der in Constanz während des Concils ermordete Luzerner Propst hiess allerdings nicht Heinrich, sondern Niklaus Bruder.)

1) Segesser Rechtsgesch. 2, 702 nach einem Formelbuch von 1588.

Der weitaus berühmteste Rechtsfall dieser Art, der von den meisten Schweizerchronisten erwähnt wird — am ausführlichsten schildern ihn der Luzerner Petermann Etterlin, sodann Diebold Schilling der Luzerner, Valerius Anshelm — datirt aus dem Jahr 1507. Es ist dies die bekannte Geschichte von Hans Spiess von Wulisau.

Die mit dramatischer Lebendigkeit vorgetragenen Erzählung bei Etterlein Basler Ausg. v. 1507 Bl. CXXII f. lautet[1]:

„In dem jar als man zalt nach der geburt unsers lieben herren Jhesu Christi tusent fünfhundert und dry jar im höuwent, do beschach ein gross mort und wunderzeichen im kirchspel, heisset Ettißwiler, in Luzerner bieten gelegen. Es was ein junger gesell, genant Hans Spiess, der hat ein wib, die hiess Margreta. Der gemelt Hans Spiess was ein kriegsknecht, löff hin und har in die reisen (Feldzüge) allenthalben, hat der frowen lützel acht und wann er har heim kam, liess er nütz desterminder die guoten frowen sitzen, gab ir weder essen noch trinken, als dann ein biderman siner elichen frouwen billich zetuonde schuldig ist; des sich die guot frouw zuo merem male erclagt: je doch zuo letzsten gesach man ouch ir armuot an und dass der mann sunst wol vermeglich, habende was (vermöglich, wohlhabend) und in allen luodren, spilen und prassen lag. Do ward sovil darzuo tan, dass er je mit der frouwen muost hus han oder aber ira essen und trinken geben nach sinem vermögen, als sich danne sölichs zetuonde gebürt. Also begegnot si im und bat in ouch so früntlichst si kond oder mocht, dass er ira wolte das best thuon, hungers not büeste und mit ira hus hielte. In dem sprach er zuo ir, er wölte es tuon und wolt ira genuog geben; si solte sinen uf die nacht warten, so wölte er zuo ir kommen. Des was die guot frouw fro und gieng heim; dann si saß uf einem hof in Ettußwiler kirchhöre, da nit mer dann dry oder vier hüser standen und rüempt sölichs iren nachpuren, wie dass ir man kommen, mit ir essen und hus haben wolte. Si kochet das best, so si haben mocht, damit si dem mann gern guotlichen tan hette. Und als [es] ward in der nacht, do kam er zuo der guoten frouwen. Wie sie assent oder trunkent, mag ich nit wüssen. Si giengent mit einander nider an ir schlafbett. Do nam der mann ein küssi, schluog ir das für den mund, erstackt und erwürgt si also an dem bett; darnach takt er si hübschlichen zuo, als ob si selbs gestorben solt sin, im unwüssend etc. Und gieng fruog (früh) am morgen uß dem hus müessenklich und usmerlich (gleichgiltig), als ob er niendert von ütz (etwas) wüste hinweg uf die straß in Berner

1) Vgl. auch J. Meyer, Der Unot S. 123 ff.

gepiet und anderschwa hin, als er dann vor ouch gethan hatt. Nu hatten in etlich sin nachburen gesechen hinweg gan und wartent alwegen der frouwen, wann si uf stan, so wolten si ira das winwarm geheischen han (warmen Wein von ir bitten) und mit ira essen, als dann man in sölichen zethuond pfligt. Als es lang in tag inhin ward, do wolt die guot frouw nit ufstan, als ouch nit unbillich, dann si was ermürt. Do si ie nit fürher kommen wolt, do brachent die nachburen in das hus, fundent si also tot an dem bett und kein wunden an ir und mocht niemants eigentlichen wüssen, wie es zuo gangen was. Doch fuort man die guoten frouwen gen Ettißwille zuo der kirchen und ward da begraben. Nun begond mengklich murmulen und meinen, der mann hette si ermürt und kam die sach also für die oberhand, namlichen für die von Luzern: die taten als die wisen und verbutent, dass man sich nit ließe merken, da mit und er nit sicher neme und gewarnot wurde, und gesuch man doch da bi an, wo er widerumb in ir gepiet käme, dass man dann zuo im grifen und in fachen solte, als ouch beschach. Dann do er nütz anders vernam, dann dass man meint, si wer selber gestorben, macht er sich harzuo, ward er gefangen und gen Willisow in thurn gefüert. Da ward er hart gestreckt und gemartrot, aber kurz man täte im, wie man wolte, so wer er darumb gestorben, dass er in deheinen wege solichs mort nit verjechen wolt, und die wil er je also an im selber so halsstark was, dass er durch deheiner marter willen nit verjechen wolt und man aber alwegen ein bösen zwifel zuo im het, er hette es getan, ward angesechen, damit die warheit an tag kam, dass man die guoten frouwen, die wol zweinzig tag im ertrich gelegen was, wider usgraben und solt er zuo ir über si vengklich gefüert werden, als dann nach solicher gelegenheit sich gepürt zethuond etc. und im solichs geseit und da bi gebeten, dass er vor solichem were und die warheit seite, dester ee möchte man gnad mit im teilen, dann man wurde in der dingen nit erlassen. Aber man sunge oder seite, was man wölte, es was alles umb sunst: er wolt der sach unschuldig sin und begab sich selber, über si zegand. Also do man doch sach, dass es alles nütz half, ward mit urteil erkannt, wie ob geschriben stat, dass man die guoten frouwen usgraben solte, in bescheren und nackend über si füeren, da solte er dann die recht hand uf den toten lichnam legen und do schweren liplich zuo gott und den heiligen, dass er an solichem mort unschuldig were; täte dann die frouw zeichen, so solte man in richten, täte si dann dehein zeichen, so were er der sach unschuldig etc. Uf solichs nach erkanter urtel wurdent alle ding volbracht, wie ir hie gehört hand. Die frouw ward usgegraben; mag

mengklich wol gedenken, was ellenden anblicks das were, da ein mensch zweinzig tag im ertrich ligt und wider usgraben würt etc. Deßgeliehen ward er ouch beschoren und von Willisow gen Ettibwill gefüert, das ein halb mil wegs ist, und wurdent ouch nün from redlich mann zuo der bar geordnet, damit si möchtend bi iren geschwornen eiden kuntschaft geben, was da gesechen oder funden wurde und hieß man sunst mengklichen von dannen und hinder sich stan; doch so mocht jederman die ding sechen. Nun hörent, was beschach. Do alle ding also geordnet warent, wie ir hievor gehört hand, stuond der arm mann nackent und bloß als ferr (fern) von der bar, dass er si eben sechen mocht und hatt im der henker ein seil an die bein geleit, gliecher wise als ein schwin oder su hammet, und was das seil lang, damit er konde gan und in konde behalten, dass er im nit entrunne. Do er also zuogerüst und gebunden was, hieb man in in dem namen gottes gan und gott anrüefen umb sin gnad. Also hat er sin hende zuo samen, fieng an und gieng und den ersten tritt, den er tet, wie verr er dennocht von der toten frouwen was, dass er si kum sechen mocht, da fieng si angents sogleich an, warf ein schum zum mund uß, und je vester er hinzuo gieng, je vester si schumet. Und do er begond nach hinzuokommen, dass er solt schweren, do fieng si an bluoten, dass das bluot durch die bar niderrann und entfarwet sich. Do viel der mörder uf sine knüw und verjach das mort, wie er s' mit dem küssin ersteckt und ir die gurgel abtruckt hatt und bat umb genad. Solliches alles gesachent ouch nit allein die, so zuo der bar geordnot warent, sunder so sach's aller menglich, der da was. Uf das ward der mörder nach sinem verdienen gericht und uf ein rad gesetzt; der starb mit grossem rüwen und andacht, und ward die frouw widerumb vergraben. Harumb so mag menklich erkennen, dass der almechtig ewig barmherzig Gott dehein guotes unbelonet und dehein arges ungestraft last und in sunderheit so ist ein alt gesprochen wort: „Dehein mort die lenge nit verschwigen blipt." Das ist ouch harinne wol worden schin."

Fast mit denselben Worten, nur kürzer, erzählt Diebold Schilling diese Geschichte und illustrirt sie mit dem merkwürdigen Bilde, von dessen Reproduktion wir hier leider absehen müssen[1]). Ebenfalls Etterlins Bericht folgt der Berner Chronist Valerius Anshelm[2]). In der

1) Vgl. Diebold Schilling's des Lucerners Schweizer-Chronik. Abgedruckt nach dem Original auf der Bürgerbibliothek der Stadt Lucern. 1862. Der verdiente Herausgeber Schillings, Herr Bibliothekar Fr. J. Schiffmann in Luzern, hat die Güte gehabt, mir eine Photographie des Bildes anfertigen zu lassen.

2) Die Berner-Chronik des Valerius Anshelm. Herausgeg. vom Histor. Verein

Wick'schen Sammlung der Züricher Stadtbibliothek, einer Fundgrube für Curiositäten aller Art, ist der Fall ebenfalls enthalten, mit einer rohen Illustration versehen[1]).

Die handschriftl. Aufzeichnungen des Luzerner Schultheissen Hans Golder[2]) (gest. 1539), enthalten das nächste Beispiel einer Bahrprobe aus dem Jahre 1528:

„Uf sambstag vor sant Martis tag sind zwen jüngling in den wald gegangen, genent Peterman, des alten Petermans sün von Rot (Luzern), hand eim kolhufen gewartet; die selben zwen jüngling sind am mentag darnach bed nebent einandren gelegen und sint tot gsin; wie es aber um sie ergangen si, het nieman mögen wüssen. Got tröst ir selen. Uf sölichs hand der selben früntschaft so vil von irom unfal geredt und sich lassen merken, als ob sie söltent ermürt sin und darin so vil anzöigig gen, dass sie sint mit einem, genant Knüsel, in recht kon. Do hat sich aber nütz funden, dass min Herren kein zwifel noch glouben hant können druf setzen etc. Und uf sölichs hand sich min Herren zu recht erkent, dass der alt und jung Knüsel hand söllen über gan (d. h. über die Leiche gehen). Und namlich des ersten hat man sie allenthalben beschoren, demnach sie hinuf lassen gan gen Meigerskappel mit sampt der verordneten von minen Herren. Da fur ich, Hans Golder, mit, auch Maritz von Mättiwil, Niklaus Russ, domalen vogt zu Hapsburg, und Niklaus Sidler etc. Als wir nun gan Meigerskappel kament, do grub man die zwen jüngling uss und als wir zu morgen g'aßent in mittler zit, warent stetz lüt bim grab, damit nit etwas geafentüret wurd. Demnach trug man die toten körpel, die 27 wuchen vergraben sint gsin, usshin ab dem kilchhof under den frigen (freien) himmel unt tet man die deckel ab den böimen (Särgen) und zugen sie sich ab bis uf das nidergwand und liess (man) sie frig hinzu gan und nider knöiwen, ouch zwen finger uf prust legen und sprechen: ich gsen da vor mir stan den toten lip und beger, als mir got also helfe und die helgen, heig ich einer schuld daran, dass da ein zeichen beschäi, damit die götlich warheit an tag köm. In glicher gestalt zu dem andren boum ouch. Demnach den sun liessent wir ouch in glicher gstalt wie den vater ouch gan. Da was aber kein zeichen. Demnach liessen wir mänglich,

---

des Kantons Bern 3, 393 (1886). Vergl. auch Joh. von Müllers Schweizergesch. 5, 198.

1) Manuscr. F 22.

2) Auszug von Th. v. Liebenau im Anzeiger für Schweiz. Geschichte. Zwölfter Jahrgang 1881. S. 439.

jung und alt, jederman luogen und diß ist geschehen uf mentag nach dem meitag im 1528 jahr."

Fälle, wie dieser, bei dem das Wunder unterblieb, sind häufiger. Hans Salat, der Chronist und Dichter aus Luzern führt in seinem Tagebuch einige hieher gehörige an[1]):

„Anno 1534 circa trium regum schluog Töni Späni us Rotenburger ampt sin wib, darüber lag s' übernacht dauss, gieng morgen gen Meggen har (da si dienet), ward krank und in derselben nacht starb si; ward er gefangen, lag im turn. Der ward übergfüert uf Agnese, was mitwuchen und mechtig kalt, hie im Hof (d. h. in Luzern) zwüschend pfaff Hubers und der chorherrn hus; schwur er, aber es kam kein zeichen."

Zu demselben Jahr 1534 verzeichnet Salat eine ähnliche Begebenheit. Ein Vater und sein Sohn sind in Hochdorf erstochen worden; die muthmasslichen Thäter werden zu Hochdorf unter der Linde über die Leichen geführt; aber es geschieht kein Zeichen[2]).

Das handschriftliche Tod- und Urfehdenbuch der Stadt Baden im Aargau enthält folgenden Fall aus dem Jahre 1577[3]):

„Anna Pfäwin (Pfau) von Ennt-Baden vergicht, wie daß sit ungevar bi drien jaren ein murerknecht die werk der unküschheit mit iren gebrucht [davon ein kint empfangen], welches si so heimlich und verborgen getragen, und als si desselben alleinig und in niemands biwesen in ires vaters hus genesen, were es ein meiteli (Mädchen) und lepte. Da habe si dasselbig zwischent dem loubsack und dem bett ersteckt (erstickt) und dri tag verborgen behalten, demnach in der nacht in die Lindtmagt (Limmat) geworfen, sye es darvon grunnen, dass sin niemant sye innen worden. Witer hat si bekennt und verjechen, dass si den nechst verschinen Schmutzigen donnstag mit Hans Murer von Erendingen die werk der unküschheit gebrucht, davon ein kind empfangen und als si desselben vor fünf wochen in ires vaters hus in niemands biwesen, als sich tag und nacht wellen scheiden, genesen und ein knäbli gewesen und lepte, habe si das genomen und zwischent dem bett und loubsack ersteckt und dri tag verborgen behalten, demnach am ersten sonntag im advent in die Lindmagt geworfen und vermeint, es sölle hinweg grunnen sin, wie das vorig, darmit sin niemant innen wurde. Das aber bet

1) J. Baechtold, Hans Salat, ein Schweiz Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, 1876. S. 44.

2) a. a. O. S 48.

3) Nach einer gef. Abschrift des Herrn B. Fricker in Baden.

nit wellen, sonder aye vermelt kint also im wasser unversert vier wochen glegen, demnach embor geschwumen und durch die nachpuren funden worden. Nun uf sölichs so aye zu wüssen mengklichem: als man das obgemelt kint im wasser funden hatt, ist glich der argwon und zwifel uf die genannte Anna Pfäwin gefallen dermaßen, dass mine Herren si gefengklich uf das rathus in die grichtsstuben legen lassen und durch die hebamen und sonst erbar frowen erduren und beschawen lassen. Dieselben nun befunden, dass si in brüsten milch gehept; daruf si durch die genanten frowen mit güte ermant worden, si sölle anzeigen, wie es mit dem kind ergangen aye. Aber si gar in kenen weg wellen daran schuldig sin, sondern für und für gleugnet. Uf solichs so hat man das gefunden kint, welches schon etliche stund lang in einer trucken (Truhe) im beinhus gestanden ist, uf das rathus getragen und in die stuben nebent die gemelte Anna Pfäwin uf den bank gestellt. Da hat das kint anfachen zu bluten, dass das blut durch die trucken uf den bank ist grunnen, welches etliche miner herren von rat, die beid stattknecht und die erw. frowen heiter hand gesechen. Uf sölich wunderzeichen so hat benante Anna Pfäwin bekent und anzeigt, wie oben geschriben stat. Sölichs ist hierinn zu einer gedechtung geschriben worden; das hett der Herr nit wellen, daß sölich mort ungestraft und verschwigen plibe. Also umb söliche böse mörderische unmentschliche und unnatürliche missethat, so die arm dochter leider begangen, so habent min herren schultheiß, rät und vierzig mit ihrem rechtlichen spruch erkennt und nach gnaden von iren gericht: dass die genante Anna Pfäwin dem nachrichten bevolchen werde. Derselbe sölle si uf einen karren binden und angents vor dem rathus mit einer fürigen zangen ein griff zu der rechten brust thun. Demnach soll er uf dem Nüwenweg aber ein griff iren zu der linggen brust thun. Darnach soll er si zu der Lintmagt füren, iren die hend und füss zusammen binden und in das wasser stossen, si dar inne lassen sterben und wann das geschicht, daß si dann gebüsst habe nach dem keiserlichen rechten und nach gnaden. Actum uf sambstag vor der helgen drien küngen tag im 1577 jar."

Der jüngste Rechtsfall dieser Art, den ich aus der Schweiz kenne, datirt aus dem Jahre 1589. Das Rathsmanual von Solothurn 1589 penultima Aprilis fol. 86 enthält folgenden Eintrag:

„Vor m. H. ist erschinen Melcher Seyller, H. Arnold sampt gemeiner früntschaft Adam Schenken säligen, so verschinner tagen in einem getümmel und uffrur zur Gilgen (Zunfthaus zur Lilie) uf den tot geschlagen worden, und m. g. H. gepäten, Inen zu vergonnen,

die gefangnen, so man zwifelt, das eintwederer unter inen gedachten Schenken gehouwen habe, zum toten cörper füeren zelassen, ob viellicht erfaren möge werden, wölicher schuldig sye. Ist inen vergonnen, sollent den Lütpriester mitnemmen."

Der Ausgang ist unbekannt.

Auch die Sage kennt die Anwendung der Bahrprobe. Rochholz' Schweizersagen aus dem Aargau 2, 123 f. erzählen von dem Züriheiri in Zurzach, der, vom Bürgermeister beim nächtlichen Holzfrevel ertappt, diesen erschlägt und verscharrt. Die Leiche wird gefunden und der Angeschuldigte betheuert vor Gericht mit Schwur und Eid seine Unschuld. Der Richter befiehlt ihm, die Schwörfinger in die Wunden zu legen. Da springt dem Mörder ein Blutstrahl ins Gesicht. Im Neujahrsblatt von Bülach von 1856 S. 7 steht die Sage von einem frommen Einsiedler Emericus, der am Irchel im Züricher Gebiet sein Hüttlein bewohnte und von einem andern neidischen Waldbruder ermordet wurde. Darauf steckte dieser die Klause in Brand, damit der Todte verbrenne; aber das Volk eilte hinzu und fand den Körper des Erschlagenen „Da luff der heillos mörder ouch hinzu, sam er von witem herkäme und das fewer ersehen hätt, und jammert da gar kläglich über den tod sines lieben gfährten. Und da er zu dem lichnam hinzu trat, fieng derselb an zu bluten und erkannten dadurch die anwesenden, dass er der mörder sin müss, griffend deshalb zu im und was er selber über das zeichen so heftig erschrocken, dass er das mort zur stund bekennet" (nach Martin Usteri erzählt).

Eine der Idee der Bahrprobe verwandte Auffassung liegt in dem Volksglauben, dass das Instrument, mit welchem der Mord begangen wurde, oder sonst ein Gegenstand, ein Wahrzeichen[1]), das dem Todten gehörte, Blut schwitzt, sobald der Thäter dasselbe berührt. Etterlins

1) Die Rechtung des freien Amts (Aargau) zur Zeit der österreichischen Herrschaft (14. Jahrhundert) bestimmt: Item, beschicht ein dotschlag in der grafschaft, in welichem gericht denne das beschicht, da sol ein richter, der in demselben twing ze richten het, das erst sin gebot inne han und sol mit hp in nemen und denne sol er umb die sach den stab mit dem rechten und mit urteil von im geben einem lantgrafen oder dem, der es zu sinen handen tun sol und mag, ouch von dem toten lichname denne zemal ein wortzeichen (Wahrzeichen, nemen, in dem er tod und leben was, mit gericht und urteil, da man das fürgebot nimpt, dasselb wortzeichen sol man füren zu den zwein lantgerichten und mag man denne dar ab richten und klagen in all wis und maß, als ob der tod lichname zegegen were." Kurz und Weissenbach, Beiträge zur Gesch. und Litt. des Kts. Aargau 1, 99 (1846). Vgl Rochholz a. a. O. 2, 125.

Chronik meldet Bl. CXXIII in Anschluss an die Geschichte von Hans Spiess folgende Begebenheit:

— — „Ein würt, der was gesessen zuo Zürich, hieß der Buggerli, der hat ein gast, der zart (zehrte) alwegen bi im und was ein armer rebmann, hat weder wib noch kinde, und was er also mit dem tagwerk gewan und erübrigot, gab er alwegen dem würt zuo behalten und hatt eben ein hüpsche barschaft gesamlot. Also hatt der bös geist den wirt besessen, dass er iemer mer gedacht und sinnot, wie im das geltli und barschaftli werden möcht. Vnd uf ein zit sprach er zuo im, er müeste mit im in das holz, do wolte er im zöigen, dass er im stäglen (Stützen) höwen solt und fuort in also mit im in das holz kurz darvon Er ermürt und vergruob in, so best er mocht, und kart widerumb heim und nam das gelt zuo sinen handen, kouft in (ein) und stalt sich rätlich [hablich]. Aber der arm man wolt nit wider kommen, und billich, dann er was ermürt. Also begondent dennocht die lüt, so in dann zuo ziten bruchtent, nach im fragen; do gab der würt zuo antwurt: er wüste nit, wo er hin kommen, er forchte, er were hinweg geloufen, dann er im befolchen, stäglen zehöwen und hett in da fürhin niemer mer gesechen. Also stuond die sach ein guot zit an und begonde ein murmelen über in gan, er hette in ermürt und det doch niemantz der gelichen. Und also uf ein zit ward der guot arm ermürdet mann funden in dem holz. Do greif man zuo dem wirt, der wart gefangen und darumb gefraget, ouch hart gemartret; aber kurz umb, er wolt ganz nit verjechen, noch von der sach wüssen. Jedoch war bi dem armen mann funden ein rebmesser, das hatt er in sinem gürtel stecken; das bracht man im, öb er das messer kannte. Also nam er's in die hand und so bald er es in die hand genam, do vieng das messer an bluot schwitzen. Do verjach er erst das mort und seit alle sachen, wie es ergangen was und warumb er in ermürt hatt. Also ward er geredrot. Und ist solichs mort ouch in den obgenannten tagen und jaren (1503) beschechen, als ob geschriben stat."

Wie steht es — die Frage sei zum Schluss aufgeworfen — um die Glaubwürdigkeit jener von den Chronisten und amtlichen Aufzeichnungen erwähnten Fälle mit dem wunderbaren Ausgange des Gottesgerichts? Ueberall Betrug und künstliche Mittel wittern zu wollen, ist unzulänglich. In dem Fall Anna Pfau 1577 wird sich das Wunder auf sehr natürliche Weise erklären. Das Ereigniss fällt in den Winter. Die Kindesleiche lag wochenlang im Wasser, stand einige Zeit im Beinhause und wurde dann in die warme Gerichtsstube gebracht. Hier

thaute sie auf, an dem Körper mochte sich eine Wunde befinden, welche auffror und blutete.

Ein grosser Zweifler des Mittelalters bricht bei der Stelle seines Gedichtes, wo ein schuldbeladenes Weib das glühende Eisen, ohne sich zu versehren, in der Hand trägt, in die ketzerischen Worte[1]) aus:

„Dâ wart wol geoffenbaeret
und al der werlt bewaeret,
daz der vil tugenthafte Krist
wintschaffen alse ein ermel ist."

1) Tristan und Isolde V. 15737 ff.

Eine dem Leonardo Bruni zugeschriebene Sallust-übersetzung.

Von

Karl von Reinhardstöttner.

Die Handschrift Cod. ital. 169 der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München[1]) enthält, von der gleichen Hand geschrieben, einhundert und ein Folio italienischer Texte, unter diesen auch einige wenige in Versen. Eine Reihe der in derselben befindlichen Schriften gehört dem italienischen Humanisten Leonardo Bruni an und ist, wie z. B. das Leben des Dante Alighieri (fol. 92ᵃ—97ᵇ) und jenes des Francesco Petrarca (fol. 97ᵇ—101) längst gedruckt; andere zum teil noch ungedruckte Abhandlungen berühren ihn und seine Verhältnisse; es sind Reden historisch-politischer Natur, die vielleicht auch bloss rhetorische Muster sein sollten und nach Umständen gar nicht, oder doch nicht so, wie sie vorliegen, gehalten worden sind.

Alles Uebrige, was sich in der genannten Handschrift findet, bezieht sich auf die klassische Litteratur des Altertums. Ausser einer italienischen Uebersetzung der ersten katilinarischen Rede Ciceros (Diceria di marcho tulio cicerone dinanzi al senato, fol. 77ᵇ—82ᵃ), der Rede Hannibals an Scipio und Scipios an Hannibal aus Livius (Histor. XXX, 30. 31 ohne den Schlussatz) bietet die Handschrift noch eine vollständige Uebersetzung des ‚bellum Catilinarium' und des ‚bellum Iugurthinum' des C. Crispus Sallustius. Dass dieselbe dem Leonardo Bruni angehöre, scheint nicht allen ausgemacht zu sein; der Katalog[1]) setzt zu dem Namen ein wohlberechtigtes Fragezeichen.

Leonardo Bruni ist um das Jahr 1370 in Arezzo geboren[2]). Ursprünglich führt er, seiner Vaterstadt zufolge, den Beinamen Aretino;

1) Catalogus Codicum Manu Scriptorum. Tomus VII. (1858), pag. 291.

2) G. Mazzuchelli, Gli Scrittori d'Italia. Volume II Parte IV. (Brescia 1763), pag. 2196—2219.

er selbst aber nennt sich nach seinem weiteren Geburtslande, und wohl auch mit Rücksicht auf die Empfehlung der Sprache von Florenz, meist Fiorentino.

Seine Lebensschicksale gleichen in allem so ziemlich denjenigen der italienischen Humanisten. Wir sehen ihn mehrfach bei hervorragenden Gelegenheiten als Gesandten, bei Päpsten und hohen Würdenträgern als Sekretär verwendet; er schreibt die zeitgenössische Geschichte und wird, in die politischen Strömungen seiner Tage verwickelt, wie dies damals unausbleiblich war, mehrfach ihr Opfer. Als Parteigenosse des Papstes Johann XXIII. musste er heimlich das Konstanzer Konzil verlassen, als dieser Kirchenfürst abgesetzt wurde; und so wechselten Glück und Widerwärtigkeiten in seinem bewegten Dasein, bis er zu Florenz am 9. März 1444 starb.

Die mannigfach interessante Geschichte seines Lebens und Forschens, seiner Kämpfe und Erfolge lässt sich in fast allen Einzelheiten aus seinen Briefen[1]) und Reden zusammenstellen, die bei ihrer subjektiven Fassung, vereinigt, eine förmliche Autobiographie bilden.

Hervorragend ist vor allem die Bedeutung des Leonardo Bruni für die griechische Sprachwissenschaft, wenn auch das Lob, das ihm Crescimbeni[2]) spendet („fu il primiero che riconducesse in Italia le lettere Greche da lungo tempo per li Barbari, e per li Tiranni sbandite" in einiger Hinsicht beschränkt werden muss. Nicht minder als die griechische beherrschte Bruni die lateinische Zunge, was zahlreiche zu seiner Zeit hochverdienstliche Uebersetzungen griechischer Autoren, besonders des Aristoteles, Plutarch, Homer u. a. ins Lateinische beweisen. Die Geschichte schrieb Bruni im Stile der römischen Historiker; einzelne seiner historischen Abhandlungen genossen hohes Ansehen. Selbst seine später als Plagiat des Prokopius vorübergehend in Misskredit gefallene „Geschichte vom italienischen Kriege[3])" hielt sich in Ehren; ja sein punischer und karthagischer Krieg wurden sogar von dem Ingolstädter Poeten Marcus Tatius (1540 ins Deutsche übersetzt[4]). Auch für das Alter der „lingua volgare", die er schon

1) Leonardi Aretini Epistolae. Erste Ausgabe von Brescia 1472.

2) Dell' Istoria della volgar poesia scritta da Giovan Mario Crescimbeni volume terzo. Venezia 1730, p. 212.

3) De bello Italico adversus Gothos gesto Libri quatuor, gedruckt 1471 von Nicolaus Jenson; und öfter.

4) Zway schone | Auch lustige Historien vnd Geschicht bücher | der Rhömerkrieg wider die Carthaginenser wol biß in das zway und zwayuntzigst Jahr | . . . . . durch den hochgelerten Herrn Griechischer vnd Lateynischer Sprache | Leonhardum Aretinum beschrieben, Vnnd newlich inn das Teutsch | durch Mar-

im antiken Rom gesprochen annahm, trat Leonardi Bruni ein[1]). Bestrittener und ungleicher beurteilt ist sein Dichterruhm[2]).

Zu den in der Humanistenperiode gelesensten Autoren zählt Sallust, der schon frühe bekannt war und jederzeit fleissig studiert wurde. Lassen sich ja bereits im karolingischen Zeitalter nach Bähr[3]) seine Spuren bei frühen Schriftstellern entdecken.

Eine nicht zu unterschätzende Uebersetzung des römischen Historikers bietet nun unsere Handschrift, die zugleich als „testo di lingua" nach mehr als einer Richtung hin Beachtung verdient. Folio 1 - 46 enthält das „bellum Iugurthinum", fol. 55—77 die „Verschwörung des Katilina".

In beiden Arbeiten giebt der Uebersetzer die Einleitungen des Sallust als selbständiges Vorwort wieder und scheidet nach eigenem Ermessen den Iugurthinischen Krieg in einundneunzig, den katilinarischen in siebenundvierzig Kapitel, deren jedes eine besondere Ueberschrift trägt; er hält sich also nicht an die Einteilung der Sallustausgaben.

Hören wir, um über die Art der Uebersetzung und ihr Verhältnis zum Original ein Urteil zu gewinnen, den Eingang zum „Bellum Iugurthinum".

A torto si lamentano gli uominj de la loro natura diciendo che e fieuole e di poco tenpo et si regie per uentura piu che per uirtu, che ripensando et contando[4]) tu troverrai bene che non e niuna chosa piu gientile ne piu dureuole che sia la natura vmana et che magior mente mancha il senno o la bontu de gli uomini che non mancha potenzia ne tenpo. erettore el signiore della uita e il nostro animo, il quale, quanto si studia e brigha ad onore per uia di uirtu, a assai

Falso queritur de natura sua genus humanum, quod imbecilla atque aevi brevis forte potius, quam virtute regatur. Nam contra, reputando, neque maius aliud, neque praestabilius inveniae; magisque naturae industriam hominum, quam vim, aut tempus deesse Sed dux atque imperator vitae mortalium animus est; qui ubi ad gloriam virtutis via grassatur, abunde pollens potensque et clarus est, neque fortunae eget: quippe probitatem, industriam, alias artes bonas,

cum Tatium Poëten vnnd offenthchen der Poeterey | in der Hohen schul Ingolstadt lerer gründtlich gemacht. M. D XXXX. (Augsburg bei Stayner.)

1) S. bei Ersch und Gruber, Allgemeine Enzyklopädie, Band 13, (1824), p. 228 -230.

2) Mazzuchelli a. a. O. S 2203.

3) Geschichte der römischen Litteratur, 4. Aufl., 1869, II 133.

4) Hdschr.: contiamo. [al contrario?]

di ualore e di potenzia e di fama e non a bisognio ventura, la quale ualenza ne sapienza o altre buone arti non puo dare ne torre a neuno uomo u. s. w.

neque dare neque eripere cuiquam potest u. s. w.

Mit dem fünften Kapitel des Originals beginnt der Uebersetzer die eigentliche Geschichte, ohne sich, wie bemerkt, an die Einrichtung seiner Vorlage zu kehren.

In völlig gleicher Weise, sowohl was die Gliederung des Stoffes als die Art der Uebertragung betrifft, ist das „bellum Catilinarium" bearbeitet. Auch hier werden die ersten vier Kapitel als „proemio di salusto" abgetrennt; der historische Vortrag beginnt mit dem fünften Kapitel „de chostumi et della intenzione di catellina", wie folgt (fol. 56):

Lvcio catellina di nobile sanghue fu nato huomo di grande e poderosa uirtu danimo et di corpo, ma fu dingiegnio reo et perverso e da sua prima giuuentute le brighe dentro a la citta, dolle fedite, limicidi, le rapine a lluj piaquero molto, et eziandio poi che fu fatto huomo, in queste chotali chose continuamente studio e brigho; il suo corpo auea poderoso et soferente di fame et di freddo et di ueghiare piu che huomo credere potesse Il suo animo era ardito, malizioso e isuariato et qualchosa non uoleua, infigniea e dimostraua di uolere, e qual uoleua, disfigniea et cielaua. dellaltrui disideroso, del suo spargitore, tutto acceso di desideri, assai bello parlatore, sauio pocho. il suo smisurato animo cose ismoderate non credibilj et senpre troppo alte disideraua, ondo doppo lo signiorio chebbe di roma uno che fu chiamato lucio silla, era uenuta a catellina la uoglia e desiderio grandissimo di prenderlo

Lucius Catilina nobili genere natus, magna vi et animi et corporis, sed ingenio malo praveque. Huic ab adolescentia bella intestina, caedes, rapinae, discordia civilis grata fuere: ibique iuventutem suam exercuit. Corpus patiens inediae, vigiliae, algoris, supra quam cuique credibile est. Animus audax, subdolus, varius, cuiuslibet rei simulator ac dissimulator, alieni appetens, sui profusus, ardens in cupiditatibus: satis loquentiae, sapientiae parum. Vastus animus immoderata, incredibilia, nimis alta semper cupiebat. Hunc post dominationem Lucii Sullae lubido maxima invaserat reipublicae capiundae: neque, id, quibus modis assequeretur, dum sibi regnum pararet, quidquam pensi habebat. Agitabatur magis magisque in dies animus ferox inopia rei familiaris u. s. w.

et auerlo, egli ne guardaua che ellj potesse uenire al suo intendimento, e a questo il suo animo si incitaua et saccendea ogni di piu. per ragione della sua pouerta et neciesita u. s. w.

Dass beide uns vorliegende Sallustübersetzungen von einem und demselben Verfasser herrühren, kann keinem Zweifel unterliegen. Nicht nur ist die äussere Mache, das willkürliche Zerlegen des Stoffes, die oft freie, erklärende Art des Uebersetzers in beiden Uebertragungen die gleiche, es weisen auch alle Einzelheiten des gewandten Stiles und der Ausdrucksform auf einen gemeinsamen Autor hin.

Der Uebersetzer hält sich nicht allzu strenge an den Text des Originals; er sucht ihn mehr zu paraphrasieren, als wörtlich wiederzugeben, oder richtiger gesagt, er hat den italienischen Leser ebenso sehr im Sinne, als einen solchen, welcher hier und dort Erklärungen zu seinem Verständnisse nötig hat. So weicht er z. B. auch da von lateinischen Worten ab, wo er solche leicht hätte herübernehmen können; er überträgt falso mit a torto, imbecilla mit fieuole, pravus mit peruerso, malus mit reo u. dergl. trotz der nahe liegenden, wenn auch mehr gelehrten Wörter gleichen Stammes.

Man sieht durchgängig, dass er Latinismen, die doch seiner Zeit und seinen Genossen durchaus geläufig waren, mit einer unverkennbaren Sorgfalt aus dem Wege geht.

In gleicher Weise behandelt er die Konstruktion der Perioden. Das lateinische Original beeinflusst seinen Satzbau ziemlich wenig Er zieht eine Umschreibung, wie etwa oben „doppo lo signiorio chebbe di roma uno che fu chiamato lucio silla" der einfachen Uebersetzung, die ihm hier wörtlich gewiss leicht gelungen wäre, vor und entfernt sich auf diese Weise ganz bedeutend von jener latinisierenden Art, derenthalben Giuseppe Baretti den Boccaccio als „la rovina della lingua italiana [1])" bezeichnete, und auch von jenem nach lateinischem Vorbilde bereits vollständig entwickelten Kunststile Machiavellis.

Gänzlich anders aber zeigt sich sonst die Sprache Leonardo Brunis, sodass Crescimbeni[2]) von ihr urteilt: „la lingua che ancora non s'era finita di perdere affatto tra l'intralciamento de' latinismi, anzi dello stesso Idioma Latino, che imbastardito, e mescolato col volgare, seu venne appresso".

1) Frusta letteraria II, 1057. (Vgl. auch ebenda p. 536.)
2) A. a. O. III, 243.

Von dem, was hier zum Vorwurfe Brunis gesagt wird, kann man in den beiden vorliegenden Uebersetzungen des Sallust nichts finden. Die Sprache passt nicht zu der in seinen übrigen Werken gebrauchten. Wir begegnen aber auch unter den zahlreichen philologischen Arbeiten des Leonardo Bruni überhaupt nur sehr wenigen Uebersetzungen ins Italienische; die meisten sind aus dem Griechischen ins Lateinische gefertigt, wie des Demosthenes philippische Reden, Platons Phädon und Phädrus, der erste Akt der ersten Komödie des Aristophanes u. v. a. Nur die Rede Ciceros pro Marco Marcello führt Mazzuchelli[1]) als ins Italienische übersetzt auf, an welche sich dann die erste katilinarische Rede unserer Handschrift anschlösse, der bereits (S. 234) gedacht wurde.

Da keiner der älteren Kataloge der Werke dieses überaus fleissigen[2]) und fruchtbaren Humanisten, der an Arbeitsamkeit alle Zeitgenossen übertraf[3]), einen Sallust des Bruni kennt, da weder die kurze aber wohl unterrichtete Biographie in der deutschen Uebersetzung des Marcus Tatius[4]), noch der Katalog des Filiberto de la Mare (1653), noch jener des Abbé Lorenzo Mehus (1741)[5]) einer Sallustübersetzung des Leonardo Aretino Erwähnung thut, so ist eine solche auch bei späteren Bibliographen, wie Crescimbeni, Mazzuchelli bis herab zu Pökels Philologischem Schriftstellerlexikon (Lpz. 1882, S. 7), nicht zu finden.

Es berechtigen aber auch, ausser dem Mangel des historischen Nachweises der Echtheit, weder sprachliche noch sachliche Gründe dazu, diese Sallustübersetzung dem Leonardo Bruni zuzuschreiben, deren er selbst im Gegensatze zu zahlreichen gelegentlichen Erwähnungen seiner übrigen Arbeiten nirgend gedenkt; wohl aber sprechen schwerwiegende Gründe für die Annahme, dass dieselbe seiner Feder nicht entsprang.

---

1) A. a. O. II, 2213 Nr. XI.

2) Hübsch sagt in der Uebersetzung des Marcus Tatius Bernhardus Magnoaldus von ihm, er „ist ain man gewesen / der vil gelesen hatt / der vil öls bey der nacht verbrendt, biss er so vil Griechisch vnnd Lateynisch lerer ausgelesenn hat".

3) Bartolommeo Faccio, de viris illustribus, p. 10.

4) Das Leben Leonhardi Aretini, als vil man auss den Chronicen von jm haben mag.

5) In der Ausgabe der Epistolae, Florentine ex typographia Bernardi Paperinii. 2 voll. 8°.

Wer immer indes der Verfasser der fraglichen Sallustübersetzung sein mag, die beiden Uebertragungen des römischen Historikers, (zu dessen Bearbeitung die Humanisten namentlich seine rhetorische Fülle reizen mochte, sie, an welche ja gleichfalls stündlich die Notwendigkeit herantrat, Gelegenheitsreden zu halten), wären, auch wenn sie Leonardo Brunis Werk nicht sind, aus rein sprachlichen Rücksichten eines gelegentlichen Abdruckes wert, da sie unbedingt eine Bereicherung des grammatischen Materials und der Dialektforschung für die italienische Sprache des fünfzehnten Jahrhunderts versprechen.

München, Juli 1889.

Ikonographisches zu Chrestien de Troyes.

Von

Johann von Antoniewicz.

Kein Gebiet der neueren Philologie liegt so im Argen, wie die Ikonographie. Keines beleuchtet auch greller den Rückstand, in dem diese Disciplin gegen ihre ältere Schwester und Lehrerin, die classische Philologie in Ausführung und Methode geblieben ist. Freilich kann sich eine kaum ein Jahrhundert lang bestehende Wissenschaft mit einer solchen die fast ein halbes Jahrtausend sich fortgesetzter Pflege erfreut, nicht messen. Aber von gewissen Unterlassungssünden wird sie schwer frei zu sprechen sein. In der classischen Philologie ist die Kenntniss der gleichzeitigen Kunsterzeugnisse eine selbstverständliche unbedingte Forderung, die neuere Philologie dagegen, scheint es mir, schliesst die Kunstgeschichte eher aus als ein. Kein Wunder denn, dass auch die Ikonographie, jener gemeinsam von der Literatur- und Kunstforschung zu bebauende Rain, seit Jahr und Tag brach liegt. Und doch ist es ein höchst anziehendes Schauspiel zu betrachten wie in der Blütezeit des Mittelalters (und diese habe ich ja bei diesen flüchtigen Anmerkungen beinahe ausschliesslich im Auge) drei mächtige Gruppen von Stoffen sowohl in darstellender Kunst als in epischer und lyrisch-didaktischer Literatur drei eigene Styl- und Darstellungsarten hervorgebracht haben. Die drei Stoffgebiete sind: das religiöse, das profane und das grotteske. Vom ersten zum zweiten bildet die Legende, vom zweiten zum dritten Stoffgebiete bildet der Schwank mit Einschluss der Thierfabel den logischen Uebergang.

Die Formen der religiösen Kunst sind immer eng, ängstlich, gebunden; die tätige Phantasie des Künstlers ist immer nur eine sich dem Stoffe anschmiegende, keine Freiheit der Form, weil keine Freiheit der Gedanken. Aber wie die Phantasie eines Gefangenen sich nicht in ruhigen Gestalten, sondern in abstrusen Formen und Zerrbildern äussert und ergeht, so brachte auch die geknechtete Phantasie des

mittelalterlichen Künstlers geradezu schwindelerregende Formverschlingungen und die wunderlichsten Stoffverbindungen zuwege. Die grotteske Kunst scheut nicht die Nähe des Heiligsten; ja nur dort, nur im Heiligsten darf sie ihr Unterkommen finden, und der Nächste an den Stufen des Thrones eines mächtigen und erhabenen Königs sitzt der groteske Narr. Im vollsten, bewussten Gegensatze zum Göttlichen und seinem Abbilde in der Kunst entwickelt sich das Groteske mit seinen verzerrten, unruhigen, aufgeregten Formen als das Abbild der Leidenschaft, des Bösen, des Satans.

Mit dem Momente da der Mensch als selbständige Erscheinung, ohne Bezug zu Himmel und Hölle zum Vorwurfe der künstlerischen und poetischen Darstellung wird, vom Momente also da er sich als Individuum zu fühlen beginnt, geht in den Kunstformen die grosse Wandlung vor sich. Aus den gefesselten Formen in der Darstellung des Göttlichen und aus den aufgeregten in der Darstellung des Dämonischen entwickelt sich die freiere und angemessene des Humanen, nach beiden Seiten mildernd und die Gegensätze zwischen Heiligem und Groteskem ausgleichend.

So verbindet sich nun auch plötzlich die Kunst mit dem täglichen Leben. Gegenstände die vorhin nur der dekorativen Kunst zugänglich waren, werden nun zu Kunstgegenständen selbst. Die Kunst breitet sich aus und mit dem immer reicher ihr zufliessendem Stoffe wächst auch mit jedem Jahre ihr Gebiet. Sie bemächtigt sich der orientalischen und antiken Sagenstoffe, der mittelalterlichen Romane, der Zeitgeschichte, sie benutzt die Motive aus dem täglichen Leben, sie schafft das Genre[1]). Auf diese Weise berichtigt und ergänzt die Erforschung der profanen Kunstdenkmäler unsere Anschauungen über die Verbreitung und die Popularität gewisser Stoffkreise, ferner einzelner Stoffe und der mit ihnen sich verbindenden Idee.

Unmittelbar an die Untersuchung über den dargestellten Stoff müsste sich die Frage nach dem „wie" und „wo" der Darstellung anschliessen. Denn es ist nicht gleichgültig, ob ein bestimmter Stoff an einem leicht nach den weitesten Entfernungen versandfähigem Gegenstande, an einem internationalen fabrikamässig gearbeiteten Kunstgewerbserzeugnisse angebracht ist, da dies auch auf eine internationale Kenntnis des Dar-

1) So erscheint besonders die Schweiz schon frühzeitig mit Vorliebe das Genre gepflegt zu haben, vergl. Mitt. d. antiqu. Ges. in Zürich VII 1 ff. (1853), XV 223 ff. (1865) 21 Darstellungen der weiblichen Hausarbeit.

gestellten schliessen lässt, beziehungsweise eine solche Kenntnis vermittelt und erzeugt (z. B. Teppiche, Handtücher, Schmuckkästchen, Kämme, Spiegelkapseln usw.) — oder ob die Entstehung des Kunstobjektes auf das „fieri fecit“ zurückzuführen ist und an einen Ort, einen Besitz gebunden und der weiteren Mitteilbarkeit entbehrend uns mehr nur den litterarischen Gesichtskreis, die Geschmacksrichtung und Liebhaberei des Individuums veranschaulicht. Freilich werden wir es häufig finden, dass beide Gebiete nicht genau zu scheiden sind und auch hier die Grenzen zusammenfliessen.

Wir werden die inzwischen sich ergebende Summe mit dem Gewinne aus der litterarhistorischen Forschung vergleichend zusammenstellen, hier den Ausfall dort die Mehreinnahme verbuchen und endlich an die Beantwortung folgender grundlegender Fragen schreiten können:

a) deckt sich das Stoffgebiet der bildlichen Darstellung mit dem der poetischen vollständig?

b) wenn nicht, wodurch unterscheiden sie sich? welche Stoffe wurden mehr von der bildlichen und welche von der poetischen Kunst bevorzugt, und warum?

c) ist bei Erklärung bildlicher Darstellungen eine litterarische Quelle immer nothwendig vorauszusetzen, und wenn nicht, in wieweit darf (natürlich bei profanen Stoffen)

aa) die mündliche Ueberlieferung als äussere

bb) die selbstschaffend fortbildende Phantasie des Künstlers als innere Quelle angenommen werden?

d) ist die Art der bildlichen und poetischen Darstellung die nämliche? oder weichen sie von einander ab, in Freiheit, Feinheit, Stimmung usw.?

Aber ich breche hier mit weiteren Fragen ab, weil ich nur zu sehr befürchte, dass der Leser, wenn auch nicht die Berechtigung der Fragen, so jedoch mir vielleicht die Berechtigung der Fragestellung absprechen wird.

Diese Fragen drängten sich mir jedoch unwillkührlich beim wiederholtem Lesen von Konrad Hofmanns scharfsinniger und geistreicher Untersuchung „über die Clermonter Runen“ [1]) auf. Denn auch hier verstand es der Meister das Räthsel zu lösen, die wissenschaftliche Frage zu erledigen ohne sie totzuschlagen, durch die allbelebende Schwungkraft seiner wissenschaftlichen Ideen aus dem Besonderen einen Ausblick und Uebergang ins Allgemeine zu eröffnen und so einer

1) Sitzungsberichte d. philos., philol. und hist. Classe d. k. b. Akad. d. Wiss. zu München, Jahrg. 1871 I 665 ff.

rein wissenschaftlichen Untersuchung etwas von dem ewigen Glanze eines Kunstwerkes zu verleihen.

Welche Erweiterung unsere Kenntnis[1]) der Sagenlitteratur durch solche tiefgehende ikonographische Untersuchungen erfahren kann, lehrt uns ebenso Hofmanns erwähnte Abhandlung als diejenige von W. Hertz über „die Räthsel der Königin von Saba“[2]). Selbst ein so gewiegter Kenner der Elephantinen[3]) wie J. O. Westwood musste in seinem grundlegendem Werke, da ihm Hofmanns Abhandlung unbekannt geblieben war, bei Besprechung des Clermonter Kästchens die Antwort schuldig bleiben.

Solche Kästchen wurden im Mittelalter mit Vorliebe zu bildlichen Darstellungen benutzt. Sie entwickelten sich aus den kirchlichen Reliquienkästchen und wurden auch solche mit profanen Darstellungen hie und da in Kirchen verwendet, ebenso wie sich uns römische Consulardiptychen im frühen Ma. als Buchdeckel von Evangeliarien usw erhalten haben[4]). Raummangel erlaubt mir nicht die Entwicklungsphasen, die dieser Gegenstand, angefangen von den frühromanischen Capsae, den mit Edelstein verzierten und mit einem dachartigen Deckel versehenen Reliquienschreinen des VIII. Jh. bis zu den eleganten Luxus-

---

1) Ich glaube nicht, dass der ursprünglichen Völundsage das Motiv von der blutgefüllten Blase, die Wieland unter dem Arme hält, um den König zu täuschen, bekannt war. Jedenfalls scheint Aegili auf den Bruder schon geschossen zu haben. Dies ist deutlich aus dem mit der Spitze nach oben gekehrten Pfeile zu sehen. Vielleicht deutet das auf seine Unverwundbarkeit, wie ja solche in verkehrter Richtung und gewisser Entfernung vom Opfer schwebenden Pfeile, Geschosse und Steine die Unverwundbarkeit der Märtyrer bezeichnen.

2) Zs. 1883 XXVII 1 ff.

3) Streng genommen gehört eigentlich dieser Kunstgegenstand nicht in sein Werk: A descriptive catalogue of the fictile ivories in the South Kensington Museum. With an account of the Continental Collections of Classical and Mediaeval Ivories by J. O. Westwood London 1876, denn er ist aus einem anderen Material, aus Wallfischbein, gefertigt, das wieder eine veränderte Technik bedingt.

4) Vgl. A. F. Gori Thesaurus veterum diptychorum cons. et eccl Florentiae 1759 II 118 His addendum est, hac nos servata agnoscere tum quod pro integamentis sacrorum librorum sunt adhibita; tum quod pretiosa veluti quaedam munera sola interdum donata Ecclesiis sint, quae illis pro Sacris Diptychis usae sanctorum Virorum, et Episcoporum nomina in levi parte inscribentes inter sacras vestes et pretiosa vasa religiose illa custodierunt. Vgl. auch II 196 f. und W. Meyer Zwei antike Elfenbeintafeln d. k. Staats-Bibl. zu München, Abhdl. d. k. b. Akad. d. Wiss., dem ich für manchen Wink zu aufrichtigem Danke verbunden bin.

gegenständen, den zierlichen coffrets des XIV. u. XV. Jh. durchgemacht hat, auch nur andeutungsweise zu verfolgen. Ich beschränke mich nur auf die Erwähnung folgender Arbeiten wo auch die profane Elfenbeinschnitzerei ihre Berücksichtigung findet. Im Allgemeinen aber sind sie nur für den Kunsthistoriker im engeren Sinne des Wortes von Bedeutung, da die Ikonographie keine oder nur eine mangelhafte und verfehlte Behandlung erfährt.

1753 Histoire de l'Académie royale des Inscriptions et Belles Lettres XVII 322 ff Eine Abhandlung von Levesque a. d. J. 1745.

1759 A. F. Gori Thesaurus s. o.

1786–87 John Carter Specimen of the ancient sculpture and painting, 2 Bde.

1836 Lenormant Trésor de numismatique et de gliptique. 2 Bde. Paris.

1856 M. Digby Wyatt Notices of sculpture in ivory and Edmund Oldfield a catalogue of specimens of ancient ivory-carvings in various collections. London.

1856 Francis Pulszky Catalogue of the Feiérvary ivories in the Museum of Joseph Mayer; preceaded by an essay of antique Ivories. Liverpool.

1858 Violet le Duc Dictionnaire raisonné du mobilier français. Paris. I 75 ff.

1861 Th. Wright Essays on archeological subjects etc. London. II 88 ff.

1864 Labarte Histoire des arts industriels au moyen âge. Paris. I 246—250.

1872 W. Maskell A description of the ivories ancient and mediaeval in the South Kensington Museum. London.

1872 G. Schäfer Die Denkmäler der Elfenbeinplastik im grossherzogl. Museum zu Darmstadt. (Bes. S. 71 ff. beachtenswert.)

1876 J. O. Westwood s. o.

1880—82 C. Friedrich Geschichte der Elfenbeinschnitzerei. Zs. d. Kunstgewerbevereins München S. 77 ff. (1880), S. 19 ff. (1881), S. 66 ff. (1882).

Ausser den hier erwähnten Exemplaren von Elfenbeinschmuckkästchen mit ikonographisch bedeutenden Darstellungen kenne ich noch eines von vorzüglicher, unübertroffener Schönheit, das erst vor acht Jahren durch einen glücklichen Zufall wieder ans Tageslicht gefördert

wurde. Es befindet sich jetzt in der Schatzkammer der Krakauer Schlosskirche auf dem Wawel. Mit noch zwei anderen Reliquienbehältern[1]) wurde es am 8. März 1881 von dem seither verstorbenem Archäologen und Historiker Canonicus Polkowski während der Vorbereitungen zur Visitation des neuernannten Bischofs Dunajewski in einer Kiste, wo es seit 1602 verschlossen geblieben, wieder aufgefunden. Der glückliche Finder erstattete alsbald über seinen Fund einen ausführlichen Bericht[2]), in dem er die Bilder als Scenen aus der Walthersage zu deuten versuchte. Da mir dies von vornherein unrichtig schien, so unterwarf ich das Kästchen einer diesbezüglichen eingehenden Prüfung und liess deren vorläufiges Ergebnis in einer Abhandlung „Ueber die mittelalterlichen Quellen zu den Bildern des im Krakauer Domschatze befindlichen Elfenbeinkästchens[3])" 1885 erscheinen.

Dies Prachtstück ist etwa um die Mitte des XIV. Jh. entstanden und die dargestellten Stoffe, die in Deutschland entweder gar nicht oder nicht in dieser Fassung heimisch waren, beweisen seine französische Herkunft. Dies Urteil des Ikonographen wird der Kunsthistoriker wohl hinnehmen müssen ohne es im wesentlichen bestätigen oder entkräften zu können, denn über die Technik und die zeitliche und räumliche Entwickelung der ma. profanen Elfenbeinplastik sind wir sehr im unklaren und noch heutzutage wie vor dreissig Jahren muss oft „the judicious connoisseur distinguish by sympathy[4])". Erst aus'm Weerths vielversprechender Thesaurus der ma. Elfenbeinschnitzkunst wird hier hoffentlich die erwünschte Auskunft bringen. Der jetzige Aufbewahrungsort der einzelnen Gegenstände liefert absolut keinen Anhaltspunkt wenn wir nicht leichtsinnig, wie dies ja geschehen, eine Kunst aus dem Boden stampfen wollen an Orten wo jegliche geistige und künstlerische Voraussetzung fehlt. Wir kennen im ganzen blos zwei oder drei Namen von ma. Elfenbeinschnitzern, doch nicht auf profanem Gebiet[5]). Drei Angaben nur dürften von Wert sein. wir

1) Das eine ein Meisterstück orientalischer Arbeit veröffentlicht und ausführlich besprochen von Prof. M. Sokołowski, Krakau i. d. Berichten der Commission zur Erforschung der Kunstgesch. in Polen. [Sprawozdiaia Komisyi do badania historyi sztuki w. Polsce.] 1887 III 151 ff.

2) Vgl. meine Bemerkungen zur Walthersage Zs. Anzeiger XXXII 244.

3) O średniowiecznych źródłach do rzeźb znajdujących się na szkatułce z kości słoniowéj, w skarbcu katedry na Wawelu [Sep.-Abdr. a. d. V. Bd. d. Denkschrift der Krakauer Akad. d. Wiss.].

4) Wyatt a. a. O. S. 16.

5) Interessante Belege für Bestellungen auf Elfenbeinarbeiten bei Sauzey Musée du Louvre, Collection Sauvageot II 226 u. 8.

wissen, 1) dass die Ebenisten um die Mitte des XIII. Jh. zu Paris, ebenso wie einst die eborarii in Rom zur Kaiserzeit[1]) Steuerfreiheit genossen[2]), aber „par la reison de ce que leurs mestiers n'apartient fors que au service de Nostre Seigneur et de ses saints et à la honnorance de Sainte Yglyse", 2) was für die profane Ikonographie vielleicht von Bedeutung ist, dass die Geburtsstätte des Dichters Chrestiens, die Stadt Troyes der Ausgangspunkt[3]) und 3) dass Paris, wo die „ymagiers — tailleurs" um 1407 eine eigene Gasse bewohnten[4]), die Stätte ihrer höchsten Kunstentwicklung war. Freilich ist auch daraus nur mittelbar auf die profane, ich möchte fast sagen, die höfische Schnitzkunst ein Schluss zu ziehn. Das erste profane Schnitzwerk wird erwähnt im Inventar der Königin Clemence von Ungarn, Gemahlin König Ludwig X († 1398) als „un escrin d'ivoire a ymages", denn allgemein waren damals im Brauche nach dem Zeugnisse eines Dichters des XIV. Jh.:

Pour les dames cofres ou escrins
Pour leur besongnes herbergier[5]).

Zu diesem Zwecke diente auch zweifelsohne das Krakauer Kästchen. Es zeigt eine typische Zusammenstellung der bekanntesten und beliebtesten Motive, einen „pasticcio" der Plastik. Die Hauptmotive gehören dem höfisch profanen Stoff- und Gedankenkreise an, doch fehlt es hier nicht an schwankartigen Motiven, die ich als Uebergang zum Grotesken bezeichnet habe, ebenso wie auf einem anderen Prachtstücke zu Darstellungen aus Parcival die Heiligen-Legende (Bilder der Hll. Martin, Christophor, Georg und Eustach) als Vermittlerin zwischen profaner und kirchlicher Kunst hinzutritt[6]).

Jedes Bild unseres Kästchens verdiente wohl eine eingehende Untersuchung, in dieser Abhandlung will ich mich jedoch nur auf e i n e Gruppe beschränken. Sie liefert ein merkwürdiges und beachtenswertes Beispiel der Uebereinstimmung von „Wort und Bild", von Poesie und Kunst in der Nebeneinanderstellung und Idealisirung zweier berühmter Helden der mittelalterlichen Sage. Klein und beschränkt waren die Grenzen

1) C. Friedrich a. a. O. S. 67.

2) Wyatt a. a. O. S. 17.

3) Essenwein, Anzeiger f. d. Kunde deutscher Vorzeit 1889 S. 231.

4) Wyatt a. a. O.

5) Violet le Duc a. a. O. I 75. Solche Kästchen wurden ja häufig auf Vorrat und fabriksmässig angefertigt, so besonders im XV. Jh. in Italien, wie wir dies noch an Kästchen mit unausgefüllten Wappenschildern ersehen. Vgl auch Lenormant a. a. O. II 17.

6) Sauzey a. a. O. I 106.

der künstlerischen Ausübung, sie ermöglichten lediglich eine geschickte, feine, zierliche[1]) nicht aber eine schwungvolle Darstellung; ja, lediglich erst durch die Verbindung mit einem Gegenstand zum täglichen Gebrauche, erst durch die Unterordnung der Kunst unter das Gebot der Zweckmässigkeit konnte diese Darstellung überhaupt entstehen. Aber je enger die Grenzen, je grösser die Schwierigkeit, die Zeit und Sitte der freien und naturgemässen Kunstentwicklung entgegenstellen, desto verehrungswürdiger erscheinen mir die wenn auch spärlichen Früchte eines schönen Dranges, den geistigen Gehalt der Poesie und des Lebens zu summieren und ihre Helden idealisirend und symbolisirend zu verkörpern. Wäre die Renaissance nicht mit solcher Allgewalt über die gothische Kunst- und Denkweise ein Jahrhundert später zerstörend hereingebrochen, so hätte glaube ich das Streben nach monumentaler Idealisirung in der profanen Kunst bald seinen Weg aus den beengenden und unwürdigen Schranken der Kleinkunst herausgefunden. Dass Ansätze dazu vorhanden waren, glaube ich aus den Schnitzwerken dieses Kästchens herauslesen zu dürfen.

Zuvor noch einige Worte über die anderen Bilder.

Deckel. Bild 1—8.

Eine meisterhafte Darstellung der Erstürmung der Liebesburg (chastel d'amour)[2]), also ein Genrebild Schon die am Mauerwerk angebrachten Rosen deuten an, dass alle acht Bilder auch dem Sinne nach zusammengehören. Die Darstellung ist frei ebenso von jeglicher grosstuenden Emphase wie von satyrischer oder grotesker Beimischung. Den Bildern irgend welchen Bezug auf geschichtliche[3]), religiöse[4]) oder poe-

1) „In solchen Werken der Elfenbeinplastik", urteilt Schaefer a. a. O. 71, „kommen oft die liebenswürdigen Züge der Zeit, die jugendliche Frische und Lebenslust, die Innigkeit der Empfindung zu um so reinerem Ausdruck, als diese Arbeiten schon im Grössenverhältnis bescheiden auftreten. Dabei ist es bewundernswert, wie geschickt die Scenen in dem kleinen Raum componiert sind".

2) A. Schultz, Höf. Leben I 178. 449. 474.

3) Guénebault, Dictionnaire Iconographique Paris 1843, I 337 reimt sich zur Erklärung eine ganze ungereimte Geschichte zusammen. S court d'amour, chastel d'amour. Zeitgeschichtliche Motive waren zu den Zeiten, als die Ikonographie in den Anfängen war, überhaupt das erste woran man bei Deutung von unbekannten Darstellungen dachte, wofür ein interessanter Beleg in J. G. v Eckart Erklärung eines alten [Nürnberger] Kleinodienkästleins, Nürnberg 1725, mitgeteilt in „Fränkische Acta erudita et curiosa etc." Nürberg 1727 7 St., 451 ff.

4) Becker und Hefner, Kunstwerke d. MA. II 49 III 29, erzählen, ähnliche Darstellungen seien noch vor nicht langer Zeit als Anbetung der Muttergottes gedeutet worden.

3.
2.
Deckel.
4
5.
1
6.
8.
7.

tische[1]) Vorgänge unterzuschieben ist irrig, ebenso verfehlt sie allegorisch[2]) auffassen zu wollen. Letzteres hat nur da Berechtigung, wo, wie gewöhnlich auf Spiegelkapseln[3]), Frau Venus, nachdem sie vom Schlossthurme auf die Belagernden Liebespfeile abgesendet, schliesslich zur ehrlichen Vermittlerin[4]) wird. Aber eigentliche Darstellungen der Moralitäten aus dem Roman de la Rose kommen meines Wissens erst viel später und nur auf Teppichen vor mit französischen[5]) und deutschen[6]) Inschriften und Spruchbändern.

Wir haben ja genügende Beweise[7]) dass solche Turnierspiele verbunden mit Erstürmung der Minneburg im Mittelalter häufig als Krieg im Frieden mit grossem Prachtaufwande veranstaltet wurde[8]), ja dass sie sich in gewissen Städten der Schweiz in einer bis in's einzelne mit unseren Bildern übereinstimmenden sozusagen programmmässigen Einförmigkeit bis in's erste Viertel unseres Jahrhunderts erhalten haben:

„Le siège du Château d'Amour se faisait aussi autrefois dans la ville de „Fribourg, mais d'une manière moins dangereuse et plus galante: sur la grande „place, paraissait une forteresse en bois, ornée de chiffres, d'emblèmes et de de„vises analogues à l'esprit de la fête; chargées de la défense du château, les plus „jolies filles de la ville et des environs montaient sur le donjon; les jeunes „garçons, en costume élégant, venaient en foule les assiéger. La musique sonnait

1) Pulszky a. a. O. 49 deutet ähnliche Bilder als Entführung Ginevra's durch Lanzelot. Westwood a. a. O. 306 hat diese Ansicht beibehalten. Ueber Ferrario und Levesque später.

2) Maskell, a. a. O. LVI bezieht sie auf le roman de la Rose (par G. de Lorris et J. de Meung, p. p. Francisque — Michel Paris, Didot 1864). 2 Bde. Ebenso Lenormant a. a. O. I 25.

3) Essenwein giebt Anz. f. d. Kunde d. Vorzeit, 1866 S. 200, die Abb. eines besonders schönen Exemplars. Auch auf Kämmen finden sich ähnliche Darstellungen.

4) Als Vermittlerin zwischen der spröden Jungfrau und dem Werber auf dem Züricher Brautschmuckkästchen (halberhabene Lederarbeit a. d. 14. Jh.), gez. v. Dr. Staudt; vgl. L. Ettmüller, Mitt. d. Antiquar Gesellschaft 1853 VII 1 ff., ein echtes Vorbild der Liebe.

5) A. Jubinal, Les anciennes tapisseries historiées. Gravures par Victor Sansonetti Paris 1838.

6) Besonders interessant wegen der fraglichen literarischen Quelle. Mitt. d. k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler VIII 61.

7) Vgl. die Chronik des Orlandus Patavinus I 13 über das im Jahre 1214 in Treviso abgehaltene Festspiel.

8) A. Schultz a. a. O. I 448 f.

9) Vgl. die Schriften de la société royale des Antiquaires de France: Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et étrangères I 172 ff., I 184 ff. M***, Antiquités suisses; le siège des châteaux d'amour.

„la charge en jouant les airs les plus tendres. De part et d'autre il n'y avait „pour armes que des fleurs; on se jetait[1]) des bouquets, des guirlandes, des „festons de rose; et quand cette innocente artillerie était épuisée, quand le donjon „et les glacis étaient jonchés des trésors de Flore, on battait la chamade. Le „château arborait le drapeau blanc, la capitulation se réglait, et l'un des articles „était toujours que chacune des Amazones qui formaient la garnison prisonnière „choisissait un des vainqueurs, et payait sa rançon en lui donnant une rose et un „baiser, ensuite les trompettes sonnaient des fanfares, les assiégeans montaient à „cheval et se promenaient dans les rues; les dames aux fenêtres, dans leur plus „belle parure, les couvraient de feuilles de rose, et les inondaient d'eaux par„fumées; la nuit amenait des illuminations, des festins et des bals. C'était vraiment une scène de l'ancienne chevalerie."

Vorderseite 9. 10.

Hier sehen wir die unzählige male sich wiederholende Darstellung der im folgenden Jahrhundert schon ganz zu einem rohen Schwanke herabgesunkenen Erzählung von Alexander dem Grossen, seiner Geliebten Phyllis und dem Meister Aristoteles. Alle kunsthistorischen Publikationen in denen sich Abhandlungen usw. über dieses in Stein[2]), Holz[3]), Elfenbein[4]) geschnitzte, auf Handtücher[5]) und Teppiche gestickte und auch als Wand-[6]), Glas-[7]) und Tafelmalerei[8]) bis zum Ueberdrusse wiederholte Motiv[9]) vorfinden, geben als Quelle die Er-

1) Im MA. wurden dazu eigene Schleudermaschinen benutzt. Vgl. Roman de Rose a. a. O. hrgb. von Méon, Paris 1814 vv. 3849. 3864 und Violet le Duc Dictionnaire raisonné de l'arch. franc du XI. au XVI. siècle 1859 V 210—269.

2) Krakauer Marienkirche über dem Fenster des Presbyteriums. Im Innern der Kirche am Kapitäl eines Pfeilers in der St. Pierre-Kirche zu Caën vgl. De La Rue Essais hist. sur la ville de Caen 1820. I 97.

3) Guénebault a. a. O. I 91. Revue générale de l'arch. et des travaux publiques I 394. 396 (in Lyon und im Schloss Gaillon). Am Chorstuhl des Ulmer Münsters, v. d. Hagen Philol. u. hist. Abhdlg d kgl. Akad. d. Wiss. zu Berlin. A. d. J. 1844. Berlin 1846, S. 310.

4) Guénebault a. a. O. I 91. v. d. Hagen a. a. O. 309. Westwood a. a. O. App. 464 (wo Phyllis als princess bezeichnet wird; auch hier trägt sie eine Krone).

5) Becker und Hefner a. a. O. 3. Taf. 4.

6) In einem bürgerlichen Hause zu Constanz. Ettmüller a. a. O. 1856 XV 223 ff.

7) Glasmalerei im Germanischen Museum zu Nürnberg.

8) J. Sprangers Bild, gest. v. J. Sabeler Vgl. Nagler KL. XVII 181. Die Kenntnis dieses Bildes verdanke ich Herrn Prof. W. Hertz. Nach Nagler a. a. O. hat Spranger auch eine Zeichnung von Pyramus und Thisbe hinterlassen. Sollte dies nur ein Zufall sein?

9) Andere Darstellungen aus der Alexandersage bei C. L. Meissner, Herrigs Archiv f. d. St. d. n. Sp. u. Lit. 1882, CLXVIII 177 ff. S. auch Ethé z. Alexander-Sage. Sb. k. b. Akad. d. Wiss. 1871 I 343 ff.

12.
11.
10.
9.
Vorderseite.

zählung Henry d'Andely's, so wie sie uns in Barbazans und Méons Sammlung[1]) vorliegt, an. Dies ist wohl unrichtig. D'Andeli oder seine Quelle hatten den unglücklichen Einfall, die Erzählung in „Inde la major" vor sich gehen zu lassen. Alexander „verliegt" sich und Aristoteles sucht vergebens ihn zu neuen Unternehmungen anzufeuern. Der weitere Verlauf der Erzählung ist derselbe. Nun zeigt aber Alexander auf sämmtlichen oberwähnten mir bekannten Abbildungen ein jugendliches, halb kindliches Gesicht[2]). Wir werden wohl eher die von Le Grand auszugsweise mitgeteilte Fassung[3]) als Quelle annehmen müssen. Sie verlegt das Ereignis in Alexanders Lehrjahre an König Philipps Hof und macht Phyllis zur Zofe seiner Mutter. Ihr folgt auch das deutsche Gedicht[4]).

Vorderseite, Bild 11. 12.

Die tragische Geschichte von Pyramus und Thisbe, dem berühmten mittelalterlichen Liebespaare „qu' Ovides en son livre nom". Als Quelle wird wohl die überaus feine und geschmeidige Erzählung bei Barbazan und Méon[5]) anzusehen sein. Eine deutsche Fassung kenne ich nicht; dass aber der Stoff populär war, ersehen wir aus dem Gedichte „die Heidinn"[6]):

V. 895. Vrouwe sich an mine pîn,
die ich trage an dem herzen mîn
Wan mir ist mêre wê
den Piramô und Tisbê;
ein swert sie beide ze tôde stach[7]).

---

1) Fabliaux et Contes des poëtes françois des XI., XII., XIII., XIV. et XV. siècles etc. Publiés par Barbazan. Nouvelle édition etc. par M. Méon. Paris 1808. III 96—114

2) Dagegen ist nur zu bemerken, dass die mittelalterlichen Ebenisten eigentlich nur zwei Typen schön und charakteristisch darzustellen verstanden. Das schöne Gesicht eines jungen Weibes und das eines bärtigen Greisen. Die Gesichter der Männer sind durchwegs nichtssagend, ohne Charakter, zu voll und zu jung Bei Darstellung von Rittern verlegen sie die ganze Kunst in die Bewegung.

3) Mélanges de littérature orientale. Paris 1770, I 16—21.

4) v. d. Hagen, GA. I, LXXV LXXXVII und I 21—35:

V. 68. Dâ wart dô lenger niht getwelt,
Der meister nam den jungen knaben
und lêrte in die buochstaben
A b c d e e e
das tet im an dem êrsten wê.

5) Barbazan et Méon a. a. O. VI 326—354. vv. 635—679. 740—793. 852—878.

6) GA. I 385—439.

7) a. a. O. 413.

Auch dieser Stoff hat sich bis in's Innere der Kirche Eingang verschafft: wir finden ihn auf einem Kapitäl des Baseler Domes[1])

Jedoch ist dieses Motiv bei weitem nicht so häufig wie Aristoteles und Phyllis. Es bildet zu demselben einen gewissen Gegensatz; dort das lächerliche und lüsterne Buhlen eines verknöcherten Alten, hier eine schwungvolle und „empfindsame" ja überfeinerte Darstellung einer reinen, gegenseitigen Liebe „mit tragischem Ausgang". Nun war neben diesem ethischen Gegensatze auch noch ein anderer möglich. Etwas roher aber auch humoristischer wurde dem Aristoteles der Fabel und seines gleichen durch die Darstellung des Jungbrunnens eine fröhliche Aussicht auf Erfüllung ihrer Wünsche eröffnet. Wir erblicken häufig auf dem einen Bilde in trefflicher an die grotteske Manier gemahnender Humoristik Blinde und Lahme unterwegs auf Krücken und in Karren zum Wunderbrunnen wandeln; ein Jüngling mit fröhlich lachendem Gesicht winkt ihnen aus den Thoren des Schlosses entgegen. Auf dem folgenden sehen wir Männlein und Weiblein in einem grossen stylisirten Wasserbecken bereits verjüngt im Vollgenusse der hydropathischen Behandlung[2]).

Die bedeutendste einen ganzen Cyclus von Bildern aus der Geschichte von Pyramus und Thisbe in genauester Uebereinstimmung mit dem französischen Texte umfassende Darstellung finden wir auf einem oktogonen, aber vermutlich aus Italien stammenden Schmuckkästchen, dessen vortreffliche Abbildung bei Lenormant[3]) zu finden ist.

Rechte Schmalseite, Bild 17. 18.

Links Tristan und Isolde von König Marke, der im Laubwerke verborgen, belauscht; im Quell zu ihren Füssen spiegelt sich sein Gesicht. Rechts die Erlegung des Einhorns, wohl das am häufigsten im Mittelalter sich wiederholende Motiv.

Für Bild 17 ist die Quelle die französische Vorlage von Gottfried's von Strassburg[4]) Kunstepos (V. 14587—14645 und 14673 -14720, vgl.

1) Ch. Cahier Nouveaux mélanges d'archéologie, d'histoire et de littérature. Paris 1874, S. 228.

2) Eine besonders reizende Darstellung finden wir in dem grandiosen Prachtwerk des Engländers Curter Ancient sculpture auf den Tafeln zu I 48.

Die bei A. F. Gori Thesaurus veterum diptychorum consularium et ecclesiasticorum Florentiae 1759 I 85 mitgeteilte Abbildung deutet derselbe den hinterlassenen Papieren des Andreas aTornaco folgend, als die Wunder der Hl Cosmas und Damian. Mir erscheinen sie mit Bestimmtheit den Jungbrunnen darzustellen.

3) a. a. O. II 17 u. Taf. XXXIII—XXXV.

4) Gs. v. Strassburg Werke hrsg. v. Th. v. d. Hagen. Breslau 1823.

Rechte Schmalseite.

17. 18.

auch das bei v. d. Hagen mitgetheilte altfranzösische Bruchstück V. 263 ff[1]). Bemerkenswert ist, dass in zwei Cyklen der Tristansage gerade diese sonst typisch gewordene Scene fehlt. So auf den französischen Miniaturen mitgeteilt von Willemin[2]) und auf dem schönen von Essenwein bekannt gemachten Teppich[3]).

Ich verzichte hier eine Gruppierung der Darstellungsarten des Einhorns[4]) zu versuchen. Dies wäre ja die Aufgabe einer Monographie. Auf Elephantinen ist die Darstellung immer dieselbe. Immer wird es mit dem Speer und nicht, wie hie und da auf Steinreliefs[5]), mit dem Bogen erlegt. Auch ist die abenteuerliche flügelartige Kopfbedeckung des Mannes typisch. Es variiert nur seine Stellung, er steht oder ist im Baume verborgen. Das Einhorn dank den verschiedenen Deutungen ist das einzige Tier das sich aus dem frühmittelalterlichen Tiergarten des Physiologus in die

1) a. a. O. S 246 b.

2) Monuments inédits I 76 pl. 132.

3) Archiv für Niedersachsen's Kunstgeschichte II 9, Taf. 6. Leider ist auch auf den Runkelsteiner Fresken diese Scene kaum erkennbar; denn gerade an dieser Stelle ist das Mauerwerk heruntergestürzt. Die s. Z. von Scelos aufgenommenen Zeichnungen sind aber vollkommen unzuverlässig.

4) Vgl. J V Carus, Geschichte der Zoologie S. 116. Right's Biblelands. F. Hommel, Die Aethiopische Uebersetzung des Physiologus. Leipzig 1877. Lund Anecdota syriaca. Lugd Bat. 445. MSD.[2] 498. Cahier-Martin Mélanges d'archéologie, Paris 1851, II 85 ff. Cahier a. a. O. 1874 curiosités mystérieuses. Springer, Mitt. d. Centralcommission V 30 f., V 70. Lauchert, Gesch d. Physiologus, 1889, 213 f.

5) La Rue Essais I 98, Abb 6. Wright a. a. O. II 105.

Epoche der Kreuzzüge geflüchtet hat und so in der kirchlichen[1]), profanen und grotesken Kunst des Mittelalters zum ständigen Inventarstücke wurde.

Bemerkenswert ist die unzertrennliche Verbindung der Tristanscene mit der Tötung des Einhorns. Wenigstens kenne ich kein einziges Schmuckkästchen[2]), wo sie nicht nebeneinander stünden. Auch an Gebäuden finden wir diese Zusammenstellung. Demnach ist der Zufall wohl ausgeschlossen und der Versuch einer explicatio „mystice" zulässig. Wie bei Aristoteles und Pyramus beziehungsweise dem Jungbrunnen scheint auch hier eine ethische Antithese vorzuliegen: weltliche und himmlische Liebe, Welt und Kirche. Im Gegensatze zu Isolde sehen wir die reine Jungfrau, denn die Jäger, um ein Einhorn zu erlegen:

„Si vont pur une damoisele
Que il sevent bien qui seit pucele[3]). "

und

„De chaunchait sitzt auf einem aingehurin[4])."

Eine vollkommen zufriedenstellende Deutung der Bilder auf der

Linken Schmalseite, Bild 19 u. 20

vermag ich nicht zu liefern.

Linke Schmalseite.

19. 20.

1) So z. B. finden wir auf einem getriebenen Messingbecken (Nürnberger Arbeit 15.—16. Jh.) das Einhorn im Schosse der Jungfrau, aber über ihm schwebt der heil. Geist in der Glorie, links steht den typischen Jäger ersetzend ein geflügelter Engel.

2) Maskell a. a. O. 65.

3) M. F. Mann, G. Le Clerc Bestiaire divin 1888, 88.

4) Pius Schmieder, Anzeiger f. d. K. d. d. Vorzeit 1868 NF XV 326 ff.

Bild 19 finden wir ausser hier auch noch auf einem anderen von Westwood[1]) erwähnten Kästchen: „ein gewappneter Ritter kämpft mit einem Wilden, den er mit dem Speere durchsticht; in der Mitte ein Brunnen mit Löwenmasken". Westwood deutet das Bild als eine Scene des Romans von Valentin und Urson. Diese Annahme ist irrig; ich habe mehrere Fassungen des vielverbreiteten Zauberromans verglichen, ohne irgend einen Anhalt zu finden[2]): so den Auszug in der Bibliothèque universelle des romans[3]) nach den Drucken von 1495 und 1590, ferner die niederdeutsche Fassung Van Nameloss und Valentyn[4]). An die Ermordung des Lajos durch Oedipus ist auch schwer zu glauben[5]) Höchst wahrscheinlich haben wir es hier mit irgend einer Befreiung einer oder mehrerer Jungfrauen aus den Händen von bösen Riesen, Waldteufeln, Ungeheuern usw., also mit einem profanen romanhaften Seitenstück zur Legende vom hl. Georg zu tun. Ziemlich viel Berührungspunkte, doch keine vollkommen befriedigende Lösung, bietet die Befreiung einer Jungfrau durch Lanzelot aus den Händen eines „moult grant hom" und zwar nach der Erzählung des Prosaromans in der Jonckbloet'schen Ausgabe[6]). Die ganze Vorderseite des von Levesque besprochenen Kästchens[7]) bringt Kämpfe zwischen Rittern und wilden Männern um Jungfrauen. Auf Bild 3 werden die wilden Männer gefesselt an Ketten von den befreiten Jungfrauen und dem erlösenden Ritter ins Gefängniss geführt. Bild 1 entspricht vollkommen unserem Bilde 19, nur kämpft der Ritter zu Fuss und die Fratze ist nicht sichtbar.

---

1) a. a. O. S. 246.

2) Ueberhaupt sind Maskell's und Westwood's ikonographische Deutungen nicht massgebend. Auf meine briefliche Anfrage, auf welche Fassung des Valentin-Romans diese Scene sich beziehen sollte, teilte mir Westwood mit, seine gesammte Kenntnis der ma. Litteratur beschränke sich auf Kindermärchen, die er etwa vor fünfzig Jahren gelesen. Der in verwildertem Zustande aufgefundene Urson wird ja von seinem Bruder nicht ermordet, sondern nur gefangen und an den Hof des Frankenkönigs gebracht.

3) Paris, Mai 1777, 60—215.

4) Staphorst Hamburgische Kirchengeschichte 1731. Des ersten Theils vierter Band 231—267 und mit reineren Text hrsgb. von G. E. Klemming in Samlingar utgifna af svenska fornskriftsälskapet III, Haft 1, Stockholm 1846, pag. 67 ff.

5) Der Schädel eines erlegten Untiers zu den Füssen des Pferdes würde auf die Sphinx deuten. Dieser Anachronismus, dass die Ermordung der Sphinx gleichzeitig mit der Ermordung des Lajos oder noch vor ihr geschieht, ist auch durch anderweitige Kunstwerke des MA. belegt. Vergl C. Meyer, Der griechische Mythus i. d. Kw. d. MA. Repertorium XVII 159 ff., bes. S. 163.

6) Sie entspricht dem in V. 1033—1194 a. a. O. II 8 erzählten Hergange.

7) Histoire de l'Académie XVIII 322 ff. Taf. 3.

Auf Bild 20 haben wir vielleicht Parcival bei Trevrezent vor uns. Doch scheint der Mönch(?) in der Rechten irgend einen Gegenstand, einen Ring, Talisman oder dergl. emporzuhalten Ist dies der Fall, dann wäre ja schliesslich folgende Deutung möglich: In Uebereinstimmung mit der von Potvin[1]) nur auszugsweise mitgeteilten Interpolation Gerbert's wäre die Scene zu deuten als Parcival vor der Klause, aus der der schneeweisse Greis mit dem Talisman heraustritt. Dieser Talisman (un brief roont) so klein „com est un petis grains de sel" soll ihm alle Abenteuer und Gefahren bestehen helfen. Genau die nämliche Darstellung finden wir bei Maskell[2]), doch so, dass das Bild die ganze Schmalseite einnimmt; links wird der leere Raum durch den berittenen Knappen, der des Ritters Ross am Zaume hält, ausgefüllt. Ebenso bei Wright[3]) doch ohne die Figur des Knappen. Ganz analog der Darstellung unseres Kästchens bei Westwood[4]) und Curter[5]). Der Mönch reicht dem Ritter die rechte Hand; in der Linken sowie hier hält er den grossen Schlüssel, nach dem der Ritter mit seiner linken Hand greifen will. Die interessanteste Gruppe bietet uns die

Rückseite, Bild 13—16.

Dieser will ich nun eine eingehende Besprechung widmen, denn sie hatte ich besonders bei meinen vorhergehenden Bemerkungen über die idealisierende Kunstübung der mittelalterlichen *Λαφαντοξόγοι* im Sinne.

Von Bedeutung ist, dass auch *diese* Gruppirung, in der, wie ich vorausschickend bemerke, *zwei* verschiedene Stoffe wirksam miteinander verbunden sind, typisch wurde *Zwei* verschiedene Werke müssen wir als Quelle heranziehen, die dargestellten Scenen als berühmte Heldenthaten *zweier* Helden erkennen. Gemeinsam beiden ist der Verfasser der Quelle und die ihnen zu Grunde liegende, aus deren Zusammenfassung und nicht wie bei den anderen Tafeln, aus deren Entgegenstellung entspringende symbolische Idee.

Bild 14 stellt dar das Abenteuer Lancelots auf der Schwertbrücke, Bild 13. 15 u. 16 dasjenige Gâwân's auf dem Wunderbette. Als Quelle für beide haben wir die grossen Romane Chrestiens de Troyes, Lancelot

1) Parceval le Gallois VI 161—259. Die angezogene Stelle S. 163 ff.

2) a. a. O. S. 66.

3) Essays a. a. O. S. 94 ff.

4) a. a. O. S. 246.

5) Specimen of ancient sculpture and painting 1786 auf Taf. 48 u. 49. In beiden aber ist jener Gegenstand, den hier der Greis in der Linken zu halten scheint, nicht zu sehen.

und Parcival anzusehen. Beide Darstellungen stimmen mit ihrer Quelle sehr genau überein.

Lanzelot. Ich folge dem Texte W. J. A. Jonckbloet's Roman van Lancelot (XIII^e eeuw) naar het (eenig-bekende) Handschrift der koneuklijke bibliotheek op gezag van het gouvernement. s'Gravenhage 1846, LXX, 323 u. CCVI, 282. An König Arthus' Hofe hatte während des grossen Turniers (1—265) der unbekannte Ritter den Grosssprecher Kex besiegt, die Königin entführt (266—534). Gauvain und Lancelot ziehen aus, sie zu befreien. Nach einiger Zeit begegnet Gauvain dem schimpflich in einem Karren von einem Zwerge gezogenen Lancelot[1]). Die Reise gemeinsam fortsetzend begegnen sie im Walde einer Jungfrau, die ihnen Meleagans als den Entführer der Königin bezeichnet und sie über die Gefahren aufklärt, welche der Befreier der Königin Ginevra zu überwinden hätte. Zwei gefährliche Wege, zwei tückische Brücken drohen ihm mit sicherem Verderben (535—655): die Brücke unter den Fluthen „li pont évages" und die noch verderblichere Schwertbrücke „le pont de l'espée", V. 673. Ritterlich stellt Lancelot Gauvain die Auswahl der Wege frei, dieser wählt den Uebergang über die erstere. Lancelot begibt sich nach Ueberwindung mannigfacher Gefahren zur Schwertbrücke. Der gastfreundliche Ritter, bei dem Lancelot eingekehrt, sucht ihn vergebens von seinem gefährlichen Vorhaben abzubringen. Nun lasse ich Chrestien selbst sprechen:

3003 Le droit chemin vont cheminant
Tant que li jors vet déclinant,
3005 Et vienent au pon de l'espée.
Après uone, vers la vesprée.
Au pié del' pont, qui molt est max,
Sont descendu de lor chevax,
Et voient l'ève félenesse
3010 Noire et bruiant, roide et espesse,
Tant leide et tant espoantable
Come se fust li fluns au déable;
Et tant périlleuse et parfonde
Qu'il n'est riens nule au tot le monde
3015 S'ele i chéoit, ne fust alée
Ausi com an la mer betée.
Et li pons qui est an travers

1) Diese im vorigen Jahrhundert schon, wahrscheinlich durch die Bibliothèque des romans bekannt gewordene, eigentümliche Scene gab bis in die neueste Zeit hinein zu zahlreichen ikonographischen Irrtümern Anlass. So wurde z. B. der zum Jungbrunnen auf einen Karren gezogene Krüppel für Lanzelot gehalten. Auf andere falsche Deutungen komme ich bei Erklärung vom Bild 15 zu sprechen.

Estoit de toz autres divers,
Qu'ainz tex ne fu ne jamès n'iert.
Einz ne fu, qui voir m' an requiert,
Si max pont nè si male planche:
D'une espée forbie et blanche
Estoit li pons sor l'ève froide.
Mès l'espée estoit forz et roide,
Et avoit deus lances de lonc.
De chasque part ot una grant tronc
Où l'espée estoit clofichiée.
Jà nus ne dot que il i chiée.
Porce que ele brist nè ploit.
Si ne sanble-il pas qui la voit
Qu'ele puisse grant fès porter.
Ce feisoit molt desconforter
Les deus chevaliers qui estoient
Avoec li tierz, que il cuidoient
Que dui lyon ou dui liepart
Au chief del' pont de l'autre part
Fussent lié a un perron.
L'ève et li pons et li lyon
Les metent an itel fréor
Que il tranblant tuit de péor
Et dient: „Sire, car créez
„Consoil de cel que vos véez,
„Qu'il vos est mestiers et besoinz.
„Malveisement est fez et joinz
„Cist ponz, et mal fu charpantez.
„S'atant ne vos an retornez,
„An repantir vanroiz à tart.
„Il convient feire par esgart
„De tex choses i a asses.
„Or soit c'outre soiez passes
„Nè por rien ne puet avenir,
„Nè que les vanz poez tenir
„Nè deffandre qu'il ne vantassent,
„Et as oisiax qu'il ne chantassent
„Nè qu'il n'essassent mès chanter,
„Nè que li hom porroit antrer
„El vantre sa mère et renestre;
„Mès ce seroit qui ne puet estre
„Nè qu'an porroit la mer voider
„Poez-vos savoir et cuidier
„Que cil dui lyon forsené,
„Qui de là sont anchaené,
„Qui il ne vos tuent et sucent

„Le sanc de voinnes et manjucent
„La char et puis rungent les os
„Molt sui tardiz quant je les os
„Véoir et quant je les esgart.
„Se de vos ne prenez regart
„Il vos ocirront, ce sachiez:
„Molt tost ronpuz et arachiez
„Les maubres del' cors vos auront,
„Que merci avoir n'an sauront.
„Mès or aiez pitié de vos!
„Si remenez ausanble nos!
„De vos-méismes auroiz tort
„S'an si certain péril de mort
„Vos meteiez à esciant."
Et cil lor respont an riant:
„Seignor, fet-il granz grez aiez
„Quant por moi si vos esmaiez:
„D'amor vos vient et de franchise.
„Bien sai que vos an nule guise
„Ne voldriez ma meschéance.
„Mès j'ai toi foi et tel créance
„An Deu qu'il me garra par tot.
„Ce pont ne ceste ève ne dot
„Ne plus que ceste terre dure,
„Einz me voel metre en aventure
„De passer outre et atorner.
„Mialz voel morir que retorner."
Cil ne li sèvent plus que dire,
Mès de pitié plore et sopire
Li uns et li autres molt fort.
Et cil de trespasser le gort
Au mialz que il set s'aparoille,
Et fet molt estrange mervoille,
Que ses piez désire et ses mains.
N'iert mie toz antiers nè sains
Quant de l'autre part iert venuz.
Bien s'iert sor l'espée tenuz,
Que plus estoit tranchanz que fauz,
As mains nues et si deschauz
Que il no s'est lessiez an pié
Souler nè chauce n'avanpié.
De ce guères ne s'esmaioit
S'ès mains et ès piez se plaioit;
Mialz se voloit-il mahaignier
Que chéoir el pont et baignier
An l'ève dont jamès n'issist.

A la grant dolor con li sist
S'an passe outre et a grant destrece:
Mains et genols et piez se blece.
Mès tot le roscage et saione
Amors qui le conduist et mainne:
Si li estoit a sofrir dols.
A mains, à piez et à genols
Fet tant que de l'autre part vient.
Lors li remanbre et resovient
Des deus lyons qu'il i cuidoit
Avoir véuz quant il estoit
De l'autre part. Lors si esgarde:
N'i avoit nès une leisarde,
Né rien nule qui mal li face.
Il met sa main devant sa face,
S'esgarde son anel et prueve.
Quant nul des deus lyons n'i trueve
Qu'il i cuidoit avoir véuz,
Si cuida estre déçéus;
Mès il n'i avoit rien qui vive.
Et cil qui sont a l'autre rive,
De ce qu'ainsi passé le voient
Font tel joie com il devoient;
Mès ne sèvent pas son méhaing.

Nur in einem ganz unwesentlichen Zuge weicht der Ebenist von der Quelle ab. Nach V. 3102 ff. überschreitet der Held mit unbedeckten Händen und baarfuss die Brücke. Mit etwas überfeinertem Schicklichkeitsgefühl hat der Künstler diesen Zug verschwiegen, wenn wir nicht lieber annehmen wollen, dass er einer anderen Version oder einer Prosaauflösung gefolgt ist.

Nun zu Gâwân's Abenteuer (Bild 13, 15, 16). Auch dieser geniesst Gastfreundschaft, auch hier bemüht sich der Wirt vergebens, nachdem er ihn zuvor durch ausweichende Antworten zu täuschen gesucht, dem liebgewordenen Gaste durch lebhafte Schilderung des Zauberschlosses und seiner Gefahren das Abenteuer aus dem Kopfe zu schlagen. Sie kommen vor das Schloss, der Gastfreund bleibt mit den Pferden zurück, Gauvain betritt den Schlosshof. In einem grossen Saal steht das Wunderbett[1]).

[ib. 2, 302] Li pavement del palais fu
Vers et vermaus, indes et pers;

1) Den Text gebe ich nach Ch. Potvin, Perceval le Gallois le Comte du Graal publié d'après les manuscrits originaux. Mons. 1864 — 1867. II, 1, 296 ff. und II, 2, 1 ff.

De toutes coulours fu divers,
Moult bien ouvrés et bien polit;
Emmi le palais ot .I. lit
Ù n'i ot nule rien de fust
N'il n'i ot rien qui d'or ne fust
Fors que les cordes seulement
Qui estoient toutes d'argent;
Del lit nule fable ne fas,
Car à cascun des entrelas
Une carpine avoit pendue;
Desor le lit fu estendue
Une vers kioute de samit;
À cascun des pécous du lit,
Ot .I. escarboucle fremé
Qui rendoient plus grant clarté
De .XL. cierges espris;
Le lis fu sour goucés assis
Qui moult reskignoient lor joes,
Et li goucet sor .IIII. roes
Si isniéles et si mouvans
C'à .I. seul doit, partout laians,
D'un cief jusqu'à l'autre, en alast
Li lis, ki .I. poi le boutast

Deutlich erkennen wir auf Bild 15 das Wunderbett, das auf Rädern ruht und die unten angebrachten Glocken. Unverzagt setzt sich Gauvain auf das „bette von dem wunder".

Atant fors del palès se mist,
Et mesire Gauwains s'assist
El lit si armés com il fu,
Qu'il ot a son col son escu;
En l'asséoir que il a fait,
Les cordes jetent .I. grant brait
Et toutes les campanes sonent,
Si que tout le palais estonnent,
Et toutes les fenestres ouvrent
Et les merveilles se descuevrent
Et li encantement apèrent:
Et par les fenestres volèrent
Quariel et sajaites argans,
S'en férirent plus de .V. cens
Monsignor Gauwain en l'escu;
Mais il ne sot ki l'ot féru.
Li encantemens tens estoit
Que nus véoir ne le pooit
De quel part li queriel venoient

Ne li arcier qui les traioient.
À ce poés-vos bien entendre
Que grant desroi ot au destendre
Des arbelestres et des ars;
N'i vosist estre por .M. mars
Mesire Gauwains à cele eure;
Mais les fenestres, sans demeure,
Recloesent que nus nes bota;
Et mesire Gauwains osta
Les quariaus ki féru estoient
En son escu et si l'avoient
En pluseurs lius féru el cors
Si que li sans en issoit fors.

Zug für Zug finden wir dieses Abenteuer auf Bild 15 wiedergegeben. Statt der herabfallenden Steine gewahren wir nur die silbernen Wurfgeschosse (Pfeile). Der zu Gauvains Füssen sichtbare Löwenkopf und das ganze Bild 13 finden ihre Erklärung in den folgenden Versen:

Ains qu'il les éust tous ostés,
Li refu sours .I. autres piés;
C'uns vilains, u .I. pel, féri
En .I. huis et li huis ouvri,
Et uns lions moult mervelleus,
Fors et fiers et moult famelleus
Par l'uis fors d'une cambre saut,
Qui monsigneur Gauwain assaut
Par grant fierté et par grant ire,
Et, tout aussi com parmi cire,
Trestous ses ongles li embat
En son escu, et si l'abat
Si qu'à genous venir le fait;
Mais il saut sus tantos et trait
Fors del fuere la boine espée
Et fiert si qu'il li a copée
La tieste et ambesdeus les piés;
Lors fu mesire Gauwains liés,
Car li pié remesent pendu
Par les ongles à son escu,
Si que li uns parn dedens
Et li autres remest pendans.
Quant il ot le lion hocie,
Si se r'est sor le lit assis.

Es ist dies also der abgehauene Löwenkopf. Am Schilde gewahren wir die abgehauene festgekrallte Löwentatze[1]). Nur die Aufeinander-

1) Wolfram von Eschenbach 571, 28 ff.:

folge der Abenteuer hat der Künstler geändert. Zuerst lässt er den Löwenkampf, dann das Abenteuer auf dem Wunderbette vor sich gehen. Auf Bild 16 kommen die befreiten Jungfrauen (auch hier die Dreizahl als Ausdruck der Mehrzahl) mit kostbaren Kleidern, den Ritter zu pflegen.

Une pucele entre laians
Qui moult estoit bien avenans;
Sor son cief ot .I. cercle d'or
Et furent si kevel moult sor;
Autant come li cors u plus,
La face ot blance par desus;
Enluminée l'ot nature
D'une color vermelle et pure.
La pucele fu moult adroite,
Bele et bien fete, longe et droite;
Et apres li vinrent puceles
Autres assés, gentes et beles,
Et uns tous seus varles i vint
Qui une reube en sa main tint
Et cote et mantiel et sourcot;
Penne d'ermine el mantel ot
Et sebelin noir come moure,
Et la couverture desoure
Fu d'une escarlate vermelle.
Messire Gauwains s'esmervelle
Des pucièles qu'il voit venir,
N'il ne se puet mie tenir
K'encontre elles ne saille en piés.

Ziemlich genau folgt Wolfram seiner französischen Vorlage. Auch hier geht dem Löwenkampf das Abenteuer auf dem Wunderbette voran. Dagegen liegt für Lanzelots Abenteuer auf der Schwertbrücke eine deutsche Fassung nicht vor. Bei Ulrich von Zazikhoven fehlt dieses Motiv. Denn:

wer möhtes alles zende kommen
was wunders Lancelot begienc[1])?

Und doch finden wir es ausdrücklich als eines der ehren- und gefahrvollsten Abenteuer von Wolfram erwähnt:

387, 1. Des kom Meljacanz in nôt,
daz im der werde Lanzilôt

Gâwân sich zuckes werte:
ein beîn hin ab er im swanc.
der lewe ûf drien füezen sprane:
ime schilde beleip der vierde fuoz.

1) Vgl. K. A. Hahn's Ausgabe 1845 XII f.

nie sô vaste zuo getrat,
do er von der swertbrücke pfat
kom und dâ nach mit im streit

Aber wären wir nicht versucht beinahe anzunehmen, Wolfram habe gerade so ein Kästchen vor Augen gehabt als er zu Beginn des zwölften Buches noch einmal auf das Abenteuer im Wunderschlosse zurückblickend, Gâwân und Lanzelot zusammenstellt? Denn:

583, 8. swaz der werde Lanzilot
uf der swertbrücke erleit
10. und sît mit Meljacanze streit
daz was gein dirre nôt ein niht.

Diese Zusammenstellung Gâwâns auf dem Wunderbette und Lanzelots auf der Schwertbrücke ist um so auffallender, da sie Wolframs Eigentum ist. Chrestien kennt diesen Vergleich nicht Ein französischer Künstler und ein deutscher Dichter verbinden diese Thaten aufs engste, wohl Grund genug den Zufall als ausgeschlossen zu betrachten und wenn auch nicht auf irgend eine gemeinsame Quelle, so doch auf einen inneren bedeutenden geistigen Zusammenhang zu schliessen. Diese Annahme wird noch weiter unterstützt durch die merkwürdigen Steinreliefs der St. Peterskirche zu Caen. Auf einem Kapitäl erblicken wir ein grosses auf Fluten liegendes Schwert, auf dem sich ein Mann baarfuss und mit zurückgeschlagenen Aermeln, also genau nach Chrestiens Angabe mühsam fortbewegt. Rechts, ihm gegenüber ein sitzender Löwe, hinter demselben eine turmartige Mauer, aus der ein Kopf (die Königin Ginevra) hervorblickt[1]) Unmittelbar daran erblicken wir Gâwân auf dem Wunderbette. Das Bett, unten mit drei Glocken versehen, ruht auf Rädern, die Speere sehen wir aus stylisierten, an Gâwâns Hinterkopfe angebrachten Wolken auf den Ritter schräg herunterfallen[2]).

Zahlreiche Elfenbeinkästchen bringen die ganze Serie unserer Bilder 13—16 in typischer Wiederholung. So jenes bei Wright[3]), bei

1) Vgl. La Rue a. a. O. I 97. Er erklärt das Bild als „Tristan de Leonois, un autre chevalier de la table ronde, qui traverse la mer sur son épée, pour aller trouver sa maîtresse, et celle-ci l'attendant avec son chien sur la côte opposée. C'est un épisode du roman de Tristan le Leonois, par Chrêstien de Troyes". Wright a. a. O 207 giebt eine bessere Zeichnung: das Schwert liegt deutlich auf beiden Ufern auf. Er deutet es richtig als „Lancelot on the Perilous Bridge".

2) La Rue a. a. O. I 99 und Wright 206 sehen darin natürlich den im Karren gezogenen Lanzelot.

3) Wright a. a. O. 93 ff. pl 1 Nr. 9—12.

Maskell[1]) und bei Curter[2]). Nur eine einzige Darstellung Gâwân's auf dem Wunderbette steht nicht im Zusammenhange mit Lanzelots Abenteuer. Sie bildet die Schmalseite jenes ikonographisch hochbedeutenden Kästchens das Levesque (Gori nennt ihn „Episcopius") in einer Jännersitzung 1745 der französischen Académie des Inscriptions[3]) besprochen hat. Er war der Erste, der auf die mittelalterlichen Romane als auf die vermutliche Quelle dieser und ähnlicher Darstellungen hinwies. Und obwohl er sich selbst durch das: „Stultum est difficiles habere nugas," einer eingehenden Untersuchung der Quellen entzog und sich nur auf die ziemlich richtige Ergründung von Alter und Herkunft des Kunstgegenstandes beschränkte, so hat doch seine Abhandlung für die Geschichte der Ikonographie einen bleibenden Wert. Erfinderisch stellt er sich einen kleinen Roman zurecht: es träumt ein Ritter von den Gefahren und Abenteuern, die ihm bei seiner Liebeswerbung um das Burgfräulein bevorstehen. Passavero[4]) beeilte sich ohneweiters diese Hypothese gutzuheissen, ja selbst der in der mittelalterlichen Romanliteratur ziemlich belesene Ferrario[5]) hat nichts dagegen einzuwenden: „Il Cavaliere vede in sogno una parte delle aventure ch'ei deve condurre a fine per ottenerla (la figlia della Regina) in isposa. I leoni sono il simbolo del valore" usw. So schlängelt sich dieser lächerliche Irrtum durch die Werke d'Agincourt's[6]) und A. Lenoir's[7]) hindurch bis in Guénebault's Dictionnaire iconographique hinein, wo wir, incredibile dictu, Gâwân's Abenteuer unter dem Stichworte: „Songe d'un chevalier" suchen können! Die anderen Darstellungen dieses interessanten Kästchens habe ich schon teilweise bei Erwähnung von Bild 19 besprochen, teilweise beziehen sie sich auf den Roman von Parcival. So stellen fünf Bilder die Jagd nach dem weissen Hirschen dar. Sonst gehören ja merkwürdigerweise Darstellungen der Taten Parcivals zu den Seltenheiten. Von hervorragenderen nenne ich hier eine Serie von Miniaturen[8]) nach der von P. Paris berichtigten Deutung; denn auch diese wurden früher auf Lanzelot, der das α und ω der französischen Ikonographen zu sein scheint, bezogen; ferner ein Elfenbeinkästchen im

1) Maskell a a. O. 66.

2) Curter a a. O. I 48, 49 und die dazu gehörigen Tafeln.

3) XVIII 322 ff.

4) In Gori's Thesaurus 1759 III 64.

5) Storia et analisi degli antichi romanzi di cavalleria, dei poemi romanzeschi etc. Milano 1828 II 98 ff.

6) Sculptures 1823 pl. XXIX Nr. 38.

7) Atlas des arts pl. XXII.

8) Willemin Monuments Inédits Taf. 134—137.

Louvre[1]), dessen zwölf Seitenbilder den ersten Theil der Geschichte Parcivals, beginnend mit dem Abschied von der ohnmächtig hinsinkenden Mutter, bis zur Begegnung mit den drei Rittern im Walde, darstellen.

In einer anderen Hinsicht steht noch das Gâwân-Bild des „Kästchen Lovesque" vereinzelt da. Sämmtliche anderen mir bekannten Elfenbeinreliefs zeigen uns stets die Gestalten en profil, alle Scenen spielen sich in der ersten Coulisse ab. Dem en face und der perspectivischen Kürzung geht der Künstler ängstlich aus dem Wege. Hier jedoch spielt sich das Wunder deutlich auf zwei Scenen ab. In der zweiten Coulisse erblicken wir rechts und links auf Turmmauern die gefangenen Jungfrauen, unten den zweiten Löwen en face; mit grossem Geschick sind hier die aus weiter Entfernung herunterfallenden Speere dargestellt. Diese freiere Form ist ein Ergebnis eines freieren profanen Stoffes Die heiligen Stoffe boten keinen Anlass zur Bewältigung rein künstlerisch-technischer Hindernisse. Die antike Kunst, die noch mit wunderbarem Geschick die Künstlerhand eines Ebenisten im VIII.—X. Jahrhundert leitete, war abgestorben Mühsam tastete in den beengenden Grenzen der Gothik der Künstler nach neuer Form. Der profane Stoff wirkte auch hier lösend und befreiend Man fordert und erwartet von der Literaturgeschichte auch eine Geschichte der poetischen Formen, parallelisierend und sie begleitend sollte eine Geschichte der künstlerischen Formen sich anschliessen. So würden Erscheinungen, die wir nur einseitig kennen, ganz und ungeteilt aus der Vergangenheit zu uns sprechen. Eine gemeinsame Formengeschichte bedingt aber auch eine Geschichte der gemeinsamen Stoffe. Die Verbindung beider gäbe uns dann die Geschichte des mittelalterlichen Geistes, so weit er sich in Kunstformen offenbart. Von den Grenzgebieten aus sollte meine ich die Untersuchung ausgehen. Guido Haucks[2]) geistreiche Ausführungen und Springers[3]) grundlegende Untersuchungen könnten in mancher Hinsicht jene als theoretischer, diese als praktischer Leitfaden dienen.

Nachtrag zu S. 245. Dr. F. Schneiders Abh. ü d. „Advents Diptychon a. d. Sammlung Honolez-Hüpsch, Mainz 1889" lernte ich leider zu spät kennen. Ich erlaube mir auf diesen für die Ikonographie der Elfenbeinplastik hoch bedeutenden Beitrag hier besonders aufmerksam zu machen.

1) Collection Sauvageot dessinée par E. Lièvre texte par A. Sauzay 1863 pl. 49 p. 106.

2) Die Grenzen zwischen Malerei und Plastik und die Gesetze des Reliefs. Berlin 1885.

3) Iconographische Studien im V. Bde. der Mitt. d. k. k. Centralcommission und „über die Quellen der Kunstdarstellungen in MA. Ber. ü. d. Verh. d. k. sächs. Ges. d. Wiss. zu Leipzig 1880

Zu Wolfram's Parzival.

Von

Paul Zimmermann.

1. Ein Wolfenbüttler Handschriftenbruchstück.

In dem Nachlasse des am 1. October 1888 zu Wolfenbüttel verstorbenen Raths am herzoglichen Landeshauptarchive daselbst Wilhelm Ehlers fand ich unter einer grösseren Anzahl einzelner, offenbar von Akten und Buchumschlägen losgelöster Pergamentblätter ein Bruchstück einer Parzivalhandschrift, welches mir von dem Sohne des Verstorbenen, Herrn Regierungsbaumeister Ehlers, geschenkt, inzwischen aber zu besserer Aufbewahrung der hiesigen herzoglichen Bibliothek übergeben wurde. Ueber die weitere Herkunft des Blattes habe ich nichts Sicheres feststellen können. Es enthält sowohl in wagerechter wie in senkrechter Richtung Heftlöcher, scheint also zweimal zum Zusammenhalten von Akten benutzt worden zu sein. Die Stellung und die Verbindungen sowie der Charakter der sonstigen litterarischen Hinterlassenschaft Ehlers' machen es mir wahrscheinlich, dass das Blatt von Akten hiesiger Gegend herrührt.

Die Handschrift ist von einer Hand des ausgehenden 13. Jahrhunderts schön und gleichmässig in zwei Spalten geschrieben. Die ersten Buchstaben jedes Verspaares sind herausgerückt, und sie sowohl, wie die Columnen selbst, durch senkrechte, mit der Feder gezogene Linien eingeschlossen; in derselben Weise sind die einzelnen Verse durch wagerechte Striche begrenzt. Es enthält jetzt jede Spalte 28 Verse. Leider ist das Blatt am unteren Rande und an der linken Seite stark beschnitten, so dass unten in jeder Columne 8 Verse, in der ersten Spalte der Vorderseite (a) die ersten Buchstaben und in der zweiten Spalte der Rückseite (d) bei zahlreichen Versen die Endsilben verloren gegangen sind. Es haben also die Spalten ursprünglich je 36 Verse enthalten. Die Höhe der Columne ist jetzt 18,9 cm, die Breite 8 cm; die ursprüngliche Höhe lässt sich danach auf 24,7 cm, die Breite beider

Columnen mit dem Zwischenraume auf 17 cm berechnen. Die Handschrift hat somit eine Gestalt gehabt, von der man schwanken kann, ob man sie als Folio oder als Quart bezeichnen soll.

Das Blatt enthält die Verse 128,17 — 129,14 129,23 — 130,20. 130,29 — 131,26. 132,5 — 133,2. In der rechten oberen Ecke desselben steht von gleichzeitiger Hand die Zahl XXVII. Nehmen wir danach an, dass 26 Blätter mit je 144 Versen vorhergegangen sind, so würden wir Raum für 3744 Verse bekommen. Das Gedicht enthält aber bis zu der Stelle, wo unser Bruchstück einsetzt, bereits 3827 Verse. Wie dies zu erklären ist, ob bei der Numerierung ein Blatt übersehen wurde oder was sonst geschehen, lässt sich natürlich jetzt nicht mehr ausmachen.

Einzelne Verspaare beginnen, wie der nachfolgende Abdruck wiedergiebt, mit grossen Buchstaben. An zwei Stellen sind auch bunte, die Höhe von 3 Versen einnehmende Initialen erhalten, nämlich 130,5 und 131,5. Dass auch an einer dritten Stelle 129,5 eine solche gestanden hat, geht klar daraus hervor, und die beiden folgenden Verse (129,6 und 7) um die Breite der Initiale zurückgerückt und deshalb ihre Anfänge nicht, wie die der übrigen Verse, fortgeschnitten sind. An vierter entsprechender Stelle (132,5) ist keine Initiale vorhanden. Auffallend ist, dass diese drei Initialen jedesmal genau 30 Verse von einander entfernt und zudem theilweise an Stellen stehen, wo, wie namentlich 130,5, auch nicht der geringste Sinnabschnitt sich findet; nur die erste Initiale steht an einer Stelle (129,5), wo auch Lachmann den Vers eingerückt hat. Es scheint mir dieser Umstand für unsere Handschrift auf eine Vorlage hinzuweisen, die in Spalten zu 30 Versen geschrieben und mit Initialen zu Anfang derselben geschmückt war. So erklärt es sich, dass letztere auch vor Verse geriethen, die für den Sinn ganz unerheblich sind. Unser Schreiber behielt die Eintheilung zu je 30 Versen nicht bei, malte aber dennoch die Initialen an den überlieferten Stellen gedankenlos nach, wenn er sie nicht, wie 132,5, ganz fortliess. Da die Spalteneinrichtung zu 30 Versen auf die älteste Quelle des Parzival zurückgeht, so kann die muthmassliche Beschaffenheit der Vorlage den Werth unseres Bruchstücks natürlich nur erhöhen. Dazu kommt, dass die Handschrift sehr sorgsam geschrieben ist; die Verbesserung gesûget in gesûchet 132,30 zeigt auch, dass der Schreiber ernstlich bestrebt war, die Worte seiner Vorlage richtig wiederzugeben. Derselbe scheint dem österreichisch-baierischen Volksstamme angehört zu haben. Dafür spricht die Verbreiterung des iu in euwe (reuwe 128,17 getreuwelicher 128,23 feuwer: aventeuwer 130,9.10; daneben auch getriûwe 129,21 und das anlautende p für b in pernden für bernden 128,26. Sonst hat die Handschrift aber den mhd. Lautbestand sehr wohl gewahrt.

Zu einer der bislang schon in Bruckstücken bekannt gemachten Handschriften gehört unser Blatt nicht. Es hat weder mit den Parzivalbruchstücken, welche Franz Pfeiffer in den Denkschriften der philosophisch-historischen Classe der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien Bd. XVII (Wien, 1868) S. 33 ff. beschrieb und veröffentlichte, noch auch sonst mit einem derjenigen die geringste Gemeinschaft, welche in der Folgezeit an verschiedenen Stellen zu Tage gekommen und in Goedeke's Grundriss z. Gesch. d. d. Dichtung 2. Aufl. Bd. I, S. 96 f. sowie in Koberstein's Grundriss d. Gesch. d. d. Nationalliteratur 6. Aufl. Bd. I S. 174, verzeichnet sind.

Der Text unseres Bruchstückes schliesst sich an allen entscheidenden Stellen im Allgemeinen der Gruppe von G, der Münchener Handschrift, an, doch weicht er bald von dieser bald von den verwandten Handschriften (gg), mitunter von allen insgesammt nicht unbedeutend ab, so dass Alles in Allem genommen ein vollständiger Abdruck des Bruchstückes einer weiteren Rechtfertigung nicht bedürfen wird. Derselbe giebt das Original in möglichster Treue wieder. In letzterem sind die i theils mit theils ohne darüber gesetzten Strich geschrieben; in letzterem Falle ist im Nachfolgenden ein í gebraucht worden.

a.

128,17 ...lde reuwe hie geschach
...r sunes nicht mer sach
...ert von ir wem ist dest baz
20 ...iel die vrowe valschez laz
...erde da sí iamer sneit
..ze eín sterben nicht vmeit
...l getreuwelicher tot
...vrowen werte die helle not
25 ...sí dazs ỳe mûter wart
... fur die lonspernden vart
..würtzel der gûte
...stam der demûte
...daz wir nu nicht han
30 ...ppe vntz an den eilften span
129,1 ..wirt gevelschet manſc líp
...solden nu getriûwe wip

128,27. 129,1. 6 und 7 die vorderen Hälften der ersten Buchstaben sind weggeschnitten.

...wunschen diesem chnaben
...ch von ir hie hat erhaben
..kerte der chnabe wol getan
geín dem vorste in Brezzilían
er quam an einen bach geríten
...tte ein han wol vb' schriten
...da stůnden plumen vn gras
...h daz d' fliez so tunckel was
...nape den furt dar an vmeit
...ack er gar der neben reít
...sinen witzen tochte
...leíp die nacht swie er mochte

[Lücke von 8 Versen]

b.

vffen borten næte gůt
da hienc ein lideríner hůt
den man drůber ziehen solde
ymmer so ez regnen wolde
duc Orylus de Lalander
des wíp dort vnden vander
Ligen wunnichliche
die hertzoginne riche
Gelich eins ritters trvte
sí hiez vrov Jescůte
die vrowe was entslafen
sí trůc der minne wafen
Einen munt durch lvchtíc rot
vnd gernde ritters hertzen not
Innen des die vrowe slief
der munt ir von ein ander lief
der trůc der minne hitze feuw
sus lac des wunsches auenteuwer
Mit sne wizzem beine
naben bi ein ander chleine
Suz stunden ir die liechten zen
ich wæn mich yeman kusses wen
an einen sus wol gelobten munt
daz ist mir selten worden kunt

130,5 rothe blau verzierte Initiale.

ein deckelachen zoblin
er vant an ir hůffelin
daz si durch hitze von ir stiez
die der wiert aleine liez

[Lücke von 8 Versen.]

c.

do dacht er an die můter sin
die riet an wibes vingerlin
do spranc der chnape wolgetan
von dem teppich vf daz bette san
die sůze kůsche vnsanft erschrac
do der chnape an irm arme lac
Si můst yedoch erwachen
mit scham alsunder lachen
die vrowe zucht geleret
sprach wer hat mich enteret
Juncherre ez ist veh gar zv vil
ir mőcht euch nemen ander spil
die vrowe laute chlagte
ern ruchte waz si sagte
Irn munt er an den sinen twanc
dar nach was do nicht zv lanc
er druckte an sich die hertzogin
vnd nam ir ouch ein vingerlin
an ir hemde er ein fůrspan sach
vngefůge erz dannen brach
die vrowe was mit wibes wer
ir was sin chraft ein gantzes her
doch wart vil ringens da getan
der chnape chlagte hunger san
die vrowe was ir libes liecht
si sprach irn sult min ezzen nicht
wært ir icht frumes wise
ir næmt euch ander spise

[Lücke von 8 Versen.]

d.

Sines wesens in dem panelı..
si wante er wære ein garzı..

131,5 blaue roth verzierte Initiale. — 131,19 mit] t fast erloschen.

Gescheiden von den witzen
ir scham begunde switzen
ẏedoch sprach die hṫzogin
iuncherre ir sult min ving...
hie lazen vnd min furspan
hebt ẝch enweck wan kum...
Ir mů̊zet zurnen liden
daz ir gerne mo̊chtet miden
do sprach der chnape wol g...
waz furcht ich eures mann...
wan schadet ez euch an eren
so wil ich hinnen keren
do spranc er gen dem bette s..
ein ander kus da wart ge...
daz was der kuniginne leit
der chnape an vrloup da...
ẏedoch sprach er got hů̊te d..
alsus rĭet mir die muter m..
der chnape des roubes was...
do er ein wile von dannĕ...
vil nahen gen einer mile z..
do kom von dem ich sprech...
er spurte an dem towe
daz gesů̊ẝget was ein vrow.
der snure ein teile was vz...
da bet ein chnape daz gra...

2. Ein Teppich mit Darstellungen aus dem Parzival.

Im herzoglichen Museum zu Braunschweig befinden sich einige Stücke eines gestickten Teppichs, welche Scenen aus Wolframs Parzival mit darunter gesetzten niederdeutschen Inschriften enthalten. Karl Lachmann wunderte sich seiner Zeit über den „Mangel an Spuren des Niederdeutschen in den Handschriften dieses Gedichts[1]“: einen um so interessanteren Beweis liefert uns somit dieser Teppich dafür, dass Wolframs Gedicht auch in Niederdeutschland nicht unbekannt war; er

132, 10, 14, 24, 25, 28, 30. 133, 2 die zweite Hälfte der letzten Buchstaben abgeschnitten.

1) Wolfram von Eschenbach hrsg. von Karl Lachmann. 3. Ausg. S. XIX.

berechtigt uns wohl gar zu dem Schlusse, dass dasselbe auch in niederdeutschen Bearbeitungen verbreitet gewesen sein wird. Die Stickereien stammen aus dem Kloster St. Crucis bei Braunschweig und sind mit anderen der Art im Jahre 1877 dem herzoglichen Museum zur Aufbewahrung überwiesen. Die erste Nachricht von ihnen hat Herr Museumsdirector Dr. Riegel in einem seiner Kataloge: „Herzogl. Museum. Die Sammlung mittelalterlicher und verwandter Gegenstände" (Braunschw. 1879) S. 24 ff. und 21 ff. gegeben.

Riegel setzt die Anfertigung des Teppichs in das Ende des 15. Jahrhunderts. Das scheint mir etwas spät gegriffen zu sein; nach den dargestellten Trachten, der Buchstabenform der Inschriften u. a. glaube ich ihn doch noch dem 14. Jahrhundert zuweisen zu müssen. Die Verfertigerinnen desselben, in denen wir Angehörige des Klosters selbst oder Frauen der benachbarten Stadt, die ihm dem Kloster stifteten, zu erblicken haben, waren nicht Künstlerinnen von Fach, wie Riegel richtig hervorhebt, sondern Frauen, die ohne künstlerische Begabung, wohl aber, wie „die Naivität, die aus dem Ganzen spricht, und die innige Schlichtheit des Ausdrucks, die trotz vielfacher Unbeholfenheit nicht zu verkennen ist, bezeugen", mit Lust und Liebe ihre Arbeit vollführten. Die Technik derselben beschreibt Riegel folgendermassen: „Der Grund der Stickerei ist eine ziemlich grobe Leinwand; auf dieser sind die Umrisse der Darstellung mit Blei aufgerissen und die Stickerei ist mit Wollenfäden in Langstich ausgeführt. In der Zeichnung herrschen Roth, Gelb und Weiss vor, die Füllung ist blau[1]). Dadurch, dass die Fäden an der Vorder- und Rückseite auf der Leinwand liegen und diese gänzlich bedecken, gewinnt die Arbeit den Schein, als ob sie gewebt wäre".

Das grösste uns erhaltene Stück des Teppichs besteht aus drei Streifen. Zwei derselben „sind auf einem zusammenhängenden Stück Leinwand gestickt, der dritte ist angesetzt. Unter jedem der drei horizontal übereinander liegenden Streifen befindet sich ein Schriftband, links am Rande des Teppichs eine Ornamentkante. Im oberen und unteren Streifen geht die Darstellung ununterbrochen fort, der mittlere ist durch architektonisches Rahmwerk in vier Felder getheilt".

Die Deutung der dargestellten Scenen, in welcher ich vielfach von Riegel abweiche, ist dadurch erschwert, dass die Darstellung der einzelnen Personen nicht gleichmässig durchgeführt ist. So erscheint z. B. Ritter Gawan bald mit einem Schilde, der sechs Mal roth und weiss gespalten ist, bald führt er einen rothen geästeten Baumstamm im

1) Im Ganzen kann man auf dem Teppiche etwa 10 Farben unterscheiden.

weissen Felde u. a. dergl. Doch glaube ich folgende Stellen des Parzival mit Sicherheit in den Stickereien des Teppichs erkennen zu können.

Der oberste Streifen enthält drei Darstellungen:

1) Ritter Gawan reitet mit der Herzogin Orgeluse von Logroys; die Pferde werden von Knappen geführt[1]). Vergl. Wolfram's Parzival 534.
2) Orgeluse wird von dem Fährmann Plippalinot in einem Kahne über das Wasser gesetzt. Parz. 535. 536.
3) Gawan kämpft zu Rosse mit Lischois Gwelljus. Parz. 537.

Im zweiten Streifen des Teppichs wird uns Folgendes vorgeführt:

1) Gawan übergiebt vor dem Thore des Wunderschlosses (Schastel marveile) sein Pferd, das er am Zügel führt, dem Krämer, der in seinem Laden sitzt. Parz. 563. 564.
2) Gawan steht vor dem Zauberbette im Schlosse Marveile. Parz. 566.
3) Gawan wird auf dem Bette liegend, von seinem Schilde geschützt, mit Steinen und Pfeilen beschossen, die von drei vor ihm stehenden Schützen und Schleuderern gegen ihn abgesandt werden. Parz. 568. 569.
4) Gawan tödtet den Löwen; der Bauer mit der Keule steht im Hintergrunde; Steine und Pfeile schwirren in der Luft. Parz. 571.

Hieran schliesst sich auf dem unteren Streifen:

1) Gawan sprengt zu Ross mit eingelegter Lanze gegen den Turkoyt Florant von Itolac an, der besiegt bereits seinen Schild fallen lässt. Parz. 597 f.
2) Gawan reitet mit Orgeluse. Parz. 601.
3) Gawan reitet nach Clinschors Walde, um den von Orgeluse gewünschten Kranz zu holen. Parz. 602.
4) Gawan, unbewaffnet und zu Fuss, bricht den Kranz vom Baume. Parz. 603.
5) Gawan und König Gramoflanz reiten, beide unbewaffnet[2]), auf einander zu. Parz. 604.

Die Inschriften, die unter den einzelnen Streifen stehen, sind in Majuskeln geschrieben und lauten folgendermassen, unter dem oberen:

---

1) Sollte hier ein Missverständniss der Vorlage von Seiten der Stickerinnen vorliegen? Im Gedichte führt Gawan selbst sein schwaches Ross den grössten Theil des Weges. Sind hieraus vielleicht irrthümlich Knappen geworden, die die Pferde führen?

2) Vgl. Parz. 605,2: „der künec unwerliche reit" (Lachman), oder auf Gawan bezogen, „der unwerliche reit" (Bartsch).

vrowen[1]. vp. dat pert. de. v. wodede ritter[2]) spr[ak]

unter dem mittleren:

dat [3]) scep.[4]) Gawan. mit. Lisoys. streit. vn. erech.[5]

unter dem unteren:

dar. n[a.][5]) qvam. he. vp. Castel. Marveille. dar. em. vel.[6])

Auffallend ist, dass die dritte Unterschrift zu den Darstellungen des zweiten Streifens, die zweite zu den des ersten stimmt, dass aber das, was die erste Unterschrift nennt, gar nicht dargestellt ist. Es zwingt uns dieser Umstand zu dem Schlusse, dass der Anfang des Teppichs verloren gegangen ist. Er wird jenen Worten gemäss die erste Begegnung Gawans mit Orgeluse und das Abenteuer mit Ritter Vrians enthalten haben.

Ausser diesem grossen Bruchstücke des Teppichs, dessen Länge 1,82 m und dessen Breite 1.49 m beträgt, besitzt das Museum noch einen einzelnen, 2.31 m langen Streifen, an dessen oberen Rande sich folgende Inschrift befindet:

[s]in. pert weder. de. scepman. wolde. den. tolen. han. Gaw.

Im Anfange ist vielleicht: he gaf em zu ergänzen, und die Worte wären dann durch Parz. 597,14 zu erklären, während der zweite Theil der Inschrift sich wohl auf Parz. 597 und 598 bezieht. Diese beiden Ereignisse, die Ausrüstung Gawans durch den Fährmann und die Inanspruchnahme der Pferde der Kämpfenden von Seiten jenes, gehen den im dritten Streifen geschilderten Scenen im Wesentlichen vorher. Da nun aber die Unterschrift des dritten Streifens zu den Darstellungen des zweiten stimmt, so ist eigentlich zwischen beiden für ein verlorenes Stück, das die hier angedeuteten Abbildungen enthielte, kein Raum mehr übrig. Und doch ist anzunehmen, dass die in der Ueberschrift des vierten Streifens erwähnten Ereignisse auch wirklich dargestellt gewesen sind. Vergrössert wird die Schwierigkeit noch dadurch, dass die

---

1) Davor ist wohl zu ergänzen: he wolde setten de. Vgl. Parz. 515.

2) Der verwundete Ritter ist Vrians (Urjans), der Gawan vor Orgeluse warnt und dann heimlich mit seinem Pferde ausreckt. Parz. 521 ff.

3) Im Anfange vielleicht: Orgeluse oder de vrowe genc in, am Ende: den sege zu ergänzen:

4) e und c sind in der Inschrift nicht zu unterscheiden; daher erklären sich zum Theil die abweichenden Lesarten bei Riegel a. a. O.

5) Nur der vordere Theil des n erhalten.

6) l fehlt zwar in der Stickerei, ist aber noch deutlich vorgezeichnet. Am Schlusse ist etwa zu ergänzen: wunders geschach.

Bilder des vierten Streifens sich eng an die des dritten anschliessen. Auf jenen wird uns nämlich Folgendes veranschaulicht:

1) Orgeluse bittet Gawan, der den auf ihren Wunsch geholten Kranz in der Hand hält, fussfällig um Verzeihung für die ihm bewiesene Härte. Parz. 611.
2) Gawan setzt mit Orgeluse und der Fährmannstochter Bene (oder dem Fährmanne?) in einem Kahne über den Fluss. Parz. 621. 622.
3) Gawan und Orgeluse reiten nach dem Schlosse Marveile und werden von entgegenkommenden Reitern mit Fanfaren empfangen. Parz. 624.
4) Gawan sitzt hinter Itonje, der er die Botschaft von König Gramoflanz ausrichtet, an einem Fenster des Pallastes; daneben befindet sich Orgeluse, vor einer Frau oder einem Ritter sitzend. Itonje hat eine Krone auf dem Haupte und blondes Haar (daz prûne hâr 631, 12). Parz 631.
5) Das Gastmahl wird dargestellt, das dem Beilager Gawans und Orgeluses vorhergieng. Ein Knappe trägt von der rechten Seite Speisen auf; Gawan, Orgeluse, Itonje und zwei andere Personen sitzen beim Mahle. Parz. 636.

Ein völlig richtiger Zusammenhang lässt sich hiernach zwischen den einzelnen Darstellungen und Inschriften auf keine Weise herstellen. Wir sind vielmehr zu der Annahme genöthigt, dass die Stickerinnen ihre Vorlagen in Bild und Wort nicht in richtiger Reihenfolge wiedergaben, sondern mehrfach durch einander warfen. Die Verwirrung, die hierdurch entstand und die für uns durch das Fehlen einiger Teppichtheile noch sehr vergrössert wird, lässt sich wohl am Einfachsten in folgender Weise lösen.

Zwischen der Unterschrift des dritten und der Ueberschrift des vierten, einzelnen Streifens fehlt eine Reihe von Darstellungen, wohl die Ausrüstung Gawans, auf welche jene Ueberschrift deutet, vielleicht auch zugleich die Pflege Gawans durch die Königin Arnive u. a. Diese Scenen sind aus Versehen hinter die Darstellungen des dritten Streifens gerathen, während sie in Wirklichkeit vor diese gehörten. Im Anfange fehlt wohl, wie schon gesagt, ein Streifen, der die erste Begegnung Gawans mit Orgeluse und das Abenteuer mit Ritter Vrians zur Anschauung brachte, auf welche die Unterschrift des ersten Streifens hinweist. Hat dann die Unterschrift dieses fehlenden Stückes den Inhalt des dritten erhaltenen Streifens, der das Holen des Kranzes aus Clinschors Walde u. a. behandelt, angegeben und bezog sich die gleichfalls fehlende Unterschrift des einzelnen Teppichstreifens auf diesen selbst, so ist die ganze Verwirrung wohl genügend aufgeklärt.

Nicht mit Sicherheit lässt sich ein drittes kleines Bruchstück des Teppichs (0,23 m hoch und 0,19 m breit) einfügen, das einen Ritter zu Pferde zeigt, der mit einer neben ihm stehenden Dame spricht. Es könnte Gawan vor dem Turniere mit Florant von Itolac darstellen, liesse sich aber auch sonst in den gegebenen Rahmen unschwer einreihen.

Ob das Gastmahl auf Schastel marveile das letzte Bild des Teppichs gewesen, lässt sich natürlich jetzt nicht mehr ausmachen Einen guten Abschluss hätte es jedenfalls dem Ganzen gegeben. Der Teppich würde dann in sechs Bilder- und sechs Schriftstreifen das ganze Liebeswerben Gawans um Orgeluse zur Darstellung gebracht haben, wie es uns Wolfram von Eschenbach vom zehnten bis in den Anfang des 13. Buches seines Parzival schildert: gewiss für die künstlerische Thätigkeit der Frauen eines Nonnenklosters oder für Geschenke, die man ihnen widmete, ein eigenthümlicher Vorwurf, der auch in kulturgeschichtlicher Beziehung der Beachtung werth ist.

Wolfenbüttel.

Lessingische Odenentwürfe in der handschriftlichen Ueberlieferung.

Von

Franz Muncker.

Manche altdeutsche oder altfranzösische Handschrift, mein hochverehrter Lehrer, habe ich im Colleg, im Seminar und im gemeinsamen Privatstudium mit Ihnen gelesen. Was Sie da allerorten, auf dem Felde der Textkritik, der sprachlichen und der sachlichen Erklärung, der geschichtlichen und ästhetischen Würdigung, an anregenden Winken und Fingerzeigen mir darboten, war so reich, dass es mich verlocken könnte, auch heute noch dieselben Bezirke der mittelalterlichen germanischen oder romanischen Litteratur zu durchstreifen, um das wissenschaftliche Ergebnis solcher Forschung Ihnen dankbar hier vorzulegen. Aber ich darf der Lockung nicht folgen, will ich nicht Gefahr laufen, dass ich in jenen seit Jahren von mir nur selten mehr betretenen Gebieten bisweilen des rechten Pfades verfehlen möchte. Lassen Sie mich also lieber in dem auch Ihnen nichts weniger als fremden Bereiche der neueren deutschen Litteraturgeschichte suchend wandern, wo ich weniger fürchten muss, zu straucheln und vom Wege abzuirren! Gestatten Sie mir, aus den Handschriften Lessings einiges mitzuteilen, was ich in meiner Ausgabe der Lessingischen Schriften aus gewissen Gründen beiseite lassen musste!

Nur ein verhältnismässig geringer Teil der Gedichte Lessings ist uns handschriftlich erhalten. In vielen Fällen wird überdies unsere wissenschaftliche Kenntnis durch diesen Umstand nicht einmal gefördert; denn das Manuscript stimmt nur zu oft wörtlich oder doch fast wörtlich mit einem der gedruckten Texte überein. Wertvoller wird uns die handschriftliche Ueberlieferung, wenn sie uns ein Concept Lessings darbietet mit allerlei Correcturen, aus denen sich ein älterer Text eines Gedichtes, der für den Druck keineswegs mehr in Betracht kam, herstellen lässt, wenn wir also in den Handschriften gewissermassen Lessings

Art dichterisch zu arbeiten, zu entwerfen, zu bessern, zu feilen, wahrnehmen. Diesen Einblick gewährt uns zum Teil die Handschrift des „Laokoon", wie wir sie namentlich aus Blümners Abdruck nach dieser Seite hin kennen lernten: ähnliche Fälle begegnen bei mehreren Bruchstücken des dramatischen Nachlasses, sowie bei einzelnen Singgedichten, Liedern, Fabeln und Oden. Diese letzten, bei denen die handschriftlichen Aenderungen besonders zahlreich sind, mögen hier Beispiels halber näher untersucht werden.

Es sind vier Entwürfe zu Oden, sämmtlich in Prosa abgefasst, „An Mäcen", „Orpheus", „An Herr Gleim", „Ode auf den Tod des Marschalls von Schwerin, an den H. von Kleist". Die beiden ersten Oden sind nur in Breslauer Concepten erhalten, die dritte und vierte ausserdem auch in Reinschriften im Gleim'schen Nachlass zu Halberstadt, die dritte endlich noch in einer Berliner Abschrift von Lessings Hand (im Besitz des Herrn Landgerichtsdirector Robert Lessing zu Berlin). Der Kürze wegen bezeichne ich im Folgenden die Breslauer Handschriften mit A, die Berliner mit B, die Halberstädter mit C. Die Reinschrift C weist gar keine Correcturen auf, B nur wenige, desto mehr aber A. Wir sehen daraus, wie der Wortlaut dieser Odenentwürfe nach und nach in A festgestellt wurde, um von hier aus (wieder mit kleinen Veränderungen, wie sie so ziemlich jeder nicht rein mechanisch arbeitende Autor bei Abschriften vornimmt) in C, gelegentlich auch einmal in B überzugehen: wir erkennen zugleich, dass in diesem letzteren Falle („An Herr Gleim") sowohl C als B von einander unabhängig aus A entstanden ist.

In A ist ziemlich viel ausgestrichen, verbessert oder nachträglich eingefügt; nichts destoweniger weist meistens schon die erste Niederschrift die endgültige Formulierung des Gedankens in ihren Grundzügen auf. Am Bau des Satzes, an den einmal gewählten Bildern, auch an der Stellung der Worte im allgemeinen, überhaupt an dem eigentümlichen Gesammtcharakter der Darstellung änderte Lessing selten etwas. Hie und da freilich zeigt A, dass er zuerst einen Gedanken anders wenden, einen Satz in etwas anderem Zusammenhange, also auch an anderer Stelle einreihen oder eine Vorstellung breiter in ihre einzelnen Teile zerlegen, mit mehr Worten und Satzgliedern ausdrücken wollte. Das sind aber seltnere Ausnahmen; in der Regel besserte Lessing nur an den einzelnen Worten. Er verwandelte niedrigere Worte in edlere, unbestimmte, allgemeine, wenig sagende Ausdrücke in prägnantere, allzu hoch oder geschraubt klingende Wendungen in einfachere. Um die Darstellung deutlicher zu machen, schob er gelegentlich ein Wörtchen wie „nur" oder „zwar" ein; um ihr einen entschiedneren Charakter auf-

zuprägen, setzte er öfters statt des unbestimmten Artikels hernach den bestimmten, statt des letzteren das Pronomen possessivum; um sie reicher mit dichterischen Zierden zu bekleiden, fügte er manche ausmalenden Beiwörter und sonstige Epitheta ornantia ein. Bei den ersten beiden der oben genannten Oden sind diese Aenderungen nicht allzu häufig; ungleich zahlreicher kommen sie in der dritten und vierten Ode vor. Ich verzeichne sie im Folgenden der Reihe nach, indem ich dabei von dem Text in meiner Ausgabe der Lessingischen Schriften (Stuttgart 1886, Band I Seite 149—153) ausgehe und das, was hier bereits von abweichenden Lesarten in den Anmerkungen verzeichnet ist, nur dann wieder erwähne, wenn es zum Verständnis des Zusammenhangs unbedingt nötig ist.

1. [An Mäcen.]

S. 149, 2. Dem ein Leben ohne Ruhe, [zuerst in A, verbessert in] dem Leben ohne Ruhe,

149, 7. den sich die Reichen [zuerst in A, verbessert in] den die Reichen

149, 15. nach einem schwachen Abdrucke von dir [zuerst in A, verbessert in] nach einem nur schwachen Abdrucke von dir

2. Orpheus.

150, 7. Orpheus . . . stieg sein Weib zu suchen [zuerst in A, verbessert in] seine Frau zu suchen

150, 16. Als er ankam und als er seine Absicht entdeckte, [zuerst in A, verbessert in] und seine Absicht entdeckte,

150, 19. Endlich bewegte seine Stimme den tauben König der Schatten; [zuerst in A, verbessert in] Endlich bewog seine Stimme das taube Reich der Schatten;

3. An Herr Gleim.

150, 25. wenn das Geschick dem Lieblinge einen Helden versagt, [zuerst in A, verbessert in] den Held versagt, [ebenso C] den Helden versagt, [B]

150, 26. in verschiednen Jahrhunderten, oder verschiednen Ländern [zuerst in A, verbessert in] oder verunsinigten Ländern [ebenso BC]

151, 6. nicht fremd vor den feindlichen Wällen, nicht fremd unter brausenden Rosen. [zuerst in A, verbessert in] und unter brausenden Rosen. [ebenso BC]

151, 7. Besinge ihn, [zuerst in A, verbessert in] Singe ihn, [ebenso BC]

151, 8. den schlauen, doch edeldenkenden Friedrich! [zuerst in A, verbessert in] Deinen schlauen. [ebenso BC]

151, 9. An der Spitze [zuerst in A, verbessert in] Singe ihn, an der Spitze [ebenso BC]

151, 11. im Dampfe der Schlacht; so wie die Sonne hier unten unter Hülle [zuerst in A, doch undeutlich geschrieben, verbessert in] so wie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluſs verlieret. [ebenso zuerst B, verbessert in] wo er, gleich der Sonne unter den Wolken, seinen Glanz, aber nicht seinen Einfluſs verlieret. [ebenso C]

151, 14. seiner Gefährten. [zuerst in A, verbessert in] seiner verewigten Gefährten. [ebenso C und zuerst auch B, hier verbessert in] seiner unsterblichen Gefährten.

151, 16. einfältige Weisheit lehren. [zuerst in A, verbessert in] stillere Weisheit [ebenso BC]

151, 19. die ganze Heerde [zuerst in A, verbessert in, die arme Heerde [ebenso BC]

151, 22 [Auf den letzten Satz folgte ursprünglich in A noch:] Da giebt [verbessert in: Da schiebt] das Echo traurige Töne zurück. Nicht Töne des ruhigen Friedens [verbessert in: der gemeinlichen Ruhe,] nicht Töne der freudigen Flöte [später alles weggestrichen, ebenso BC]

4. Ode auf den Tod des Marschalls von Schwerin, an den H von Kleist.

151, 26. zu trennen, Mars der freundlich saumseligen Atropos vorgriff! [zuerst in A, verbessert in] zu trennen, der blutige Mars, oder die donnernde Bellona, der freundlich saumseligen Klotho vorgriff! [ebenso C]

152, 1. Der falle so jung, der in eine öde, unfruchtbare Wüste hinaussieht, in Tage, [zuerst in A, verbessert in] Der nur falle so jung, der in eine traurige, öde Wüste hinaussieht, in künftige Tage, [ebenso C]

152, 7. Auch lächelt dir noch, aus bescheidener Ferne, die vertrauliche Muse zu; und wartet auf die waffenlosen Stunden der [verbessert in: deiner] Erholung sittsam feurig werbend. Wie zürnt die Eifersüchtige, die [zuerst in A, ohne dass der Satz vollendet ist, dann verbessert in] Auch lächelt dir noch, aus bescheidener Ferne, die vertrauliche Muse zu; hier eifersüchtig geworden [dann wieder in A verbessert in] Nicht Du, dem die vertrauliche Muse ins Stille winket [C: winkt] — — Wie zürnet [C: zürnt] sie auf mich, die Eifersüchtige, dass ich die waffenlosen Stunden Deiner Erholung mit ihr theile! [ebenso C]

152, 10. Dir zu gefallen, hat sie sinnend von dem holden Lenze seinen schönsten Schmuck von Blumen und Perlen des Taues verlangt; wie zürnt sie auf mich, dass [zuerst in A, verbessert in] Dir zu gefallen, hatte sie dem Lenze seinen schönsten Schmuck von Blumen und Perlen des Taues entlehnet; [ebenso C]

152, 20. Hier rollen [zuerst in A, verbessert in] Da rollen [C:] Dort rollen

152, 21. dort wischt [zuerst in A, verbessert in] hier wischt [ebenso C]

152, 23. Wen schrekt in diesem Augenblik . . . .! [zuerst in A, das letzte Wort nicht zu enträtseln, das Ganze verbessert in] Weinet, ihr Zärtlichen! [ebenso C]

152, 24. nun wallt [zuerst in A, verbessert in] nun rauschet [C:] nun rauscht

152, 28. Deinen Scheitel zieren [zuerst in A, verbessert in] Deinen Scheitel beschatten [ebenso C]

152, 32. auſser noch in dem Busen [zuerst in A, verbessert in] und in dem Busen [ebenso C]

153, 1. Hier als künftiger Grübler, [zuerst in A, verbessert in] Hier nur noch der Vertraute eines künftigen Grüblers, [ebenso C]

153, 4. unser Rammler [zuerst in A, verbessert in] unser lächelnder Rammler [ebenso C]

153, 8. in dieser Welt [zuerst in A, verbessert in] mit dieser Welt [ebenso C]

153, 10. Dann erst, o Kleist, dann erst sollst [zuerst in A, verbessert in] Dann erst, o Kleist, dann erst geschehe mit Dir, [ebenso C]

153, 11. Du stirbst [zuerst in A, verbessert in] Dann stirbst du; [ebeno C]

153, 16. Alle folgten sie ihm zum Siege, und nicht wenige folgten ihm, über die Grenzen des Sieges, zum Tode [zuerst in A, verbessert in] Und alle folgten ihm zum Ziele des Siegs! [ebenso C]

153, 17. noch jenseit der Grenzen [zuerst in A, verbessert in] bis jenseit der Grenzen [ebenso C]

153, 19. So stürzte der entsäulte Pallast, über dich. Simson, ein schreckliches Monument von Ruinen, zusammen. [zuerst in A, verbessert in] ein schrockliches Monument von Ruinen, und zerschmetterten Feinden, zusammen. [C:] So stürzte der entsäulte Pallast, ein schreckliches Monument von Ruinen, und zerschmetterten Feinden, über dich, Simson, zusammen!

München, im Juli 1889.

Briefwechsel zwischen Elisabeth Charlotte von Orléans und Christian Wernicke.

Mitgetheilt von

Julius Elias.

Die Briefe, welche hier zum ersten Male veröffentlicht werden, entstammen den reichen Schätzen des Kgl. Dänischen Geheimarchives zu Kopenhagen. Der Herausgeber hat sie sämmtlich unter den „Relationes aus Frankreich“ (R F) aufgefunden, als er Materialien zu einer Lebensbeschreibung des Epigrammendichters und Diplomaten Christian Wernicke (1661 — 1725) sammelte, über dessen Dasein und Wirken bis dahin ein dunkler Schleier lag. Die 12 „documents humains“ sind nicht mehr in den Originalen sondern nur in den Abschriften vorhanden, welche Wernicke selbst davon angefertigt hat, um sie den Berichten an seinen Herrn, König Friedrich IV., gleichsam als politische Aktenstücke hinzuzufügen. In den grossen Konvoluten der pariser Gesandtschaftspapiere sind sie unmittelbar hinter den zugehörigen Depeschen eingeheftet[1]). Nur ein einziges Stück des Briefwechsels, nämlich das Schreiben Wernickes, welches die Zeilen der Herzogin vom 21. Aug. 1715 hervorgerufen, ist von Christian nicht mitgetheilt worden, mithin verloren gegangen. Aus den vorhandenen Briefen und den damit zusammenhängenden Stellen der Relationen lässt sich das freundliche Verhältniss, welches zwischen dem Gesandten Dänemarks und der starksinnigen deutschen Fürstentochter geherrscht hat, recht wohl darstellen.

1) So befindet sich Nr. I und II bei RF 2. Novbr 1711 mit der Bemerkung: „Copie de la lettre à madame la duchesse douariere d'Orleans et de la reponse de S. A. R. jointe au remede du Sieur Helvetius pour la dissenterie communiqué par m. Fagon conseiller d'etat et par medecin du Roi T. C.“; Nr. III und IV bei RF 6. Novbr 1711 mit der Notiz: „Lettre de remercîment à Madame“; Nr. V bei RF 23 Aug. 1715; Nr VI und VII bei RF 9. Septembr. 1715; Nr. VIII bei RF 20. Septbr. 1715; Nr. IX, X 1 und 2, XI RF 4. Novemb. 1715.

Am letzten Tage des Jahres 1708 war Wernicke in Paris eingetroffen als dänischer „Kanzleirath und Resident am Hofe von Frankreich.“ Das Wohlwollen Friedrichs IV. hatte ihn, den 48jährigen Mann, aus ungeordneten und schlimmen Lebensumständen zu einem sicheren Amte berufen[1]). Seit seiner Heimkehr von England, wo er moralisch Schiffbruch erlitten, mithin länger als zehn Jahre, hatte er um eine Stellung gerungen, die ihn im Ansehen der Menschen widerherstellen sollte und zugleich ihren Mann ernähren konnte; die Noth war an ihn herangetreten und hatte ihn zu Beschäftigungen gedrängt, welche sonst einem Abenteurer und Sohn der Fortuna eignen. Trotzdem hat er sich oben gehalten und niemals die Aufgabe aus dem Gesicht verloren, zu der er sich berufen fühlte. Die kurzen Jahre, welche er der literarischen Thätigkeit weihte, dünkten ihn später eine verlorene Zeit. Nach dem Jahre 1704 hat er wohl überhaupt keinen Vers mehr gemacht. Es war ihm nur darum zu thun gewesen, die Wartezeit auszufüllen und aus seinen Gedichten kargen Gewinn herauszuschlagen; auch strebte er danach, in gelegentlichen Epigrammen den Grossen zu gefallen, auf die er seine Hoffnungen setzte. Das, was ihn recht eigentlich in der Geschichte des deutschen Geistes eine Stellung verschaffte und Nachruhm sicherte, erachtete Wernicke durchaus als Nebenwerk. Er glaubte zum Staatsmanne geboren zu sein, und ist in dieser Meinung arg getäuscht worden. Sein Verlangen, bei Hofe zu glänzen, wurde ihm schliesslich zur Pein. An eine unerfreuliche, enge Wirksamkeit gebunden, konnte er seine guten Fähigkeiten nicht zur Entfaltung bringen. Er blieb immer nur ein Beamter zweiten Grades, ein brauchbarer Staatsdiener, und hatte doch das Gefühl, Höheres leisten zu können. Es war ein verlorener Posten, auf dem er gestanden. Wenn man trotzdem am französischen Hofe viele Jahre hindurch seine untergeordnete Stellung übersah und ihn für mehr gelten liess, als er vorstellte, so ist dies lediglich auf seine persönlichen Vorzüge zurückzuführen. Als er noch auf dem Boden Hamburgs wandelte, wurde Wernicke schon als aristokratisch gebildeter Weltmann, geistreicher Gesellschafter und liebenswürdiger Erzähler geschätzt. Standen ihm die nöthigen Mittel zu Gebote, so lebte er auf grossem Fusse, aber selbst wenn er Mangel litt, wusste er die Armuth schicklich zu verbergen und liess es weder an seiner Stimmung noch an seinem Aussehen merken, dass ihn etwas drücke. Er muss ein stattlicher Mann

1) Ueber das Vorleben und die frühe Wirksamkeit des Mannes siehe meine Wernicke-Biographie, die vorläufig als Münchener Dissertation (1888) vorliegt, S. 1—117, ferner S. 167 f.

gewesen sein; die Grösse und Ansehnlichkeit seiner äusseren Erscheinung wird sogar von den Feinden bewundert. Auch in Paris trat Christian, trotz seiner beschränkten Verhältnisse, nach Aussen doch immer würdig auf und zählte seine Freunde unter den Personen der höchsten Gesellschaft. Er wusste etwas aus sich zu machen. Sein Auftreten war bescheiden, doch energisch und rücksichtslos, wenn es sein musste. Das Schmeichelwort, welches Torcy einmal ihm sagte, hat einen guten Grund: „Sie machen an diesem Hofe gar Viele eifersüchtig, besonders unter den fremden Ministern. Man begreift nicht durch welche Vorzüge Sie sich das Wohlwollen des Kanzlers Pontchartrain zu erringen gewusst."

Wernickes geschäftliche und politische Beziehungen zum französischen Hofe waren nicht die erquicklichsten. Friedrich IV. hatte sich im spanischen Erbfolgekriege den Verbündeten dadurch angeschlossen, dass er ihnen Truppen lieh, die sich in Italien unter Prinz Eugen tapfer schlugen und später ihr Blut auf den Feldern von Höchstedt und Ramillies liessen. Selbst der Feind hatte Worte der Anerkennung für diese Soldaten. Es wurmte die französische Regierung nicht wenig, dass König Friedrich die dargebotene Freundschaft zurückgewiesen; der Aerger kehrte sich bei allen Gelegenheiten hervor. Der Vertreter Ludwigs XIV. am dänischen Hofe betrug sich so empörend, dass seine Abberufung verlangt werden musste und Dänemarks Geschäftsträger in Frankreich, v. Meyerkron, wurde mit Frau und Kindern thatsächlich aus dem Lande gedrängt (1706). Dänemark hat in der Folgezeit keinen „Ambassadeur", sondern nur noch einen Sekretär und politischen Agenten nach Paris geschickt. König Ludwig machte fürder zwar mannichfache Versuche, sich Friedrich, „diesen beständigen Bundesgenossen", zu gewinnen, indem er ihn durch vortheilhafte Versprechungen zu bewegen strebte, die geliehenen Truppen aus dem Heere der Alliirten zurück zu ziehen. Doch Friedrich hielt den Vertrag aufrecht. Er hatte keine Ursache, sich diesem Frankreich zuzuwenden, welches selbst die Forderung äusserlicher Achtung nicht erfüllte. Ludwig behandelte Dänemark wie einen Staat zweiten oder dritten Ranges, dessen Oberhaupt er nicht einmal mit dem Titel „Majestät" ehrte. Diese Titelfrage war die eigentliche partie honteuse des ganzen Verhältnisses. Für Friedrich aber war jede Verständigung mit Frankreich ausgeschlossen, solange das Zeremoniell nicht geregelt worden.

Mit diesen Thatsachen muss man vertraut sein, um die Stellung Wernickes zur Herzogin würdigen und einen Theil der Briefe verstehen zu können. Ohne Zweifel ist der Beamte König Friedrichs mit Elisabeth

Charlotte gleich nach der Ankunft in Paris bekannt geworden. Er Er stellte sich, wie jedes neue Mitglied der diplomatischen Körperschaft, vor und machte ihr pflichtschuldigst die regelmässig wiederkehrenden Aufwartungen. Das hatte auch Meyerkron, sein Vorgänger, nicht versäumt[1]). Durch zuvorkommende Liebenswürdigkeit und ritterliche Art des Auftretens mag sich Wernicke die Gunst der bedeutenden Frau schnell errungen haben, die sich, wie man weiss, gern den auswärtigen Gesandten mittheilte, zumal wenn sie Landsleute waren oder die deutsche Sprache redeten. Und Wernicke ist, wiewohl des Dänenkönigs Diener, doch ein Deutscher von Geburt und Art gewesen. Wie er tapfer einst die Natürlichkeit und echte Empfindung gegen den undeutschen Schwulst der Schlesier vertheidigt hatte, so ist er auch im Kern seines Wesens immer deutsch und gesund geblieben Seine tüchtige Gesinnung war der Herzogin verwandt und sympathisch. Gleich ihr besass er die Gabe der Satire und den überlegenen Humor. Stets auf der Jagd nach Neuigkeiten, theilte er ihr die Ereignisse von den Kriegsschauplätzen, aus den Kammern so frisch mit, wie er sie in den Zeitungen und offiziellen Berichten las, welche er aus Dänemark empfing. Die Herzogin ihrerseits behandelt ihn mit Herzlichkeit, hebt ihn durch das Adelprädikat „de" über seinen Stand hinaus und nennt ihn, der doch nur ein kleiner politischer Beamter ist, vollönig „envoyé", zumal in jener Zeit, da ihm die niedrige Stellung drückend ist

So durfte es Wernicke schon wagen, die „gute Freundin" um einen Dienst von Wichtigkeit anzugehen In der zweiten Hälfte des Jahres 1711 wurden dänische Provinzen von einer verheerenden Pest heimgesucht. Die Regierung fordert Wernicke auf, er möge sich das Heilmittel des Arztes Helvetius gegen die Dysenterie verschaffen, das man im französischen Heere mit grossen Erfolgen anwende. Wernicke geht zu Helvetius, dem „holandischen Dockter[2]), doch der Arzt will das Geheimniss nicht preisgeben. Auch seine politischen Freunde haben keinen Einfluss auf den hartnäckigen Medikus. In der Verlegenheit kommt ihm der Gedanke, sich an seine erlauchte Gönnerin, die Schwägerin

1) Elisabeths Brief an die Raugräfin vom 21. Januar 1706; vgl. Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart Bd 88, S. 437 Auch Wernickes Besuche werden in den Briefen an Louise erwähnt, z. B. am 15. Februar 1715 (Ebend. Bd. 107, S. 519) und am 20. August 1715. (Ebend. Bd. 107, S. 612)

2) Gemeint ist zweifellos der ältere Helvetius, Jean-Adrien, der Leibarzt des Königs und des Herzogs Philipp v Orléans. 1662 1727. Er und sein Sohn Claude-Adrien werden in den Briefen der Herzogin häufig als geschickte und angesehene Aerzte gepriesen. Vgl. Bibl. d. Stuttg. lit. Ver. Bd. 132, S. 137; Bd 157, S 101, 330 und 332.

des Königs, zu wenden. Ihr, meint er mit Recht, könne Helvetius das Mittel doch wohl nicht vorenthalten. Noch an dem gleichen Tage, da Wernicke sein Anliegen vorgebracht, sendet ihm die Herzogin in einem freundschaftlichem Briefe Rezept und Gebrauchsanweisung: „Ich schätze mich glücklich, wenn ich zur Heilung der holsteinischen Bevölkerung etwas beitragen kann." Den Dank Wernickes aber weist sie mit der feinen Bemerkung zurück: „Wenn das Heilmittel helfen kann, so ist es meine Sache, Ihnen zu danken; haben Sie mir doch Gelegenheit verschafft, ein gutes Werk zu thun — allein Ihnen bleibt das Verdienst, mich um das Heilmittel gebeten zu haben." Seinem Schreiben hatte Christian neue und frohe Zeitungen beigelegt, die, wie es schien, der Fürstin sehr willkommen waren. Denn es ging für Ludwig eine schlimme Zeit zu Ende, die schlimmste im ganzen Lauf des Krieges. Da konnte wohl der Herzogin das Wort entschlüpfen: „Ich bin Euch sehr verpflichtet für die Uebersendung der Friedensbedingungen; der gütige Gott segne diese schönen Absichten und schenke uns bald einen guten Frieden."

In den folgenden Jahren befestigt sich Wernicke immer mehr in der Gunst Elisabethe. Ein schwerer Schicksalsschlag trifft die Herzogin: Mit der Kurfürstin Sophie von Hannover, welche am 18. Juni 1714 stirbt, wird ihr die liebste Verwandte entrissen. Der Schmerz über den Verlust der Tante wirkt lange Monde nach. Noch in einem Briefe vom 21. August 1715 versichert sie Wernicke: „Es ist nur zu wahr, dass ich in der Theuren all' meine Freude, meinen Trost und mein Vergnügen verloren habe." Nun geht auch der König dahin. Wernicke sendet der Gönnerin einen Beileidsbrief, worin er zugleich für das Regiment und die Wohlfahrt Philipps von Orléans, ihres Sohnes, seine besten Wünsche spendet. Wenige Tage darauf antwortet Elisabeth: sie befindet sich in äusserster Niedergeschlagenheit; ihr „Kopf ist betäubt" durch die Ereignisse der letzten Tage; vor den Beschlüssen des Parlamentes, von dessen Geneigtheit die Regentschaft des Sohnes abhängt, hat sie leise Furcht. Wernicke hatte sie zu trösten versucht, indem er ihrem Sohne Tugenden und Verdienste zuschrieb, an die er wohl selbst nicht recht glaubte: Zugleich aber lässt er seine Parteinahme für ihr Haus durchblicken. Thatsächlich wird ihm der Uebergang in das neue Regime sehr leicht gemacht. Das Testament Ludwigs XIV. war vom Parlamente umgestossen, und Philipp von Orléans aus der Stellung des „Vorsitzenden in einem nach Stimmenmehrheit entscheidenden Rathe" zum selbständigen Herrscher an des unmündigen Ludwig XV. Statt berufen worden. Man fürchtet Umtriebe seitens der Herzöge von Maine und Toulouse, Prinzen vom Geblüte des verstorbenen

Königs, weil sie eine Fülle Geldes unter die Masse bringen. Am 10. September theilt die Mutter in vertraulichem Gespräche[1]) Wernicke ihre Besorgniss mit Philipp möchte durch einen Akt der Gewalt das „Recht der Regentschaft" verlieren, und Wernicke versteht sich dazu, der Herzogin die Hülfe seines Königs in Aussicht zu stellen, falls sich ernste Gefahren zeigen sollten. Elisabeth ist hierüber herzlich erfreut, ohne zu verkennen, dass es sich nur um eine Höflichkeit handle, und macht ihrem Sohne sofort Mittheilung von dem Anerbieten: der Empfang, welchen der Herzog dem dänischen Minister bereitet, fällt infolgedessen sehr gnädig aus.

Um diese Zeit beginnt die dänische Regierung der Stellung Wernickes einige Aufmerksamkeit zu schenken. Der König macht ihn zum Justizrath, um ihn für eine schwierige und unverdrossene Wirksamkeit ein wenig zu entschädigen Doch am französischen Hofe hat man für diesen Rang und Titel kein Verständniss. Die Herzogin deutet an, dass die Bezeichnung Sekretär in Frankreich belangios sei und eigentlich nur dem Bedienten eines Privatmannes zukomme. Die Titel „Kanzleirath" und „Justizrath" seien im Lande ungebräuchlich und zu wenig bekannt, um etwas Wesentliches zu bezeichnen. Gleichwohl werde ihm das Kabinet des Regenten zugänglich sein, doch wünsche man dem dänischen Beamten auch äusserlich mehr Würde und Ansehen. Wernickes Vorschlag, die dänische Regierung möge ihn in dem neuen Kreditive, das er nach dem Regierungsantritt des Herzoges zu erhalten habe, nunmehr irgend einen „diplomatischen Charakter" verleihen, blieb wiederum aus politischen Gründen unerfüllt.

Nicht lange darauf suchte Christian seinem Könige die Majestätstitulatur auf eine sonderbare Art zu verschaffen. Der Herzogin Freundhält er für stark genug, um daraufhin etwas wagen zu können. Friedrich IV. hatte Charlotte zur Regierung ihres Sohnes gratulirt; die Herzogin-Mutter verfasst ein deutsches Antwortschreiben, dessen Brouillon sie Wernicke übersendet, um zu erfahren, ob Inhalt und Stil recht seien. Wernicke äussert sich in dem Sinne, dass die Anrede „Monsieur" (so begann der Brief) etwas Bedenkliches habe, und giebt zu verstehen, ob Elisabeth sich nicht entschliessen könne, statt dieser gar zu vertraulichen Bezeichnung nicht lieber das „durchlauchtigster, grossmächtigster König"

1) RF 20. Septemb 1715 heisst es in Bezug auf dieses Gespräch: C'est que dans le temps, que Madame m'avoit dit que les affaires pour son fils estoient encores douteuses, quoique je fusse moi-même bien persuadé du Contraire. Je Luy ai ecrit une Lettre, en l'asseurant de l'assistance de V(otre). M(ajesté). en cas de troubles.

zu wählen. Es lag ihm daran seinem Herrn irgend ein vom französischen Hofe kommendes Dokument zu verschaffen, worin das erwünschte Zeremoniell beobachtet war. Doch diese Absicht wurde sehr übel aufgenommen. Elisabeth weist das Vorgehen des Ministers klar und energisch zurück. Wernicke hätte sich die kräftigen Worte merken sollen, mit denen die Herzogin jede Einmischung in die hohe Politik ablehnt: „Ich habe mir ein gesetz gemacht mich in nichts was staatssachen betrifft zu mischen. Frankreich ist leyder nur zulang in weiber Händen gewesen, drum will ich an frau und töchtern ja an alle Weiber in Frankreich das exempel geben sich in keine staats-sachen zu mischen[1]."

So weit reicht stofflich der Briefwechsel, den wir mittheilen; doch die guten Beziehungen zwischen Christian und der Herzogin währen bis an das Lebensende der edlen Frau[2]. Und gerade in der Angelegenheit der Titulatur leiht sie ihm noch einmal ihre hilfreiche Hand. Es war im Jahre 1717.

Das Beglaubigungsschreiben, welches Wernicke als dänischen Geschäftsträger bei der neuen Regierung bestätigt, ist angelangt und Christian kann sich offiziell zum Regenten begeben. Er bringt eine Denkschrift mit, worin er sowohl die Wünsche König Friedrichs als auch seine eigenen Vereinbarungen mit dem ersten Minister Philippe klar und breit darlegt. Bei dem Unternehmen kommt ihm nun die Herzogin entgegen. Elisabeth hatte zwar ausdrücklich erklärt, sie wolle mit der hohen Politik nichts zu schaffen haben, doch mochten die eifrigen, aber vergeblichen Bemühungen des Mannes, durch gute Leistungen sich selbst weiter zu bringen, ihr Mitleid erwecken, so dass sie sich entschloss, zum Vortheil ihres Schützlings Schritte zu thun, zumal es offen und unzweideutig geschehen konnte. Sie sucht Wernicke das Geschäft zu erleichtern, indem sie die Verbindung zwischen ihm und dem Regenten herstellt. Als „die Agentin Dänemarks beim Herzoge", studirt sie fleissig die Denkschrift, um ihren Verhandlungen eine sachliche Grundlage zu verschaffen. Doch als sich Philipp im Staatsrathe zu Gunsten der dänischen Forderung erklärte, traf er auf Widerstand. Es

1) Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass Elisabeth vor dem menschlichen Charakter des schwachen Dänenkönigs den tiefsten Abscheu hatte. Es giebt in Briefen ernste und höhnische Aeusserungen von ihr, welche darüber keinen Zweifel lassen. Man lese z. B. den Brief an die Raugräfin Louise vom 19. April 1714 oder den vom 8. Mai 1721 (Bibl. des Stuttg. lit. V. Bd. 107 bezw. 157, S. 388 bezw. 107).

2) Von einem späteren Besuche Wernicke's handelt u. A. auch der Brief Elisabeths an Louise vom 8. Mai 1721 (vgl. vorige Anmerk.).

sei gewagt, hiess es, ein Recht des Vorranges, in dessen Besitz sich der König befinde, während einer Regentschaft leichthin preiszugeben. Da macht die Herzogin den folgenden Vorschlag: Wernicke soll von seiner Regierung ein im neuen Stile verfasstes Kreditive für Ludwig XV. verlangen; der Regent hingegen verpflichtet sich *bevor* Wernicke den Brief in öffentlicher Audienz überreicht, *schriftlich* dazu, dass er in dem gleichen Stile antworten werde[1])..... Alle Anstrengungen blieben fruchtlos. Es kommt die Zeit, da Elisabeth Charlotte von hinnen muss. Wernicke, der, an der Schwelle des Greisenalters, traurige Tage herannahen sieht, fühlt den Verlust doppelt schwer. In dem Berichte, welcher dem Könige Friedrich das Ableben dieser heldenhaften Natur anzeigt, schildert Wernicke mit grossen und warmen Worten die Persönlichkeit der unsterblichen Elisabeth Charlotte. Am Schlusse heisst es: „Freimüthig bis zur Naivetät, eine Feindin aller Niederträchtigkeit, kannte die Fürstin ihren Wirkungskreis genau und überschritt ihn nie. Sie war so edelmüthig und wohlwollend, dass alle Menschen rühmen, sie habe Keinem etwas Böses gethan. Auch wird sie allgemein beklagt, und die Trauer, welche wegen ihres Todes angeordnet wurde, ist echt."

Wir erkennen recht wohl, dass den mitgetheilten Briefen und ihrer Geschichte ein *höherer* wissenschaftlicher Wert nicht beizumessen ist. Unsere Studie kann das historische Urteil nicht ändern, sondern nur vervollständigen. Soviel neue Zeugnisse auch über das Leben der hochgesinnten Fürstin, die unter den starken Einflüssen einer fremden Nationalität sich ihr grosses deutsches Herz bewahrte und einsam auf moralischer Höhe stand inmitten der Unnatur und Verworfenheit, ans Licht gefördert werden, — ihr Charakterbild erscheint nur deutlicher, farbiger, glänzender. Es sollte an einem bestimmten Beispiele gezeigt werden, wie sich Elisabeth politisch und menschlich zu einem auswärtigen Gesandten stellte, der sich ihres Wohlwollens zu versichern gesucht. Wohl giebt es Urtheile fremder Minister über die Herzogin, aber keine Darstellung ihres gemeinsamen Verhältnisses. Zudem ist von ihrer Korrespondenz mit solchen Personen, die ihr im Grunde ferner standen, nur wenig bekannt geworden; umsomehr dürfen unsere Schriftstücke auf einiges Interesse rechnen.

Wenn wir diesen kleinen Ausschnitt aus der Staats- und Kulturgeschichte in eine Festschrift einzureihen wagten, welche rein philologischen Arbeiten gewidmet sein sollte, so geschah es in der Meinung, dass es sich hierbei zugleich um einen Beitrag zu der Lebensgeschichte *eines deutschen Dichters* handelt und dadurch der weite Kreis

1) RF 15., 22., 25. Jan.; 8. Febr. 1717.

der deutschen Literaturforschung mittelbar berührt wird. Auch bedarf es wohl keiner Entschuldigung vor dem hochverehrten Lehrer, der gewohnt ist, die Wissenschaft als Ganzes zu betrachten und selbst das Einzelne und Unbedeutende in ihren grossen allumfassenden Zusammenhang zu bringen.

I.

Wernicke an die Herzogin.

Madame

La bonté de V. A. R. est si grande, qu'elle encourage les moins hardis a lui demander des graces. On m'a mandé de chez nous de tacher sous main d'avoir la recepte du sieur Helvetius contre la dissenterie, dont on s'est servi utilement dans les armées de France, ce mal faisant du ravage dans le Holstein. Comme il y a plus de vingt ans, que le Roi T. C. l'a acheté du medecin pour en soulager le Public, je ne doute pas, que V. A R. n'en ait la recepte ou qu'il ne Lui soit facile de l'avoir. De me la communiquer, ce seroit me faire une grace infinie, d'autant plus que je ne prens l'extreme hardiesse de m'adresser à Vous, madame, qu'aprez y avoir emploié inutilement plusieurs de mes amis et fait faire de vains efforts auprez du medecin même. Je tacherai de meriter cete grace par les plus humbles services dont V. A. R. me pourroit jamais juger capable, etant d'ailleurs avec la plus grande veneration et un trés profond respect etc. etc.

Paris ce 31. oct. 1711.

Wernicke.

II.

Die Herzogin an Wernicke.

A Versailles ce samedy 31. d'octobre 1711.

Mons^{r} l'envoié, des que j'ai receu votre lettre, j'ai envoié à mons^{r} Fagon qui ma' renvoié le papier que vous trouverez cy-joint. Le remede d'Helvetius n'est autre chose qu'une racine, qui vient des Indes et qui s'apelle de l'jpecacuanha, on en trouve en France à Paris et en Hollande, cela se vend en poudre et se prend dans du vin ou bien dans du bouillon. Le reste vous le verrez dans le memoire de mons^{r} Fagon, je m'estimerai très-heureuse si je pouvois contribuer à la guerison du peuple de Holstein, et je suis bien aise mons^{r} l'envoié de vous obliger et de vous assurer que je suis mons^{r} l'envoié votre bien bonne amie

Elisabeth Charlotte.

Mons^{r} de Wernicke envoié de Dannemark à Paris.

III.

Wernicke an die Herzogin.

Madame

J'ai été sensiblement touché de la grace que V. A. R. m'a faite en m'envoiant si promtement le remede que j'avois eu la temerité de Lui demander. Le present et encore plus la maniere, m'imposent une double obligation à chercher les occasions avec empressement et à profiter de toutes celles qui se presenteront, pour Vous en temoigner ma tres-humble reconnoissance. Souffrez moi, madame, que j'embrasse celle cy pour dire à V A. R. ce que j'ai pensé il y a long tems et ce que pensent tous ceux qui comme moi ont l'honneur d'approcher Votre personne Roiale: Que les defauts des objets qui se presentent ordinairement étaient tels, que pour obliger, il ne faut point connoitre, il est admirable de voir une grande Princesse joindre à tant de bonté d'ame une si grande elevation et penetration d'esprit. Je ne trouve rien parmi les nouvelles que j'ai receues dernierement d'Hollande digne de Vous etre communiqué madame, si ce n'est les propositions de paix que le comte de Strafford ambassadeur et plenipotentiaire d'Angleterre a presentée à l'assemblée de messieurs les Etats Généraux. Je prens la liberté d'en joindre icy la copie et suplie tres-humblement V. A. R. d'etre entierement presuadée, qu'il n'y a personne au monde qui soit avec plus de veneration ni avec un plus profond respect que moi etc. etc.

Paris ce 3 nov. 1711. Wernicke.

A Madame tres-humblement

IV.

Die Herzogin an Wernicke.

A Marly ce mardy 3 de novembre 1711.

Mons^r l'envoié, je vous assure, que j'ai beaucoup de joie de vous voir si content de moi, mais en verité vous ne me devez pas scavoir grand gré de ce que j'ai fait, car il faudroit avoir le coeur bien dur pour pouvoir assister et guerir une principauté sans le faire Si ce remede peut reussir c'est à moi à vous remercier mons^r l'envoié de m'avoir par votre moien donné lieu de faire une si bonne oeuvre, mais cela ne vous otera pas le merite d'avoir demandé ce remede. Je vous suis très-obligée de m'avoir envoié les conditions de paix, le bon Dieu veuille benir ces bons desseins et nous donner bientot une bonne paix. Je vous prie de continuer à m'envoier ce qui vous reviendra de nouveau et de croire que je suis mons^r l'envoié votre bien bonne amie

Elisabeth Charlotte.

A mon^r Wernicke
envoié de Dannemark à Paris.

V.

Die Herzogin an Wernicke.

Monsieur de Wernicke Helas il n'est que trop vrai que j'ai perdu dans ma chere tante toute ma joie, consolation et amusemt. Je vous suis trés-obligée de vouloir bien continuer à me donner des nouvelles vraies. Afin que vos nouvelles ne trainent point je les renverrai et pour que vos lettres aillent plus suremt, je vous prie les envoier à mes ecuries à Paris; car j'y envoy tous les jours un courier pour querir mes lettres. Je vous prie de croire, que je suis monsieur de Wernicke Votre bien bonne amie Elisabeth Charlotte.

„A Versailles ce 21 d'aoust 1715.

VI.

Wernicke an die Herzogin.

Madame

J'ai l'honneur de Lui envoier copie de ma derniere Lettre de Pomeranie. Je ne Lui ai fait point part de la precedente qui étoit du 17. parce qu'on ne m'y mandoit autre chose si ce n'est qu'il ne s'étoit rien passé. D'ailleurs il falloit respecter l'accablement et la tristesse où je L'avois veuë lorsqu'en dernier lieu j'eus l'honneur de Lui faire la reverence. Le sujet en étoit vraiement touchant et la douleur que j'en ressentis moi-même, étoit d'autant plus grande que je pris un sensible part a la Sienne.

Mais il s'est ouvert une nouvelle scene, où ce qu' Elle au monde le plus cher vient de paroitre aussi grand aux yeux du Public qu'il a toujours paru aux miens au milieu même de ses injustes persecutions. Ce Prince admirable a sceu endurer comme il scait faire avec une noble hauteur, de grandes et de fortes choses; et c'est ce qui constitue le veritable caractere du Heros — J'ai eu le courage dans ces tems d'iniquités de lui rendre justice dans toutes les Cours de l'Europe, où j'avois alors des correspondences, comme les Réponses que j'en ai receues et que je garde en peuvent faire foi. Que ne ferai-je point à present, où sans sortir de mon caractere qui a tonjours été celui de probité et de droiture et satisfaisant ce zele inviolable que j'ai toujours eu pour Sa Serenissime Maison, je puis dire des verités, non seulement sans offenser personne, mais lesquelles seront encore au gré de tout le monde.

Dieu veuille benir le Regne de S. A. R. et lui conserver de longues années Votre auguste Personne Madame, comme le plus seur moien

de faire perserverer ce Prince jusqu'a à la fin dans ces nobles sentimens, et cete envie de bien faire, qu'il fait paroitre avec tant d'eclat au commencement, afin que le nom d'Orléans si grand en soi-méme devienne de plus en plus l'amour des peuples et la veneration de tous les étrangers.

Paris ce 4. Sept 1715. Je suis etc.
Wernicke.

VII.

Die Herzogin an Wernicke.

Mons^{r} de Wernicke J'ai receu hier votre paquet, mais il me fut impossible de vous remercier. J'etois trop accablée du monde que ce triste temps m'amene. J'ai la tête si etourdie de tout ce que je vois et entens, que je n'ose quasi ni parler ni ecrire, car je ne scais ni ce que je dis ni ce que je fais. Je vous avoueray pourtant, que ce qui se passe au parlemt passe mes esperances. Je vous suis très-obligée de ce que vous prenez part à tout ce qui regarde mon fils et moi et aussi de toute la justice que vous lui avez rendue en tout tems. J'attens la reine d'Angleterre: c'est pourquoi je ne puis que vous assurer que je suis etc.

A Versailles ce vendredy 6. septembre 1715.

VIII.

Wernicke an die Herzogin.

Durchlauchtigste etc. Ich nehme nochmahlen die hohe ehre E. kônigl. hoheit die mitt gestriger abendpost aus dem kônigl. dânischen haupt-quartire vor Stralsund vom 31. des verfloszenen monahts eingelaufene zeitung unterthânigst zu communiciren und weil es eine zu Dero eigentl dienste gemachte copie ist, so ist es nicht nôthig, dasz E. kônigl. Hoheit sich die mühe gebe dieselbe wiederum einzusenden

Im übrigen so habe demjenigen, wasz E. kônigl Hoheit wegen jetzigen conjuncturen mir gestern gnädigst zu verstehen gegeben aufs sorgfältigste nachgedacht. Ich glaube nicht dasz jemand Dero durchlauchtigsten kônigl. hrn sohnes unstreitiges und von dem parlament so durchgehends erkantes recht zu schwächen viel minder umzustoszen das verwogene hertz habe. Solte solches aber wieder vermuthen geschehen und dadurch das kônigreich in unvermeidliche verwirrungen gestürtzet werden, so können E kônigl. Hoheit Sich festiglich versichern, dasz wie wahrscheinlich die meisten potentaten in Europa also insonderheit gantz sicherlich der kônig mein allergnädigster herr samt deszen mâchtigen Nordischen alliance Dero kônigl. hrn sohnes parthey

ohne bedenken und mitt allem erfoderlichen nachdruck nehmen werde, welches denn nicht nur in die luft, sondern meinen instructionen gemäsz rede. Ich bilde mir ein dasz ein wenig mehr denn vier und zwantzig stunden uns der sachen erläuterung geben und dieselbe zu aufnehmung dieses und insonderheit Dero königl. hohen hauses auszfallen werde, welches wie ich es vom innersten meines hertzens wünsche also verbleibe alstets in aller ergebenheit und tieffster unterthanigkeit etc.

Paris d. 11 sept. 1715.

Wernicke.

IX.

1) Die Herzogin an Wernicke.

A Paris ce samedy 2 de nov. 1715.

Monsieur de Wernicke, je vous envoy le brouillon de la lettre que je me suis donné l'honneur de répondre au roi de Danemark. Je vous prie de me mander naturellemt si vous n'y trouvez rien qui lui puisse deplaire et si vous croiez que je la puisse envoier ainsi, et si cela est je ne manquerai pas de l'ecrire au net et de vous l'envoier demain. C'est pourquoi renvoiez moi le brouillon et soiez persuadé que suis mons^{r} de Wernicke, votre bien bonne amie

Elisabeth Charlotte.

2) Das Schreiben der Herzogin an König Friedrich IV.

Monsieur Weilen ich keinen teutschen protocol habe und nur frantzösischen, so hoffe ich dasz e. m. mir nicht verûblen werden, dasz ich Dero guådiges schreiben, so mir Dero envoyé der herr von Wernicke überliefert, beantworte, wie ich an di verwittibte kônigin in Spanien schreibe, so mir allezeit auf teutsch schreibt. E. M. sind nur gar zu gnådig Sich meiner noch zu erinnern und schåtze mich glückselig, dasz Dieselbe mitt meinen wahren sentimenten vor E. M. so gnådigst zu frieden sein, welche ich all mein leben mitt schuldigstem respect vor E. M. behalten werde. Vor das compliment so Sie mir belieben zu machen über meines sohnes lbd. regence davor sage ich demüthigsten danck. Die Nation kônte sich nicht leicht gegen meinen sohn setzen, in dem diese stelle ihm seine gebuhrt giebt. E M. kônnen wohl gedencken, dasz ichs mir vor ehre und gloire schåtzen werde, wann ich so glücklich sein kônte die gnade, so E M. meinem sohn erweisen durch angenehme officien zu conserviren Allein ich habe mir ein gesetz gemacht mich in nichts was staatssachen betrifft zu mischen. Frankreich ist leyder nur zu lang in weiber hånden gewesen, drum will ich an frau und tôchtern, ja an alle weiber in Frankreich das exempel geben sich in keine staats-sachen zu mischen. Ich habe aber meinem sohne nicht verhehlen wollen, wie gar gnådig E. M. part genommen in

wasz ihn betrifft, welches er nicht allein mitt schuldigstem respect angenommen, sondern mich auch gebethen E. M. seinet wegen demüthigst zu daucken und zu versichern, dasz er nichts mehr wünsche als Dero gnade zu erhalten und wasz in seinem vermögen stehet E. M. zu gefallen und ich binn und verbleibe

la trés-affectionnée soeur, tante et servante

Elisabeth Charlotte.

X.

Wernicke an die Herzogin.

A Madame

Madame J'ai déja eu l'honneur de dire a V. A. R, qu'il suffit, que le roi mon maitre voye quelques lignes de Sa chere main en réponse de la lettre qu'il Lui a ecrite, sans qu'Elle S'embarasse du ceremonial. Mais puisqu'Elle me fait l'honneur de me demander absolumt mon avis sur Son projet de réponse, je dois en conformité de Ses ordres Lui dire, qu'au lieu de Monsieur, ce qui dans la maison Roiale de France est un titre de famille, il seroit à propos qu'Elle mit au haut de la lettre Sire ou en Allemand Durchlauchtigster groszmächtigster König. Et V. A. R. ne peut errer ni S'abaisser en cela, puisque l'empereur lui-même ecrit à S. M^té^ de cete derniere maniere J'ai fait une faute de laisser partir Son messager sans ouvrir le paquet et je Lui en demande très-humblemt pardon. Les canons ont commencé à ronfler devant Stralsund et les troupes s'embarquent pour la descente dans l'isle de Rugen, c'est tout ce que je viens d'apprendre par ma lettre du 23. Je suplie V. A. R. d'etre toujours persuadee etc.

Paris ce 3 nov. 1715 à 7 heures du matin.

XI.

Die Herzogin an Wernicke.

Ce dimanche aprez midy (3. November).

Mons^r^ de Wernicke. C'est sur le dedans de ma lettre, que je vous ai demandé avis et non sur le ceremonial que je ne scaurois changer. Je n'appelle pas Sire notre Roi, ni celui d'Espagne, ni celui d'Angleterre, ainsi je ne scaurois donner ce titre au roi de Danemark. Les regles de l'empereur ne sont pas celles de France. Y étant je ne puis suivre que l'usage qu'on m'a donné dans mon protocol. Mon dessus est aussi comme à ces deux rois, je ne le puis changer. Je vous envoy ma lettre dans le moment, pour qu'elle puisse partir dans votre paquet et vous prie de croire, que je suis mons^r^ de Wernicke.

Votre bien bonne amie

Elisabeth Charlotte.

Die Sonnwendfeste in Alt-Indien.

Von

Alfred Hillebrandt.

Die Frage, ob das indische Altertum gleich den germanischen Völkern Sonnwendfeiern gekannt habe, ist bisher weder aufgeworfen noch näher untersucht worden.

Der merkwürdige Einfluss, den theosophische Grübelei auf die Entwicklung des indischen Rituals nahm, hat den Untergrund volkstümlicher Feiern, wenn es auf einen solchen sich wirklich stutzt, mit einer dichten Hülle wunderlichster Anschauungen umgeben, welche das Eindringen in die indischen Sakralaltertümer verhindert und die Herauslösung volkstümlicher Stoffe erschwert.

Ich glaube an einem Punkte, der das germanische Altertum nahe berührt, zeigen zu können, dass in der Tat volkstümliche Vorstellungen der natürliche Ausgangspunkt grosser brahmanischer Opfer gewesen sind; dass ein oder zwei viel genannte Opfertage, deren ursprüngliche Bedeutung allerdings bis zur Farblosigkeit herabgesunken ist, ihre Entstehung denselben Jahresfesten verdankten, welche bei anderen arischen Völkern mit den beiden Wendepunkten des Sonnenlaufes verknüpft waren; dass diese Feste, welche Indern sowohl als Slawen und Germanen bekannt waren, aller Wahrscheinlichkeit nach in das religiöse Leben des arischen Stammvolkes zurückreichten.

Ausser der Zahl von zwölf Nächten, welche im Germanischen Altertum mit der Julfeier verbunden war, tritt seltener ein Zeitraum von drei Wochen hervor, über deren Herkunft und genauere Ansetzung einige Unsicherheit zu bestehen scheint. Mannhardt sagt über sie[1]):

---

1) Germanische Mythen 520 ff.

„Die älteste Vorstellung, welche von späteren heidnischen Anschauungen sehr in den Hintergrund gedrängt wurde, scheint mir diese zu sein. In den letzten Wochen vor dem Wintersolstiz, wenn immer dunklere Nacht über die Erde hereinbricht und sie ewig zu begraben droht, dachte man sich das Lichtreich der Seligen (Liôsâlfaheimr, Engelland) vollständig geschlossen. Das Herz versank in düstere Trauer, bis die Wiederkehr des Lichtes im Wintersolstiz aufs neue den Himmel zu erschliessen schien, und 12 oder 21 Tage lang geweihten Blicken seine Herrlichkeiten zeigte, ihnen den Vorgeschmack und die Gewähr des wiederkehrenden Frühlings bot. Drei Wochen vor dem Mittwinterfest begann die lange Nacht“ „Drei Wochen vor dem Wintersolstiz am 2. December“, fügt Mannhardt anmerkungsweise hinzu, „begann im Norden das Julfasten, drei Wochen vor dem christlichen Weihnachtsfest zeigt St. Nicolas Dec. 6 den Beginn der heiligen Festzeit an.“ Weiter sagt der Verfasser: „Mit dem 21. oder 22. December jedoch (Sölhvörf) öffnete sich das Lichtreich der seligen Geister der Liôsâlfar wieder und es begann ein Fest, dessen älteste Feier Freyr, dem Herrn des Lichtlandes Liôsâlfaheimr galt .... Das auf diese Weise geöffnete Lichtreich liess während „der sogenannten 12 Nächte oder solange der Julfriede (drei Wochen vom 21. Dec. ab) seine Wunder, die Prototype aller Wesen und Begebenheiten schauen.“ Ich finde diese bestimmte Zahl von 21 Tagen sonst nicht erwähnt[1]); jedenfalls zeigen sich aber überall Spuren einer längeren Vorbereitungszeit, welche die Festfeier einleitete und sich im Christentum in die Adventszeit umsetzte[2]).

Der Viṣuvanttag.

Wenn jene Zahl von 21 Tagen richtig ist, was, wie mir scheint, noch weiter zu untersuchen bleibt, so gewährt sie ein besonderes Interesse, weil sie auch in der gottesdienstlichen Ordnung des vedischen Rituals in einem Zusammenhang, der nicht blosser Zufall sein könnte, wieder-

1) In dem III. Band von Schrollers Schlesien, welcher S. 234–405 die Jahresgebräuche der schlesischen Bauern behandelt, finde ich S. 360 folgendes: „Zur Erklärung der angeführten Andreasgebräuche mögen die Worte Haupts hier folgen: „St. Andreas fällt auf den 30. November, also stets in die Zeit des ersten Advents. Im germanischen Heidentum ging dem Feste der Wintersonnenwende ebenfalls eine heilige Zeit voran „der dreiwöchentliche Julfriede ...“ Ich kann leider nicht finden, wo die Worte Haupts stehen und welcher Haupt gemeint ist.

2) Siehe Mannhardt, Weihnachtsblüthen S. 54 ff.; besonders Pfannenschmidt, Germ. Erndtefeste S. 514 ff. Simrock Handbuch[5] 564.

kehrt. Der sogenannte Viṣuvanttag des indischen Opfers, um den es sich dabei handelt, hat bisher nicht die Aufmerksamkeit gefunden, die er verdient. Er bildete den Mittelpunkt des s. g. *Gavāmayana* „Weges der Rinder", einer den Zeitraum eines ganzen Jahres ausfüllenden Opferfeier, welche durch den Viṣuvanttag in zwei Hälften zerlegt wird[1]). Was ihn von seinen übrigen 364 Gefährten auszeichnet, ist die Umgebung von je zehn in besonderer Weise begangenen Tagen, welche man seiner Feier vorausgeben, respektive folgen lässt, so dass er als der vornehmste Tag dieser dreiwöchentlichen Festzeit erscheint. Das Aitareya Brāhmaṇa (IV, 18, 1) und nahezu gleichlautend das Taittiriya Brahmaṇa (1, 2, 4, 1)[2]) sagen in ihrer krausen Ausdrucksweise von ihm: „Als einundzwanzigsten begeht man diesen Tag, den Viṣuvant, in der Mitte des Jahres. Durch diesen einundzwanzigsten reichten die Götter die Sonne der Himmelswelt dar. Er heisst darum der einundzwanzigste: zehn Tage liegen diesseits, zehn Tage jenseits dieses Divākirtyatages[3]). In der Mitte ist dieser einundzwanzigste, von beiden Seiten auf eine Virāj[4]) gestützt; von beiden Seiten ja ist er auf eine Virāj gestützt. Daher wandelt er ohne zu schwanken zwischen diesen Welten."

Der Commentar zu dieser Stelle gibt eine etwas ausführlichere Erläuterung: „Diesseits dieses Tages sind zehn Tage, jenseits ebenfalls zehn Tage. In der Mitte beider Dekaden steht als einundzwanzigster der Viṣuvanttag. Diesseits des Viṣuvanttages liegen in der ersten Hälfte im sechsten Monat die drei Svarasāmantage; vor ihnen eine Eintagsfeier mit Namen Abhijid, vor dieser eine sechstägige Feier, das s. g. Pṛṣṭhyaṣaḍaha. Dem Viṣuvanttage folgen zehn Tage in absteigender Reihe: drei Svarasāmans, eine eintägige Feier, Viçvajid mit Namen, darauf wieder eine sechstägige Feier. Weil so auf beiden Seiten eine Zahl von je zehn Tagen hinzukommt, entsteht eine Virāj. . . . Infolge des Schutzes auf beiden Seiten, durch zwei Virāj, strauchelt die Sonne, die Stelle des Viṣuvanttages einnehmend, nicht, obwohl sie mitten zwischen diesen Welten hinschreitet." (Ait. Brāhm. IV, 18, 4.)

Wir können demnach folgendes Bild von Festfeiern, die um den Viṣuvanttag herumliegen, entwerfen:

---

1) Ait. Brāhm. VI, 18, 8 Comm. *viṣuvadākhyam madhyavarti pradhānam ahaḥ* „der V. genannte in der Mitte befindliche Haupttag".

2) Siehe bes. den Comm. S. 109 der Ausgabe in der Bibl. Ind.

3) Comm.: der Viṣuvanttag, an welchem Sprüche nur am Tage herzusagen sind, heisst der Divākirtyatag.

4) Eine Spielerei mit dem Virājmetrum, welches zehnsilbige Reihen hat.

	Pṛṣṭhyafeier . . .	6 Tage
1	Abhijid	1 Tag
3	Svarasāmans . . .	3 Tage
	Viṣuvant	1 Tag
3	Svarasāmans . . .	3 Tage
1	Viçvajid	1 Tag
	Pṛṣṭhya	6 Tage,

also eine Summe von einundzwanzig Tagen, die durch ihre Anordnung den Viṣuvant als den festlichsten der Jahresfeier erweisen. Dies wird ferner, dadurch rituell angedeutet, dass die Verszahl der Stoma's, (der Texte der bei den Somaopfern eintretenden Sama-Sänger) auf den Viṣuvanttag zu steigt, nach demselben aber wieder abnimmt[1]). So sagt der Commentar zu Taṇḍ. Brāhm. XX, 5, 2: . . . . den mittleren Agniṣṭoma[2]) nennen sie den einundzwanzigsten, weil er auf beiden Seiten mit Stomas in auf- und absteigender Reihe versehen ist. Vor ihm findet der Aufstieg durch die Aufeinanderfolge von dreifachen, fünfzehnfachen Stoma's statt. Hinter ihm durch das Eintreten siebzehnfacher, dreifacher Stomas in umgekehrter Reihe der Abstieg."

Es ist nun allerdings richtig, dass das Gavāmayana in den Ritualbüchern seines direkten Zusammenhanges mit dem wirklichen Jahreslauf beraubt ist und der in seine Mitte fallende Viṣuvant je nach dem wechselnden Beginn des Jahresopfers in eine andere Jahreszeit treffen kann. Dieser Umstand hat wohl Albrecht Weber veranlasst, die wichtige Stelle des Kauṣītaki Brāhmaṇa XIX, 3, auf die ich weiterhin zu sprechen komme, in Bezug auf ihren innern Wert nicht weiter zu prüfen[3]). Indess widerspricht schon der Umstand, dass einer der Monate *Taiṣa* (den man mit Pauṣa, allerdings wohl irrig, identificirt), *Māgha* oder *Caitra*, also einer der drei ersten Monate des Jahres für die das Gavāmayana einleitenden Weihen vorgeschrieben ist, der Annahme, dass der Anfang dieses Opfers allzusehr ins Belieben gestellt war. Die seinem mittelsten Tage angewiesene hervorragende Stellung wird meines Erachtens überhaupt nur verständlich, wenn wir von dem natürlichen Lauf des Jahres **ausgehen** und das Gavāmayana in seiner **Entstehung** als eine rituelle Nachbildung der Vorgänge des Jahres ansehen.

Der religiösen Litteratur ist die Beobachtung der beiden Sonnwendtage nicht fremd. Es gibt mehrere Stellen, welche die Furcht der Götter

1) Siehe auch Ait. Brāhm. III, 41 Comm. Ende.

2) Eine Somafeier.

3) Die vedischen Nachrichten von den Nakṣatra II, 282, Anm. Ueber den Vedakalender Jyotiṣam S. 78.

davor schildern, dass die Sonne von dem Himmel herab „oder über ihn hinaus“ fallen könnte und damit auf den scheinbar niedrigsten und höchsten Stand der Sonne anspielen.

„Es fürchteten die Götter“, heisst es im Aitareya Brāhmaṇa an einer Stelle, die sich der oben erwähnten Schilderung des Viṣuvanttages anschliesst[1]), „dass die Sonne aus dem Himmel herabfallen würde. Sie „stützten sie von unten mit drei Himmeln. Diese drei Himmel sind „die Stomas“.

„Sie fürchteten, dass die Sonne über den Himmel hinaus fallen „würde. Sie stützten sie von oben mit drei Himmeln. Diese drei Himmel „sind die Stomas. Da sind drei mit siebzehnfachen Stomas versehene „unterhalb, drei oberhalb. In der Mitte ist er selbst als der mit einund-„zwanzigfachen Stomas versehene und wird von den Svaraśāmans ge-„halten.“ Ferner heisst es in demselben Brāhmaṇa[2]): „es befürchteten die Götter den Absturz der Sonne aus dem Himmel. Sie banden sie hinauf mit fünf Strängen. Diese Stränge sind die fünf am Tage zu singenden Melodien: Mahādivākīrtya, Vikarṇa, Bhāsa, Bṛhad, Rathantara“.

In der ersten der beiden Stellen sind von der priesterlichen Spekulation die charakteristischen Erscheinungen der beiden Sonnwendtage in einander geflochten, in der letzteren ist gerade bei dem Viṣuvanttage nur des „niedrigsten“ Standes der Sonne gedacht. Wir werden später sehen, ob dies reine Willkür ist oder nicht. Ich hebe ferner noch die Vorschrift Kātyāyana's und anderer hervor, wonach an den gewöhnlichen Sonnwendtagen Thieropfer gebracht werden können[3]).

Der Mahāvratatag[4]).

Ehe ich die weiteren Gründe anführe, welche den Viṣuvanttag als Sonnwendtag erweisen, muss ich eines zweiten Tages gedenken, dessen Name Mahāvrata („Grosses Gelübde“) schon ihm eine wichtigere Stellung anweist als er in der späteren Entwicklung des Rituals eingenommen hat. Von ihm sagt das Śatapathabrāhmaṇa[5]): *mukham mahāvratam*

1) IV, 18, 6.

2) IV, 19, 4 (nahezu gleichlautend mit Taitt. Brāhm. I, 2, 4, 3).

3) VI, 1, 2. S. Ind Stud. X, 344.

4) Weber nennt Ind. Streif. I, 64 das Mahāvrata kurz den Tag des Wintersolstizes in einem Aufsatz vom Jahr 1863; Nakṣatra II, 282. Anm (1862) verwirft er diese Ansicht. Auch Ind. Stud. X, 5 (1868) spricht W. nur von dem „vorletzten Mahāvrata genannten Tage des Gavāmayana“; ebenso XIII, 217 (1873); er scheint jene Ansicht also fallen gelassen zu haben.

5) XII, 3, 1, 9.

saṃvatsare brāhmaṇāḥ kalpayanti „die Brahmanen machen ihn zum Mund (zum Anfang) im Jahre". Wie es von dem Viṣuvant Ait. Brāhm. IV, 19, 5 heisst: dass er die Sonne zur Gottheit habe[1]), so soll man nach derselben Quelle (V, 28, 10) den Mahāvratatag mit einer Morgenspende für die Sonne beginnen . . . „Von der Sonne als dem Tage ist alsdann das Mahāvrata (die Litanei) für den hergesagt, der so wissend das Agnihotra opfert[2])."

Nebeneinander stehen beide Tage Çat. Brāhm. IV, 6, 3, 3: zwei Thiere sind noch dazu anzubinden, ein zweites bindet er für die Sonne an am Viṣuvanttage, für Prajāpati am Mahāvratatage[3])."

Während das Çatapathabrāhmaṇa den Mahavratatag als ersten des Jahres bezeichnet, nennt ihn der Commentar zu Ait. Brāhm. V, 28, 9 den „vorletzten Tag[4])". Das Aitareya selbst sagt von ihm: „Das Mahāvrata ist dasselbe wie der Caturviṅçatag[5])". Das heisst nach dem Commentar: derselbe Tag, welcher als zweiter Tag des Jahres der Caturviṅçatag ist, ist als vorletzter der Mahāvratatag. In aufsteigender Linie (d. h. in der zunehmenden Hälfte) ist der Caturviṅçatag der zweite Tag in der ersten Hälfte (des Jahres); in absteigender Reihe ist der Mahāvrata der zweite, weil er der Vorletzte ist. Durch diese beiden gemeinsame Eigenschaft, an zweiter Stelle zu stehen, wird eine Identität beider erzielt[6])."

---

1) *udita āditye prātaranuvākam anubrūyāt | sarvaṃ hy evaitad ahar dirāk̇irtyaṃ bhavati | sauryaṃ paçum anyaṅgaçvetaṃ savanīyasyopālambhyam ālabheran | sāryadevatyaṃ hy etad ahar.* Nach Sonnenaufgang sage er die Morgenlitanei; denn dieses ganzen Tag ist alles nur am Tage herzusagen. Für die Sonne soll man ein ganz weisses Thier (ausser dem bei allen Somaopfern üblichen Thier anbieden. Denn der Sonne gehört dieser Tag. Vgl. auch Kauṣ. Brāhm XXV, 10.

2) *Āditydya vā eṣa prātarāhutyā mahāvratam upākaroti | tat prāṇaḥ pratigṛṇāty annam annam iti āditydena hāsyāhnā mahāvrataṃ çastaṃ bhavati ya evaṃ vidvān agnihotram juhoti.*

3) *dvā upālambhyau paçū | sauryaṃ dvitīyam paçum ālabhate vaiṣnavate 'han, prājāpatyaṃ mahāvrate.* Vgl auch XII, 1, 2, 3. — Prajāpati steht hier für Indra. Es wird dies weiterhin zu besprechen sein.

4) *upāntimam ahaḥ.*

5) IV, 14, 1: *yad vai caturviṅçam tan mahāvratam.*

6) *yad etad dvitīyaṃ caturviṅçam ahaḥ tad eva saṃvatsarasyopāntyaṃ mahāvratākhyam ahar bhavati, ārohakrameṇa caturviṅçākhyaṃ pūrvapakṣagataṃ dvitīyam ahaḥ, avarohakrameṇa mahāvratākhyam upāntyatvād dvitīyam ahar bhavati | anena dvitīyatvasāmyena tayoḥ parasparaikyam upacaryate.* Vgl. auch den Comm. zu VI, 18, 8.

Wie man sieht, fallen beide Tage, der Caturviṅça- und Mahāvrata-tag, wenn sie auch beinahe ein Jahr auseinander liegen, doch in einem gewissen Sinne nahe aneinander, in den gleichen Monat, ja in die entsprechende Woche, und wenn wir uns mehrere Jahresopfer hintereinander dargebracht denken, so ist der das vorhergehende Sattra abschliessende Mahāvratatag von dem das neue beginnenden Caturviṅça nur um zwei Tage getrennt, die durch eine Schluss- resp. Eingangsfeier ausgefüllt werden. Wir werden der indischen Ueberlieferung schwerlich irgend welchen Zwang antun, wenn wir diese wenig markanten Schluss- und Einleitungsopfer als späteren Zusatz und den Caturviṅça als ursprünglich identisch mit dem Mahāvrata betrachten, so dass gegenüber dem den „höchsten Sonnenstand" bezeichnenden Viṣuvanttage sich ein um ein halbes Jahr getrennter Tag ergibt, der ihren niedrigsten Stand bezeichnen muss[1]).

Reihen wir in diesen Zusammenhang die oben gestreifte Stelle des Kauṣitaki Brāhmaṇa ein, so wird sie aus ihrer Isolirung gerissen und gewinnt als Bestätigung meiner bisherigen Ausführungen erheblichen Wert: Dieser (Sonnengott) wartet am Neumond des Monats Magha (Januar), um sich nach Norden zu wenden. Es warten die, welche das einleitende Atiratraopfer darzubringen beabsichtigen. Da erreichen sie ihn zum ersten Mal. Sie erfassen ihn mit dem Caturviṅça . . . Er geht sechs Monate nordwärts. Ihm gehen sie nach mit aufsteigenden Wochenfeiern[2]). Nachdem er sechs Monate nordwärts gegangen ist, bleibt er um sich nach Süden zu wenden stehen. Es warten die das Viṣuvantopfer darzubringen beabsichtigenden. Da erreichen sie ihn zum zweiten Mal. Er geht sechs Monate südwärts. Ihm gehen sie nach mit absteigenden Wochenfeiern. Nachdem er sechs Monat nach Süden gegangen ist, bleibt er stehen um sich nach Norden zu wenden. Es halten die, welche das Mahāvrataopfer darzubringen beabsichtigen. Da erreichen sie ihn zum dritten Mal. Weil sie ihn dreimal erlangen, ist dreigeteilt das Jahr . . .[3])."

---

1) Ich bemerke hierzu, dass wenn auch das Opfer infolge der Einlegung einer eintägigen Eingangsfeier, einen Tag vor dem Caturviṅça beginnt, doch der Caturviṅça als sein eigentlicher Beginn anzusehen ist. (Comm. zu Ait. Br. IV. 12, 2. S. 311 der Aufrechtschen Ausgabe.)

2) Eigentl. „Sechstagsfeiern"

3) XIX, 3: *sa vai maghāsyāmāvāsyāyām upavasaty udañ̃ āvartsyan | upeme vasanti prāyaṇīyenātirātreṇa yakṣyamāṇāḥ | tad enaṃ prathamam āpnuvanti | tam caturviṅçenārabhante | tad ārambhaṇīyasyārambhaṇīyatvam | sa ṣaṇ māsān udañ̃ eti | tam ūrdhvaiḥ ṣaḍahair anuyanti | sa ṣaṇ māsān udañ̃ itvā tiṣṭhate dakṣiṇā-*

Was die früheren Stellen wahrscheinlich machten, erhebt diese zur Gewissheit. Caturviṃça und Mahāvrata treffen beide in die Zeit, in der die Sonne umkehrt, um wieder nordwärts zu ziehen, bezeichnen also die Sonnenwende. Wir dürfen beide somit als eins betrachten. Die angeblich bewirkte Dreiteilung, welche auch sonst hervortritt[1]), ist, wie man leicht sieht, nur scheinbar.

Es scheint somit, als ob wir die beiden Sonnwendtage, den Viṣuvant und Mahāvrata, in der Weise fixiren müssten, dass jener die Sommer-, dieser die Wintersonnenwende bezeichnet. Für die grosse Masse der vedischen Texte ist dies unzweifelhaft Wir werden aber nachher sehen, dass gelegentlich abweichende Meinungen auftreten, die diese Ansetzung zweifelhaft machen und ein Anrecht haben, für älter gehalten zu werden.

Die Götter beider Tage, Sūrya und Indra.

Beschäftigen wir uns zunächst mit dem Viṣuvanttag. Die an ihm verwendeten Lieder werden Āçvalāyana VIII, 6, Çānkhāyana XI, 13. 14, abgesehen von andern Quellen, näher beschrieben. Auf den Charakter dieses Tages werfen einige Punkte aus dem Ritual Licht. Was uns schon das Çatapathabrāhmaṇa lehrte, dass ein besonderes Thier für den Sonnengott an diesem Tage darzubringen ist, ist auch aus den andern Texten ersichtlich[2]. Alle Verse sind herzusagen, alle Ceremonien zu beenden, ehe die Sonne untergeht. Das Āprīsūkta, das Lied, mit welchem die Götter zu dem Opfer eingeladen werden, wird den Hymnen des Vasiṣṭha entlehnt, eine Wahl, die wie wir sehen werden nicht ohne Bedeutung ist. Von weiteren Merkmalen sind namentlich folgende auffallend: Drei Sāmans, deren Namen Mahādivākīrtya, Bṛhad, Rathaṃtara sind, treten besonders hervor Sāmans sind Melodien. „The sāman was a melody or tune" sagt Burnell, „sung to words (the Sanskrit is the reverse of the English idiom) and the Sama Veda was a

---

vartsyan | upeme vasanti vaiṣuvatiyenāhnā yakṣyamāṇāḥ, tad enaṃ dvitīyam āpnuvanti, sa ṣaṇ māsān dakṣiṇaiti | tam avṛttaiḥ ṣalabhair anuyanti | sa ṣaṇ māsān dakṣiṇetvā tṛtīyata udaṃ avartsyan | upeme vasanti mahāvratiyenāhnā yakṣyamāṇāḥ tad enam tṛtīyam āpnuvanti | taṃ yat trir āpnuvanti tredhā vihito vai saṃvatsaraḥ saṃvatsarasyāvapṛtyai |

1) Çat. Br. XII, 1, 3, 23: *sa eṣa saṃvatsaras trimahāvrataḥ | caturviṃçe mahāvratam, viṣuvati mahāvratam, mahāvrata eva mahāvratam.* Man sieht, dass ein Tag in zwei auseinandergelegt ist.

2) Āçv. erlaubt dafür auch ein Soma-Puṣan geweihtes Thier (VIII, 6, 5).

collection of tunes not of words[1])". Zwischen den Melodien und den Rgvedaversen, welche jetzt ihre Textunterlage bilden, war daher keine alte und unauflösliche Gemeinschaft. Vielmehr konnte dieselbe Melodie zu verschiedenen Versen und andrerseits derselbe Vers nach verschiedenen Melodien gesungen werden. Wir finden schon in einem Rgvedaverse, welcher eine ansprechende Erklärung bisher nicht gefunden hat, eine Andeutung davon. RV. III, 39, 2 heisst es:

bhadrā vastrāṇy arjunā vasānā
seyam asme sanajā pitryā dhiḥ |

„Dieses unser altes von den Vätern ererbtes Lied kleidet sich in herrliche, strahlende Gewänder."

Weder ist unter „dhiḥ" die Uṣas zu verstehen — wie Ludwig meint —, noch bedeuten „die herrlichen strahlenden Gewänder", wie Pischel glaubt[2]), blos ein „lautes" Gebet, was wenig klar ausgedrückt wäre. Einen scharfen Sinn erhalten wir vielmehr nur, wenn wir bhadrā vastrāṇi auf die Melodien beziehen, in die der Vers sich wie in Gewänder kleidet.

Zwischen zweien der am Viṣuvant vorgeschriebenen Melodien — es handelt sich im Folgenden immer nur um die Melodie, nicht um Texte; wir wissen ja nicht, welches die urspr. mit ihnen verbundenen Texte waren — zwischen dem Bṛhad und Mahādivākīrtya besteht nun ein merkwürdiges Wechselverhältnis. Es kann nämlich mit dem nicht auf seinen gewöhnlichen Text gesungenen Bṛhad das Mahādivākīrtya wechseln[3]). Diese Willkür in der Wahl zwischen beiden Samans wird zu einem Gegensatz, wenn wir die Umgebung von Rgvedaversen ins Auge fassen, welche der Hotṛ vor, während und nach ihrem Gesange herzusagen hat. Für das Bṛhad nämlich spricht der Hotṛ die Verse RV. VIII, 99, 3. 4; VIII, 70, 5 6, also Indraverse, für das Mahādivākīrtya dagegen RV. I, 115, 1 5; VII, 62, 1, also Sūryaverse, an deren Stelle auch RV. VIII, 101, 11. 12; VII, 66, 14. 15 oder X, 170, 1—3; 138, 3 5 eintreten können und für 138, 3 5 wiederum X, 37, 7—9 — sämmtlich an die Sonne gerichtete Liedchen. Hieraus ergibt sich eine nähere Beziehung des Bṛhad zu Indra, des Mahādivākīrtya dagegen zu Sūrya.

Ferner hat der Hotṛ den s. g. Samapragātha herzusagen; die Verse, welche er dazu wählen darf, sind entweder RV. VI, 46, 3. 4 oder

1) Arseya Brāhmaṇa XII.

2) ZDMG 35, 719.

3) Çāṅkh. XI, 13, 21. 23. Besonders Kaus Br. XXV, 4. Açvalāyana, den ich für jünger halte, erwähnt soviel ich sehe nur das Mahādivākīrtya.

VIII, 101, 11. 12; d. h. er kann wählen zwischen Indraversen (VI, 46, 3. 4) und Sūryaversen (VIII, 101, 11. 12). Wir werden kaum irren, wenn wir nach dem ebengesagten die Freiheit der Wahl auch hier einschränken und sagen, dass jene eigentlich beim Bṛhat-Sāman, diese beim Mahādivākīrtya-Sāman einzutreten hatten. Das wird bestätigt durch die Vorschriften hinsichtlich der Ukthamukhīya, d. h. des die Litaneien einleitenden Verses; es tritt beim Mahādivākīrtya-Sāman RV. X, 37, 10, beim Bṛhad (eventuell auch beim Bṛhad und Rathaṃtara) RV. X, 111, 3 ein, d. h. ein Sūrya- resp. ein Indravers[1]).

Gegenüber dieser deutlichen Unterscheidung fällt es meines Erachtens wenig ins Gewicht in einem Fall, bei Wahl einer Hymne[2]) sie nicht gewahrt zu sehen. Es scheinen ältere Verhältnisse hier verwischt worden zu sein.

Keine Rolle von Belang spielt neben diesen beiden Melodien, so viel ich sehe, die dritte, das Rathaṃtara. Ich darf hier voraus bemerken, dass die letztere, nachweisbar ältere, nach meiner Meinung von dem Mahādivākīrtya, das an ihre Stelle trat, verdrängt worden ist.

Mahādivākīrtya hat seinen Namen wohl vom Viṣuvanttage, für den eine andere Bezeichnung Divākīrtya[3]) ist, wie sich aus verschiedenen Brāhmaṇastellen ergibt[4]).

Ich habe versucht den Gegensatz zwischen Bṛhad und Mahādivākīrtya zu erweitern und in ihm den Gegensatz der mit ihnen verbundenen Götter, nämlich Indras und Sūryas wiederzuerkennen. Tatsächlich bieten einige Abschnitte der Saṃhitā's, resp. Brāhmaṇa's noch eine weitere Unterlage für diesen Gegensatz.

„Wie ein Haus", so heisst es in der Maitrāyaṇī Saṃhitā (IV, 8, 10), „ist das Jahr. So wie dieses hat es zwei Flügel Wie sein Mittelbalken „ist das Divākīrtya (der Viṣuvanttag und die an ihm gebräuchlichen „Gesänge und Lieder). Wie man die beiden Flügel des Hauses mit „einem Balken verbindet[5]), so die beiden Flügel des Jahres mit dem „Divākīrtya. Das Divākīrtya ist wie ein Mittelbalken. Wenn dieser

1) Çāṅkh. XI, 14. 3. 4.

2) Çāṅkh. XI, 14. 7.

3) An welchem alles nur bei Tage herzusagen ist.

4) Ait. Brāhm IV, 13, 8 Comm.: *divaiva mantrāṇāṃ kīrtanīyatvād viṣuvannāmakaṃ ekaṃ divākīrtyam* Taitt. Br. I, 2, 3, 1 Comm., Ait. Br. IV, 18, 3. 4 und Comm.

5) Ich lese mit Taitt. Brāhm. I, 2, 3, 1, wo dieser Abschnitt, vielfach gleichlautend, wiederkehrt *abhisamāyachanti* für *abhisamāgacchanti*. Vergl. auch den Comm. zu Ait. Brāhm. IV, 13, 8.

„locker würde, müsste ein Riss entstehen (avaçîryeta). Wenn an diesem „Tage diese Opferbecher geschöpft werden, so geschieht dies um ihn zu „festigen, um ihn nicht locker werden zu lassen. An diesem Tage geht „ein Becher reinen Somas den anderen voran. Mit dem Triṣṭubh-„versmaass ist der Becher reinen Somas verbunden. Mit dem Triṣṭubh-„versmaass ist dieser Tag verbunden, zu seiner Feststellung und Fest-„bindung. Ein Becher wird für die Sonne geschöpft. Ein Thier wird „für die Sonne geopfert Denn die Sonne am Himmel ist dieser Tag. „Diese fördert man unmittelbar. Sechs Becher werden geschöpft; als „siebentes wird ein Thier geopfert. Sieben Atemzüge sind im Kopf. Die „Sonne am Himmel ist der Kopf. In den Kopf legt er da die Atem-züge."

Nachdem der Text in dieser Weise den Viṣuvanttag als Tag der Sonne geschildert hat, fährt er scheinbar unvermittelt folgendermassen fort:

„Indra erschlug den Vṛtra. Er ersiegte die Erde; aber nicht den „Himmel Er ersiegte diesen als er Viçvakarman[1]) wurde. Den Himmel „zu ersiegen wird für Viçvakarman ein Becher geschöpft. Es gehen „von der Erde (zum Himmel) die, welche für Viçvakarman einen Becher „schöpfen. Abseits gehen die, welche zu schaden vermögen. Am „andern Morgen schöpfe man einen Becher für Aditi. Diese (Erde) ist „Aditi; diese Erde ist eine Stütze. Wenn (ein Becher) für Aditi (ge-„schöpft wird), stehen sie auf dieser (Erde) fest. Einen um den andern „von diesen beiden Bechern sollen sie bis zur andern Hälfte des Jahres „schöpfen — diese soll man, ans Ende gelangt, zusammen am Mahâvrata-„tage[2]) schöpfen. Ans Ende gekommen steht man dann in beiden „Welten fest; durch den Becher für Aditi in dieser, durch den für „Viçvakarman in jener."

Diese für die Zwecke meiner Untersuchung belangreiche Stelle wird in ihren wesentlichen Teilen durch eine verwandte Auffassung des Aitareya Brâhmaṇa geschützt[3]). Wir sehen auch im Aitareya gegenüber dem Viṣuvanttage den Mahâvrata und in Verbindung mit diesem, wie vorhin, Indra oder, was hier auf dasselbe hinauskommt, Viçvakarman[4]). Die Stelle lautet abgekürzt: „Der Viṣuvanttag ist wie ein Mensch.

---

1) Name eines kosmogonischen Gottes, des „Weltbaumeisters", der also hier für Indra gesetzt ist, wie auch Prajâpati „der Herr der Wesen".

2) Ich lese mit Taitt. Brâhm. *mahâvrate* für *arke*.

3) IV, 22.

4) Aditi ist hier nicht erwähnt und auch in diesem ganzen Zusammenhange unerheblich.

Seiner rechten Seite ist die dem Viṣuvant vorausgehende Hälfte (des Jahres) zu vergleichen; seiner linken die dem V. folgende". „Der Viṣuvant ist das Haupt des ebenmässigen. Gleichsam aus zwei Teilen ist der Mensch zusammengesetzt. Desshalb nimmt man eine Naht in der Mitte des Kopfes wahr[1]". „Für Viçvakarman soll man einen Stier, zweifarbig auf beiden Seiten, am Mahāvratatage (ausser dem gewöhnlichen Somaopfertier) noch dazu anbinden. Als Indra Vṛtra besiegt hatte, wurde er „Viçvakarman"[2]) Prajāpati schuf die Wesen und wurde „*viçvakarman*"[3]).

Es zeigt sich also, dass die beiden als Sonnwendfeste charakterisirten Tage mit Namen Viṣuvant und Mahāvrata sich in der Weise unterscheiden, dass jener mit Sūrya, dieser mit Indra sich verbindet.

Die notwendige Verschiebung des Viṣuvanttages um ein Semester.

Es ist leicht die Ursache jener Unterscheidung ritueller Spitzfindigkeit zuzuschieben; in Wirklichkeit liegt sie tiefer. Wie wir den Sachverhalt uns zu denken haben, lehrt die Berücksichtigung des Charakters beider Götter und besonders Indra's. Indra, der kriegerische Gott, kämpft gegen den Dämon der Glut, der Dürre und führt der Erde das erfrischende Wasser der Wolken zu, um nachher wieder die Sonne an den Himmel zu stellen. Die Zeit seines beginnenden Regimentes ist demnach der Anfang der Regenzeit und das Ende der heissen Zeit, also etwa die Mitte des Juni. War ihm ursprünglich der Mahāvratatag geweiht, so muss dieser um die Sommersonnenwende fallen, der Viṣuvanttag demnach um ein halbes Jahr verschoben werden und (entgegen der gewöhnlichen Annahme der Brāhmaṇa's) der Tag der Wintersonnenwende sein. Es fragt sich, ob das möglich ist, ob es weitere Anhaltspunkte für die Annahme einer solchen Verschiebung gibt.

Zunächst ist zu bemerken, dass in dem übersetzten Abschnitt der Maitrāyaṇī der Wunsch seines Verfassers durch das Schöpfen der

1) Es folgt eine für uns zwecklose Polemik, ob man die für den Viṣuvant vorgeschriebene Litanei an diesem Tage immer (auch innerhalb anderer Opfer) hersagen solle oder nur innerhalb der Gavāmayana genannten Jahresfeier. Das Brāhmaṇa entscheidet sich für das letztere. Die Auseinandersetzung lehrt nur die beginnende Loslösung des Viṣuvanttages von seinem rechtmässigen Platz.

2) Etymologische Spielerei.

3) Siehe auch Çat. Brahm. XII. 1, 2, 3 und Eggeling, Sacred Books XXVI, 431.

Becher u. s. w. den Tag „zu festigen, ihn nicht locker werden zu lassen, ihn festzustellen, festzubinden“ im Grunde besser auf den kürzesten Tag des Jahres als auf den längsten passt. Die Schwierigkeit, welche die bei Çankhayana vorgeschriebene Beliebigkeit der Wahl zwischen beiden Samans mit den dazu gehörigen Versen erhebt, kann ferner durch die ganz unbedenkliche Annahme geebnet werden, dass in diesen Vorschriften das Ritual zweier in ihrem Unterschied später nicht mehr recht begriffener und unter einem Namen zusammengefasster Tage teilweise zusammengeflossen sei. Durch diese Annahme begreift sich auch der scheinbare Widerspruch, in dem die Worte: „*viṣuvān vai sarasvatī*“ (Maitr. Saṃh. IV, 8. 49, 17) mit Çankh. XV, 2, 27: „*roho vai viṣuvan*“ stehen, weil wir jenen Ausspruch auf den Mahāvrata-(Indra), diesen auf den eigentlichen Viṣuvanttag (Sūrya) beziehen können.

Es gibt indes andere, viel triftigere Gründe, direkte Zeugnisse, welche eine einst andere Lage des Mahāvratatages erweisen. Eins dieser Zeugnisse tritt allerdings in der Form bekämpfter Ansichten auf; aber diese Bekämpfung gibt ihnen einen besonderen Reiz, weil sie das Vorhandensein andrer, der gewöhnlichen Praxis zuwiderlaufender Lehren erweist und die Existenz von Unterströmungen verrät, welche unter dem zufällig obenauf gekommenen Geschiebe brahmanischer Lehrmeinungen noch hingingen.

Die wichtigste Stelle steht Tāṇḍya-Brāhmaṇa IV, 10, 3: „da sagt man: in der Mitte des Jahres ist (das Mahāvrata) zu begehen; denn in der Mitte des Leibes erfreut die genossene Speise. 4. Es sagen aber (die kundigen): wenn sie es in der Mitte begehen, erreichen sie nur die Hälfte der Speise; die andere Hälfte machen sie zu nichte. Also ist er am Ende des Jahres zu begehen[1].“ Selbstverständlich ist es nicht das scholastische Brimborium, wohl aber die Tatsache selbst, dass manche den Mahāvratatag um die Mitte des Jahres, also etwa Johanni begehen wollten, welche entscheidend zu Gunsten meiner Hypothese von der Verlegung beider Tage ins Gewicht fällt. Auch das Taittirīya-Brāhmaṇa kennt die Möglichkeit das Mahāvrata in der Mitte des Jahres zu feiern[2].

Für die Wahrscheinlichkeit meiner Annahme, dass der Viṣuvanttag in die Mitte des Winters fiel, lassen sich noch andere Stützen gewinnen.

1) *tad āhur | madhyataḥ saṃvatsarasyopetyam madhyato vā annam jagdham dhinoti 4. tad u āhur | yan madhyata upayanty ardham annādyasyāpnuvanti ardham vai hāt kurvanti | uparistād eva saṃvatsarasyopetyam saṃvatsare vā annam sarvam pacyate.*

2) I, 2, 6. Siehe besonders den Commentar vol. I, S. 116. 117

Er war, wie bemerkt, die Mitte einer ganzen Jahresfeier und, wenn wir ihn auf Mittwinter verlegen, müsste der Anfang der Jahresfeier der Mittsommer gewesen sein.

Eine Jahresfeier schliesst sich naturgemäss an den natürlichen Lauf des Jahres an. Begann sie in der Mitte des Jahres, so muss, wenn dieser Anfang nicht ganz in der Luft schweben soll, wenigstens in einer gewissen Periode oder bei einem Stamm das Jahr einmal von der Jahresmitte, von der Sommersonnenwende an gerechnet worden sein. Das lässt sich denn, wie ich glaube, auch annähernd beweisen.

Der Monat Taiṣa und der alte Beginn des indischen Jahres.

Der Zeitpunkt, an welchem die das Gavâmayana eröffnenden Weihen zu beginnen haben, wird von unsern Quellen in die ersten Monate des Jahres mit bestimmten Abstufungen verlegt[1]) Die interessantesten Angaben darüber sind die des Kauṣītaki und Çânkhâyana. Letzterem zufolge ist die Weihe an einem Tage nach dem Vollmond des Monats *Taiṣa* vorzunehmen, wofür aber auch ein Tag im Monat *Mâgha* gewählt werden kann. Derselben Ansicht ist das Brâhmaṇa, welches noch folgende Worte hinzufügt: „beides (Taiṣa oder Mâgha) ist umstritten; jedoch entscheidet man sich meist für den Taiṣa. Sie erreichen damit den hinzukommenden dreizehnten Monat. So gross wie dieser Monat ist das Jahr. Das ganze Jahr ist dann erreicht[2])".

Welches ist nun der Monat Taiṣa? Der Commentar zu Çânkhâyana hält ihn für identisch mit Pauṣa und ebenso die Lexikographen. Es wäre merkwürdig, wenn das richtig wäre.

Taiṣa ist abgeleitet von Tiṣya, dem Namen eines Sternes, welchen man mit dem Awestawort Tištrya zusammenzustellen pflegt[3]). Da auch

---

1) Siehe Kât. Çr. XIII, 1, 1 ff. (Açv. Çr. XI, 7). Tândya Brâhm. V, 9, 1 ff. Çânkh. Çr. XIII, 19, 1 ff. Kauṣ. Brâhm. XIX, 2 u. s. w. — Hiraṇyakeç Çr. XVI, 12, 4 erwähnt Mâghî oder Caitrî.

2) *tad ubhayaṃ vyuḍitam | taiṣasya tv evoḍitaram iva | ta etaṃ trayodaçam adhicaraṃ mâsam âpnuvanti || etâvân vai saṃvatsaro yad eṣa trayodaço mâsaḥ | tad atraiva sarvaḥ saṃvatsara âpto bhavati.*

3) Zimmer, Altind. Leben S 355 A. Weber, Ueber altiran. Sternnamen S. 15 äussert sich etwas zurückhaltender: „wenn denn nun auch freilich für die Identität der Sterne, welche tištrya resp. tiṣya heissen, aus dieser eventuellen Abstammung ihrer Namen aus gleicher Wurzel, bei der Verschiedenheit der Affixe kein wirklicher Schluss zu ziehen ist, so stimmen doch die Angabe des Rk über den einen und die des Awesta über den anderen Stern soweit zusammen, dass immerhin wohl auch an die Möglichkeit der wirklichen Identität beider Sterne gedacht werden kann.

Tistrya einen Stern bezeichnet, so kann meiner Meinung nach die Identität beider trotz der Verschiedenheit der Affixe nicht geläugnet werden. Tistrya ist aber in der Parsenlitteratur der Sirius und dieser Ansicht haben Roth, A. Weber und Geiger, letzterer unter ausführlicher Begründung sich angeschlossen [1]). Wenn nun Tistrya der Sirius ist, dessen Aufgang das Ende der heissen Zeit und den Eintritt der Regenzeit verkündet, wenn weiter, wie sehr wahrscheinlich ist, dieser iranische Tistrya identisch mit dem vedischen Tiṣya ist, so muss auch dieser Tiṣya ursprünglich, ehe er zum Namen eines unbedeutenden Sternes, wir wissen nicht warum, herabsank [2]), ein Name des Sirius gewesen sein.

Da nun für die Weihe zum Gavamayana der Monat Taiṣa von Çaṅkhayana und Kauṣītaki in erster Linie vorgeschrieben ist, werden wir auch auf diesem, ganz verschiedenen Wege zu der Annahme geführt, dass der Beginn des Gavamayana einmal in die Mitte des Jahres, also um die Zeit der Sommersonnenwende fiel, und die von mir vorgeschlagene Verlegung des Mittelpunktes dieser Jahresfeier, des Viṣuvant, auf die Wintersonnenwende gewinnt von andrer Seite her eine weitere Bestätigung

Fällt das Mahavrata um die Mitte des Jahres, verschiebt sich, wie gesagt, der Viṣuvanttag in die Mitte des Winters, so verschiebt sich mit ihm natürlich sein Geleit von zwanzig Tagen. Wenn jene dreiwöchentliche Feier der germanischen Julzeit mit Recht in diesem Umfange angesetzt wird, so fiele sie zusammen mit diesen einundzwanzig Tagen des indischen Altertums und würde zu einer heiligen Zeit des arischen Stammvolkes. Nur ein Unterschied wäre, dass nämlich im Indischen die Tage sich sinnreicher verteilen und als Massstab für die ursprüngliche Lage der heiligen Zeit genommen werden könnten.

Weitere Beweise als diese beiden kann ich zur Stütze meiner Behauptung, dass in gewissen Teilen Indiens das Neujahr in die Jahresmitte traf, allerdings nicht beibringen. Nach Abschluss dieser Untersuchung aber kommt mir Fleet's interessante Notiz im Indian Antiquary (1889, March, S. 79) zu Gesicht, in der er auf eine in Kaṭhiavad heut geltende Zeitrechnung aufmerksam macht, die das Jahr mit dem Monat Aṣaḍha beginnt, und weitere „information regarding the origin of this curious year" erbittet. Nach dem was ich voraus ge-

1) Roth, ZDMG. 34, 713 Geiger, Ostiranische Cultur S. 708 ff. Weber, Ueber altiran. Sternnamen S. 14.

2) Weber, l. c S. 15.

schickt, scheint sie überaus alt zu sein, ein wertvoller Ueberrest aus der ältesten Zeit eines Teils des indischen Stammes. Und einen weiteren vorgeschichtlichen Hintergrund erhält meine Hypothese durch die von Roth dargelegte Notwendigkeit auch für das iranische sacerdotale Jahr eine Zeitteilung anzunehmen, die es mit dem Sommersolstitium begann. Nur wird Roths Annahme, dass es sich um ein bloss sacerdotales Jahr hierbei gehandelt habe, nach dem Gesagten, wie ich glaube, aufzugeben sein[1].

Folgen der späteren Verschiebung des Jahres.

Als der Jahresanfang von der Mitte auf den jetzigen Anfang sich verschob —, ob aus astronomischen oder durch die Wanderungen bedingten oder noch anderen Gründen, weiss ich nicht — trat an Stelle des *Taiṣa* als Beginn des Gavāmayana der Monat *Māgha* ein. Selbst die Erinnerung daran, dass *Taiṣa* jemals im Sommer gelegen habe, mag verwischt worden sein und so identificirten ihn Commentatoren mit dem dem *Māgha* vorausliegenden Monat *Pauṣa*, vielleicht weil man noch dunkel wusste, dass Taiṣa ja mit dem Jahresanfang verknüpft sei[2]).

---

1) ZDMG 34, 711: „Also ist die Bezeichnung Jahresmitte (*Maidhyāirya*) für die bruma aus einer anderen Ordnung herübergenommen, aus einer Jahreseinteilung, die mit dem Sommersolstitium beginnt. Nehmen wir an, dass einem andern, sacerdotalen Jahr die Anschauung zu Grund gelegen habe, wonach die bruma gleichsam die Angel des Jahres, Ormazd selbst also, dem diese Zeit gehört, als cardo temporum gedacht wird, zu welchem die Zeiten abwärts und von welchem sie wieder aufwärts sich bewegen, dann ist sein Platz in der Mitte der wirklich höchste und von hier aus wird die Zählung des Ranges beginnen."

2) Als geeigneter Tag im Monat Māgha wird mehrfach die Ekāṣṭakā angegeben (s. Weber, Naks. II, 341). Da dieselbe die Mutter Indras heisst (Ludwig, Rgveda III, 187), ein Ausdruck, der nur auf das Ende der heissen oder den Anfang der Regenzeit passt, so möchte ich vermuten, dass in ihm eine Erinnerung an den einst anderen Beginn des Jahres enthalten sei. In der für die Jahrteilung wichtigen Stelle Maitr. Samh. II, S. 160 scheint eine gleiche Anschauung enthalten zu sein. Es heisst dort:

ṛtasya dhāman prathamā vyāyuṣī
apāṃ ekā mahimānam bibharti |
sūryasyaikā carati niṣkṛtaṃ
dharmasyaikā savitaitāṃ niyacchate.

„Die eine, die als die erste in dem Haus der Ordnung aufleuchtete, (Neujahrsmorgen) trägt der Wasser Grösse; zum Stelldichein der Sonne geht die andre; zu dem des Gharma eine (dritte); Savitr zügelt eine (vierte)." Die ersten zwei Pādas scheinen mir darauf hinzuweisen, dass der Jahresanfang einmal mit dem Eintritt der Regenzeit zusammenfiel.

Die Wahl des Monats Magha selbst erwies sich als unpraktisch. Das Çrauta Sûtra des Çankhayana kennt nur erst diesen, aber schon das Kauṣitaki, das ich in diesem Abschnitt für jünger halte, erwähnt den Monat Caitra — noch andere den Monat Phalguna — als denjenigen, der für die Weihe geeignet sei. Man sieht an der nunmehrigen Unsicherheit der rituellen Angaben, welchen Monat man denn zum Beginn wählen solle, dass die alte Zeitteilung aufgegeben war.

Warum sich der Monat Magha nicht eignete, sagt uns das Kauṣītaki Brahmaṇa in einer Stelle, die erst in diesem Zusammenhang das rechte Licht bekommt[1]: „Nicht soll man sich zu dieser Zeit weihen. Noch schosst nicht die Saat. Kurz sind die Tage. Zitternd steigt man aus dem Bad. Deshalb soll man in dieser Zeit sich nicht weihen. Vielmehr soll man sich an einem Tage nach dem Neumond des Caitra weihen. Geschosst hat da die Saat. Lang sind die Tage. Ohne zu zittern steigt man aus dem Bad. Deshalb ist das passend[2])."

Wir werden also vom Januar allmählich auf den März zurückgeschoben. Es wäre sonderbar, dass man gerade zuerst auf den von nahezu allen verworfenen Monat Magha verfallen wäre, wenn diese Wahl sich nicht als das erste Ergebnis der Verschiebung des Jahranfanges um genau ein Semester erklärte.

Einige Streitigkeiten in den Brahmaṇas, die man als theologische Spitzfindigkeit anzusehen von vornherein geneigt sein möchte, gewinnen unter dieser Beleuchtung ein anderes Aussehen, indem sie sich als die Nachwirkung dieser Jahresverschiebung erklären und die Versuche der Priester andeuten, mit der Neuordnung der Dinge alte Bräuche des Rituals in Einklang zu setzen.

Ich habe oben gezeigt, dass dem Mahavratatage — Johanni — das Indra gehörende Bṛhatsaman zukam, dem Viṣuvant — Mittwinter — dagegen das Sûrya gewidmete Mahadivakirtya. Bei einer Verschiebung beider Tage konnte leicht darüber Streit entstehen, ob nun auch die Samans dieser Verlegung zu folgen hätten. Eine darauf bezügliche Polemik enthält das Kauṣitaki, dessen Autor an der Verbindung des Mahadivakirtya mit dem Viṣuvant festhält. Es heisst dort XXV, 4:

„„Das Bṛhad sei das Pṛṣṭha dieses Viṣuvanttages"" sagten einige sprechend: „„zu Bṛhad steht in Beziehung, der da leuchtet (Sonnengott). Gewaltig leuchtet er da. Dagegen ist das Mahadivakirtya kein richtiges Pṛṣṭha. Nur die beiden, Bṛhad und

1) XIX, 3. Denselben Grund gibt auch das Tândya-Brâhm V, 9, 3 an und fügt 4 ff. noch weitere hinzu.

2) Der Verfasser dieses Abschnittes verwirft damit auch die Wahl des Taiṣa. Schon ihm galt Taiṣa vermutlich als mit Pauṣa identisch.

Rathaṃtara sind wirkliche Pṛṣṭhas. Deshalb soll nur das Bṛhad das Pṛṣṭha dieses Tages sein.“ “

Wenn aber (so geschähe), dann würden sie das Bṛhad singen bei einem Pragatha, der das Wort „Sūrya“ enthält und (beim Bṛhad)[1]) Pragathas, die das Wort „Sūrya“ enthalten, durch die Gestalt dieses Tages. *Indraḥ kila ṛtyā asya veda* (X, 111, 3) lautet der die Litanei einleitende Vers. Er enthält das Wort Sūrya in dem Pada: sa hi jñānaḥ pathikṛt sūryāya[2]). Dies ist die Gestalt dieses Tages. Nur das Mahadivakīrtya sei das Pṛṣṭha dieses Tages, lautet die Regel. Das ist das richtige Saman, das Mahadivakīrtya . .“

Auch in einer Legende klingt im Kauṣītaki, wenn ich es recht verstehe, die ältere Auffassung von der Feier des Divākīrtya oder Viṣuvant um Mittwinter noch nach. XXV, 1 heisst es:

„Die Wasser taten Busse und als sie Busse getan hatten, wurden sie befruchtet und gebaren im 6 Monat den Sonnengott (Āditya). Deshalb begehen die, welche ein Sattra[3]) veranstalten, im 6. Monat das Divākīrtya.“

Verstehen wir unter *Āpas*, den Wassern, die Regenzeit, so kommen wir ungefähr 6 Monat nach ihrem Beginn zur Wintersonnenwende als dem Tag, an welchem die Sonne geboren wird. Der Autor dieses Abschnitts versteht den tiefern Sinn seiner Erzählung wohl selbst nicht mehr; denn er benützt sie nur, um zu erklären, warum gerade 6 Monat nach Beginn des Opfers der Viṣuvanttag gefeiert wird. Diesen selbst verlegt er, wie seine folgenden Worte zeigen, schon ins Sommersolstiz[4]).

Die beiden Melodien Bṛhad und Rathaṃtara im Ṛgveda. — Ṛv. I, 164, 25. X, 181.

Von den berühmtesten Melodien der Sāmasänger treten zwei schon im Ṛgveda hervor und dürfen darum Anspruch erheben als besonders alt zu gelten. Wenn wir den Gang unserer Untersuchung von den Brāhmaṇas hinüber zum Ṛk lenken, dann zeigt sich, dass eine dem

1) Ich glaube bṛhati ergänzen zu sollen.

2) Dieser Grund selbst ist sehr anfechtbar und scholastisch. Denn die Hymne X, 111 bezieht sich auf die Regenzeit und das nachherige Erscheinen der Sonne (3. 5).

3) Sattra „Sitzung“, Bezeichnung lange dauernder Opfer.

4) Interessant ist aber, dass auch er den Viṣuvant für einen der Sonne geweihten Tag erklärt, seine Metraformen enthalten die Worte: sūrya, bhānu, jyotis, rukma, rucita, vardhayata. Vardhayata passt nur beim Wintersolstiz.

von mir zwischen Bṛhad und Mahādivākīrtya ermittelten Verhältniss merkwürdig entsprechende Wechselbeziehung zwischen Bṛhad und Rathaṃtara besteht. Wie Bṛhad und Mahadivākīrtya dort in Beziehungen zu Indra, resp. zur Sonne stehen, genau so stellt sich im Rgveda das Verhältnis der beiden diesem bekannten Sāmans, indem das Rathaṃtara zu Sūrya, das Bṛhad zu Indra oder, was nahezu gleichbedeutend ist, zu Sindhu „dem Strome" in Beziehung tritt. Wie in der Brahmaṇazeit Bṛhad und Mahadivākīrtya, so müssen in der des Veda Bṛhad und Rathaṃtara die zu den Sonnwendzeiten gesungenen Melodien gewesen sein. Das Rathaṃtara wird zweimal genannt, Ṛv. I, 164, 25 und X, 187, 1. Jener Vers lautet:

a) jagatā sindhum divy astabhāyat
b) rathaṃtare sūryam pary apaçyat
c) gāyatrasya samidhas tisra āhuḥ
d) tato mahnā pra ririce mahitvā ||

„Durch das Jagat stellte er an den Himmel den Strom; im Rathaṃtara sah er die Sonne; drei Scheite, sagt man, gehören dem Herrn der Gāyatrī (Agni). Daher ragt er mächtig hervor durch seine Grösse."

In der Erklärung dieses Verses glaube ich etwas von Martin Haug, der zuerst die Schwierigkeiten des Liedes zu überwinden gesucht hat[1]), abweichen zu müssen und zwar aus Gründen, welche der Vergleich dieses Verses mit der Hymne X, 181 ergibt. Ich lasse diese, weil sie den Fortgang meiner Untersuchung beeinflusst, hier folgen.

1. *prathaç ca yasya saprathaç ca nāma*
ānuṣṭubhasya haviṣo havir yat
dhātur dyutānāt savituçca viṣṇoḥ
rathaṃtaram ā jabhārā vasiṣṭhaḥ |
2. *avindan te atihitaṃ yad āsīt*
yajñasya dhāma paramaṃ guhā yat |
dhātur dyutānāt savituç ca viṣṇoḥ
bharadvājo bṛhad ā cakre agneḥ ||
3. *te avindan manasā dīdhyānāḥ*
yajuḥ ṣkannam prathamam devayānam,
dhātur dyutānāt savituç ca viṣṇoḥ
ā sūryād abharan gharmam ete ||

1) „Welchem Ausdehnung ist und ein verbreiteter Name, das eigentliche Havis des vom Anuṣṭubh begleiteten Havis, das Rathaṃtara hat Vasiṣṭha vom leuchtenden Schöpfer, von Savitṛ und Viṣṇu hergebracht.

1) Vedische Rätselfragen und Rätselsprüche S. 37.

2) Es fanden diese, was verhüllt war, des Opfers höchstes Haus, das verborgen war. Vom leuchtenden Schöpfer, von Savitṛ, Viṣṇu, Agni empfing Bharadvāja das Bṛhad.

3) Diese fanden im Herzen nachdenkend das herabgefallene Yajus (Spruch), das zu den Göttern geht. Vom leuchtenden Schöpfer, von Savitṛ, Viṣṇu, Sūrya brachten sie das Glutgefäss."

Es kann näherer Betrachtung nicht entgehen, dass der Inhalt des erstorwähnten Verses in diesem Liede in breiterer Ausführung, wenn auch etwas verändert, wiederkehrt.

Wie dort in Zeile b) erscheint Vasiṣṭha mit seinem Rathaṃtara hier im ersten Vers. Ebenso steckt in Zeile a) jenes Verses ein Parallelismus mit dem zweiten Verse des Liedes: „das verhüllte höchste Haus des Opfers, das verborgen war", ist eine dichterische Umschreibung der Regenzeit, wie der „Sindhu" am Himmel in 1, 164, 25[a].

Ich zeigte, dass das Bṛhad in naher Beziehung zu Indra steht, dem die Regenzeit herbeiführenden Gotte. In schlagender Uebereinstimmung damit tritt hier in demselben Verse, in welchem von der Regenzeit (*atihitam dhāma*) gesprochen wird, das Bṛhat-sāman auf. Noch einige Male kommt das Bṛhad im Rk vor; und an den Stellen, wo mit Bṛhad eben nur das Sāman gemeint sein kann, ist der Gott, dem es gesungen werden soll, wiederum Indra. Folgende Verse kommen in Betracht:

VIII, 98, 1: *Indrāya sāma gāyata*
viprāya bṛhate bṛhat

„Singet Indra das Saman, dem weisen, grossen (bṛhate) das bṛhat (grosse)[1]):

VIII, 89, 1: *bṛhad indrāya gāyata*
maruto vṛtrahantamam |
yena jyotir ajanayann ṛtāvṛdhaḥ
devam devāya jāgṛvi ||

„Singet, o Maruts, das Bṛhad für Indra, das am besten Vṛtra tödtende, wodurch sie Licht schufen, göttliches wachsames, dem Gott."

Das Sturmlied der Maruts ist hier dem Bṛhad gleichgesetzt. Wenn die Windgötter ihr Lied anstimmen, ist es, als wenn das Bṛhad ertönte.

Ein dritter Vers ist an Sarasvatī, den himmlischen Strom gerichtet.

---

1) Eine lautliche Spielerei, wie sie im Rk. nicht selten sind.

2) Es ist eine bekannte vedische Anschauung, dass wie Indra der Erde den Regen spendet, er auch nach der Regenzeit die Sonne wieder schenkt. Darauf bezieht sich das „Schaffen des Lichtes" an unserer Stelle.

VII, 96, 1: *bṛhad u gāyiṣe vaco 'suryā nadīnām*
sarasvatīm u mahayā suvṛktibhiḥ
stomair vasiṣṭha rodasī.

„Das Bṛhad-Lied[1]) singe ich dem Himmlischen der Ströme. Sarasvatī will ich mit Kunstgesang erheben, erheben o Vasiṣṭha, Himmel und Erde mit Gesängen[2])."

Setzen wir für Sarasvatī Sindhu ein, so ergeben sich ganz gleiche Vorstellungen, wie wir sie im zweiten Verse der den Ausgangspunkt unserer Untersuchung bildenden Hymne angetroffen haben

Durch diese Verbindung des Bṛhad mit Indra, Sarasvatī, stihitaṃ dhāma werden wir zu der Annahme geführt, dass es schon im Rgveda als eine zur Regenzeit oder bei deren Eintritt besonders beliebte Melodie galt.

In den Brāhmaṇas und Sūtras steht ihr das Mahādivākīrtya gegenüber: im Rgveda dagegen das Rathaṃtara.

Rathaṃtara kommt von *ratha* und *tar*: es heisst also entweder „über den Wagen hinwegsetzen", was unverständlich ist, oder, wenn wir für *tar* die vom Petersburger Wörterbuch angesetzte Bedeutung „hindurchbringen, retten[3])", annehmen, „dem Wagen forthelfend".

Welcher Wagen damit gemeint ist, kann kaum zweifelhaft sein: das Sonnenrad, Jul, der Sonnenwagen[4]. Unter dieser Voraussetzung erklärt sich ohne weiteres, warum man im Rathaṃtara „die Sonne sieht". Da das Rathaṃtara in unsern Texten dem Bṛhad gegenüber dieselbe Stelle einnimmt wie das Mahādivākīrtya in den Brāhmaṇas; da ferner das Mahādivākīrtya (ebenso wie das Rathaṃtara) dem Sonnengott zukommt, so ist der Schluss berechtigt, dass der eine Name in der Entwicklung des Rituals an Stelle des andern getreten sei[5]).

---

1) Ich fasse das allgemeine vacas „Rede, Spruch" wegen der Verbindung mit bṛhad spezieller und setze es hier gleich sāman.

2) III, 10, 5 kommt bṛhad vacas mit agni vor. Ich bin zweifelhaft, ob es auch hier die Melodie bṛhad bedeutet. Da Agni einer der nächsten Gehilfen Indra's ist, würde die gelegentliche Verbindung des Bṛhad mit Agni natürlich sein.

3 PW. s. v. 1 *tar* Nr 4 u. pw. s. v. 1 *tar* 9ᵃ.

4) Tāṇḍya Brāhm VII, 6, 4 erklärt. *rathaṃ maryāḥ kecid ātārit*, wofür das pw. *kecid* conjicirt. Siehe auch l. c. VII, 7, 13; *devaratho vai rathaṃtaram*.

5) Gewöhnlich verband man im Ritual mit dem Rathaṃtara den Text RV. VII, 32, 22, 23, also zwei Verse eines Indraliedes, von denen der eine aber das Wort *arer* enthält. Ich glaube, dass der Grund für diese Wahl des Textes darin zu suchen ist, dass mit Indra sich die Idee des Schöpfers der Sonne verband. Für uns ist es belanglos, welche Texte zu den Melodien gesungen wurden, wie der Zusammenhang meiner Untersuchung zeigt.

Vasiṣṭha wird, wie unser Lied zeigt, als Dichter des Rathaṃtara gefeiert und ist auch sonst in Verbindung mit ihm genannt[1]), wie Bharadvaja zusammen mit dem Bṛhad. Wir verstehen daher auch, warum am Viṣuvanttage gerade mit einem Vasiṣṭha-Liede die Götter eingeladen werden. In dem auf voriger Seite ausgehobenen Vers VII, 96, 1 ist Vasiṣṭha sogar in Zusammenhang mit dem Bṛhad erwähnt. Man möchte vermuten, dass in seinem Stamm die Feier der Sonnwendtage oder wenigstens die des Mittwintertages besonders heimisch war.

Der Veda kannte drei Jahreszeiten[2]), eine Dreiteilung, die sich in den „Caturmasya“ oder „Viermonatopfern“ noch erhalten hat[3]). In unseren beiden Texten I, 164, 25 und X, 181 ist Rathaṃtara eine Anspielung auf den Winter, Bṛhad mit Sindhu eine Bezeichnung der Regenzeit; es fragt sich: gewinnen wir vielleicht aus den noch übrigen Worten die dritte Jahreszeit? In der Hymne steht im dritten Vers das Wort Gharma. Gharma heisst „Hitze“ und ist noch im klassischen Sanskrit[4]) ein Name der heissen Zeit. Es wird also möglich sein, diese Bedeutung auch für den Rgveda anzunehmen und die ganze Hymne als eine Beschreibung der drei Jahreszeiten aufzufassen. Entsprechend dem Parallelismus beider Texte in den beiden ersten Gliedern müssen wir Vers I, 164, 25 nun auch in den Worten *tisraḥ samidho gāyatrasya* einen Gharma verwandten Begriff, eine Anspielung auf die heisse Zeit suchen. Die individuelle Bedeutung des Ausdruckes ist mir allerdings nicht klar; es dürfte aber gestattet sein in den „drei Scheiten“ drei Monate der heissen Zeit zu sehen[5]).

Bei dieser Deutung unserer beiden Quellen ergibt sich deren genaue Uebereinstimmung mit den klimatischen Verhältnissen des Panjāb, wie sie Elliot, Memoirs 2, 47[6]) als jetzt bestehend schildert: Chaumāsa or Barkha constitues the four months of the rainy season. The rest of the year is comprised in Syāla, Jara or Mohāra, the cold season

1) Z. B. Maitr. Samh. II, 104, 2. Tāndya Brāhm. VII, 7, 18; Ait. Ait. S. 101 u. a.

2) Zimmer, Altind. Leben S. 372. Ludwig, Rgveda III, 187. Kāgi, der Rgveda² S. 153, 68; 173, 127.

3) Siehe Weber, Naksatra II, 329.

4) Z. B. Raghuvaṅça XVI, 43. Uebrigens heisst auch in der obengenannten für die alte Jahrteilung wichtigen Stelle Maitr. Samh. II, S. 160, 13 eine Zeit Gharma, die doch nur die heisse Zeit sein kann. Zeile 5 sind trayo gharmāsaḥ genannt, die ich als die drei heissen Monate erkläre.

5) Die tisraḥ samidhaḥ wären also gleichbedeutend mit den Anm. 4 genannten trayo gharmāsaḥ.

6) Ich entnehme das Citat Zimmers Altind. Leben.

and Dhúpkál or Kharsá the hot season." Wir gewinnen also weitere wichtige Belege für die Dreiteilung des vedischen Jahres.

Allegorische Redeweisen.

Kehren wir zurück zu Bṛhad und Rathaṃtara. Die Kenntnis ihres Zusammenhanges mit den beiden Sonnwendtagen ging auch in späterer ritueller Zeit nie ganz verloren und äussert sich in Vergleichen, die nach dem vorausgeschickten alles rätselhafte abstreifen und einer Deutung fähig werden, die manchem, was recht töricht oder sinnlos scheint, ein anderes Aussehen gibt und vor raschem Absprechen in anderen Fällen warnt.

Atharvaveda XIII, 3, 12:

bṛhad anyataḥ pakṣa āsid rathaṃtaram anyataḥ sahale sadhrīcī yad rohitam ajanayanta devāḥ. „Das Bṛhad war der eine, das Rathaṃtara der andere Flügel, als die Götter den Sonnengott (Rohita) schufen [1]."

XIII, 3, 11: *bṛhad enam anu vaste purastād rathaṃtaram prati gṛhṇāti paçcāt | jyotir vasāne sadam apramādam.*

„Das Bṛhad umkleidet ihn (Rohita) vorn, das Rathaṃtara erfasst ihn von hinten, beide in Glanz sich kleidend, immer und unablässig."

Ait. Brāhm IV, 13: *bṛhadrathaṃtare sāmanī bhavataḥ ete vai yajñasya nāvau sampāriṇyau yad bṛhadrathaṃtare | tabhyām eva tat saṃvatsaram taranti | pādau vai bṛhadrathaṃtare çira etad ahaḥ |* BR. sind die beiden Sāmans. Sie sind des Opfers Schiffe, welche überfahren. Mit ihrer Hilfe gelangt man über das Jahr. BR. sind die beiden Füsse; dieser Tag ist der Kopf [2]."

Am kürzesten Tag scheint die Sonne der Erde am nächsten zu stehen, am längsten am nächsten dem Himmel — die beiden Samans werden darum zu einem Ausdruck für Erde und Himmel und zwar durchweg so, dass das Rathaṃtara der Erde, das Bṛhad dem Himmel entspricht, nicht aber, so viel ich wenigstens weiss, umgekehrt. Gelegentlich verbindet sich aus gleichen Gründen mit jenem noch Agni — der Gott der Erde — mit diesem der Himmelsagni, d. i. Sūrya.

Ait. Brāhm. VIII, 1, 5: *atheyam vai pṛthivī rathaṃtaram | iyam khalu vai pratiṣṭhā*; 2, 4: *ayam vai loko rathaṃtaram asāu loko bṛhad.*

Sehr bezeichnend ist Kaus Brāhm III, 5, wonach das Rathaṃtara mit Kürze, Bṛhad mit Länge gleichbedeutend sein soll: *yad dhrasvam*

1) Vgl. die nachher zu nennende Stelle Ait. Aranyaka I, 4, 2, 1 ff.

2) Es handelt sich um den Caturviṃçatag. der, wie ich oben zeigte, mit dem Mahāvrata fast zusammenfällt, so dass er die Jahresmitte ebenso wie dieser bedeutet.

tad rathaṃtaraṃ | yad dirgham tad bṛhad | atho iyaṃ vai rathaṃtaraṃ asau bṛhad — das Rathaṃtara entspricht eben dem kürzesten, das Bṛhad dem längsten Tage.

Eine andere Stelle, in der mit AV. XIII, 3, 12 verwandte Anschauungen wiederkehren, steht Ait. Ar. I, 4, 2, 1. 3, die ich in M. Müllers Uebersetzung wiedergebe[1]): next follows the right wing. It is this world (the earth), it is this Agni, it is speech, it is the Rathaṃtara, it is Vasiṣṭha, it is a hundred (of verses) . . . . next follows the left wing. It is that world (heaven), it is that sun, it is mind, it is the Bṛhat, it is a hundred . . . .

Ich übergehe weitere Beispiele, die sich leicht beibringen lassen[2]), um einiges andere hieran anzuknüpfen. Es ist ein merkwürdiger Brauch, den das Lāṭyāyana Çrauta Sūtra[3]) vorschreibt, nämlich beim Singen des Rathaṃtara die Augen zu schliessen. Der Commentar führt zum Beleg eine Stelle aus einem Brāhmaṇa an[4]), wonach das R. im Stande sein soll dem Sänger das Auge auszureissen. Wenn man dem Ursprung jener Sitte nachgehen will, wird man diese kaum wo anders als in Volksanschauungen finden können, die hier in eine rituelle Vorschrift umgestempelt wurden. Aus dem Indischen vermag ich nichts erklärendes beizubringen. Wenn wir uns aber erinnern, dass das Rathaṃtara das Sāman der Wintersonnenwende ist, so könnte der Brauch an Vorstellungen anknüpfen, die dieser Zeit entstammen und man wird an Züge der germanischen Volksanschauung erinnern dürfen, die ein, ich will nicht sagen verwandtes, aber doch ähnliches Gepräge tragen. Ich verweise in dieser Beziehung z. B. auf Mannhardt, Germanische Mythen S. 54. 75[5]).

---

1) Sacred Books of the East I, 189.

2) Vgl. Çat. Br. IX, 1, 2, 36. Chānd. Up. II. 12. 14 u. s. f.

3) II, 9, 11.

4) Sie steht Tāṇḍya-Brāhm. VII, 7, 15.

5) „Dieser Gedanke (vom Raub des Weltauges) erscheint in verschiedenen Formen und wird mehrfach auch so ausgedrückt, dass Riesen und Zwerge das Sonnenauge auf ihrem Körper, an ihrer Stirn tragen; ein lichter Gott reisst es ihnen aus, die gefangene Sonne befreiend."

Hierzu fügt M. folgende Anmerkung:

„Der die Winterburg bauende Jotunn fordert vom heiligen Lorenz oder Eaborn Snare *eins seiner Augen* (s. Menzel Odin S. 21, ursprünglich vom höchsten Gotte. In der ältesten Mythengestalt raubte er das Auge wirklich. Das Weltauge, die Sonne ist also Winters in Jötungewalt. Daher wird auch in deutschen Frühlingsliedern gesungen: „Stecht dem Winter die *Augen* aus".

Menzel, Odin ist mir nicht zugänglich. Solche Frühlingslieder siehe bei Grimm, deutsche Myth.[2] 725.

Im Anschluss an die Stellen, welche das Rathaṃtara in Beziehung zur Erde setzen, erklärt sich die bis jetzt ganz sinnlose Legende des Tāṇḍya Brahmana: Die Pṛṭhas wurden (von den Göttern) geschaffen. Die Götter gingen mit ihnen zum Himmel; das Rathaṃtara aber vermochte seines Umfanges wegen nicht (mit ihnen) zu gehen, obwohl es aufflog. Da legte Vasiṣṭha seine Theile (mahimnaḥ) zusammen, sang es und kam zum Himmel[1]).

Bedeutungsvoll ist folgende Stelle des Tāṇḍya Brahm.: Prajāpati schuf das Rathaṃtara. Hinter ihm her wurde das Geräusch eines Wagens geschaffen. Prajāpati schuf das Bṛhad. Hinter ihm her wurde das Getöse des Donners geschaffen[2]).

Merkwürdig sind die Erläuterungen, welche der Commentar hierzu gibt. Er sagt nämlich, dass man am ersten Tage das Rathaṃtara mit Wagengerassel einleite (*rathaghoṣeṇa upakurvanti*), das Bṛhad aber, da man das Getöse des Donners nicht machen könne, mit damit gleichbedeutendem Trommelschlag[3]).

Wie wir so oft schon das Bṛhad in Verbindung mit Indra, Sindhu gesehen haben, so sehen wir es hier von Trommelschlag eingeleitet, der nach indischer Auffassung das Rollen des Donners nachbilden soll. Wir werden nachher bei der weiteren Besprechung des Mittsommertages sehen, dass an demselben in der Tat mehrere Trommeln aufgestellt und geschlagen werden, welche das Rollen des Donners nachzuahmen bestimmt sind.

Was bedeutet aber das dem Rathaṃtara vorausgehende Wagengerassel? Wenn der Trommelwirbel den Donner nachahmen soll, wird auch dieses eine bestimmte Bedeutung haben, wahrscheinlich eine solche, die zu volkstümlichen Meinungen in Beziehung steht. Wir sehen, dass das Saman dem Mittwintertag eignet und wir werden damit von selbst auf Bräuche geführt, die — ich weiss nicht ob im indischen — aber doch im germanischen Volksleben eine Stätte haben. Ich darf daran erinnern, dass man bei uns das Geschrei und Gebrumm der bösen Geister nachzuahmen suchte, welche zur Zeit der kürzesten Tage umherschwärmen

1) VII, 7, 17: *Pṛṭhāni vā asṛjyanta | tair devāḥ svargam lokam āyan | teṣāṃ rathaṃtaraṃ mahimnā naçaknod utpatat | tasya vasiṣṭho mahimno vimadhāya tena stutvā svargaṃ lokam ait | tan saṃbhṛtyodgayet.*

2) VII 8, 9: *sa rathaṃtaram asṛjata | tad rathasya ghoṣo 'nvasṛjyata 10. sa bṛhad asṛjata | tat stanayitnor ghoṣo 'nvasṛjyata [sa vairūpam asṛjata | tad va tasya ghoṣo 'nvasṛjyata .* Letztere Alternative ist, wie leicht zu erkennen ist, erst später eingefügt worden.

3) *stanayitnughoṣeṇa bṛhataḥ stutyaçakyatvāt tatsamānena dundubhighoṣeṇopākaraṇam.*

sollen, an den Brummteufel (Rommelpott), ein irdenes Gefäss oder eine Tonne, in deren Mitte ein Strohhalm beim Reiben einen schnarrenden Ton bewirkt, an unsere Waldteufel[1]). Ganz besonders passend aber vergleicht sich der in einigen schleswiger Gegenden übliche Brauch zu Weihnachten ein Rad ins Dorf zu rollen[2]).

Was die Nachahmung solcher Geräusche in indischer Auffassung bedeutet, lehrt die Aeusserung des Taṇḍya Brahm. VII, 8, 15: „Wer so (nachzuahmen) weiss, bei dem reden alle diese Geräusche lauter glückverheissende Stimmen[3]).“ Sie hat also Zauberkraft.

Noch ein die Mittwintermelodie betreffender Punkt ist hier zu erwähnen. Nach Lāṭyāyana VII, 11, 6 lehrt nämlich Çāṇḍilya, dass bei einem nach der Weise des Rathaṃtara gesungenen Verse[4]) die Silbe *bhā* viermal (nach einem anderen Lehrer dreimal) hinzugeträllert werden müsse. Diese Silbe *bhā* aber ist, wie ich Lāṭ. II, 9, 12 und dem Commentar zu 13 entnehme, nichts anderes als die Wurzel *bhā* leuchten, oder eine Abkürzung von Formen wie „*bhāti*“, „er leuchtet“.

„Wie Agni, Candra, Sūrya leuchten“, sagt der Commentar, „die Finsternis vertreiben, so auch Sänger und Opferer. Denn er sagt: „es leuchtet (bhāti) Agni, es leuchtet (bh.) der Mond, es leuchtet (bh.) die Sonne, es leuchten (bh.) die Sterne, es leuchtet (bh.) das Rathaṃtara“ und lehrt damit den Glanz der mit Vokalen versehenen bh-Laute[5])

Es zeigt sich also, dass mit der Bedeutung, welche ich aus andern Gründen der Rathaṃtaramelodie zuweisen zu müssen glaubte, die mannigfachen einzelnen Gebräuche übereinstimmen, welche in den Ritualbüchern uns erhalten sind und sich in dieselben, teilweis wahrscheinlich aus dem Volksleben hinübergeflüchtet haben. Meine Erklärung empfängt also auch daher eine gewisse Gewähr für ihre Richtigkeit.

Das Vāmadevya

In anderem Bilde werden beide Melodien Atharva Veda VIII, 10, 13 zwei Brüste der Virāj (einer Personifikation des Jahres, wie es scheint)

1) Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen 162. 411. Meier, Schwäbische Sagen 457 ff. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben II, 13; Mannhardt, German. Mythen 521. Weihnachtsblüten S. 60 u. s. f.

2) Grimm, Deutsche Mythol.[4] 1223 (Nachträge).

3) *sarve 'smin ghoṣāḥ sarvaḥ puṇyā vaco vadanti ya evam veda.*

4) *rathaṃtaravarṇāyam catvary aksarāny abhistobhed bhā bhā iti çāṇḍilya* etc.

5) *yatha cāgnicandrasuryā bhasvanto 'pahatatamaskās tadvad udgātṛyajamānān bhavataḥ | evaṃ hy āha | bhaty agnir bhāti candrama bhati sūryo bhānti jyotiṃṣi bhati rathaṃtaram iti bhakurāṇām eva diptim darçayati svaravatam |*

genannt[1]). Die Deutung dieses Vergleiches würde nach dem Vorausgehenden keine Schwierigkeiten mehr machen, wenn nicht zwei weitere „Brüste" derselben Virāj hinzukämen, welche das Vāmadevya- und das Yajñāyajñīya-Sāman darstellen sollen. Es steht zu vermuten, dass diese beiden zwei Zeitpunkte darstellen, welche von annähernd gleicher Bedeutung wie die Solstitien sind. Als solche würden sich die Aequinoktien darbieten. Da diese beiden Sāmans im Rgveda noch nicht erwähnt, wenigstens bis jetzt unter diesem Namen nicht nachgewiesen sind, so würden diese beiden Aequinoktialmelodien erst später eingeführten Festfeiern angehören.

Alle vier Sāmans werden ferner AV. VIII, 10, 14. 15 genannt[2]):

oṣadhīr eva rathaṃtareṇa
devā aduhran vyaco bṛhatā |
apo vāmadevyena
yajñaṃ yajñāyajñīyena

„Es molken die Götter die Pflanzen durch das Rathaṃtara, den Himmel durch das Bṛhad, durch das Vāmadevya die Wasser durch Yajñāyajñīya das Opfer."

Diese Verse bieten Anlass zu mehreren Bemerkungen. Zunächst sehen wir, dass Yajñāyajñīya etwas doktrinär mit dem Opfer verbunden wird. Wenn es wirklich einen Aequinoktialtag bedeuten sollte, so würde angenommen werden können, dass zuerst das Vāmadevya für beide, einander völlig gleiche Tage galt und dass erst später dem einen von beiden das Yajñāyajñīya überwiesen wurde, wozu stimmt, dass so viel ich sehe das Vāmadevya öfter als das Yajñāyajñīya mit den beiden berühmtesten Sāmans verbunden ist. Ich habe indes meine Untersuchung in diesem Punkt nicht weiter geführt. Bezüglich des Vāmadevya aber habe ich einiges hinzuzufügen. Wir sehen es in unsern beiden Versen mit den „Wassern" verbunden. So auch Tāṇḍya Brāhm. VII, 8, 1. Unter diesen ist hier aber nicht, wie man glauben könnte, die Regenzeit oder der Himmel zur Regenzeit zu verstehen, sondern der Luftraum. Das wird durch Taitt. Saṃh. II, 6, 7, 1. 2 bestätigt, wo dieses Sāman wie auch an anderen Stellen geradezu mit dem Luftraum verbunden wird; denn es heisst daselbst: *upahūtaṃ rathaṃtaraṃ saha pṛthivyā — upahūtaṃ vāmadevyaṃ sahāntarikṣeṇa — upahūtaṃ bṛhat saha divā*[3]).

1) *bṛhac ca rathaṃtaraṃ ca dvau stanāv āstāṃ yajñayajñiyaṃca vāmadevyaṃ ca dvāu.*

2) Siehe noch Vers 16. 17.

3) Andere Stellen gleicher Art siehe Taitt. Brāhm. III, 7, 10, 1; II, 1, 5, 7. Tāṇḍya Brāhm. VII, 9, 9; 10, 6. Ap. Çr. S. XIV, 31, 3 u. s. w.

Welches kann der Gedankengang gewesen sein, auf dem man das Vāmadevya zum Vertreter des Luftraums machte? Dies gleicht einer so törichten Spielerei, dass selbst die Frage nach ihrem tieferen Sinn überflüssig scheinen könnte. Indess etwas müssen die Inder dabei sich doch gedacht haben; denn die Zusammenstellung erscheint nicht einmal, sondern in verschiedenen Texten und verschiedenen Zeiten. In der Tat findet sich auch ein Anhalt, die Bedeutung zu erfassen.

Wenn Rathaṃtara den tiefsten, Bṛhad den höchsten Sonnenstand nach indischer Auffassung bezeichnet, so liegen in der Mitte die Aequinoktien, deren Sāman, wie ich vermutete, das Vāmadevya war. Wurden jene zu einem Symbol der Erde und des Himmels, so konnte das gewissermassen mitten zwischen ihnen liegende Vāmadevya auch zur Vertretung des zwischen Himmel und Erde befindlichen Luftraums gelangen. So heisst es Tāṇḍya VII, 9, 5: *ayam vai loko madhyamo vāmadevyam etasmād vā imāu lokāu viśvañcāv asṛjyetām bṛhac ca rathaṃtaraṃ ca*: Das V. ist diese mittlere Welt; nach beiden Seiten von ihm aus wurden diese beiden Welten geschaffen, Bṛhad und Rathaṃtara."

Gegenüber dem höchsten und dem tiefsten Punkt stellt der mittlere gleichsam den des Beharrungszustandes, der Gleichmässigkeit dar. Gehen wir der Verwendung nach, welche das Vāmadevya in Bildern und Vergleichen gefunden hat, so zeigt es sich auch wirklich, soweit ich untersucht habe, in dieser Richtung hin verwertet. Āçv. Gṛhya S. II, 6, 1. 2 heisst es z. B.: Wenn er den Wagen besteigen will, so berühre er, mit beiden Händen besonders, die beiden Räder, indem er sagt: „ich fasse deine Vorderfüsse. Bṛhad und Rathaṃtara sind deine beiden Räder". „Das Vāmadevya ist deine Achse", damit streichle er die beiden Achsenhalter[1]). Weiter heisst es Gobhila I, 9, 29: „Der Gesang des Vāmadevya dient zur Erreichung innerer Ruhe; ebendort (II, 4, 4. 5) wird das Vāmadevya bei einem Unfall, wie z. B. Axenbruch, verwendet. Vāj. Saṃh. XII, 4 steht Vāmadevya in der Mitte als Körper zwischen den beiden Flügeln Bṛhad und Rathaṃtara, während Yajñāyajñiya eine untergeordnete Stellung als Schwanz (puccha, wie z. B. auch Çat. Brahm. IX. 1, 2, 39) erhält. Dieser Dreiklang kehrt oft wieder. Çāṅkh. Gṛhya Sūtra III, 3, 1 heisst es: *rathaṃtare prati tiṣṭha, vāmadevye çrayasva, bṛhati stabhāya*; III, 1, 5 ff.: *rathaṃtarasya stutriyeṇa — pūrvāhṇe juhoti, vamadevyasya madhyaṃdine, bṛhato 'parāhṇe.*

1) Die Deichsel Pāraskara III, 14, 3—5.

So findet sich eine und dieselbe Anschauung oftmals wieder und beweist dadurch, dass Willkür bei ihrer Ausbildung nicht mitgespielt hat. Der natürliche Sinn, den meine Deutung des Vāmadevya als Saman der Tag- und Nachtgleiche vielen Stellen gibt, bietet einige Gewähr für ihre Berechtigung.

Auf späteren Deuteleien beruhen, wenn ich nicht irre, einige in andern Versen hervortretende Verbindungen. Atharvaveda XV, 4, 1 heisst es: „Dem Vrātya setzten sie im Osten die beiden Frühlingsmonate zu Hütern, Bṛhadrathaṃtara zu Gehilfen; die Frühlingsmonate schützen im Osten, BR. helfen dem, der so weiss". Es folgen Vāmadevya und Yajñāyajñiya im Süden, Vairūpa und Vairāja im Westen u. s. w.

Die Anschauungen, welche uns hier entgegentreten, sind von den früher beobachteten so grundverschieden, dass sie von diesen ganz zu trennen sind. Ich glaube, dass die Sāmans hier nur nach ihrer rituellen Wichtigkeit paarweise auf einander folgen, ohne dass eine tiefere Bedeutung der Anordnung inne wohnt. Dasselbe gilt von der ähnlichen Stelle AV. XV, 2, 1 4. Etwas verändert ist die Aufzählung Vāj. Saṃh. X, 10 ff., indem auf Rathaṃtara mit dem Osten und Frühling des Bṛhad mit Süden und Sommer, das Vairūpa mit Westen und Regenzeit u. s. w. folgen. Auch hier hängt nur von dem Ansehen der einzelnen Samans die Reihenfolge ab. Maitr. Saṃh. II, S. 104, 16 finden wir die Zusammenstellung Agni, Rathaṃtara, Prāvṛṭ, Vasanta; Indra, Bṛhat, Dakṣiṇa, Grīṣma u. s. w. Alt sind hierin die Bestandteile Agni, Rathaṃtara und Indra, Grīṣma; die anderen spätere Zutat[1]). Man wird nicht erwarten können, dass bei so verschiedenartigen Texten verschiedenartigster Herkunft die Rechnung bis auf den letzten Rest aufgeht und nicht neue Gesichtspunkte die älteren durchkreuzten.

Möge es mir an dieser Stelle, etwas ausser Zusammenhang, gestattet sein, an einem dunklen Vers, einer poetischen Spielerei der Dichter, das Spiel einer Deutung zu versuchen.

RV. IV, 58, 3: *catvāri çṛṅgā trayo asya pādāḥ*
dve çīrṣe sapta hastāso asya
tridhā baddho vṛṣabho roraviti
maho devo martyāṅ ā viveça

„Vier sind seine Hörner (Solstizien und Aequinoktien); drei seine Füsse (Jahreszeiten); zwei seine Köpfe (dunkle und helle Jahreshälfte); sieben seine Hände (Strahlen der Sonne, wie oft); dreifach gebunden brüllt

1) Siehe noch Maitr. Saṃh. II, 113, 5; III, 159; 180, 7; 187, 15.

der Stier laut dreimonatliche Regenzeit); als grosser Gott ist er zu den Menschen eingegangen." Der Stier ist wohl das Jahr. Jahreszeiten nennt der folgende Vers.

Die Herkunft der Sāmans.

Mit einiger Wahrscheinlichkeit wird festgestellt sein, dass Alt-Indien Sonnenwendtage kannte und dass die Götter, welchen diese Tage gewidmet waren, Sūrya resp. Indra waren. Dass der Donnergott im Mittelpunkte der Verehrung zur Mittsommerzeit stand, wird doppelt begreiflich in Ländern, in denen die sommerliche Umkehr des Sonnenwagens das Nahen der Regenzeit bedeutet; treten doch selbst im Westen Spuren alten Wasserkultes um Johanni hervor.

Jeder dieser beiden Festtage war, wie wir sahen, charakterisirt durch eine der zwei ältesten und vornehmsten Melodien, das Rathaṃtara resp. Bṛhad, welche dem Ṛgveda schon mit Namen bekannt sind.

Sind meine Untersuchungen richtig, so eröffnen sie einen Ausblick in die Stellung der Sāmans nicht nur zur indischen Liturgie, sondern zum Volksleben selbst, indem ja zwei berühmte Melodien als Begleiter, ja als Ausdruck der natürlichsten und volksmässigsten Feste des Jahres erscheinen. Wenn es erlaubt ist ein wenig über den sichern Boden, auf dem wir uns bisher bewegten, hinauszugehen, und einige Vermutungen zu wagen, so sei vorerst des merkwürdigen Vorurteils gedacht, das manche angesehene Brahmanenkreise gegen diesen feierlichen und wichtigen Bestandteil des indischen Gottesdienstes hegten.

Aufrecht hat durch mehrere Stellen indischer Gesetzesbücher diese Abneigung erwiesen[1]). In Āpastamba Dharma Sūtra I, 3, 10, 17[2]) heisst es, dass der Lärm von Hunden und Eseln, das Geheul von Wölfen, Schakals, Eulen, alle Töne von musikalischen Instrumenten, Weinen, Gesang und Sāmans die Unterbrechung des Hersagens der heiligen Texte veranlassen sollen." Noch entschiedener ist Manus Ausspruch[3]), dass man Ṛk und Yajurveda nicht studieren dürfe, wenn man den Klang der Sāmans hört; „denn der Ṛgveda gehört den Göttern, der Yajurveda den Menschen, der Sāmaveda aber den Manen; sein Klang ist darum unrein". Das Rechtsbuch des Baudhāyana I, 21, 5 (S. 34) stellt „Tanz, Gesang, Musik, Weinen, Sāmans", ferner Wind, Faulgeruch und Nebel auf eine Stufe als Hinderungsgründe für das Studium.

1) Ṛgveda² XXXVIII.
2) Siehe auch Gaut. XVI, 21.
3) IV, 123. 124.

Aufrecht sieht die Ursache von der Unreinheit des Sāmaveda in der Kenntnis von der Willkür und zum Teil unwürdigen Weise, in welcher der alte Text des Rk in diesem Gesangbuch unterbrochen ist. Mir scheint dieser Grund nicht in das Wesen der Sache einzudringen; denn er lässt vor allen Dingen unerklärt, wie denn das Eindringen dieser Samans ins Ritual überhaupt möglich war. Nach dem, was ich bisher ausgeführt habe, halte ich mich für berechtigt, die Ursache für die Abneigung gegen den Sāmagesang wo anders zu suchen: nämlich in seiner Herkunft, in seiner Entstehung von dort, wo Lied und Gesang seine Pflege zu allen Zeiten gefunden hat, aus dem Leben des Volkes.

Wir wissen aus den Resten germanischer wie slawischer Ueberlieferung, dass mit den beiden Sonnwendfesten Liedchen und Spruchreime mancher Art verbunden waren, dass bei den Slawen das Weihnachtsfest (Koleda) von Gesängen begleitet war, dass die Johannisfeier (Sobótka) mit Tanz und Gesang begangen wurde. Und aus dem deutschen Volksleben sind uns zahlreiche Verschen aufbewahrt, die an diese Feste anknüpfen.

Adalbert Kuhns glänzende Combinationsgabe hat den Nachweis geführt, dass der Ideenkreis der germanischen Zaubersprüche in vielen Liedern der vedischen Dichtung, besonders des Atharvaveda wiederkehrt. Sie gehören inhaltlich zu dem ältesten, was uns von indischer Dichtung erhalten ist. Aber ihren Ursprung hatten sie schwerlich in dem Denken priesterlicher Sänger, sondern im Glauben des Volkes, besonders unbrahmanisch lebender Arier.[1]) Wenn der Atharvaveda erst verhältnismässig spät eine Stellung unter den Samhitā's empfing, so wird die Herkunft vieler seiner Bestandteile die vornehmste Ursache hiervon gewesen sein.

Waren diese Zaubersprüche alles, was aus dem indischen Volksleben an die Brahmanen herandrängte? Sollte nicht, wie bei den Hierarchien aller Länder, auch ihr priesterlicher Bau Bestandteile eben dieses Volkslebens in sich aufgenommen haben, gegen das es sich später mit stolzer Unnahbarkeit abschloss? Die Entwicklung ihrer Gewalt würde schwerlich möglich gewesen sein, wenn deren Begründer alles Volkstümliche verschmäht hätten.

Sicher, es wird nicht verwegen sein, zu glauben, dass auch jene Melodien entstanden aus alten Weisen, die im Volke umgingen, dass sie bei volkstümlichen Feiern wie Sonnwendfesten ihre erste und natürlichste Verwendung fanden. Als sie dann in früher Zeit mit dem Gottesdienst verschmolzen, als den alten Melodien neue, dem Rk entlehnte

1) Siehe Weber, Ind. Litteraturgeschichte ²163.

Texte von gut brahmanischer Gesinnung untergelegt wurden, blieb dennoch in den Augen strenger Brahmanen noch etwas von ihrer plebejischen Herkunft haften und ward der Anlass zu Vorschriften, die von ihrer Abneigung zeugen.[1])

Lagen unsern Sāmans wirklich ältere volkstümliche Texte zugrunde, die durch Entlehnungen aus dem brahmanischen Rk verdrängt wurden, um die Melodien dem Brahmanismus mundgerecht zu machen, so wird es vergeblich sein, nach jenen Texten zu suchen. Dennoch scheint es mir, als ob eine Erinnerung an den volkstümlichen Ursprung der Sāmans und an die einst nach ihnen gesungenen volkstümlichen Lieder gewahrt sei, gewahrt in der äusseren Form der Rgvedaliedchen, welche jetzt die Grundlage der Sāmans ausmachen. In einem lesenswerten Aufsatz hat Oldenberg gezeigt, dass die Lieder der Sāmansänger formell durch das Ueberwiegen der Metra Gāyatrī und Pragātha — deren Namen er mit Recht von *gai*, singen, ableitet (S. 446) — ausgezeichnet seien und sich auf zwei- bis dreistrophigen Umfang beschränken. Ein Gāyatrīvers besteht aus drei Zeilen, jede zu acht Silben. Gewöhnlich bilden drei solcher Verse ein Lied. Ein Pragātha setzt sich aus zwei Versen zusammen, deren erster aus $8 + 8$ und $12 + 8$, deren zweiter aus $2 \times 12 + 8$ Silben besteht.[2]) Die Unterlage dieser Gesänge besteht also aus kurzen zwei bis drei Verse umfassenden Liedchen von metrisch leichtgeschürzter Form, der man ohne Schwierigkeit volkstümlichen Charakter zuschreiben und die mancher altgermanischer Sprüche vergleichen kann. Vielleicht zeigt die weitere Forschung, dass unter die dreiversigen Liedchen des Rgveda sich noch wirklich manches gerettet

1) Ich glaube nicht, dass der Typus jener Rätselfragen, die als besondere Proben brahmanischer Geheimnistuerei gelten, in den brahmanischen Kreisen seine erste Entwickelung gefunden hat. Rätselraten scheint eine besondere Lieblingsbeschäftigung der arischen Stämme gewesen zu sein. Wir kennen zahlreiche Rätsel aus Deutschland (Siehe z. B. Simrocks Rätselbuch), aus dem Norden, aus Mähren u. s. w. und manches derselben liest sich, als ob ein weiser Brahmane es gedichtet hätte. Der Gedanke, dass die Form der Dichtung schon in grauer Vorzeit entstanden sei, wird wenigstens nicht abzuweisen sein. Man lese z. B.: „Ich weiss einen Vogel federlos, der setzte sich auf ein Gehöft grenzenlos; kam eine Jungfrau gegangen, sie fasste ihn handlos" etc. Oder: „Ich weiss einen Baum hoch auf dem Gebirg mit 13 Aesten, 4 Zweigen auf jedem Ast, auf jedem Zweige 6 Vögel, der siebente trägt goldene Federn" (Z. f. Deutsche Myth. III, 129), und vergleiche dazu die Form mancher vedischer Rätsel, wie z. B. dessen, welches ich S. 327 übersetzt habe. Oder: „Wer sind die zwei, die zum Thing fahren? Drei Augen haben sie zusammen. Zehn Füsse und einen Schweif haben die beiden und reisen so über Land" (Müllenhoff, Z. f. D. Myth. III, 1 ff.) u. a. m.

2) Zeitschrift der DMG. 38, 439 ff.

hat, das aus unbrahmanischem Munde stammt oder wenigstens aus einem älteren Volksliede umgedichtet ist [1])

Sobald wir daran festhalten, dass die Sāmans Volksmelodien und Volksliedern ihren Ursprung verdanken, dann werden die wunderlichen Einschaltungen wie hoyi, huva, hōi u. s. w. beim Gesang ohne weiteres verständlich: es sind Juchzer, Jodler, oder wie wir sie sonst nennen wollen. Sie mögen manch' strengem Brahmanen recht „unfein" erschienen sein.

Einiges aus dem Ritual des Mahāvrata (Mittsommerfeier).

Ein ausführliches Ritual des Viṣuvanttages ist nicht erhalten; von dem abgesehen, was ich früher hervorgehoben habe, unterscheiden die ihn betreffenden Vorschriften sich nicht erheblich von den für andere festliche Somaopfer geltenden. Der stete Wechsel zwischen Sūrya- und Indraversen ist, wie bemerkt, darauf zurückzuführen, dass in ihm das Ritual zweier Tage zusammengefallen und das Mahāvrata teilweise in ihm aufgegangen ist. Die Rituale haben uns aber noch überaus wertvolle Ueberreste des letzteren bewahrt. Seine ausführlichste Schilderung findet sich in den beiden letzten Büchern des Çānkhāyana Çrauta, zu dem sie aber nur einen Anhang bilden. Denn es fällt auf, dass nur eine kleine Zahl der Handschriften und zwar in ziemlich schlechter Verfassung diese beiden Adhyāya's überliefert. Auch ist ihr Erklärer von dem Verfasser des Commentars zu Buch I—XVI verschieden. Die Feier dieses Festes hatte in brahmanischen Kreisen vielleicht Ansehen und Bedeutung verloren, war vielleicht auch zum Geheimcult [2]) geworden, wie mir seine breite Behandlung im Aitareya Āraṇyaka (bes. I. IV. V) zu beweisen scheint.

Simrock bemerkt mit Bezug auf die deutsche Mythologie,[3]) dass die Frühlings- und Sonnengebräuche im wesentlichen, wenn auch schwächer, schon zu Weihnachten hervortreten. Vielleicht gab es eine Zeit, wo auch in Indien manche Bräuche des Mahāvrata an dem ritueil jetzt sehr karg ausgestatteten Viṣuvanttage hervortraten.[4])

1) Wie z. B. IX, 112 Pischels Ansicht (Ved. Stud. 107), dass der Refrain dieses Liedes beizubehalten sei, überzeugt mich nicht.

2) Siehe Ind. Stud. X, 128.

3) Handbuch der D. Myth. [3] 565.

4) Ich darf hier daran erinnern, dass nach dem Kalpadruma des Jayasinha, auf Grund des Padmapurāṇa, später der ganze Monat Māgha Viṣṇu gewidmet ist. (Wilson, Religious festivals of the Hindus, works [1], vol. II S. 162). Dass in dem Uttarāyaṇafest, das am 12. und 13. Januar gefeiert wurde, Bestandteile einer alten Sonnwendfeier enthalten sein mögen, hat schon Wilson (l. c.) vermutet. Ich

Unter den Angaben des Aitareya Āraṇyaka ist von Interesse die Legende von dem Ursprung des Mahāvrata: „Indra schlug den Vṛtra und wurde gross. Weil er gross wurde, wurde diese grosse Begehung die grosse Begehung (I, 1)". Denn, insofern sie unser Opfer mit Indra verknüpft, stimmt sie überein mit den Quellen, welche ich früher angeführt habe, der Maitrayaṇi-Saṃhitā u. a. und bietet eine, allerdings unwesentliche Bestätigung meiner früheren Ausführungen. Ein wichtigeres Zeugnis liegt in den überaus zahlreichen Indraliedern, welche nach Ausweis besonders von Çāṅkhāyana XVIII, Ait. Ar. IV an diesem Tage gesagt werden, und ferner in dem Umstand, dass an ihm ausser den gewöhnlichen Thieren ein Stier für Indra, ein Bock für Prajāpati zu opfern ist. (XVII, 7, 8.)

Indra war wie kein anderer Gott des vedischen Altertums ein Spender der Fruchtbarkeit. Dass er in dieser Eigenschaft gerade an dem Tage gefeiert wurde, lehrt neben anderem seine Vereinigung oder seine Identificirung mit Prajāpati, Viçvakarman, dem Herrn und Schöpfer der Welt. Wenn beim Mahāvrata den Frauen eine grössere Rolle zugeteilt wird, als sonst geschieht, so ist das nicht lediglich Zufall und ganz so Unrecht, wie Rajendra Lāla Mitra meint[1], hat daher Haug[2] nicht, wenn er sagt, dass das Mahāvrata sich auf „generation" beziehe, allerdings ist diese Beziehung erst eine abgeleitete.

Çāṅkhāyana beginnt seine Beschreibung mit den Vorschriften zur Herstellung einer Schaukel, welche später dem Hotṛ zum Sitz dient; was dieser Brauch bedeutet, vermag ich nicht zu sagen; der Umstand, dass RV. VII, 87, 5 die Sonne „Schaukel" genannt wird, lässt symbolische Handlungen vermuten, deren Verständnis sich uns noch entzieht. Die nahen Beziehungen Indra's zur Sonne, die dem Veda sehr geläufig sind und von mir oben kurz angedeutet wurden, würden solche symbolische Handlungen sehr natürlich erscheinen lassen, da es ja Indra's Werk ist, wenn nach der Regenzeit die Sonne in neuem Lichte strahlt.[3]

Im Folgenden beschränke ich mich auf die Aufzählung einiger merkwürdiger Vorschriften. Ein in allen Sūtras wiederkehrender Brauch ist nach den Angaben Çāṅkhāyana's dieser:

füge hinzu, dass ein Indrafest im Monat Aṣāḍha gefeiert wurde. Siehe Ap. Dh. S. I, 3, 20 und Commentar.

1) Ait. Āraṇyaka, Preface S. 15.

2) Ait. Brāhm. II, 283.

3) Eine Schaukel kommt später bei der s. g. Dola Jātrā vor, dem Schaukelfest, welches am 14 Tage der lichten Hälfte des Phālguna, also um Mitte März, zu Ehren Kṛṣṇa's gefeiert wird. Ein Bildnis Kṛṣṇa's wird auf einer dazu errich-

XVII, 5, 6: Hinter dem Agnidhra gräbt man zwei Pfosten[1]) nach Osten geneigt ein, für eine Schiessscheibe. 7. Diese Scheibe wird zwischen den Pfosten entweder (ein wenig) in die Erde eingegraben oder über derselben auf einem Aufwurf aufgestellt und mit einem Fell bedeckt. 8. Er soll seinen Pfeil durch sie nicht ganz hindurchschiessen.

Weiter heisst es XVII, 15, 1: „sie spannen den Pferdewagen an.[2]) 2. Vor der südlichen Ecke der Vedi. 3. Ihn besteigt der König oder eine fürstliche Person[3]), gerüstet, mit einem Bogen und drei Pfeilen. 2. Er umfährt dreimal von links nach rechts die Vedi und schiesst auf die Scheibe. 3. Er soll seinen Pfeil durch sie nicht ganz hindurchschiessen (sondern so, dass er darin stecken bleibt). Ebenso ein zweites und drittes Mal."

Wenig anders sind die von Kātyayana XIII, 3, 13 überlieferten Vorschriften. Der Commentar zu dem betreffenden Lehrsatz sagt, dass man nordwestlich von der Grube das Fell einer unfruchtbaren Kuh über eine Matte legen oder an einem gegabelten Pfosten aufrichten soll. Ein Kṣatriya durchbohrt es mit Pfeilen, aber so, dass die Pfeilfedern nicht darüber hinausstehen.[4])

Germanisten werden leichter beurteilen können, welche deutschen Gebräuche sich hier anschliessen. Unwillkürlich denkt man an Pfingstschiessen und Schützenkönige.[5])

Die Verwendung von Pauken habe ich schon kurz berührt. Es wurden vier gebraucht; eine fünfte wird dadurch hergestellt, dass man ein Loch gräbt und dieses mit dem nach aussen gewendeten Fell des Opferstieres überspannt. Diese „Erdpauke" rührt man mit dem Schwanz des nämlichen Stieres.[6])

Wir lernten S. 323 eine Stelle des Taṇḍya Brāhm. kennen des Inhalts, dass hinter dem Bṛhad das Tosen des Donners geschaffen wurde

teten Schaukel früh, mittags und abends einige Male hin und her geschwungen. Siehe Wilson, Religious festivals (works [1]II, 225).

1) prāñcyau (so die MSS!) prabhe sthūne. Comm. „Zweige".

2) Dieser ist XVII, 5, 1 näher beschrieben.

3) XVII, 5, 3 ein König oder eine fürstliche Person (rājamātra), die ein Bogenschütze ist. Oder eine andere diese Kunst verstehende Person

4) Der Text von Hiraṇyakeśin XVI, 15 lautet: *khatasaṃghāte tejanisaṃghāte vā vitatyocchritaṃ lambanti | agreṇāhavanīyaṃ ratheṣu rājaputrāḥ kavacinaḥ saṃnahya vyathanārthaṃ carmānuparivartante | teṣaṃ ekaikaṃ saṃśāsti māparaiteir mateyateir iti | karte (?) viddhvā nātipādayanti.* Ueber Āpastamba vergleiche man das Citat Ait. Ar. S. 421.

5) Das Bolzentreiben beim Osterfeuer, von dem Panzer, Beitrag z. D. Myth., I, 211 berichtet, ist wohl nicht vergleichbar.

6) Çāṅkh. XVII, 5, 8. 9. Lāṭ. IV, 3, 19 ff.

und man, um dieses nachzuahmen, beim Bṛhad Trommelschall erklingen lässt. Der Donner der Wolke wird auch im klassischen Sanskrit mit dem Ton der Trommel verglichen.[1]) Auch in der deutschen Mythologie ist der ja naheliegende Vergleich bekannt.[2]) Die Verwendung der Trommeln beim Mahāvrata dient demselben Zweck. Dass es sich um Darstellung von Naturvorgängen handelt, zeigen die weiteren Vorschriften, dass während des Trommelschlages Frauen, welche gefüllte Wasserkrüge tragen, dreimal von rechts nach links und wiederum von links nach rechts um das Feuer herumgehen und ebenso nachher wieder, wenn der letzte Vers des Stotra vorüber ist und die Trommler aufgehört haben.[3]) Nach dem letzten Rundgang giessen sie das Wasser ins Feuer, löschen es also aus. Sehr wichtig sind in dieser Beziehung die Angaben, welche uns bei Hiraṇyakeçin erhalten sind: *aṣṭau dasakumārya udakumbhāñ çirṣann adhinidhāya triḥ pradakṣiṇam mārjālīyam dhiṣṇyam parinṛtyantiḥ pariyanti dakṣiṇān pado nighnatīr idam madhu gāyantyaḥ.*[4]) Acht Sklavenmädchen nehmen Wasserkübel auf den Kopf und umschreiten tanzend den Marjālīyaherd, mit dem rechten Fuss aufstampfend und singend: „dies ist Met.“ Somit umtanzen die Mädchen singend das Feuer. Also Johannisbräuche in Indien in reinster Form! Das Lied, welches sie singen, kehrt in mehreren Quellen, Kātyāyana, Hiraṇyakeçin u. a. mit einigen Abweichungen wieder. Es ist ein Freudenlied: „hai mahai“, beginnt es bei Kātyāyana,

„he, juchhe! wohl duften die Rinder, hā re![5]) dies ist Met!
nach gulgulu duften die Rinder; dies ist Met!
die Rinder sind der Butter Mütter, dies ist Met!
Mögen hier sie sich mehren; dies ist Met!“[6]) u. s. w.

Indem uns die Sūtras diese Auskünfte geben, gewähren sie einen unerwarteten Fernblick in die arische Zeit. Denn mit den Reigentänzen und dem Singen der indischen Mädchen um das Feuer zur Mitsommerzeit geht gleicher Brauch in deutschen wie in slawischen Landen Be-

1) Z. B. Meghadūta 56. 64. Kumārasambhava VI, 40.

2) Z. B. Zeitschrift f. D. Myth. III, 128.

3) Çāṅkh. XVII, 14, 13; 16, 7. 8. 9.

4) Dies steht auch Taitt. Saṃh. VII, 5, 10 wörtlich gleich; vergleiche ferner Kāt. XIII, 3, 19 ff. Lāṭ. IV, 3, 18. Neun Kübel sind hier genannt. Es sind nach Lāṭ. Sklavinnen des Hausherrn (gṛhapateḥ), welche den Tanz ausführen. Ait. Ār. V, 1, 1, 1 (S. 387). Hier stampfen sie nicht mit dem rechten Fuss auf, sondern klatschen mit der rechten Hand auf den rechten Schenkel.

5) Hā re, ein Ausruf.

6) Die den Refrain bildenden Worte „idam madhu“ kehren fast in allen Quellen, die ich kenne, wieder, auch wenn die Verse selbst nicht aufgeführt sind.

kannt ist das Springen über und durch das Johannisfeuer als germanische Sitte. Aber auch das Tanzen und Singen um das Johannisfeuer war in Uebung[1]) in Thüringen oder Sachsen und sonst. Grimm[2]) entnimmt aus Schlagers Wiener Skizzen[3]), dass gemeine Frauen, freie Töchter zu Wien am Sonnwendfeuer tanzten. Und festlicher Jubel scheint auch sonst der Begleiter dieses Festes gewesen zu sein.

Wir wissen dasselbe von den Slawen. Kochanowski's, des im 16. Jahrhundert lebenden polnischen Dichters, Pieśń świętojańska o sobótce[4]) ist der Feier dieses Festes gewidmet.

Auch ein bei dieser Gelegenheit gesungenes Lied, das ich bei Hanusch finde, spricht von Tanz und Gesang.[5])

Merkwürdiger Weise sind im Westen mit dem Johannistage Ueberreste des auf den Donnergott weisenden Wasserkultes verbunden. Wir sahen, dass der Mahavratatag Indra gehört und die Wassereimer, welche von den Mädchen um das Feuer herumgetragen werden, auf dieses ausgegossen werden müssen, was man auf die Löschung der Glut durch das bald zu erwartende Eintreten der Regenzeit wird deuten können.

---

1) Deutsche Myth. [4]514; Panzer, Beitrag z. D. M. II, 239

2) Nachträge S. 177.

3) I, 270; V, 352.

4) Johannislied zur Sommersonnwendfeier. Ich übersetze einige der ersten Verse:

1. Glüht die Sonn' im Krebses-Zeichen,
Ist verstummt die Nachtigal,
Bringt die Zeit Sobótka wieder,
Lodert's auf im „Schwarzen Walde".
2. Gäste und die Hausgenossen
Stellen sich beim Feuer ein;
Lautenspiel erklingt von dreien
Und der Wald ruft ihnen Antwort.

Erstes Mädchen:

1. v. 3. Wir erfuhren's von den Müttern
— Ihnen ward es so gelehrt —
Dass an dem Johannistage
Immer die Sobótka brennt.
10. Lasst uns feiern diesen Abend
Hochberühmt, nach altem Brauch;
Bis es tagt die Flammen schüren
Unter Tänzen und Gesängen."

5) Slaw. Mythus S. 202: „a wy chłopcy pożar palcie
i z dziewkami sobie skaczcie" —
„aber ihr Bauern, entzündet das Feuer
Und mit den Mädchen schwingt euch im Tanz."

Die den Tanz begleitenden Verse weisen besonders durch ihren Kehrreim: „dies ist Met“ auf die Fruchtbarkeit hin, welche man von der kommenden Zeit erhoffte und sich aus dem Erlöschen des Feuers vielleicht weissagen wollte. In auffallend damit übereinstimmender Weise gelten die Wasser in der Johannisnacht bei uns für besonders heilsam.[1]) Wenn das Feuerrad, das man im Dorfe Konz an der Mosel bergab rollen lässt, brennend in die Flut gelangte, also dort erlöschte, prophezeite man daraus eine gesegnete Weinernte. Merkwürdiger Weise waren dabei Frauen und Mädchen am Burbacher Brunnen aufgestellt.[2]) Rymarkiewicz' Abhandlung über Kochanowski's Johannislied[3]) entnehme ich, dass noch im Jahre 1844 die Ruteuen in Zaleszczyki ein Feuerrad in den Dniestr rollten.[4]) Auch bei den Slawen hat das Wasser um Johanni besondere Kraft. Begiessungen, Bäder sind in dieser Zeit von grösserer Wirkung als sonst. Wahrscheinlich sind diese Bräuche nur ein Rest grosser Freudenfeste, die in dieser Zeit gefeiert wurden.

An der Hoffnung auf Fruchtbarkeit nehmen, wie natürlich, die Frauen in nicht geringem Maasse Teil. Es wurde bemerkt, dass sie in Indien am Mahāvratatage stärker zu den Opferhandlungen als sonst herbeigezogen werden. Nicht nur, dass sie die Wassereimer um das Feuer herumtragen, sie helfen auch beim Herstellen der Musikinstrumente, besonders der Lauten, welche zur Feier des Tages notwendig sind und werden auch selbst sie zu schlagen veranlasst.[4]) Trommelschlag und Saitenklang vereinten sich zur Verherrlichung des grossen Gebers aller Fruchtbarkeit. Deutlicher aber als in allen anderen Ceremonien tritt der Charakter des Festes in den uns anstössigen Gebräuchen zu Tage, welche phallischer Natur sind. Çānkhāyana sagt bezeichnender Weise, dass sie alt und ausser Uebung[5]) gekommen seien; er hält sich darum mit ihrer Schilderung nicht lange auf. Aber auch bei ihm tritt in der Verwendung des Verses RV. VIII, 69, 2: *nadam va odatinām* noch ein Rest althergebrachter Sitten hervor. In die von ihm gelassene Lücke treten ergänzend die Angaben anderer Lehrer ein. Kātyāyana XIII, 3 sagt darüber folgendes:

---

1) Grimm [4]515 589. Simrock [4]588.

2) Grimm [4]515. A. Kuhn, Mythol Studien I, 85 ff., 89. Man vergleiche, was Panzer, Beitrag I, 213, berichtet, dass die Asche des nach der Auferstehungsfeier am Charsamstag in Altbennberg angezündeten Feuers am anderen Tage sorgfältig gesammelt und in das fliessende Wasser des Rötenbaches geworfen wird.

3) Jana Kochanowskiego Pieśń Swiętojańska objaśniona i oczeniona przez Prof. Dr. Jana Rymarkiewicza, Poznań 1884 S 160.

4) Z. B. Çānkh. XVII, 3, 12 ff., Lāṭ IV, 2 u. f.

5) *purāṇam utsannam*, XVII, 6, 2.

3. Innerhalb der Vedi (geschieht folgendes). 4. Dort sitzt ein Lobredner und ein Tadler. 4. Der eine lobt, der andere schilt (die das Opfer Begehenden). 6. Eine Dirne und ein Brahmacārin (ein zur Keuschheit verpflichteter junger Brahmanenschüler) schmähen einander. 7. Ein Çudra (dunkelfarbiger) und ein Arya (hellfarbiger) streiten sich um ein rundes Fell[1]) (das jeder von beiden an sich zu reissen sucht). 8. Der Ārya siegt. 9 Südlich vom Marjālīyafeuer übt in einem umhegten Raum ein Paar Beischlaf aus.

Noch ausführlicher ist Lāṭyāyana IV, 3 — merkwürdigerweise das Lehrbuch der Sāmasänger, deren Lieder dem Volksleben vielleicht näher als dem der Brahmanen standen. Es heisst dort:

1. An das östliche Thor der Hütte soll ein Brahmane als Lobredner sich setzen, mit dem Gesicht nach Westen. 2. An das westliche ein niedriger Mann (vṛṣala) als Tadler, mit dem Gesicht nach Osten. 3. Dieser soll sagen: „die das Opfer Begehenden hatten keinen Erfolg", 4. Der Lobredner: „sie hatten Erfolg."

5. Südlich vom Marjalīyafeuer soll innerhalb der Vedi ein Vaiçya stehen mit dem Gesicht nach S.; ausserhalb der Vedi ein Çudra mit dem Gesicht nach N. 6. Oder, ist kein Vaiçya da, irgend ein Brahmane oder Kṣatriya. 7 Diese sollen um ein weisses, rundes Fell sich streiten.[2]) 8. Der Çudra beginnt.

9. Oestlich vom Agnīdhrīya stehe innerhalb der Vedi mit dem Gesicht nach N. ein Brahmacarin; ausserhalb eine Dirne mit dem Gesicht nach S. 10 Sie soll sagen: schlechter! du hast dein Keuschheitsgelübde gebrochen. 11. Er soll erwidern: pfui über dich . . . .[3])

12. So tun alle (drei Parteien) drei Mal. 13. Sind alle Beteiligten fertig, dann soll der Lobredner noch dreimal sagen: „sie hatten Erfolg." 14. Der Çudra soll loslassen und fortlaufen. 15. Der Ārya soll mit demselben Fell ihn niederschlagen.[4]) 16. Nach Gutdünken soll der Brahmacarin seine Partnerin beschimpfen.

17. Hinter dem Agnidhrīya, ausserhalb der Vedi, soll in einem umhegten Raum ein Paar — von welcher Kaste man es wählen will — Beischlaf üben.[5])

—

1) Soll dies von der „schwarzen" und der „weissen Farbe" umstrittene Fell ein Symbol des Himmels sein? Und das beim Scheibenschiessen aufgehängte Fell einer unfruchtbaren Kuh der regenlose Himmel?

2) Volksbelustigungen? Man beachte, dass es sich um Vaiçyas und Çudras handelt.

3) Nicht übersetzbare Zoten.

4) avakṣiṇuyāt (Comm. hanyāt).

5) Siehe auch Ait. Ar V, t. 5 (S. 416). Auch Hiraṇyakeçin kennt die Vorgänge.

Man muss sich erinnern, dass diese Vorgänge an dem Indra oder Prajāpati, dem Herrn aller Creatur, geweihten Mitsommertage ihre Stätte fanden, um sie zu verstehen. Indra gibt nach heisser Sonnenglut der Erde Fruchtbarkeit und nach dem Regen freundlichen Sonnenschein. Sollte von der Hoffnung auf seinen Segen, der die Natur zu neuem Leben weckte, allein das Menschengeschlecht ausgeschlossen sein? Andere Zeiten hatten andere Sitten und natürlichere Menschen ein natürlicheres Sittengesetz. Man hat verschiedentlich sich bemüht, den arischen Inder als besonders gesittet darzustellen und das, was an ihm uns anstössig erscheint, als einen Einfluss unarischer Stämme hingestellt, mit denen er in Berührung kam. Man tut diesen Aboriginern wohl manchmal recht unrecht. Ich vermag nicht einzusehen, warum die Reste alten Phalluskultes nicht von den eingewanderten Indern mitgebracht sein sollen, mitgebracht aus ihrer Heimat, aus der Zeit der Gemeinschaft mit den arischen Bruderstämmen. „Phallusdienst", sagt Grimm, Myth. ^{4}176 Anm. 2, „wie er unter vielen Völkern des Altertums verbreitet war, muss aus einer schuldlosen Verehrung des zeugenden Princips hergeleitet werden, die eine spätere ihrer Sünde bewusste Zeit ängstlich mied."

Manchem Forscher ist die arische Vorzeit nahezu als die des Paradieses erschienen. Seit dem Erscheinen von O. Schraders trefflichem Buch „Sprachvergleichung und Urgeschichte" ist dieser Zauber geschwunden und hat einer ruhigeren Auffassung Platz gemacht. Ich darf darauf verweisen, dass wie bei Indern, Römern, Griechen auch bei den Germanen Anzeichen alten Phalluskultes nicht fehlen. Freyr, der wie seine Schwester Freya über Regen und Sonnenschein waltet,[1]) ist auch ein Gott der Wollust und des Ehesegens. Adam von Bremen sagt in seinen gesta Hamaburgensis ecclesiae pontificum: tertius est Fricco, pacem voluptatemque largiens mortalibus, cujus etiam simulachrum fingunt ingenti priapo; si nuptiae celebrandae sunt (sacrificia offerunt) Fricconi." Auch andere Zeugnisse treten für die Annahme, dass Freyr ein Gott der Zeugung war, ein[2]) Wäre es sicher, dass ihm die Johannisfeier besonders galt,[3]) so hätten wir bei deutschen Stämmen Reste phallischen Cultes zur Zeit des Johannistages in Verbindung mit Freyr. Dass unter den lebenden Thieren, welche ihm dargebracht wur-

1) Grimm ^{2}193, ^{4}176. Simrock, Handbuch ^{5}323, 329, § 100, 101. Mannhardt, Germ. Mythen 247. A. Kuhn, Mythol. Stud. I, 90.

2) Siehe Grimm, l. c. Wolf, Beiträge 144 ff. A. Kuhn, Westphäl. Sagen II, 137. Simrock ^{5}329.

3) So A. Kuhn, Myth. Stud. I, 90. Mannhardt setzt sein Fest in das Wintersolstiz l. c. 521.

den, sich namentlich Ochsen befanden, stimmt zu seiner Eigenschaft als Spender der Fruchtbarkeit und trifft mit der indischen Vorschrift zusammen, am Mahavratatage einen Stier für Indra zu opfern. Aber auch abgesehen von einem etwaigen Zusammenhange des germanischen Festes mit Freyr sind Gebräuche bei der Sommersonnenwende nicht selten, welche sich auf Liebe und Ehegemeinschaft beziehen. A. Kuhn rechnet darunter besonders die Sitte, dass der Sprung über das Feuer möglichst paarweise vollzogen ward. Sehr deutlich tritt in slawischen Gegenden der ursprünglich stark weltliche Charakter der Sonnwendfeier hervor. Mein verehrter College Nehring hatte die Güte, mich auf die Synodalbeschlüsse der Synode des Bischofs Andr. Laskari von Posen § 58 (Starodawne pomniki prawa polskiego V, Appendix) aufmerksam zu machen, wo es heisst: Item inhibeatis choreas in diebus sabbativis et in vigiliis Joannis Baptistae, Petri et Pauli, cum complures fornicationes, adulteria et incestus illis temporibus committuntur. Ebenso wird in Stoglav, in den Synodalbeschlüssen der Moskauer Synode (1551) von den nächtlichen Vergnügungen, ungebührlichen Reden, teuflischen Liedern, Tanzen, Hüpfen und gottverhassten Dingen gesprochen, denen sich Männer, Frauen und Mädchen in der Johannisnacht hingeben. „Und wenn die Nacht vorüber ist, dann gehen sie in den Fluss mit grossem Geschrei wie Teufel und waschen sich mit Wasser.“ In einer früheren Zeit – ich verdanke auch diese beiden Hinweise der Gefälligkeit Nehrings — führt der Hegumenos des Klosters in Pskov, Pamphilos, nur im Allgemeinen Klagen über gottverhasste Spiele in der Nacht vom 23. zum 24. Juni.

Es geht hieraus hervor, dass die Johanniszeit bei Slawen wie bei Germanen mit Bräuchen verbunden gewesen sein muss, die in sehr hohes Alter hinaufreichen und allem Anschein nach mit dem Dienst von Göttern, die als Spender von Fruchtbarkeit gefeiert wurden, verbunden waren. Das Hervortreten ganz gleicher Vorgänge in Altindien um die Zeit des Indra geweihten Mahavratatages lässt vermuten, dass wir es hier nicht mit vereinzelten Erscheinungen zu tun haben. Es besteht kein Grund für die Anschauung, die arischen Stammvölker für keuscher zu halten, als die Vorfahren der Germanen, Slawen oder Inder gewesen sind. Bräuche, die, allen diesen gemeinsam, zur gleichen Jahreszeit hervortreten, werden wir nicht ohne Wahrscheinlichkeit ihrer gemeinsamen Vorzeit zusprechen dürfen.

Es lässt sich, soweit ich sehe, nicht entscheiden, ob der Cult des Sonnen- oder des Gewittergottes der Ausgangspunkt dieser Sommersonnwendgebräuche gewesen ist. Im indischen Altertum trat, entsprechend den klimatischen Verhältnissen, Indra als Gott der Jahres-

mitte, wenn auch nicht ausschliesslich, so doch entscheidend in den Vordergrund. Ob er einen altarischen Sonnengott damit von seinem Platz verdrängt hat, vermag ich nicht festzustellen. Notwendig ist die Annahme keineswegs. Denn schon zu alten Zeiten muss dem Gewittergott ein Anteil an diesen Mittsommerfesten zugefallen sein. In Germanien wird Donar mehrfach mit dem Johannistage verbunden[1]) und die an ihm übliche Wasserverehrung bei Slawen und Deutschen weist, wie bemerkt, viel mehr auf den Donner- als auf den Sonnengott Auch Donar gibt Fruchtbarkeit und Segen in der Ehe Ueber eine phallische Darstellung von ihm handelt Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie III, 86—107. 246. Es wäre daher nicht unmöglich, dass die Verehrung des Gewittergottes in Indien am Mahavratafest von alten, vorhistorischen Anschauungen ausging, nach denen die Mittsommerfeier wesentlich dem Spender des Regens galt.

Vorstellungen, wie die mit dem Rollen der Flammenräder in einen Strom verknüpften, machen nicht den Eindruck, als ob sie in unserem Klima entstanden oder verständlich wären. Die Erklärung, dass die Sonne ihre Gluten nur in das Wasser tauche, um am andern Morgen dem Bade mit frischer Kraft zu entsteigen[2]) — was sie ja alle Tage tut — diese Erklärung ist nicht kräftig genug, um diesen Brauch gerade bei der Mittsommerfeier ausreichend zu begründen. Seine Entstehung hat aber Länder zur Voraussetzung, in denen auf die Zeit heisser Sonnenglut eine längere Regenperiode folgte, deren Eintritt die Glut der Sonne löscht und ein fruchtbares Jahr verheisst. Doch in Hypothesen möchte ich mich nicht verlieren.

1) Mannhardt, Z. f. D. Myth. III, 104; Simrock [5]560.
2) Panzer, Beitrag II, 545.

Breslau, Juli 1889.

Spanische Funde.

Von

Karl Vollmöller.

Seit dem Sommer 1888 sind auf dem Gebiet der altspanischen Literatur Funde gemacht worden, welche zu den wichtigsten Entdeckungen dieser Art überhaupt gehören.

Den Beginn machte die seit etwa zwei Jahrhunderten verlorene zweite Handschrift des altspanischen Alexander, welche Juni 1888 plötzlich im Katalog des Antiquars A. Bailleu in Paris auftauchte. Der sofort von mir gemachte Versuch, diese Hs. für mich zu erwerben, schlug fehl, da die Pariser Nationalbibliothek schon vorher die Hand darauf gelegt hatte.

Nach einer Meldung der Romania 18, 523 wird eine neue Ausgabe des Gedichtes von A. Morel-Fatio unter Benützung dieser Hs. demnächst erscheinen. Mittlerweile hat bereits G. Baist auf meine Veranlassung in den RF. 6, 292 nach der kurzen Beschreibung in dem Antiquariatskatalog eine Notiz über die Hs. veröffentlicht, worin er auf Grund der Angaben derselben das Gedicht endgiltig Berceo zuweist und den Namen des bisher für den Verfasser gehaltenen Schreibers richtig stellt.

I.

Die Tercera Parte de la Silua de varios Romances. Çaragoça M. D. L. I.

Eine weitere Ueberraschung brachte im Herbst vorigen Jahres der Katalog CXCII des Herrn Albert Cohn in Berlin, welcher S. 19 Nr. 132 den bisher auch dem Namen nach ganz unbekannten Vergel de Amores und S. 20 Nr. 134 neben der sehr seltenen Segunda Parte die allgemein (s. Wolf Studien S. 320[1]) als verloren betrachtete Tercera Parte de la

1) Die Tercera Parte wird zuerst erwähnt in dem Epilog der Segunda Parte:

Silva de varios Romances aufführte. Das Buch befand sich, bis es Hr. Cohn erwarb, seit undenklichen Zeiten in Deutschland im Privatbesitz; vielleicht hat es schon im dreissigjährigen Krieg ein spanischer Offizier nach Deutschland gebracht. Ich bemühte mich lange, diese wichtigen Texte zu erwerben, doch ohne Erfolg. Dagegen gestattete mir Hr. A. Cohn, der sich an der Ehrung Konrad Hofmanns, des Mitherausgebers der in seinem Verlag erschienenen Primavera, auch seinerseits beteiligen wollte, den die drei Texte enthaltenden Band behufs eines Artikels über dieselben in der Festschrift kurze Zeit in Göttingen zu benützen, wofür ich ihm auch hier meinen verbindlichsten Dank abstatte. Mittlerweile war das kostbare Buch an den Herrn Marqués de Xerez de los Caballeros in Sevilla verkauft worden, der auf meine Bitte nicht nur die Verwendung für die Festschrift ebenfalls gestattete, sondern auch noch eine mit ausserordentlicher Sorgfalt hergestellte zeilen- und seitengetreue, von ihm selbst mit dem Original verglichene Abschrift der Tercera Parte für mich anfertigen liess, wofür ich ihm meinen tiefgefühlten Dank ausspreche.

So bin ich denn in der Lage, über die Tercera Parte und den Vergel de Amores gerade zum Jubiläum eines Mannes schreiben zu können, der unsere Kenntnis der spanischen Romanzenliteratur so sehr gefördert hat. Die jetzigen Mitteilungen sind als Vorläufer einer Ausgabe der Tercera Parte zu betrachten, welche sich in Vorbereitung befindet. Bei der Gelegenheit die Mitteilung, dass ich später auch die Primera und Segunda Parte der Silva neu herauszugeben gedenke.

Der Band enthält 3 Werke 1) die Segunda Parte (das 3. bekannte Exemplar, die 2 andern besitzen das Brit. Museum und die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek München[1]), 2) die Tercera Parte, 3) den Vergel

---

¶ El impreſſor.

NO he querido poner en eſta parte mas deſtos pocos chiſtes: porque plaziendo a dios enla tercera ſe pondran: con otras coſas agradables al curioſo lector. Vale.

Sie enthält nun allerdings keine Chistes, dafür stehen neue Chistes in der ein Jahr nach derselben erschienenen zweiten Auflage der Segunda Parte, worüber unter Nr. II mehr. Die späteren Ausgaben der Silva sagen schon auf dem Titel ausdrücklich, sie haben „los mejores romances de los tres libros de la Silva".

1) Auch von der Primera Parte ist ein drittes Ex. vorhanden: Würzburg, Kgl. Universitätsbibliothek; die beiden andern Exx. sind bekanntlich im Brit. Museum und in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek München.

de Amores. Gebunden ist er zur Zeit des Druckes des Werkes nur in neben und vorn eingeschlagenes Schweinsleder mit Riemen zum Zusammenbinden (ohne Pappe o. ä. innen). Die Ränder sind nach Art dieser alten Einbände vorn am Schnitt soweit übergeklappt, dass sie, wenn der Band zugebunden ist, den vordern Längsschnitt ganz bedecken. Die einzelnen Blätterlagen sind mit Zwirn an Lederriemen angeheftet. Alle 3 Teile des Bandes sind zu gleicher Zeit zusammengebunden worden.

Das Exemplar ist im ganzen gut erhalten, das Papier nicht vergilbt. Nur das Titelblatt der Segunda Parte ist etwas zerrissen und rechts und links von *ces* und rechts und links unter *Primera* sind Löcher, allem Anschein nach davon herrührend, dass ein Name und vielleicht Wohnort [?] da ausradirt sind.

In der Segunda Parte fehlt Bl. CVIII. Es ist sauber ausgerissen. Bl. CXLIX und Bl. CL, die innerste Lage des Bogens, liegen lose drin.

Mit Bl CCIII hört die Zählung der Blätter auf. Bl. 204 bis zum Schluss der Segunda Parte, Bl. 212 einschliesslich, stehen die Chistes und die sind unpaginirt. Dann folgen 2 Bll Tabla und 1 Bl. (I El impressor (s. dasselbe vorige S Anm.). ‚Alles wie in dem mir vorliegenden Münchener Exemplar.

Unmittelbar daran schliesst sich die Tercera Parte. Das Titelblatt derselben unterscheidet sich von der Ausführung der Titelblätter des 1. und 2. Teils (Münchener Ex.) nur dadurch, dass dasselbe mit Randleisten im Geschmack der Renaissance eingerahmt ist, welche mit Ockergelb leicht kolorirt sind.

Es sind einschliesslich des Titelblattes, das mitgezält ist, 154 römisch paginirte Blätter, auf welche zwei unpaginirte Blätter Tabla folgen. Die Tabla schliesst auf dem Rekto des zweiten Blattes unten. Das Verso desselben ist als Romanzenseite bedruckt, doch ist dieser Druck mit zwei kräftigen gekreuzten Strichen durchstrichen und dann, weil das Blatt als letztes zu dünn war, ein starkes, unbedrucktes Papier darüber geklebt. Die Blattbezeichnung ist teilweise fehlerhaft, wie oft in diesen alten Drucken. Es sind Bogen (Lagen) von 12 Blättern; nur die letzte Lage hat bloss 5 Blätter, weil das reichte. Während in der Segunda Parte die Bogen mit A ff. (Majuskeln) bezeichnet sind, geschieht das in der Primera und Tercera Parte durch a ff. (Minuskeln). Nachstehend die Bogenbezeichnung:

Titelblatt	—	Bl. 6	aa VI
Bl. 2	aa II	„ 7	aa VII
„ 3	aa III	„ 8–12	—
„ 4	aa IIII	„ 13	bb
„ 5	aa V	„ 14	bb IJ

Bl.	15	bb III	Bl.	76	gg IIII
„	16	bb IIII	„	77	gg VI
„	17	bb V	(Fehler statt gg V; durch das Folgende ausgeglichen)		
„	18	bb VI	„	78	gg VI
„	19	bb VII	„	79	gg VII
„	20—24	—	„	80—84	—
„	25	cc	„	85	hh
„	26	cc II	„	86	hh II
„	27	cc III	„	87	hh III
„	28	cc IIII	„	88	hh IIII
„	29	cc V	„	89	hh V
„	30	cc VI	„	90	hh VI
„	31	cc VII	„	91	b VII statt hh VII
„	32—36	—	„	92—96	—
„	37	dd	„	97	ii
„	38	dd II	„	98	ii II
„	39	dd III	„	99	ii III
„	40	dd IIII	„	100	ii IIII
„	41	dd V	„	101	ii V
„	42	dd VI	„	102	ii VI
„	43	dd VII	„	103	ii VII
„	44—48	—	„	104—108	—
„	49	ee	„	109	kk
„	50	ee II	„	110	kk II
„	51	ee III	„	111	kk III
„	52	ee IIII	„	112	kk IIII
„	53	ee V	„	113	kk V
„	54	ee VI	„	114	kk VI
„	55	ee VII	„	115	kk VII
„	56—60	—	„	116—120	—
„	61	ff	„	121	ll
„	62	ff II	„	122	ll II
„	63	ff III	„	123	ll III
„	64	ff IIII	„	124	ll IIII
„	65	ff V	„	125	ll V
„	66	ff VI	„	126	ll VI
„	67	ff VII	„	127	ll VII
„	68—72	—	„	128—132	—
„	73	gg	„	133	mm
„	74	gg II	„	134	mm II
„	75	gg III			

Bl. 135	mm III	Bl. 146	nn II
„ 136	mm IIII	„ 147	nn III
„ 137	mm V	„ 148	nn IIII
„ 138	mm VI	„ 149	nn V
„ 139	mm VII	„ 150	nn VI
„ 140—144	-	„ 151—154 u.	
„ 145	nn	die 2 Bll. Tabla	—

Die Seite fortlaufenden Textes hat, wie in der Primera und Segunda Parte, 28 Zeilen.

Die Schrift ist dieselbe wie in der Primera und der Segunda Parte, gótica, nur sind die grossen ersten Anfangsbuchstaben der Romanzenanfänge im Text und in der Tabla Antiqua, während die Primera Parte durchaus und die Segunda Parte von Bl. LXXXV r° ab mit Ausnahme von Bl. LXXXVII v° dafür hübsche Frakturinitialen haben. Sonst schliesst sich die Tercera Parte in Format und äusserer Ausstattung ganz an die beiden ersten Teile an. Nur stehen in unserer Tercera Parte am Schluss der Romanzen, wenn nicht mehr als eine halbe Seite frei bleibt (ist es mehr, so fängt gleich die folgende Romanze an), gewöhnlich, aber nicht immer, Vignetten, um den vorhandenen Raum auszufüllen, so dass dann die nächste Romanze oben auf der Seite beginnt. Die Ausführung dieser Vignetten zeigt immer hübsche Renaissancemotive. Die Höhe der Blätter ist 11,2 cm, deren Breite 6,5 cm. Höhe des Titelblattes mit Umrahmung 10,5 cm, Breite des Titelblattes mit Umrahmung 5,8 cm, 1 cm breiter als Vergel, der am Längsseitenrand beschnitten ist. Höhe der Schrift ohne Seitenüberschriften 9,5 cm. Breite der Schrift 4,6 cm. Die Seitenüberschriften sind in der Art, dass links immer *Romance* steht und rechts *del nascimiento* u. s. w. Es wird deshalb im Folgenden bloss die rechte Seitenüberschrift angegeben ausser wo *Romance* rot gedruckt ist. Die Numerirung der 75 Romanzen rührt von mir her. Die Romanzen am Schluss sind in der Tabla teilweise nicht eingetragen. Die Texte sind durchgängig gut und schon deshalb verdient die Tercera Parte einen vollständigen Abdruck.

Ich verzeichne nun den Inhalt der Tercera Parte, die Romanzen in der Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, mit Angabe der mir bekannten alten und neuen Ausgaben, in denen die betr. Romanze sonst gedruckt ist. Da mir namentlich die alten Ausgaben nicht alle zugänglich sind, so sollen diese Mitteilungen nicht abschliessend sein und ich bitte um Nachträge. Von 29 Romanzen der Tercera Parte sind mir keine anderweitigen Drucke bekannt.

Titelblatt: ¶ Tercera Par [Bl. 1 r°]
te dela Silua de va-
rios Romances [rot]
¶ [roth] Lleua la miſma orden que
las otras

[Das Druckerzeichen, kreisrund, etwa in Grösse eines Talers. Es ist dasselbe wie in der Primera und in der Segunda Parte. Derselbe Holzstock ist dazu verwendet. Ein Adler auf einem Baumast, der einen Skorpion im Schnabel hält. Umschrift: VLTIO IVSTA.]

¶ Impreſſa en Caragoça [so!] por
Steuan. G. de Nagera [rot]
M. D. L. I.

Auf der Rückseite des Titels beginnt gleich die Sammlung.

I v°. 1. ¶ Romãce d'l ſan[1]) | tiſſimo naſcimiẽto de nue[2]) | ſtro ſeñor Ieſu chriſto.

Holzschnitt: Geburt Jesu Christi. Maria und Joseph im Stalle an der Krippe des Christuskindleins, darüber zwei Engel. Dasselbe Bild wie Segunda Parte Bl. III v°.

La[3]) ſacra y diuina noche
noche mas clara quel dia.

Seitenüberschriften: II r° del naſcimiento. III r° De la natiuidad [rot]. 68 Zeilen.

III r°. 2. Romance del ec[1]) | cliſe quel ſol hizo contra | natura enla muerte d'nue | ſtro ſeñor Ieſu chriſto [rot].

Por lo mas alto del polo
encumbrado el ſol corria. P rot.

Seitenüberschr.: IIII r° De la paſſion. IIII v° Romance [rot]. 94 Zeilen. V r° und VI r° De la paſſion [rot].

V r°. 3. Otro Romance.

Holzschnitt: Christus am Kreuz, zu seiner Rechten Maria, zu seiner Linken St. Johannes. Dasselbe Bild wie Segunda Parte

1) Bis hierher sehr grosse Schrift.

2) Dann kleinere, aber immer noch grösser als die gewöhnliche Textschrift. Aehnlich auch im Folgenden, abwechselnd mit der Kombination sehr grosse Schrift und gewöhnliche Textschrift, oder überhaupt bloss letztere.

3) L von La grosse unter die Zeile herunterreichende Initiale, wie schon gesagt, Antiqua. a ist die gewöhnliche gotische Initiale. So sind die ersten zwei Buchstaben immer behandelt.

Bl. XXVIII r°, was XXX r° heissen muss; die Paginirung ist hier verdruckt.

Miraua dende la cruz
el rey de Iſrael vn dia. [M rot.]

Seitenüberschr.: VI r° de la paſsion, VI v° Romance [rot]. 70 Zeilen. Aehnlicher Anfang: Romancero y Cancionero sagrados, coleccion de poesias cristianas, morales y divinas, sacados de las obras de los mejores ingenios Españoles por Don Justo de Sancha (Bibl. de Autores Españoles Bd. 35), Madrid 1855, S. 91 Nr. 252.

VI v°. **4.** Romace dela deſtruy | ciō de Hieruſalem. [rot in gewöhnlicher Textschrift.]

Veo tu famoſo templo
Ieruſale derribado. [V rot.]

196 Zeilen. Seitenüberschr.: VII r° De Ieruſalem [rot]. VIII r° ebenso schwarz. VIII v° Romance [rot]. IX r° (falsch im Druck XV) de Hieruſalem [rot]. X r° (falsch XX) Dela tentacion.

X r°. **5.** † Romãce ſobre | las tres tentaciones quel enemi- | go de naturaleza Humana hizo a | nueſtro Redemptor.

Helo helo por do viene
con mueſtra diſſimulada.

146 Zeilen. Ausser unserer Romanze kenne ich noch drei mit derselben ersten Zeile. Sie sind im Register von Durans Romancero general aufgeführt. Der Anfang ist in allen vier Romanzen der traditionelle. Welche dieser vier Romanzen bei Gallardo, ensayo de una Biblioteca Española de libros raros y curiosos I, Madrid 1863, Sp. 116 Bl. 66 gemeint ist lässt sich nicht sagen, da dort nur die erste Zeile angegeben ist. Seitenüberschr.: X v° und XII v° Romance [rot]. XI r° Dela tentacion [rot, sonst dasselbe schwarz]. XII r° fehlt die Paginirung. ¶ vor Fin rot. Hierauf Querleiste als Vignette zur Ausfüllung des Raums: Widderkopf.

XIII r° oben. **6.** † Romance de la | Reſureccion.

Venid venid o chriſtianos
venid todos muy d'grado.

56 Zeilen. Seitenüberschr: XIII r° De la Reſureccion. XIIII r° De la reſureccion.

XIIII r° 7. ¶ Romance d' co | mo nueſtro Señor apare | cio a ſus apoſtoles.

Holzschnitt: Petrus mit dem Himmelsschlüssel.

Llorando eſtaua ſan pedro
ſu pecado ſin ceſſar.

72 Zeilen. Seitenüberschr.: XV r° De la Reſurrecion.

XV r°. 8. ¶ Romace del co | mendador Auila.

Dvrmiendo yua el ſeñor
en vna Naue en la mar.

24 Zeilen. Gedruckt: Cancionero general: que contiene muchas obras de Diverſos Autores antiguos, con algunas coſas nueuas de modernos, de nueuo corregido y impreſſo [Vignette]. En Anuers. En caſa de Philippo Nucio, à la enſeña de las dos Cigueñas Año M.D.LXXIII. Con Priuilegio del Rey. Mit Titelblatt IV, 386 Bll. fol., Bl. XXVI v°. Cancionero general de Hernando del Castillo segun la edicion de 1511, con un apéndice de lo añadido en las de 1527, 1540 y 1557. Publícale la Sociedad de Bibliófilos Españoles II (Madrid MDCCCLXXXII, 659 S. und 6 unpagin Bll.) S. 306 Nr. 26, woselbst weitere Nachweise von Drucken in den Vorbemerkungen. Das Villancico hat unser Text nicht. Depping, Sammlung der besten alten Spanischen, Historischen, Ritter- und Maurischen Romanzen. Altenburg und Leipzig 1817, S. 399. Derselbe, Romancero Castellano, ó Coleccion de antiguos romances populares de los Españoles. Nueva edicion con las notas de Don Antonio Alcala-Galiano, Leipsique 1844, II 399.

XVI r°. 9. † Otro romance | para la natiuidad de | nueſtro ſeñor.

Enel tiempo que Otauiano
enel imperio regia.

82 Zeilen. Nach Z. 38 derselbe Holzschnitt wie I v° zu Nr. 1: Christi Geburt darstellend. Am Schluss zwei Vignetten: Löwenkopf und Widderkopf. Dieselben Holzstöcke hier und im Folgenden. Seitenüberschr.: XVI r° und XVIII r° De la natiuidad, XVII r° Del naſcimiento.

Nun beginnt Bl. XVIII v° oben eine neue Gruppe. Ueberschrift:

¶ Romances de | Hyſtorias.

Diesmal beide Titelzeilen in der gröseren Schrift.

10. Eine andere Ueberschrift als die eben angeführte fehlt.

Qvando vos naſciſtes hijo
triſte no dormia yo.

41 Zeilen. Was wir hier haben ist ein Bruchstück aus einer spanischen Romanze, welches dem Schluss der portugiesischen von Reginaldo entspricht, bei Almeida-Garrett, Romanceiro, Lisboa 1851, II 164 Z. 7 v. u. ff. Die Uebereinstimmung ist, abgesehen von dem Singen in der portugiesischen Romanze, teilweise ganz genau.

XIX r°. **11.** Ꝯ Romance de la ¸ çarote.

Nvnca ſe vio cauallero
de damas tan bien ſeruido.

Die bekannte Romanze. 34 Zeilen. Seitenüberschr.: de Lançarote. Duran[1]), Romancero general, Madrid 1851, I 198 Nr. 352. Wolf y Hofmann, Primavera y Flor de Romances, Berlin 1856, II 69 Nr. 148. Ochoa, Tesoro de los Romanceros, Paris 1838, S. 12, Ausgabe von Barcelona 1840, S. 11. Depping 1817 S. 308. J. Grimm, Silva de romances viejos, Vienna 1815, S. 240 Depping 1844 II 7. Hartzenbusch, Romancero pintoresco, Madrid 1848, S. 127. Wolf, über eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern auf der Universitätsbibliothek zu Prag, Wien 1850, S. 100.

XX r°. **12.** Otro romance.

Caualga doña Ginebra
y de Cordoua la rica.

42 Zeilen. Seitenüberschr.: De doña Ginebra. Am Schluss Vignette: Löwenkopf.

XXI r°. **13.** Ꝯ Romãce de do | Belardos.

El cielo eſtaua nubloſo
el ſol eclipſe tenia

64 Zeilen. Seitenüberschr.: De don Belardos. XXII r° de Belardo.

---

1) Ich stelle Duran als die vollständigste, die Primavera y Flor als die beste Romanzensammlung voran. Von den anderen Romanzensammlungen führe ich nur diejenigen an, welche ich oder Andere für mich eingesehen haben, und verweise bezüglich aller weiteren Drucke hiemit ein für allemal auf die Quellennachweise und Anmerkungen bei Duran, Rom. gen. und in der Primavera y Flor.

XXII r°. **14.** † Romance de | Ceſar [dies letztere in gewöhnlicher Schrift].

Ivnto a Lerida eſta Ceſar
que viene con gran poder

54 Zeilen.

XXIII r°. **15.** ¶ Romance de ſci | pion.

Africa eſtaua lloroſa
el pueblo muy alterado.

30 Zeilen. Seitenüberschr.: De Scipion. Am Schluss Vignette: Stierkopf.

XXIIII r°. **16.** ¶ Romãce ſobre | el Saco de Roma.

Triſte eſtaua el padre ſanto
lleno de anguſtia y pena.

54 Zeilen. Seitenüberschr.: Romance. Diese Fassung ist meines Wissens nur noch gedruckt in: Floreſta de varios Romances, ſacados de las historias antiguas de los hechos famoſos de los Doze Pares de Francia. Agora nuevamente corregidas [so!] por Damian Lopez de Tortajada. [Vignette: Gewappneter Ritter zu Pferde, die Lanze mit der Spitze zur Erde gesenkt; im Hintergrund links eine Burg]. Con licencia. En Madrid: Por Juan Garcia Infançon. Año de 1713. Einschl. des mitgezälten Titelblattes und der Tabla 348 pag. Seiten. Der Text beginnt auf der Rückseite des Titelblattes. 32 Romanzen. Göttingen, Univ.-Bibl. Poet. 1219. 8°. S. 326—328. Ueberschr.: Romance del Saco de Roma, que fue à 23 de Febrero, año 1527. Der abweichende Schluss (s. u.) allein gedruckt bei Depping III (Rosa de Romances p. p. F. J. Wolf, Leipsique 1846) S. XIX f

Verbreiteter ist die andere Fassung unserer Romanze (42 Zeilen), welche namentlich einen ganz anderen Schluss hat. Sie ist gedruckt: Duran Rom. gen II 162 Nr. 1155. Primera Parte de la Silua de varios Romances, 1550, Bl. 138 r°. Silua de varios Romances, 1557 (S. Ferd. Wolf, zur Bibliographie der Romanceros, Wien 1853 = Wien, Akad. phil.-hist. Kl. Sitzungsberichte X. Bd, Jahrgang 1853, S. 484 ff., S. 21 Bl. 130 r°. Silua 1582 Bl. 145 v°. Silua 1617 Bl. 130 v°. Silua 1654 Bl. 112 v°[1]). Cancionero de Romances, Anvers 1555 (Beschreibung des Londoner Exemplars dieser Ausgabe in Gröbers Zs. f. rom. Phil. II 587 f.; ein weiteres Ex. Göttingen, Univ.-Bibl. Poet. 1218. 8°) Bl. 228 r°.

1) Ueber die letztgenannten drei Ausgaben der Silua werde ich demnächst einmal ausführlichere Mitteilungen machen.

CANCIO[1]) | NERO DE ROMAN | ces facados de las coronicas antiguas de Eſpaña con | otros hechos por Sepulueda Y ALVNOS SACA[2]) | dos de los quarenta cantos | que compuſo Alonſo | de Fuentes. | [Vignette: ein gewappneter Ritter mit eingelegter Lanze auf galoppirendem Pferd, ohne Umrahmung] Impreſſos con licencia en Al | cala de Henares en caſa de Se | baſtian martinez. | ¶ Fuera de la puerta de los | Martires. Año 1571. | Eſta taſſado envn real en papel.

Auf der Rückseite des Titelblattes Erratas. Am Schluss der Aufzählung der Druckfehler: [in Petit Eſta bien y fielmente impreſso y el molde correcto por el original por do ſe mando imprimir con las erratas de arriba que ſon faculés [so!] fecho a. 30. de nobiembré [so | | de mil y quinientos y ſetenta.

El licenciado roſsa.

Hierauf [ebenfalls in Petit, die é, immer wie angegeben]: ¶ Yo Iuan Fernandéz de Hérréra ſecretario del conſelo [so!] de ſu Mageſ tad doy fé que auiendoſé viſto por los ſeñores [so!] del conſelo vn libro intitulado cancionero de romances que con licencia de los dichos ſeñores hizo imprimir Gaſpar de ortega librero le dieron licencia para que pudieſso vender cada libro dela dicha impreſsion en papel a real con que antes y primero que ſe venda imprima al principio del eſte teſtimonio de taſsa y porque dello conſto di la preſente que es fecha en madrida [so!] catorze dias delmes de deziébre de. 1570.

Iuan Fernandez de Herrera.

[Bl. II r°, in der Schrift des Textes] Yo Iuã Fernandez de Herrer. S. del cõſejo deſu. M. doy fe que por los ſeñores del ſe dio licencia a Gaſpar de Ortega librero para que pueda hazer imprimir el cancionero de romances viejos con que no le pueda vẽder ſin que primero ſe trayga a corregir y taſſar y por quedello conſte, di la preſente fe, ques fecha en Madrid a nueue dias del mes de ſetiembre de mil y quinientos y ſetenta años,

Iuan Fernandez de Herrera.

[Bl. II v°] bis [Bl. IV r°] Tabla.

Dann arabisch paginirt 199 Bll Text. Bl 112 fehlt in dem Berliner Ex. Am Schluss Bl. 199 r° Q FVE IMPRESSO EL[3]) | preſente cancionero en Alcala | de Henares en caſa de Se- | baſtian Martinez Año de | mil y quinientos y ſeten | ta y vno con licencia | del conſejo

1) Sehr grosse Majuskeln.
2) Gewöhnliche Majuskeln.
3) Wie 2). Das Folgende in der gewöhnlichen Schrift des Textes.

real | de ſu. M. Das ganze Buch in Antiqua gedruckt Höhe der Bll. 14,3 cm, Breite derselben 6,3 cm. Alter Prachteinband: Ganzleder mit reicher Seiten- und Rücken-Goldpressung Die goldgepressten vier Randleisten des Einbandes (Vorder- und Rückdecke) zeigen militärische Embleme: gekreuzte Schwerter, eben solche Speere, Bogen und Köcher, Trommeln, römische Rüstungen und je zweimal die Initialen DM Auf dem Rücken kein Titel. Schöner façonnirter erhabener Goldschnitt. Nach einem Eintrag auf dem Nachsetzblatt (Schrift des 17./18 Jhs.), befand sich das Ex. früher im Besitz eines Herrn Johannes a Dusch. Darunter in späterer Schrift der Name: Borries von dem Busche. Berlin, Kgl. Bibl. Libr. impr. rar. Octav. 153. Bl. 104 v°. Ich gebe diese genauere Beschreibung als Nachtrag zu Wolf, Studien S. 329. Die Aufl. von 1570 stand mir nicht zu Gebot. Sie hat aber nach Wolfs Angaben denselben Inhalt wie unsere Ausgabe. Depping 1817, S. 447. Depping 1844 I 413 f. Vgl. die Anm.

XXV r° u. ff. Seitenüberschr.: De Africa. **17.** ℂ Romance dela | preſa de Africa en ber | ueria En el Año | M. D. L. I.

Nveuas ha venido al Ceſar
carlos rey deſpaña vn dia.

104 Zeilen. Am Schluss Bl. XXXIIII r° Vignette: Löwenkopf. Duran, Rom. gen. II 155 Nr. 1154. Undatirter Einzeldruck, in altem Einband zusammengebunden mit Comentario Del illuſtre Seſor don Luis de Auila y Zuñiga, Comendador mayor de Alcantara: de la Guerra de Alemaña, hecha de Carlo V. Maximo, Emperador Romano, Rey de Eſpaña. Enel Aõo de M. D. XLVI y M. D. XLVII. [Vignette] En Anvers En caſa de Iuan Steelſio. M. D. L. Con priuilegio Imperial. 112 pag. und 4 unpag. Bll. 8°, in München, Kgl. Hof- und Staatsbibliothek (Eur 38. Avila. 8°); vgl. Ferd. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur, Berlin 1859, S. 495 A. Mit demselben Titel gedruckt bei Lorenzo de Sepulueda, Romances nueuamente facados, Anvers 1551 (Wolf, a. a. O. S. 321 Nr 3; ausser in Wien auch noch in Göttingen Poet. 1218. 8°, München, Hof- und Staatsbibliothek P. O. hisp 177. 8° und Wolfenbüttel) Bl. 238 r°, in der Ausgabe von 1580 (Wien, Berlin, Wolfenbüttel) Bl. 220 r° (in der Ausgabe von 1566 fehlt das Gedicht)[1]) und gleichzeitig (der Stoff war ja so aktuell) also in unserer Tercera Parte. Die drei alten Texte stimmen fast wörtlich überein. Nur setzt die Tercera Parte das Ereignis ins Jahr 1551, der Einzeldruck und Sepulueda geben richtig 1550 an. Die Stadt wurde am 10. September 1550 erobert.

1) Auch über diese Romanceros demnächst Näheres.

Festschrift

Konrad Hofmann

zum 70sten Geburtstag

14. November 1889

gewidmet

von

seinen Schülern.

Zweiter Teil.

Erlangen
Verlag von Fr. Junge
1890.

Separatabdruck aus den Romanischen Forschungen, herausgegeben von Karl Vollmöller. Bd. V Heft 2. (Erlangen, Verlag von Fr. Junge, 1890.)

K. b. Hof- und Univ.-Buchdruckerei von Fr. Junge (Junge & Sohn).

Inhalt.

Seite

Vollmöller, Karl, Spanische Funde (II. Hälfte) 353

Mayer, Alfons, Der waldensische Physiologus 392

Meyer, Wilh., Petri Abaelardi Planctus I. II. IV. V. VI. 419

Baist, G., Der gerichtliche Zweikampf, nach seinem Ursprung und im Rolandslied 436

Hartmann, August, Hans Heselloher's Lieder 449

Schmitt, John, Zur Ueberlieferung der Chronik von Morea 519

Scherman, Lucian, Eine Art visionärer Höllenschilderung aus dem indischen Mittelalter 539

Otto, Richard, Altlothringische geistliche Lieder 583

XXXXIII v°. **18.** Romance de gar | ci perez. [Dies letztere in gewöhnl. Textschrift.]

Eſtando ſobre ſeuilla
el rey Fernando tercero.

63 Zeilen. XLIIII r° Seitenüberschr.: de garci perez. Duran, Rom. gen. II 16 Nr. 935. Sepulueda, Romances nueuamente ſacados, Anvers 1566 Bl. 157 v°; fehlt in der Ausgabe von 1580. Depping 1817 S. 197. Depping 1844 I 293.

XLIIII v°. **19.** Romãce.

Yo me fuy para vizcaya
donde eſtauan los hidalgos.

46 Zeilen. XLV r° Seitenüberschr.: del Infante.

XLV v°. **20.** ℂ Romance del | conde velez. [Dies letztere in gewöhnl. Schrift.]

Alabo ſe el conde velez
enlas cortes de leon.

24 Zeilen. XLVI r° Seitenüberschr.: del conde velez.

XLVI r°. **21.** ℂ Romace de aſ- | canio.

Enel tiempo que mercurio
enel oriente reynaua.

72 Zeilen. XLVII r° Seitenüberschr.: de Aſcanio. Duran, Rom. gen. I 178 Nr. 324. Primavera y Flor II 13 Nr. 112. Silua 1582 Bl. 149 r° (146 in der Tabla und im Text verdruckt). Silua 1617 Bl. 132 r°, fehlt Silua 1654.

XLVII v°. **22.** ℂ Romace de ho- | racio. [Dies letztere in gewöhnl. Schrift.]

El gran fundador de roma
que Romulo ſe dezia.

134 Zeilen. Seitenüberschr.: de Horacio. Bl. XLIX v° Holzschnitt: Ritter mit gezücktem Schwert. Derselbe Holzstock wie Segunda Parte Bl. LXXIX v°. Bl. L r° Holzschnitt: Ritter mit gesenktem Schwert in der linken Hand, = Seg. P. Bl. LXXXVII r°.

L v°. **23.** † Otro romance | de la miſma Hyſtoria.

Qvando Horacio en roma entro
como el pueblo le ſeguia.

58 Zeilen. LI r° Seitenüberschr.: de Horacio. Am Schluss die Vignette: Löwenkopf.

LII r°. **24.** ¶ Romance de la | reyna Dido y Eneas. [Dies letztere in gewöhnl. Schrift.]

Por los boſques de Cartago
ſe ſalen a monteria.

116 Zeilen. Seitenüberschr.: LIII r° De Eneas. LIIII r° de eneas. Bl. LII v° Holzschnitt in Umrahmung: Ritter = Seg. Parte Bl. XCI v°. Bl. LIII r° Seitenstück zum vorhergehenden Bild, ebenfalls in Umrahmung: Edelfrau = Seg. P. Bl. XCII r°, also auch so gegenüber wie hier. Am Schluss Vignette: Widderkopf. Duran, Rom. gen. I 325 Nr. 487. Primavera y Flor II 7. Canc. des Romances 1555 Bl. 225 r°. Depping 1817 S. 445. Depping 1844 S. 445. Wolf, Prager Sammlung S. 112. Der eine dieser beiden Einzeldrucke, Nr. XLVI, ist auch verzeichnet bei Gallardo I 1120 Nr. 1119. Ein dritter Einzeldruck bei Gallardo I 1119 Nr. 1116.

LV r°. **25.** † Romance de ga | liarda.

Miſſa ſe dize en Roma
enel altar de ſantiago.

24 Zeilen. Seitenüberschr.: De Galiarda.

LV v°. **26.** ¶ Otro romance | de Galiarda.

Galiarda galiarda
o quien contigo folgaſse.

20 Zeilen. Primavera y Flor II 56. Wolf, Prager Samml. S. 118.

LVI r°. **27.** Otro romance de | Galiarda.

Eſta noche caualleros
dormi con vna donzella.

28 Zeilen. Seitenüberschr.: de Galiarda. Primavera y Flor II 57. Depping III S. 70. Wolf, Prager Samml. S. 118.

LVI v°. **28.** ¶ Romance d'l rey | Abarca.

Por los mas eſpeſſos montes
y lugares de Nauarra.

90 Zeilen. LVII r° Seitenüberschr.: Del rey abarca. Duran, Rom. gen. II 201 Nr. 1212. Depping III 44.

LVIII r°. **29.** ¶ Romance de co | mo vn hijo del rey don Sancho a- | cuſo de aleuoſia a la Reyna ſu Madre.

Vn hijo del rey dō Sancho
que ſe llama don Garcia.

114 Zeilen. Seitenüberschr.: Del rey don Sancho. Duran, Rom. gen. II 203 Nr. 1217. Depping III 46.

LX r°. **30.** ¶ Romance d'l cō | de don Pero velez.
Alterada eſta caſtilla
por vn caſo deſaſtrado.

40 Zeilen. Am Schluss Vignette: Widderkopf. Duran, Rom. gen. II 4 Nr. 919. Depping III 36.

LXI v°. **31.** ¶ Romace d'l | Sophi.
El gran Sophi y el grā can
y el gran caliphe en vn dia.

194 Zeilen. Bl. LXI v° Holzschnitt in Umrahmung: Ritter; derselbe wie Primera Parte Bl. LV v° und öfter. Bl. LXII r° umrahmter Holzschnitt: zwei Ritter. Seitenüberschr.: Bl. LXII r° del turco, sonst del Sophi. Duran, Rom. gen. II 148 Nr. 1148. Silua 1582 Bl. 88 v°. Silua 1617 Bl. 85 r°. Silua 1654 Bl. 81 v°. Wolf, Prager Samml. S. 64.

LXV v°. **32.** ¶ Romance Del | Turco.
A caça ſalio el gran Turco
de Coſtantinopla la llana.

134 Zeilen. Seitenüberschr.: del Turco. Duran. Rom. gen. II 149 Nr. 1149. Silua 1582 Bl. 91 r°. Silua 1617 Bl. 88 r°. Silua 1654 Bl. 84 v° Floreſta de varios Romances 1713 S. 328, Ueberschr.: Romance que trata como ſaliendo à caçar el Gran Turco, viò vn eſtraño prodigio, y ſeñal de ſu perdicion. Wolf, Prager Samml. S. 64

LXVIII r°. **33.** ¶ Romance de la | muerte de Hercules.
Ardiendo ſe eſtaua viuo
Hercules el eſforçado.

58 Zeilen. Am Schluss Vignette: Löwenkopf. Seitenüberschr.: LXVIII r° de Hercules, LXIX r° de hercules. Ist mir nur noch in dem Prager fliegenden Blatt Nr. XXVI bekannt; Wolf, Prager Samml. S. 111, also so gut wie sonst ungedruckt.

LXIX v°. **34.** † Romance de la | reyna de las Amazonas.
Por los montes de Caraſco
queſtan enel medio dia.

66 Zeilen. Seitenüberschr.: Bl. LXX r° de las Amazonas. Ebenfalls nur Prager fl. Bl. Nr. XXVI wie Nr. 33. Wolf a. a. O. S. 111.

LXX v°. **35.** ¶ Romāce d'la roy | na de Saba.
La gran reyna de Saba
delas princeſas dechado.

190 Zeilen. Seitenüberschr.: de la reyna de Saba (LXXI r° ſaba).

Von dieser Romanze gilt dasselbe wie von den beiden vorhergehenden; Wolf, a. a. O. S. 111.

LXXIIII r°. **36.** ¶ Romance Del | Moro ſanton de granada.

En las ſierras de granada
vn moro ſanton biuia.

110 Zeilen. Seitenüberschr.: del moro ſanton (ſaton, Santon). LXXIIII r° Vignette: Löwenkopf am Schluss der Seite mitten im Gedicht. LXXVI r° am Schluss: Vignette Widderkopf. Wolf, a. a. O. S. 54 ff.

LXXVI v°. **37.** Romance de Ha | nibal.

Cartago floreſce en armas
Africa muy loca eſtaua.

78 Zeilen. Seitenüberschr.: de hanibal. Duran, Rom. gen. I 366 Nr. 533. Sepulueda, Romances nuevamente ſacados, 1566 Bl. 234 r°; fehlt in den Ausgaben von 1551 und 1580.

XXVIII r°. **38.** ¶ Romance del | rey don pedro.

Teniendo el rey don pedro
ſu real fortaleſcido.

88 Zeilen. Seitenüberschr.: del rey don Pedro. Am Schluss Vignette: Stierkopf.

LXXIX v°. **39.** ¶ Romance dela | muerte del rey don pedro.

Encima del duro ſuelo
tendido de largo a largo.

22 Zeilen. Seitenüberschr.: del rey don pedro.

LXXX r°. **40.** † Romance del | conde de Luna.
LXXX v°

El rey don juan el ſegundo
dixo vn dia andando a caça.

42 Zeilen. Seitenüberschr.: del conde de Luna. Am Schluss Vignette: Widderkopf.

LXXXI r°. **41.** † Romance Del | Rey don Alonſo.
LXXXI v°.

El triſte rey don Alonſo.
viniendo a mas andar.

62 Zeilen. Seitenüberschr.: del rey don Alonſo. Am Schluss Vignette: Widderkopf. Primavera y Flor I 198. Sepulueda, Rom. nuev. ſacados 1566 Bl. 217 r°.

LXXXII v°. **42.** ℂ Romance De | Hernandarias.

Bven alcayde de canete
mal conſejo aueys tomado.

44 Zeilen. Seitenüberschr.: de Hernandarias. Gedruckt bei Wolf, Prager Samml. S. 51, der dazu bemerkt: „Unser Text hat nur die Anfangsverse gemein mit der denselben Gegenstand behandelnden Romanze von Sepulveda (ed. de. 1566)“, Bl 209 v° Ueberschr.: Romance de la vengança de Fernandarias (50 Zeilen). Letztere ist gedruckt: Duran, Rom. gen. II 87 Nr 1054, Primavera y Flor I 239, Depping 1844 I 363.

LXXXIII v°. **43.** ℂ Romãce d'l | rey don Alonſo.

Andados los años treynta
q̃ reynaua alfonſo el caſto.

24 Zeilen. Seitenüberschr.: Del rey Alfonſo Bis auf den Schluss übereinstimmend mit dem Druck bei Duran, Rom. gen. I 426 Nr. 638 (30 Zeilen; am Schluss mehr als unser Gedicht). Depping III 9 Nr. 4. Wolf, Prager Samml. S. 27.

LXXXIIII r°. **44.** Romance de Ber | naldo del carpio.

Hveſte ſaca el rey Ores
rey de Merida llamado.

74 Zeilen. Seitenüberschr: de Bernaldo. Duran, Rom. gen. I 421 f. Nr. 628 (38 Zeilen) und 629 (36 Zeilen) nach Depping III 10 f. Nr. 5 und 6. Also die zwei in einer Romanze wie das fliegende Blatt Nr. VIII; Wolf, Prager Samml. S. 27. Dasselbe fliegende Blatt mit unserer Romanze verzeichnet Gallardo I S. 1129 f. Nr. 1140. Ferner findet sich unsere Romanze aufgeführt Gallardo I 716 Bl. 45.

LXXXV v°. **45.** † Romance De | Girineldos.

Leuantoſe Girineldos
el rey dexaua dormido.

53 Zeilen. Seitenüberschr.: De Girineldos. Die Romanze Duran, Rom gen. I 175 Nr 320, Primavera y Flor II 96 ist kürzer, nur 40 Zeilen, sonst aber, von ziemlich andern Lesarten abgesehen, dieselbe wie unsere.

LXXXVI v°. **46.** Romance.

Oloroſa clauellina
nueua flor roſa temprana.

32 Zeilen. Canc. de Rom. 1555 Bl. 294 v°. Duran, Rom. gen. II 643 Nr. 1884.

LXXXVII r°. **47.** Sigue ſe otro | Romance.

Bodas ſe hazen en Francia
alla dentro en Paris.

18 Zeilen. Seitenüberschr.: De doña Beatriz. Duran, Rom. gen. I 157 Nr. 290. Primavera y Flor II 90. Canc. de Rom. 1555 Bl. 294 r°. Wolf, Prager Samml. S. 122. Timoneda, Rosa de amores, Bl. 67 v° (vgl. Depping III S. XV). Depping 1817 S 297. Grimm, Silva S. 248. Depping 1844 II 196. Ochoa 1838 & 1840 S. 4. Hartzenbusch, Rom. pint. S. 126.

LXXXVII v°. **48.** † Romance Dela | Preſa de Tunez

Eſtando en vna fieſta.
en los baños de Cartago.

56 Zeilen. Seitenüberschr.: De la preſa de Tunez. Am Schluss Vignette: Löwenkopf. Duran, Rom. gen. II 155 Nr. 1153. Sepulueda, Rom. nueuam. facados 1566, Bl. 221 r°; fehlt in der Ausgabe von 1580 Silua 1582 Bl. 93 r°. Silua 1617 Bl. 90 r°. Silua 1654 Bl 86 v°. Depping 1844 I 412. Hartzenbusch, Rom. pint. S. 89. Gallardo I 1121 Nr. 1121 verzeichnet einen Druck unserer Romanze aus dem Jahr 1572.

LXXXVIII v°. **49.** ¶ Romance del | conde Grimaltos.

Mvchas vezes loy dezir
y a los antiguos contar.

524 Zeilen. Seitenüberschr.: de Grimaltos, De don Grimaldos, de dō grimaltos, de don grimaldos (3 mal), de don Grimaltos, De don Grimaldos, de don Grimaldos. Duran, Rom. gen I 254 Nr. 382 (518 Zeilen). Primavera y Flor II 251. Silua 1582 Bl. 106 v°. Silua 1617 Bl. 96 v°. Silua 1654 Bl. 93 r°. Floreſta de varios Romances 1713 S. 109. Depping 1844 II 102.

XCVIII r°. **50.** ¶ Otro romance.

Cata francia monteſinos
y Paris eſſa ciudad.

168 Zeilen. Seitenüberschr.: De Monteſinos, Do monteſinos, je einmal, de monteſinos zweimal. Am Schluss Vignette: Widderkopf. Duran, Rom. gen. I 257 Nr. 383. Primavera y Flor II 267. Silua 1582 Bl. 114 r°. Silua 1617 Bl. 103 v°. Silua 1654 Bl. 100 r°. Floreſta 1713 S. 129. Grimm, Silva S. 117. Ochoa 1838 S. 30, Ochoa 1840 S 28. Depping 1844 II 110. Die kürzere Fassung unserer Romanze (46 Zeilen) im Canc. de Romances 1555 Bl. 205 r° und in allen anderen Ausgaben desselben (vgl. Primavera y Flor, Anm 1 zu II 269), sowie Depping 1817 S. 302.

CI v° **51.** ¶ Romance.

Darunter gleich Holzschnitt: Dieselbe Edelfrau wie Segunda Parte Bl. LXVII v°, bloss in Seitenumrahmung, oben und unten nicht umrahmt.

EEn Caſtilla eſta vn caſtillo
el qual dizen rocha frida.

Das erste E überflüssig; Druckfehler. Bl. CII r° gegenüber dem erwähnten Holzschnitt nach ſiete condes la demandan ein anderer: Derselbe junge Edelmann in Seitenumrahmung wie z. B. Seg. P. CLXXXVIII r°.

54 Zeilen. Seitenüberschr.: de rosa florida. Duran, Rom. gen. I 259 Nr. 384 (42 Zeilen) und Primavera y Flor II 305 (42 Zeilen) nach Canc. de Rom., Ausg. 1555. Grimm, Silva S. 132. Bl. 201 r°. Ochoa 1838 S. 31, Ochoa 1840 S. 30. Depping 1844 II 113. Immer 42 Zeilen. Unser Gedicht steht allein. Das Mehr entfällt auf die zweite Hälfte der Romanze, in der ersten Hälfte sind nur starke Textverschiedenheiten zu konstatieren.

CIII r°. **52.** ¶ Romance de | Gayferos.

Eſtaua ſe la condeſa
en ſu eſtrado aſſentada.

118 Zeilen. Seitenüberschr.: De Gayferos. Am Schluss Vignette: Löwenkopf. Duran, Rom. gen. I 246 Nr. 374. Primavera y Flor II 222. Canc. de Rom. 1555 Bl. 103 v°. Grimm, Silva S 3. Depping 1817 S. 267. Ochoa 1838 S. 43, Ochoa 1840 S. 41. Depping 1844 II 128. Wolf, Prager Samml. S. 77.

CV v°. **53.** † Sigueſſe El ſe- | gundo Romance.

Vamonos dixo mi tio
En paris eſſa ciudad.

94 Zeilen. Am Schluss Vignette: Stierkopf. Seitenüberschr.: CVI r° De don Galuan, CVII r° de Gayferos. Duran, Rom. gen. I 247 Nr. 375. Primavera y Flor II 226. Canc. de Rom. 1555 Bl. 105 v°. Depping 1817 S. 269. Grimm, Silva S. 7. Ochoa 1838 S 44, Ochoa 1840 S. 42. Depping 1844 II 130. Wolf, Prager Samml. S. 77.

CVII v°. **54.** ¶ Romance De | Renaldos de Montaluan.

Qvādo aquel claro luzero
ſus rayos quiere embiar.

428 Zeilen. Seitenüberschr.: De don Renaldos, de reynaldos (3 mal), De Reynaldos (4 mal). Am Schluss Vignette: Widderkopf. Duran, Rom. gen. I 232 Nr. 368. Silua 1582 Bl 94 r°. Floreſta de varios Romances 1713

S. 171. Ochoa 1838 S. 32, Ochoa 1840 S. 30. Wolf, Prager Samml. S. 98. Gallardo I 717 Bl. 61.

CXV v°. **55.** † Romance De | Durandarte.

Durandarte Durandarte
buen cauallero prouado.

22 Zeilen. Duran, Rom. gen. I 259 Nr 385. Primavera y Flor II 307. Canc. de Rom. 1555 Bl. 251 v°. Primera Parte de la Silua 1550 Bl. 161 r°. Silua 1557 Bl. 151 r° (Wolf, zur Bibliographie der Romanceros S. 25). Grimm, Silva S 141. Depping 1817 S. 260. Ochoa 1838 S. 54, Ochoa 1840 S. 52 Depping 1844 II 121. Wolf, Prager Samml. S. 87. Auch in den Cancioneros, z B. Cãcionero llamado guirlanda eſmaltada d'galanes y eloquentes dezires de diuerſos autores o. J. (der sogen. Canc. de Constantina; München, P. O. hisp. 15 K. 4°) Bl 63 v°. Canc. general 1573 Bl. CCX v°, Ausg der Madrider Bibliófilos, I 552 Nr. 465.

CXVI r°. **56.** ℂ Romance De | Durandarte.

O Belerma o Belerma
por mi mal fuiſte engẽdrada.

40 Zeilen. Seitenüberschr.: de Durandarte. Am Schluss Vignette: Stierkopf. Duran, Rom. gen. I 260 Nr 387. Primavera y Flor II 308. Canc. de Rom. 1555 Bl. 269 v°. Grimm, Silva S. 139. Depping 1844 II 122.

CXVII r°. **57.** ℂ Romãce de mõ | teſinos.

Mverto queda durãdarte
al pie duna gran mõtaña.

26 Zeilen. Seitenüberschr.: De Monteſinos. Diese Fassung ist ohne Zeilen 18. 19 gedruckt im Cancioneiro d'Evora p. p. Victor Eugène Hardung. Lisboa 1875, 77 S. 8°, S. 71 Nr 72. Die anderen Fassungen sind: 1) 40 Zeilen, Duran Rom gen. I 261 Nr. 389 nach Floreſta de varios Romances 1713 S. 247. Depping 1844 II 124 Nr. 36. 2) 34 Zeilen. Duran, Rom. gen. I 261 Nr. 390, nach Depping III 63. 3) 48 Zeilen. Duran, Rom. gen. II 669 Nr. 1893; Wolf, Prager Samml. S 87. Welche Fassung Gallardo I 717 Bl. 65 verzeichnet ist nicht festzustellen, da bloss die erste Zeile angegeben ist.

CXVII v°. **58.** ℂ Romance de | Marquillos.

Qvan traydor eres marquillos
quan traydor de coraçon.

30 Zeilen. Seitenüberschr.: De marquillos. Am Schluss zur Füllung der Seite zwei Vignetten: Löwenkopf und Widderkopf. Duran, Rom.

gen. I 181 Nr. 330. Primavera y Flor II 23. Depping III 71. Wolf, Prager Samml. S. 122.

CXVIII v°. **59.** ¶ Romance De | Meliſenda.

Todas las gentes dormian
en las que dios tiene parte.

46 Zeilen. Seitenüberschr.: de Meliſenda. Am Schluss Vignette: Löwenkopf. Duran, Rom. gen. I 177 Nr. 322 (86 Zeilen). Primavera y Flor II 417 (82 Z.). Wolf, Prager Samml. S. 89 (82 Z.). Die genannten Drucke haben am Schluss mehr als unsere Fassung.

CXIX v°. **60.** ¶ Romance de vn | cauallero enamorado.

Si ſe eſta mi coraçon
en vna ſilla aſſentado.

24 Zeilen.

CXX r°. **61.** ¶ Romance dela | reyna de Yrlanda.

Derselbe Holzschnitt wie im Vergel de Amores am Schluss Bl. XXXVI v°.

Cartas vā por todoi mūdo
doloroſas de contar.

114 Zeilen. Seitenüberschr.: de la reyna (Reyna) de Irlanda (yrlanda).

CXXII v°. **62.** † Romance De | Leandro: y Ero y como Murio.

El cielo eſtaua ñublado
la luna ſu luz perdia.

72 Zeilen. Seitenüberschr.: de Leandro y Ero. Am Schluss Vignette: Löwenkopf.

CXXIIII r°. **63.** ¶ Romance del | rey Marſin.

Domingo era de ramos
la paſſion quieren dezir.

36 Zeilen. Seitenüberschr.: del rey Marſin. Am Schluss 2 Vignetten: Widderkopf und Löwenkopf. Duran, Rom. gen I 262 Nr. 394. Primavera y Flor II 313. Canc. de Rom. 1555 Bl. 244 r°. Wolf, Prager Samml. S. 98. Grimm, Silva S. 106. Depping 1817 S. 254. Ochoa 1838 S. 32, Ochoa 1840 S. 40. Depping 1844 II 94.

CXXV r°. **64.** ¶ Romance De | don Roldan.

En francia la nobleſcida
eneſſo tiempo paſſado.

406 Zeilen. Seitenüberschr.: de roldan 2 mal, De Roldan 2 mal, de Reynaldos, de Roldan 2 mal, De don Roldan. Duran, Rom. gen. I 229

Nr. 367. Wolf, Prager Samml. S. 98. Silua 1582 Bl. 100 v°. Silua 1617 Bl. 91 r°. Silua 1654 Bl. 87 r°.

CXXXII v°. **65.** ¶ Romance de | Gayferos.

Media noche era por filo
los gallos quierē cantar
quado el infāte gayferos
ſalio de captiuidad.

58 Zeilen. Seitenüberschr.: De Gayferos. Am Schluss Vignette: Löwenkopf. Nicht die bekannte grosse Romanze vom Conde Claros, von der Gallardo I 665 Nr. 549 einen Pliego suelto aufführt und welche sich findet: Duran, Rom gen. I 218 Nr. 362. Primavera y Flor II 358. Canc. de Rom 1555 Bl. 82 v°. Silua 1550, II^a Parte Bl. 182 v°. Silua 1582 Bl. 73 v°. Silua 1617 Bl. 71 r°. Silua 1654 Bl. 67 v°. Floreſta de varios Romances 1713 S. 187. Grimm, Silva S. 206. Ochoa 1838 S. 22, 1840 S. 21. Depping 1844 II 184, sondern dieselbe Romanze welche Wolf, Prager Samml. S. 76 mitteilt. Die beiden Anfangszeilen sind dieselben wie in der andern Romanze. Man sieht daraus, wie vorsichtig man sein muss, auch wenn zwei Anfangszeilen übereinstimmen. Welche Romanze Gallardo I 716 Bl. 56 gemeint ist lässt sich nicht feststellen, da dort wie gewöhnlich nur die erste Zeile angegeben ist.

CXXXIII v°. **66.** ¶ Romance del | moro calaynos.

Ya caualga calaynos
ala ſombra de vna ol|i|ua.

460 Zeilen. Seitenüberschr.: De Calaynos fünfmal; De calaynos; de Calaynos zweimal. Am Schluss Vignette: Stierkopf. Duran, Rom. gen. I 243 Nr. 373. Primavera y Flor II 386. Canc. de Rom. 1555 Bl. 91 v°. Ueberschr.: Romance del Moro Calaynos, de como requeria de amores a la infanta Seuilla y ella le demando en′arras tres cabeças de los Doze Pares de Francia. Floreſta 1713 S. 204. Grimm, Silva S. 29. Ochoa 1838 S. 39, 1840 S. 37. Depping 1844 II 56 Wolf, Prager Samml. S. 82.

CXLII r°. **67.** ¶ Romāce del en | gaño que vſo la reyna doña Ma- | ria de Aragon: para que el rey do | Pedro ſu marido durmieſſe cō ella | y delo que ſucedio.

Anguſtiada eſta la reyna
y no ſin mucha razon.

116 Zeilen. Seitenüberschr.: de la reyna de arago (Aragon). Wolf, Prager Samml. S. 42, etwas abweichend von der Fassung bei Duran,

Rom. gen. II 207 Nr. 1224, nach Depping III 53 (96 Zeilen). Vgl. was darüber Wolf a. a. O. S. 43 f. sagt.

CXLIIII v°. **68.** ¶ Romance de co | mo el rey don Jayme de Aragō ga no a Mallorca: con las otras iſlas | circunuecinas: y deſpues a Valen- | cia.

Eſſe buen rey daragon
q̃ don Jayme ſe dezia.

128 Zeilen. Seitenüberschr.: del rey don Jayme. Wolf, Prager Samml. S. 44.

CXLVII v°. **69.** ¶ Romance del | Rey don Rodrigo.

Amores trata Rodrigo
deſcubierto ha ſu cuydado.

36 Zeilen. Seitenüberschr.: De don Rodrigo. Am Schluss Vignette: Löwenkopf. Es ist das die Gestalt der Romanze in dem fliegenden Blatt der Prager Samml. Wolf, S. 24, der Silua 1582 Bl. 120 v°, Silua 1617 Bl. 110 r°, Silua 1654 Bl. 105 v°. Weiteres bei Depping III 6, Depping 1844 I 12. Die andere ausführlichere Fassung findet sich nach Silua 1557 Bl. 45 r° bei Wolf, zur Bibliographie des Romanceros, (Wien 1853) S. 13 f. Anm. 1 (70 Zeilen) und Primavera y Flor I 8 gedruckt.

CXLVII v°. **70.** Romance dela | caua.

Cartas eſcriue la Caua
la caua las eſcreuia.

46 Zeilen. Seitenüberschr.: De la Caua. Nach Z. 4 Bl. CXLVIII r° oben derselbe Holzschnitt wie am Schluss des Vergel de Amores. Duran, Rom. gen. I 403 Nr. 591 nach Depping III 5.

CXLIX r°. **71.** ¶ Romāce del cō | de don julian.

Ya ſe ſale de Toledo
el conde don Julian.

78 Zeilen. Seitenüberschr.: del conde Julian.

CL v°. **72.** ¶ Romāce de co- | mo el conde Julian vendio a | Eſpaña.

En cepta eſta Julian
en Cepta la bien nombrada.

44 Zeilen. Seitenüberschr.: Del conde don Julian. Duran, Rom. gen. I 404 Nr. 594. Primavera y Flor I 13. Wolf, Prager Samml. S. 24. Canc. de Rom. 1555 Bl. 125 v°. Timoneda, rosa esp. s. Dep-

ping III 6. Grimm, Silva S. 288. Ochoa 1838 S. 84, 1840 S. 82. Depping 1844 I 15.

CLI v°. **73.** ℂ Romance dela | deſtruycion de Eſpaña.
Qvan triſte queda Caſtilla
ſin ventura deſdichada.
32 Zeilen.

CLII v°. **74.** ℂ Romance de la | Caua.
Gran llanto haze la Caua
con gran dolor y amargura.
36 Zeilen. Seitenüberschr.: De la Caua. Am Schluss Vignette: Widderkopf. Wolf, Prager Samml. S. 24.

CLIII r°. **75.** ℂ Romance Del | Infante don enrique.
Eſſe infante don Enrique
con el temor que tenia.
98 Zeilen. Seitenüberschr.: Del infante (Infante) don enrique. Am Schluss Vignette: Löwenkopf. Duran, Rom. gen. II 672 Nr 1899 und Wolf, Prager Samml S. 46 (102 Zeilen).

Nun folgt die Tabla, zwei unpaginirte Blätter, davon die letzte Seite leer. Sie ist am Anfang unvollständig und unkorrekt. Ich drucke sie hier vervollständigt und verbessert ab. Die ihr fehlenden Anfänge sind in | | gestellt.

Tabla.

[A caça ſalio el gran Turco	-LXV.]
AFrica eſtaua lloroſa.	XXIII.
Alaboſe el cõde velez.	XLV.
Alterada eſta caſtilla.	LX.
[Amores trata Rodrigo	CXLVII.
Andados los años treynta.	LXXXIII.
Anguſtiada eſta la reyna.	CXLII.
Ardiendo ſe eſtaua viuo	LXVIII.]
BUe alcayde de canete.	LXXXII.
Bodas ſe hazen en Francia.	LXXXVII.
CAualga doña Ginebra.	XX.
Cartago floreſce en armas.	LXXVI.
Cartas eſcriue la Caua.	CXLVII.
Cartas van por todo el mũdo.	CXX.
Cata Francia montesinos.	XCVIII.

DUrmiēdo yua el señor.	XV.
Domingo era de ramos.	CXXIIII.
Durandarte Durandarte.	CXV.
EL cielo eſtaua nubloſo.	XXI.
En Caſtilla eſta vn caſtillo	CI.
En el tp̄o q̄ octauiano.	XVI.
Eſtado ſobre ſeuilla.	XLIII.
en el tiempo q̄ mercurio.	XLVI.
El gran fundador de Roma.	XLVII.
Eſta noche caualleros.	LVI.
En Francia la nobleſcida.	CXXV.
El cielo eſtaua nublado.	CXXII.
El gran Sophi y el gran can.	LXI.
En las ſierras de granada.	LXXIIII.
El triſte rey don Alonſo.	LXXXI.
Encima del duro ſuelo.	LXXIX.
El rey con (*l.* don) luan el ſegundo.	LXXX.
Eſtaua ſe la condeſa.	CIII.
Eſtando en vna ſieſta.	LXXXIII *l.* LXXXVII.
Eſſe buen rey daragon.	CXLIIII.
En cepta eſta Iulian.	CLI *l.* CL.
Eſſe Infante don Enrrique.	CLIIII.
GAliarda Galiarda.	LV.
Gran llanto haze la Caua. folio.	CLII.
HElo helo por do viene.	XX *l.* X.
Hueſte ſaca el rey Ores. folio.	LXXXIIII.
IUnto a Lerida eſta ceſar.	XXII.
LA ſacra y diuina noche.	I.
Llorando eſtaua ſant pedro. folio.	XIIII.
La gran reyna de Saba.	LXX.
Leuantoſe girineldos.	LXXXV.
MIraua dende la cruz.	V.
Miſſa ſe dize en roma.	LV.
Media noche era.	CXXXII.
Muerto queda durandarte.	CXVII.
Muchas vezes lo oy dezir.	LXXXVIII.

NUnca ſe vio cauallero.	XIX.
Nuenas han venido al Ce ſar.	XXV.
OBelerma o belerma.	CXVI.
Oloroſa clauellina.	fo-
lio.	LXXXVI.
POr lo mas alto dl polo.	III.
Por los boſques de carta- go.	LII.
Por los mas eſpeſſos montes.	LVI.
Por los montes de Caraſco.	LXIX.
QUando vos naſciſtes hijo. folio.	XVIII.
Quando horacio en Ro ma entro.	L.
Qua traydor eres marq̃los.	CXVII.
Quando aquel claro luzero.	CV *l.* CVII.
Quan triſte queda caſtilla.	CLII.
SI ſeſta mi coraçon.	CXIX.
TRiſte eſtaua el padre.	XXIIII.
Teniẽdo el rey dõ pe.	LXXVIII.
Todas las gẽtes dor.	CXVIII.
VEo tu famoſo tẽplo.	VI.
Venid venid o chri.	LXXVIII.
Vn hijo del rey dõ ſan.	XIII *l.* LVIII.
Vamonos dixo mi tio.	CV.
YO me fue para vizca.	XLIIII.
Ya caualga calay.	CXXXIII.
Ya ſe ſale de toledo.	CLI *l.* CXLIX.
Fin de la tabla.	

Von folgenden 29 Romanzen vermag ich also einen weiteren Druck nicht anzugeben: 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 9. 10 (?). 12. 13. 14. 15. 19. 20. 22. 23. 25. 33 (so gut wie ungedruckt). 34 (ebenso wie 33). 35 (wie 33 und 34). 38. 39. 40. 60. 61. 62. 71. 73.

Eine nähere Betrachtung dieser Romanzen muss aus verschiedenen Gründen für die Ausgabe vorbehalten bleiben.

II.

Die zweite Auflage der Segunda Parte de la Silua de varios Romances, Çaragoça M D. L. II.

Vor Kurzem überraschte mich Mr. R. Garnett vom British Museum mit der Nachricht, dass letzteres eine bisher völlig unbekannte zweite Auflage der Segunda Parte de la Silva de varios Romances erworben habe. Er verschaffte mir auch eine Abschrift der Chistes, welche der ersten Auflage fehlen. In den Osterferien hatte dann ein früherer Schüler und lieber Freund, Herr Dr. Richard Kron in Crefeld, die Güte, mir eine sehr genaue Beschreibung des Exemplars und Vergleichung desselben mit der ersten Auflage, ferner eine Abschrift der in letzterer nicht enthaltenen Romanzen zu liefern, endlich die Abschrift der Chistes mit kundigem Auge zu kollationiren, für welch grossen Dienst ich ihm hiermit auch öffentlich meinen herzlichsten Dank sage. Ich kann im Nachstehenden Herrn Dr. Krons bibliogr. Beschreibung vielfach wörtlich wiedergeben. Leider habe ich das Buch nicht selbst einsehen können.

Das bis auf einen Bogen (L) vollständige Exemplar der zweiten Auflage entspricht an Volumen dem der 1. Auflage. Es ist im 19. Jh. von dem berühmten englischen Binder P. Bedford in rotem Saffianleder gebunden und beide Deckel des Einbandes sind aussen in einfacher aber geschmackvoller Weise mit Goldpressung verziert. Der etwas reicher mit Gold verzierte Rücken trägt den Titel: Silva de varios romances. Caragoça 1552. Die Blätter haben Goldschnitt. — Der frühere Besitzer war Rev. Barnes, Prebendary of Exeter, ein emsiger Sprachforscher, der in hohem Alter starb. Das British Mus. hat das Bändchen Romanzen am 7. Febr. 1889 auf dem Verkauf seines Büchernachlasses erworben. Wo er es gekauft hat, wird wohl nicht zu ermitteln sein.

Die Höhe der Blätter beträgt 12,2 cm und die Breite 6,9 cm Die Typen sind die nämlichen wie in der ersten Auflage, gótica. Jede Seite hat indess nur 27 Zeilen, statt 28 in der ersten Auflage; dafür aber ist jede Seite mit einem schwarzen Doppelrande umgeben, über welchem auf jedem Blatt der Titel der betr. Romanze steht, in der Weise dass das Verso des einen Blattes das Wort *Romance* und das Recto des folgenden Blattes die Worte: *de Un desafio* u. s. w. trägt. Die Chistes dagegen haben über jeder Seite die Ueberschrift *Chistes*. — Während die erste Aufl. bis zu den Chistes regelmässig in römischen Ziffern durchzählt, die Chistes dagegen unpaginiert als Anhang beigiebt (in der Primera Parte sind die Blätter welche die Chistes, Villancicos und Canciones enthalten, paginiert), verfährt der Drucker der zweiten Auf-

lage in folgender Weise: Das vollständige Exemplar hatte 18 Bogen zu je 12 Blättern (24 Seiten), also im Ganzen 216 Blätter umfasst. Von diesen 18 Bogen ist der erste mit AA, die übrigen 17 sind mit A B C D E F G H I K [L fehlt] M N O P Q R bezeichnet, wie immer rechts unten unter dem schwarzen Doppelrande. Im Bogen AA ist die Bezeichnung der ersten 6 Blätter so: Titelblatt (nicht numeriert) AAII AAIII AAIIII AAV AAVI; in den folgenden 17 Bogen: AI AII AIII AIIII AV AVI AVII und ebenso die ersten 7 Blätter der Bogen B bis R. Die Blätter AAVII bis XII, sowie AVIII BVIII u. a. w. bis RVIII—XII sind wie immer nicht bezeichnet.

Ausser dieser Bogenzählung sind mit Ausnahme des ersten Bogens AA auch die einzelnen Blätter römisch paginirt, wie in der ersten Auflage, oben rechts über dem schwarzen Doppelrande der Blätter (I—CCIIII). Bogen AA aber ist überhaupt nicht paginirt; nur auf Bl. AAIII r° ist rechts oben in der Ecke irrtümlich die Zählung CXCVI. Es sind also 17×12 = 204 (+ 12 unpaginirte Bll. des Bogens AA) 216 Blätter.

Der Bogen AA mit den 4 neuen Romanzen scheint somit nachträglich an den Anfang gestellt worden zu sein.

Das Exemplar ist, wie schon bemerkt, unvollständig. Bogen L (Bl. CXXI bis und mit CXXXII) fehlen. Glücklicherweise enthält nach der Tabla der verlorene Bogen nichts Neues, sondern sein Inhalt kann aus der 1. Aufl. ergänzt werden (s. unten).

Der Buchbinder hat folgende Blätter wie angegeben verbunden: CXII CXIIII CXIII CXVI CXV CXVII CXVIII.

Die Numerierung der Blätter ist in folgenden Fällen falsch. Es muss heissen:

Bl. XXV	statt	XX.
„ LXXXVI	„	LXXXIIII.
„ LXXXVIII	„	LXXXVI.
„ XC	„	LXXXVIII.
„ XCII	„	XC.
„ XCIIII	„	XCII.
„ XCVI	„	XCIIII
„ CXLIX	„	CXIX
„ CC	„	ohne Blattnummer.
„ CCIII	„	CXCI.

Auch ist zu verbessern:

Bl. BV	statt	AV, auf Bl. XVII r° rechts unten.
„ NVII	„	NII, auf Bl. CLI r° rechts unten.
del palmero	„	del conde claros, Seitenüberschrift auf Bl. CLXX r°.

Die Druckfehler in der Tabla sind dort notirt.

Ich gebe nun eine Uebersicht über den Inhalt des Bandes. Bl. AAI r° ist Titelblatt:

¶ Segūda par-
te dela Silua de va-
rios romances Agora nueua
mente añadidos al cabo
ciertos chiſtes nue
uos. [Alles rot gedruckt.]

[Dasselbe Druckerzeichen wie in der ersten Auflage.]

Impreſſo en çaragoça
M. D. L. II.

Das ganze Titelblatt ist mit einem in Schwarzdruck ausgeführten, 1 cm breiten Rande, bestehend in kunstvoll verschlungenen Verzierungen, umgeben. Das V° des Titelblattes ist ganz leer. Es ist weder Verleger noch Drucker genannt.

AAII r° Tabla d'las obras que en el preſente cancionero ſe contienen.

A.

Ay dios que buen caualiero | fue don rodrigo de Lara. XXII.
Ay dios que buen caualiero | el maeſtre de calatraua. XXXVI.
Aſſentado eſta gayferos. CXXI.
A ſeñor diſſimulado. CLXXIII.
[Alumbrad eſte cirial. CXCVII.] Fehlt i. O.

C.

Caſamiento ſe hazia. XXXII.

D.

Don Ramiro de Aragon. VI.
Doña maria de padilla. VII.
De granada parte el moro. XXXVII.
Dad me nueuas caualleros. XLIII.
Don Rodrigo de padilla. LVI.
De mãtua ſalió el marq̃s. LXXXVI.
v° De mantua ſalen a prieſſa. CVI.
De merida ſale el palmero. CLXIX.
Deſde niña me caſaron. CLXXVII.
Deſpoſo ſe te tu amiga. CLXXX.
Deſcãſo del mal que ſigo. CLXXXI.

E.

Enel tiempo que reynaua. I.
Enlos reynos de Caſtilla. XX.
Entre la gente ſe dize. XVII.
El rey ſe ſale a oyr miſſa. XI.
Entre dos reyes chriſtianos. Folio XXXI. Folio steht ausnahmsweise hier und noch einigemale weiter unten dabei.
Emperatrizes y reynas. XXXIX.
Eſtando el rey don Pedro. XLII.
El conde Fernan gonçalez. LI.
El rey don Iuan manuel. XLV.
Eſtaua ſe el conde dirlos. LIX.
Enlas ſalas de paris. CXXXV (*l.* CXXXIIII).
Eſtaua ſe don Reynaldos. CXLII.
En ſolo miraros muero. CLXXVIII.
El dolor quel alma ſiente. CII (*l.* CCI).

I.

Hoy ſe remata mi vida. CXCI (*l.* CCIII). Rechts oben auf dem Rekto dieses Blattes steht die nicht hierher gehörige Paginierung CXCVI.

AAIII r° I.

Iunto al muro de çamora. XV.

L.

Llorando eſta el gran maeſtre. X.
La mañana de ſant Iuan. XXXVIII.
Las cartas y menſageros. XLVII.
Libre era ya caſtilla. XLIX.
Llegue mi llãto y clamor. CLXXIX.
Lagrimas de ſangre lloro. CLXXVI.
Lindas damas perdonãdo. CXCIII.
[La fieſta regozyada. CXCVIII.] Fehlt i. O.

M.

Miraua de campo viejo. XL.
Media noche era por filo. CL.

N.

Noſotros dardin dardeña. CXVII.
No ſo yo quien ſer ſolia. CLXXII.

O.

O gloria tan ſublimada. CLXXXVIII.

v° P.

Por el val delas eſtacas. IX.
Parte ſe el moro alicante. XX (*l.* XXV).
Por los campos de xerez XLI.
Preſo eſta Fernan gonçalez. LIIII.

R.

Rey dõ Sancho rey don ſancho
quando en Caſtilla reyno. VIII.
Rey don ſoncho [so!] rey don ſancho
ya que te apuntan las barbas. [XIIII r°] fehlt i. O.
Riberas de duero arriba. XVI.
Reynando el rey don Alonso. Folio XXVIII.
Retrayada eſta la infanta. CLX.

S

Sancta fe quan bien pareſces. Folio XXXIII.
Saliendo de Canicoſa. XXIIII.
Sepan quantos ſon o han ſido. Folio CLXXXII.

AAIIII r° T.

Tanto bien os haga dios. CLXXIIII.

V.

Un lunes alas quatro horas. XLIIII.

Y.

Yo me eſtando en Ualencia. XII.

Fin dela tabla.

Die Chistes stehen nicht in der Tabla der ersten Auflage, wohl aber mit Ausnahme von zweien, die vergessen und von mir ergänzt sind, in der der zweiten.

Nun folgen zunächst die 4 neuen Romanzen:

AAIIII v°. 1. ℂ Romance del rey Dario.

El poderoſo rey Dario
vna gran fieſta hazia. [E rote Antiqua-Initiale.]

122 Zeilen. Ein anderweitiger Druck dieser Romanze ist mir nicht bekannt.

AAVI v°. **2. ¶ Romance de Anthioco.**

¶ Fatigado eſta de amores
Antioco y maltratado.

204 Zeilen. Mit derselben Überschrift gedruckt Cancionero de Romances, Alcalá 1571, Bl. 135 r° bis 137 r°.

AAVIII v°. **3. ¶ Romance del rey adurramen de cordoua.**

AAIX v°. En cordoua eſta adurramen
proſpero y con vſania. [E rote Antiqua-Initiale.]

134 Zeilen. Gedruckt bei Duran, Rom. gen. I 458 Nr. 696. Cancionero de Romances, Alcalá 1571, Bl. 75 v° bis 78 r°. Überschrift: ROMANCE DEL MO | ro Abderramen.

AAXI v°. **4. ¶ Romance de Scipion.**

Scipion eſta en cartago
muy gran guerra le hazia.

68 Zeilen. Gedruckt Canc. de Rom. 1571 Bl. 114 v° bis 116 r°. Überschrift: ROMANCE DE | Hanibal. Dann

45 alte Romanzen:

Bl. I r°: En el tiempo que reynaua.
„ VI r°: Don Ramiro de Aragon.
„ VII r°: Doña Maria d'Padilla.
„ VIII r°: Rey dõ ſancho rey dõ ſãcho | quando en Caſtilla reyno.
„ IX r°: Por el val de la eſtacas.
„ X r°: Llorãdo eſta el grñ maeſtre.
„ XI r°: El rey ſe ſale a oyr miſſa.
„ XII v°: Yo meſtando en Ualencia.
„ XIIII r°: Rey dõ ſancho rey dõ ſancho | ya que te apuntan l. b.
„ XV r°: Junto al muro de çamora.
„ XVI r°: Riberas de Duero arriba.
„ XVII v°: Entre la gente ſe dize.
„ XX r°: En los reynos de Caſtilla.
„ XXII r°: Ay dios que buẽ cauallero | fue don rodrigo de Lara.
„ XXIIII r°: Saliendo de Canicoſa.
„ XXV r°: Parte ſe el moro Alicante.
„ XXVIII r°: Reynando el rey dõ Alõſo.
„ XXXII r°: Entre dos reyes chriſtianos.
„ XXXII v°: Caſamiento ſe hazia.

Bl. XXXIII v°: Santa ſe quan biẽ pareſces.
„ XXXVI v°: Ay dios que buẽ caualliero | el maeſtre de calatraua.
„ XXXVII r°: De granada partel moro.
„ XXXVIII r°: La mañana de ſan Juan.
„ XXXIX r°: Emperatrizes y reynas.
„ XL v°: Miraua de Campo viejo.
„ XLI r°: Por los campos de xerez.
„ XLII v°: Eſtando el rey don Pedro.
„ XLIII v°: Un lunes alas q̃tro horas.
„ XLIIII v°: Dadme nueuas caualleros.
„ XLV v°: El rey don Juan manuel.
„ XLVII v°: Las cartas y mẽſageros.
„ XLIX v°: Libre era ya Caſtilla.
„ LI v°: El conde Fernã gõçalez.
„ LIII v°: Preſo eſta Fernã gõçalez.
„ LVI v°: Don Rodrigo de Padilla.
„ LIX r°: Eſtaua ſe el conde dirlos.
„ LXXXVI v°: De mantua ſalel marq̃s.
„ CVI r°: De mantua ſalẽ a prieſſa.
„ CXVII r°: Noſotros Dardin dardeña ist ganz erhalten und endet auf Bl. CXX v° unten. Dann die Lücke des verlornen Bogens L (Bl. CXXI—CXXXII).
„ CXXXIII r°: ſi haſta alli alegres fueron (in 1 Aufl. auf Bl CLXI r° Zeile 4). Das Voraufgehende vom Gayferos ist verloren; der Gayferos hat auf Bl. CXXI r° begonnen (vgl. Tabla: Aſſentado eſta gayferos CXXI).
„ CXXXIIII v°: En las ſalas de Paris.
„ CXLII v°: Eſtaua ſe dõ Reynaldos.
„ CL r°: Media noche era por filo
„ CLX r°: Retrayada eſta la infanta.
„ CLXIX v°: De merida ſale el palmero.

Hieran schliessen sich zunächst 9 Chiſtes, die sich schon in der ersten Auflage finden (dieselbe hat 10, eine ist in der neuen Auflage weggelassen). Ich verzeichne sie genau, weil sie noch nirgends besprochen sind. Die Blattzal in [ ] bezeichnet die unpaginirten Blätter der ersten Auflage, die andere Zal bezieht sich auf die zweite Auflage.

[Bl. 204 r°.] CLXXII v°. 1. ¶ Siguen ſe algunos | chiſtes.

No ſo yo quien ſer ſolia
no no no. 27 Zeilen.

[Bl. 204 v°.] **2.** ¶ Otro chiſte.

Pves que ya tornays ſalud
a materme con la vida.

10 Zeilen. Fehlt in der 2. Aufl.

CLXXIII r°. **3.** ¶ Otro chiſte.

A Señor diſſimulado
d'zi quiẽ ſoys no hablays. 62 Zeilen.

[205 r°.] CLXXIIII v°. **4.** ¶ Otro chiſte.

Tanto bien os haga dios
Como vos mal me haseys. 83 Zeilen.

[206 v°.] CLXXVI r°. **5.** ¶ Otro chiſte.

Lagrimas de ſangre lloro
encarcelado en catenas. 56 Zeilen.

[207 v°.] CLXXVII v°. **6.** ¶ Otro chiſte.

Deſde niña me caſaron
por amores que no ame. 17 Zeilen.

[208 r°.] CLXXVIII r°. **7.** ¶ Otro chiſte.

En ſolo miraros muero
anſi de preſto. 44 Zeilen.

[209 r°.] CLXXIX r°. **8.** ¶ Otro chiſte.

Llegue mi llanto y clamor
a vos muy hermoſa dama. 50 Zeilen.

[210 r°.] CLXXX r°. **9.** ¶ Otro chiſte.

Deſpoſo ſe te tu amiga
Juan paſtor. 45 Zeilen.

[211 r°.] CLXXXI r°. **10.** ¶ Otro chiſte.

Deſcanſo del mal que ſigo
luzero de a par del dia. 35 Zeilen.

Deo gratias.

Dann folgen 7 neue Chiſtes.

CLXXXII r°. 1. ¶ Chiſte dela Confradia del Grillemon.

¶ Sepan quantos ſon o han
ſido. 548 Zeilen.

CLXXXVIII v°. 2. ¶ Chiſte dela gloria de amor de vno que de improuiſo vio dos damas: y ſe enamoro dela vna.

O gloria tan ſublimada
quien hablar de ti ſupieſſe.

CXCIII r°. 3. Otro chiſte o enſelada del meſmo autor: alas meſmas dos damas: que le pidieron vna pluma para eſcreuille.

¶ Lindas damas perdonando
mi preſente atreuimiento. 212 Zeilen.

CXCVII r°. 4. ¶ Chiſte o Cancion al miſmo propoſito ala dama ſobredicha.

¶ Alumbrad eſte cirial
ſeñora mia. 38 Zeilen.

CXCVIII r°. 5. ¶ Otro chiſte.

La fieſta regozijada
ſeñores quiero cõtaros. 109 Zeilen.

CCI r°. 6. ¶ Otro chiſte.

¶ El dolor quel alma ſiente
impoſſible es que ſe calle. 92 Zeilen.

CCIII r°. 7. Otro chiſte.

Hoy ſe remata mi vida
laſtimera. 28 Zeilen.

Deo gratias.

Das Nachwort „El impreſſor“ fehlt in der 2. Auflage. Es iſt auch keine Vorrede da.

Das letzte Blatt CCIIII r° trägt mitten auf der Seite dieselbe Vignette, wie die Titelblätter der Primera, Segunda und Tercera Parte (s. oben). CCIIII v° ist ganz leer.

In der 2. Auflage fehlen 22 Romanzen und, wie schon bemerkt, 1 Chiste der ersten Auflage, nämlich:

22 Romanzen:	Ricas dançaſ ricas dançaſ	1. Aufl. Bl. I r°.
	En Bethleem eſta el infante	„ „ III v°.
	A Caça ſale el buen rey	„ „ V r°.
	Miſſa dize Ieſu chriſto	„ „ VI v°.
	Penſativo eſta el buen viejo	„ „ IX r°.
	En el caſtillo de Betania	„ „ XI v°.
	Triſte eſtaua el padre adam	„ „ XIIII r°.
	Ya caualgan los tres reyes	„ „ XV r°.
	Allego el ſeñor al monte	„ „ XVII r°.
	En aquel tiempo vn varon	„ „ XVIII r°.
	En aquel tiempo partiendo	„ „ XIX v°.
	Uino chriſto a vna ciudad	„ „ XX v°.
	En aquel tiempo Ieſus	„ „ XXIIII v°.
	En aquel tiempo el ſeñor	„ „ XXV v°.
	En aquel tiempo rogaua	„ „ XXVI v°.
	Por los campos de triſtura	„ „ XXVIII r°.
	Retrayada eſta la reina	„ „ XXX r°.
	En Bethania eſtaua ſola	„ „ XXXIIII r°.
	Quando el gran rey ſalomon	„ „ XXXV r°.
	Si ſe partiera Abraam	„ „ XXXVI r°.
	Los vados del rio Iordan	„ „ XXXVIII r°.
	Dia era de ſant Iorge	„ „ CLXXVII r°.
1 Chiste:	Pues que ya tornays ſalud	„ „ 204 v°.

Also die ersten 21 Romanzen, alle religiösen Inhalts, und dann eine weltliche. Die zweite Auflage beginnt mit dem neuen Abschnitt der ersten Auflage Bl. XL r°, woselbst es heisst: Siguen ſe los romances que tratan de Hyſtorias Eſpañolas u. s. w. Die Reihenfolge der Romanzen entspricht in der zweiten Auflage genau der in der ersten, also ist es hier anders als in der Silua von 1557, deren Anordnung von der Primera Parte abweicht.

Die Holzschnitte sind in der zweiten Auflage in folgender Weise verteilt:

2. Aufl. Bl. XLVI v° unten = 1. Aufl. Bl. CXXXVI v°.
„ „ XLVII r° unten = „ „ LXXXIII r°.

2. Aufl. Bl.	L v° oben	=	1. Aufl Bl.	CLI v°.
„ „	LI r° oben	=	„ „	CLII r°.
„ „	LIIII v° unten	=	„ „	LXVII v°.
„ „	LV r° unten	=	„ „	CXCVI r°.
„ „	LIX v° oben	=	„ „	CLI v°.
„ „	LX r° oben	=	„ „	CLII r°.
„ „	LXVI v° oben	=	„ „	XCI v°.
„ „	LXVII r° oben	=	„ „	CV v° (nur die 2 Bettler).
„ „	LXIX v° oben	=	„ „	CVI r° (nur die 1. ml. Figur).
„ „	LXX r° oben	=	„ „	CVI r° (nur die 2. ml. Figur).
„ „	LXXVI v° unten	=	„ „	LIX v°.
„ „	LXXVII r° unten	=	„ „	LX r°.
„ „	LXXVIII v° unten	=	„ „	LXVII v°.
„ „	LXXIX r° unten	=	„ „	CLXIIII v°.
„ „	LXXX v° oben	=	„ „	CV v° (nur der Ritter).
„ „	LXXXI r° oben	=	„ „	CVI r°.
„ „	LXXXII v° oben	=	„ „	CLXIII v°.
„ „	LXXXIII r° unten	=	„ „	CXXXVII r°.
„ „	LXXXVIII v° oben	=	„ „	CVI r°.
„ „	LXXXIX r° oben	=	„ „	LXXXVII r°.
„ „	C v° oben	=	„ „	LXXXVI v°.
„ „	CI r° oben	=	„ „	CXLI v°.
„ „	CII v° oben	=	„ „	CV v° (nur der Ritter).
„ „	CIII r° oben	=	„ „	CV v° (Bettler).
„ „	CIIII v° unten	=	„ „	CXCVI r°.
„ „	CV r° unten	=	„ „	CLXXII r°.
„ „	CVI v° oben	=	„ „	CXXXVI v°.
„ „	CVII r° unten	=	„ „	CLXIII v°.
„ „	CXIII v° oben	=	„ „	XCI v° und CLXIIII r°.
„ „	CXVI v° oben	=	„ „	CXVII v° (nur der Greis).
„ „	CXVII r° oben	=	„ „	CV v° (nur 2 Bettler).
„ „	CXXXV v° oben	=	„ „	CV v° (nur der Ritter).
„ „	CXXXVI r° oben	=	„ „	CLXIIII r°.
„ „	CXXXVIII v° oben	=	„ „	CV v° (nur der Ritter).
„ „	CXXXIX r° oben	=	„ „	CLXIIII r°.
„ „	CXLIIII v° oben	=	„ „	CXLI v°.
„ „	CXLV r° oben	=	„ „	CLXXXVIII v°.
„ „	CL v° oben	=	„ „	CV v° (nur der Ritter).
„ „	CLI r° oben	=	„ „	CLII r°.
„ „	CLIII v° oben	=	„ „	XCI v°.
„ „	CLV r° oben	=	„ „	CXVII v° (nur der Greis).

2. Aufl. Bl. CLVI v° oben	=	1. Aufl. Bl. CXCVI r°.	
„ „ CLVII r° oben	=	„ „ CXLII r°.	
„ „ CLX v° oben	=	„ „ CXLI v°.	
„ „ CLXIII r° oben	=	„ „ CXXXVI v°.	
„ „ CLXVI v° oben	=	„ „ CV v° (nur der Ritter).	
„ „ CLXVII r° oben	=	„ „ XCII r°.	
„ „ CLXIX v° oben	=	„ „ CXLI v°.	
„ „ CLXX r° oben	=	„ „ CV v° (nur 2 Bettler).	
„ „ CLXXXVIII v° unten	=	„ „ CLXXXVII v°.	
„ „ CLXXXIX r° unten	=	„ „ CLII.	
„ „ CXCVIII v° oben	=	„ „ CLXXXVII v°.	
„ „ CXCIX r° oben	=	„ „ CLII.	
„ „ CCII v° unten	=	„ „ CLXXXVIII v°.	
„ „ CCIII r° unten	=	„ „ CLXXXIX r°.	

Unter Benutzung der Liste auf S. 372 bis 376 lässt sich leicht feststellen, zu welcher Romanze der betr. Holzschnitt gehört. Deshalb sind auch die Titel der Romanzen nicht aufgeführt, sondern nur die Verweise auf die 1. Auflage gegeben.

Dies sind sämmtliche in der 2. Auflage befindlichen Holzschnitte. Es ergiebt sich aus obiger Liste, dass für die 2. Aufl. neue Holzschnitte nicht angefertigt wurden; alle Bilder der 2 finden sich in der 1. Aufl. wieder; andrerseits aber sind auch alle Bilder der 1. in der 2. Aufl. wiederzufinden; ihre Anordnung ist in der 2. Aufl. jedoch oft ganz verschieden. Das „oben" resp. „unten" bezieht sich fast durchweg auf die ganze obere resp. untere Hälfte der betr. Seite. Meine Klammerbemerkungen deuten an, dass und wie die Holzschnitte der 1. Aufl. in der 2. in 2 Teile geteilt worden sind.

Diese zweite Auflage der Segunda Parte ist also ein Seitenstück zur Silua von 1557, welche auch nichts Anderes ist als eine zweite Auflage der Primera Parte der Silua; vgl. Wolf, zur Bibliographie der Romanceros, Wien 1853, S. 30.

Bei der Gelegenheit bemerke ich, dass Wolf a. a. O. S. 8 Anm. 2 betr. der in der Silua 1557 besondere aufgeführten Romanze *En las Partes de Marcella* richtig vermutet. In der mir vorliegenden Primera Parte der Silua bildet dieses Stück Bl. VI r° einen besonderen Abschnitt der Romanze *Por las partes de la gloria* mit der bei Wolf a. a. O. angeführten Überschrift. Es verhält sich ebenso mit dieser Romanze wie mit einer andern der Primera Parte; der 22., Bl. XXXV r°:

En aquel tan trifto dia
tan cubierto de nubrados.

Überschrift: Otro romance de Dauid, wo Bl. XXXV v° f. auf die Worte

Començo luego a dezir
eſtos cantos laſtimados

als neuer Abschnitt mit Paragraphenzeichen und Initialen folgt:

¶ Montes de Gelboe.
Iſrael mira tus montes
como eſtan enſangrentados.

Nur führt die Tabla dieses Stück als besondere Romanze auf. Vgl. Wolf, a. a. O. S. 11 Anm. 1.

Ferner ist zu Wolf a. a. O. S. 12 Anm. 1 u. 2 Folgendes zu bemerken:

Die Romanze *Quando el gran rey Salomon* findet sich nicht blos in der Tabla der Segunda Parte der Silva, sondern auch im Text derselben Bl. XXXV r° mit der Überschrift ¶ Romance de Salomon. Sie steht unmittelbar hinter, nicht vor der Romanze *En bethania eſtaua ſola*, welche Bl. XXXIIII r° anfängt und Bl. XXXV r° mit der Bezeichnung *Fin* schliesst. Ein Übersehen der Romanze de Salomon war deshalb leicht möglich, weil der Setzer am Schluss der Romanze *En bethania eſtaua ſola* und am Anfang der folgenden keinen Durchschuss nahm, sogar das *Fin* in eine Linie mit der letzten Zeile der Romanze setzte und auch die für den Text verwendete Typengattung für Überschrift und den ersten Buchstaben des Anfangs der Romanze verwendet, so dass der Text fortzulaufen scheint. Das einzige Merkmal, dass hier etwas Neues beginnt sind die Zeichen ¶ vor Überschrift und Anfang der Romanze.

Die Tabla der Segunda Parte gibt (ein Fehler der in den alten Ausgaben so oft vorkommt), falsch Bl. XXXIII statt Bl. XXXV als Standort der Romanze *Quando el gran rey Salomon* an.

Die Romanze

Ya ſe parte Diego hordoñez
vn cauallero eſtimado

ist wirklich, wie Wolf a. a. O. S. 16 Anm. 1 angibt, in der ersten Auflage der Primera Parte der Silva mit der vorhergehenden Romanze in eine verschmolzen. Beim Durchlesen der letzteren erkannte ich sofort Bl. 65 v° eine Art Abschnitt, welcher beginnt:

En aqueſto ſus vaſſallos
a çamora han embiado
aqueſſe don Diego ordoñez
vn cauallero eſtimado.
a dezir aloe vezinos
como a ſu rey ha matado u. s. w.

So auch in der Romanze Nr. 785, bei Duran, Rom. gen. I 508, welche dem Anfang der grossen Romanze *Deſpues que Vellido dolfos*, Silua I Bl. 64 v° entspricht.

Ich wandte mich nun nach Wolfenbüttel und erhielt von Herrn Dr. Milchsack (dem ich hiemit auch öffentlich bestens danke) eine Abschrift der Romanze *Deſpues que vellido dolfos* und des Anfangs der folgenden aus der Silua 1557. Danach schliesst die erstere Romanze (62 Zeilen; ebenso viel das entsprechende Stück in der Primera Parte) in der Tat mit

en aqueſto ſus váſſallos
a çamora an embiado

und die folgende beginnt

Yaſe parte Diego hordoñez
vn cauallero eſtimado
va dezir los çamoranos
como a ſu rey ha matado u. s. w.

Endlich noch folgende Bemerkung. Wolf hat a. a. O. S. 16 Anm. 1 schon nachgewiesen, dass Silua I Bl. 64 v° bis Bl. 72 r° = Duran, Rom. gen. I 510 Nr. 785, 788 (statt Z. 16—18 hat die Silua eine andere Zeile), 796, Duran I 513 f. (nach S. 514 Z. 23 v. u. hat die Silua zwei Zeilen mehr), 807, Duran I 521 f. ist. Nr. 789, Duran I 510, stimmt im Anfang (8 Zeilen) mit dem Anfang von 785 wörtlich, dann folgen S. 510 Z. 3 ff. 42 selbständige Zeilen, der Rest der Romanze *Y á todos los de Zamora* ist = dem grössten Teil der Romanze Nr. 788, mit Ausnahme der oben erwähnten 3 Zeilen 16—18 wofür in 789 dieselbe Zeile wie in der Silua I steht. Man sieht, wie nötig es ist, die Primera und Segunda Parte abzudrucken.

Das Verzeichnis der Romanzenanfänge der Segunda Parte bei Wolf, über eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern S. 144 ff. ist unvollständig und ungenau[1]). Es fehlen folgende Anfänge:

1) Nach Penſativo eſtá el buen viejo fehlt

Bl. XI v° Enel caſtillo de Bethania
grande llanto ſe hazia.

2) En aquel tiempo partiendo
el ſeñor para Sidon

steht vor, nicht hinter

En aquel tiempo un varon.

1) Das der Primera Parte S. 135—140 ist richtig. Die auf die Romanzen folgenden Chistes sollten ja nicht aufgeführt werden.

3) Hinter En aquel tiempo Ieſus fehlen

Bl. XXV v° En aquel tiempo el ſeñor
yua a vna ciudad llamada und

Bl. XXVI v° En aquel tiempo rogaua
vn fariſeo al ſeñor.

In der S. 146 ff. von Wolf abgedruckten Tabla sind diese Romanzen richtig aufgeführt.

III.

Vergel de amores.

Ungleich weniger bedeutend als die Tercera Parte und auch hinter der zweiten Auflage der Segunda Parte an Interesse zurückstehend, bloss ein bibliographisches Unicum, ist der kleine Cancionero Vergel de amores. Er enthält gar nichts, was nicht sonst schon bekannt wäre.

Das kleine Büchlein ist, wie die gleich folgende bibliographische Beschreibung ergibt, zu gleicher Zeit wie die Tercera Parte in derselben Ausstattung wie diese von derselben Druckerei hergestellt worden, und auch von Anfang an in unserem Exemplar mit der Segunda und Tercera Parte zusammengebunden gewesen. Es ist einfach eine Buchhändlerunternehmung. Die Blätter sind 11,2 cm hoch und 6,5 cm breit. Mit den Randleisten ist der Titel 10,5 cm hoch, 5,7 cm breit, doch ist der Titel in der Breite beschnitten. Die Schrifthöhe des Textes beträgt ohne die Seitenüberschriften 9,5 cm, die Schriftbreite bis 4,3 cm.

Es sind einschliesslich des Titelblattes 36 mit römischen Ziffern paginirte Blätter.

Das Verso des letzten Blattes enthält bloss das Bild (s. u.) und darüber und darunter je eine Vignette.

Die Blätter liegen wie folgt:

Bl. 1 (Titelblatt)		—
„ 2 (unpagaginirt wegen der Überschrift),	unten	a II
„ 3	„	a III
„ 4	„	a IIII
„ 5	„	a V
„ 6	„	a VI
„ 7	„	a VII
„ 8—12		—
„ 13	„	b
„ 14	„	b II

Bl. 15	unten	b III
„ 16	„	b IIII
„ 17	„	a V statt b V
„ 18	„	b VI
„ 19	„	b VII
„ 20—24		—
„ 25	„	■
„ 26	„	c II
„ 27	„	c III
„ 28		c IIII müsste stehen, fehlt aber.
„ 29	„	c V
„ 30	„	c VI
„ 31	„	c VII
„ 32—36		—

Also auch Lagen von 12 Bll. Tabla fehlt in dem kleinen Büchlein, ich habe zur besseren Übersicht eine beigefügt.

Nachstehend nun die Beschreibung des Inhalts mit Angabe des Drucks der einzelnen Gedichte in der neuen Madrider Ausgabe des Cancionero general (die freilich ausserhalb Spaniens auch sehr selten ist) und sonst. Man muss deshalb dem jetzigen Besitzer des Vergel de amores sehr zu Dank verpflichtet sein, dass er eine photolithographische Nachbildung des Druckes auszuführen beabsichtigt, was um so erwünschter ist, als es mir der Kürze der Zeit wegen nicht möglich war, denselben zu kollationiren. Meine Beschreibung des Vergel wird aber auch nach Erscheinen dieser Nachbildung noch ihren Werth behalten, da die zalreichen Veröffentlichungen des Herrn Marqués de Xerez de los Caballeros von demselben leider nur in beschränkter Anzal hergestellt werden und deshalb in Deutschland so gut wie unbekannt sind. Der Herr Verfasser hat mir dieselben geschenkt und ich werde sie demnächst in einer Anzeige den Freunden der spanischen Literatur bekannt geben.

Die Numerirung der Gedichte ist von mir.

I r°. Titelblatt:

¶ Cancionero
llamado Vergel de a-
mores recopilado de los mas
excelentes poetas Caſtella-
nos aſſi antiguos como
modernos: y con
diligẽcia cor
regido.

[Dasselbe Druckerzeichen wie auf den zwei andern Titelblättern.]

En Caragoça por Steuan G.
de Nagera. Año. M. D. L. I.

Alles bis auf die Jahreszal rot.

Das ganze Titelblatt ist mit denselben Randleisten eingefasst wie das der Tercera Parte, demselben überhaupt in der Ausführung ganz gleich. Nur sind die Randleisten nicht ockergelb gefärbt.

I v°. Rückseite des Titelblattes:

¶ Al lector!

¶ Contienen ſe eneſte cancionero muchas coplas y cartas de amores: y dichos graciosos en metro: ſacados d'las obras de aquellos excelentiſſimos varones que muy eloquentemente en nueſtra lengua Caſtellana con la claridad de ſus ingenios compuſieron.

¶ Van aſſi meſmo muchas coplas denoſas y canciones 7 villancicos.

II r°. 1. ¶ Coplas de Iuan de | Mena.

¶ Ay dolor del dolorido
que non oluido cuydado.

Cancionero general de Hernando del Caſtillo (Soc. d. Biblióf. Esp.) I (Madrid MDCCCLXXXII; t = [22], III, XX, 665 S. 1 Facs. gr. 8°. Weitere Nachweise von Drucken in den Anmerkungen.) S. 120 f. Nr. 59. Überschrift: Otras de Juan de Mena. Bl. II v° und III r° je mit der Seitenüberschrift: De Iuan de Mena. III v° Seitenüberschr.: Vergel de amores.

III v° unten beginnt:

2. ¶ Otras ſuyas a vna | dama.

Preſumir de vos loar
ſegun es vueſtro valer.

Cg. I 122 f. Nr. 60. Überschr.: Otras suyas en loor de una dama.

IIII r° Seitenüberschr.: Vergel de amores.

IIII v° und V r°, je mit der Seitenüberschr.: De Iuan de mena.

V v° Seitenüberschr.: Vergel de amores. V v° unten:

3. ¶ Otras ſuyas.

¶ Guay de aquel hõbre q̃ mira
vueſtro roſtro triſte o ledo.

Cg. I 127 f. Nr. 62. Duran, Cancionero y Romancero de coplas y Canciones de Arte Menor, Madrid 1829, S. 9 ff. Nr. 3. Mussafia, ein Beitrag zur Bibliographie der Cancioneros aus der Marcusbibliothek in Venedig. Wien 1867 S. 91 f. [= Sitz.-Ber. der phil.-hist. Cl. d. k. Akad. d. Wiss. LIV. Bd. S. 81 ff.] woselbst weitere Drucke verzeichnet sind. Cancionero de Lope de Stũñiga, Madrid 1872, (Coleccion de Libros Españoles raros ó curiosos, Bd. 4) S. 9 f.

VI r°, Seitenüberschr.: Vergel de amores.

VI v° und VII°, je Seitenüberschr.: De Iuan de mena.

VII v° und VIII r°, je Seitenüberschr.: Vergel de amores.

VIII r° unten:

4. ¶ Otras ſuyas a ſu | amiga.

¶ A ti ſola tribulacion
cuytas dolor y deſſeo.

Cg. I 129 Nr. 63, Gallardo I 507.

VIII v° und IX r°, je Seitenüberschr.: De Iuan de mena. IX v° und X r° dagegen wieder Seitenüberschr.: Vergel de amores. X v° Seitenüberschrift: Carta de amores.

Oben auf der Seite beginnt:

5. ¶ Carta que embio vn | cauallero a vna ſeñora.

¶ Carta pues que vays a ver
a mi dios de hermoſura.

Cg. I 269 Nr. 93, unter den Werken des D. Diego Lopez de Haro. Überschr.: Carta suya que embió á doña Marina Manuel.

XI r° Seitenüberschr.: Carta de amores.

XI v° und XII r° je Seitenüberschr.: Vergel de amores.

XII r°. 6. ¶ Del miſmo al deſcõ | tentamiento que lleuaua porq̃ | partia de donde ſu amiga que | daua.

¶ De vos me parto quexãdo
y de mi muy deſcontento

Cg. I 271, Nr. 95 unter den Werken des D. Diego Lopez de Haro.

XII v° Seitenüberschr.: A vna ſeñora

7. ¶ Otras ſuyas a vna ſeñora que le tenia dada la fe | de no ſeruirſe de otro ſino del: y el a ella de no ſeruir a otra ſi | no a ella: y ella la quebro: y el embiale eſtas | coplas: y ſu fe | conellas. [y dize (y]

O que no hallo razon
con que declare la mẽgua.

Cg. I 271 Nr. 96 unter den Werken des D. Diego Lopez de Haro.

XIII r°, v° und XIIII r° je Seitenüberschr.: Vergel de amores.

XIIII r° unten:

8. ¶ Otras ſuyas a vna | partida.

¶ Deſpues q̃ os vi entriſtecida
y con mi partir ponoſa.

Cg. I 274 Nr. 100 unter den Werken des D. Diego Lopez de Haro.

XIIII v° und XV r° Seitenüberschr.: Vergel de amores. XV r° Seitenüberschrift: Vergel de amores. Unmittelbar darunter:

9. ¶ Otras ſuyas deſpidiendo ſe de ſu amiga.

¶ Pues no me vale ventura
ni dicha mala ni buena.

Cg. I 276 Nr. 102 unter den Werken des D. Diego Lopez de Haro.

XV v° und die folgenden Seiten bis und mit Bl. XXVII r° Seitenüberschr.: Vergel de amores.

XVI r° unten:

10. ¶ Teſtamento de amo | res: hecho por el miſmo | don Diego lopez.

XVI v°. O muy alto dios de amor
por quien yo viuo penãdo.

Cg. II 445 Nr. 154, ebenfalls unter den Werken des D. Diego Lopez de Haro.

XVIII r°. **11.** ¶ Del miſmo a vna dama que lleuaua vna toca de | camino enla cabeça.

¶ Sabeys por que da paſſion
el tormento de la toca.

Cg. II 513 Nr. 213 unter den Werken des D. Antonio de Velasco.

12. ¶ Otras ſuyas a vnas | damas por que vn galan q̄ yua | conel canto mal delante d'llas.

XVIII v°. Señoras ſi mal canto
el galan que os han loado.

Cg. II 514 Nr. 215 unter den Werken des D. Antonio de Velasco.

13. ¶ Coplas de vn galan | a ſu amiga.

¶ Si nos hnuiera mirado
pluguiera a dios q̄ nos viera.

Cg. I 278 Nr. 104, unter den Werken des D. Luys de Biuero. Überschr.: Aquí comiençan las obras de Don Luys de Biuero; y esta primera es una que hizo á ssu amiga.

XIX v°. **14.** ¶ Otras ſuyas a ſu | Amiga.

Conozco de conoceros
ſer mi mal muymas crecido.

Cg. I 280 Nr. 106 unter den Werken des D. Luys de Biuero.

XX r°. **15.** Eſparſa a vna partida.

O rauioſo deſpedir
dolor que vida recela.

Cg. I 280 Nr. 108 unter den Werken des D. Luys de Biuero. Überschrift: Otra esparsa suya á vna partida.

XX v°. **16.** ¶ Otra obra ſuya lla- | meda [l. llamada] Guerra de amor en me- | moria dela muerte d' ſu amiga.

¶ Quiero cōtar mis dolores
aquellos que ſiempre arden.

Cg. I 281 Nr. 109, unter den Werken des D. Luys de Biuero.

XXIII r°. **17.** ¶ Otras ſuyas porque | vn amigo ſuyo yua donde ſu a- | miga eſtaua.

¶ Toda ſe buelue en mãzilla
la embidia que de vos.

Cg. I 296 Nr. 122, unter den Werken des Hernan Mexía.

XXIIII r°. **18.** ¶ Cōjuro de amores.

La grãdeza d' mis males
camor creſce cada dia.

Cg. I 316 Nr. 130, unter den Werken des Coſtana. Überschr.: Aquí comiençan las obras de Costana y esta primera es unos conjuros

de amor que hizo á ssu amiga, conjurándola con todas las fuerzas dell amor. — Poesías escogidas de nuestros cancioneros y romanceros antiguos. Continuacion de la coleccion de D Ramon Fernandez. Tomo XVI. Contiene el cancionero, los romances moriscos, y los pastoriles. MDCCXCVI. En Madrid en la Imprenta Real. [Herausgeber dieser Sammlung ist der berühmte Dichter D Manuel Josef Quintana, von dem auch die Vorrede herrührt Vergl. F. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur, Berlin 1859, S. 376] S. 18 Nr. VII.

XXVII v° und XXVIII v°. Seitenüberschr.: je Vergel de Amores (st. amores wie sonst).

XXIX v°. **19.** ℂ Cancion.

℣ Yo con vos ? vos ſin mi
yo con vos parto partiendo

Cg. I 518 Nr. 394, unter den Canciones des Comendador Escrima. Überschr.: Otra Cancion suya, partiendo su amiga.

20. ℂ Cancion.

℣ Ved que tal es mi ventura
que deſſeando perdella.

Cg. I 518 Nr. 395, ebenfalls eine cancion des Comendador Escriua. Überschr.: Cancion suya.

XXX r°, Seitenüberschr.: Vergel de Amor.

21. † Otra ſuya.

℣ Yo me parto ſin partirme
de vos y de vos vencido.

Cg. I 518 Nr. 396, die nächste Cancion des Comendador Escriua. Überschr.: Otra cancion suya, partiendo de su amiga.

XXX v°, Seitenüberschr: Vergel de amores.

22. ℂ Cancion.

℣ Ay que no ay amor ſin ay
ay que ſu ay tanto me duele

Cg. I 518 Nr. 397. Überschr.: Cancion de Francisco de La Fuente.

23. ℂ Cancion.

℣ Dos enemigos hallaron
las hadas y a mi las dieron.

Cg. I 519 Nr. 398. Überschrift: Cancion de Quirós.

XXXI r°, Seitenüberschr.: Vergel de amores.

24. † Otra ſuya.

Bien fue bien de mi ventura
con tales penas penarme.

Cg. I 519 Nr. 399. Überschr.: Otra cancion suya. Also von Quirós.

25. ℂ Cancion.

ℂ No viuo ſin eſperança
ni muero deſeſperado.

Cg. I 519 Nr. 400. Überschr.: Cancion del mismo. Also von Quirós.

XXXI v°, Seitenüberschr. bis auf Weiteres: Vergel de amores.

26. Cancion.

ℂ No quexo de mi paſſion
aun que muero en padeſcella.

Cg. I 519 Nr. 401. Überschr.: Cancion de Soria.

27. Otra Cancion.

ℂ Ved ſi puede ſer mayor
el mal de mi penſamiento.

Cg. I 520 Nr. 402. Überschr.: Otra cancion suya. Also von Soria.

28. Cancion.

ℂ Viuo porque vueſtro viuo
y ſin vos no quiero vida.

Cg. I 520 Nr. 403. Überschr.: Otra cancion suya. Also Soria.

XXXII v°. **29.** ℂ Otra cancion.

ℂ Si penaſſe por medida
como peno ſin concierto.

Cg. I 520 Nr. 405. Überschr.: Otra cancion suya. Also von Soria.

30. Villancico.

ℂ Si quando triſte os mire
yo muriera.

Cg. I 609 Nr. 666. Überschr.: Villancico de Don Pedro D'Acuña.

XXXIII v°. **31.** Villancico.

ℂ Amores triſtes crueles
ſin ninguna compaſſion.

Cg. I 609 Nr. 667. Überschr.: Otro [Villancico] de Badajoz el Músico.

XXXIII r°, Seitenüberschr.: Vergel De amores.

32. ℂ Otro ſuyo.

℄ Soſpiros no me dexeys
pueſto que ſeays mortales.

Cg. I 610 Nr. 669. Überschr.: Otro suyo, d. h. Badajoz el Músico.

33. ℂ Villancico.

℄ Pues la triſte vida dize
ques la muerte meior della.

Cg. I 611 Nr. 671. Überschr.: Otro villancico de Quirós.

XXXIV v°, Seitenüberschr.: Vergel de Amor.

34. † Villancico.

Mira que mal es el mio
que me conſuelo con el.

Cg. I 611 Str. 672. Überschr.: Otro villancico de Grauiel, Anm. Grabiel el Músico, im Indice Grauiel el cantor genannt.

XXXV r°, Seitenüberschr.: Vergel de Amor.

35. † Otra.

℄ No me duele aun ques mortal
mi dolor.

Cg. I 612 Nr. 676. Überschr.: Otro de Soria.

36. † Villancico.

℄ La cauſa de mi dolor
y mi mal.

Cg. I 612 Nr. 677. Überschr.: Otro suyo. Also von Soria.

XXXVI r°, Seitenüberschr.: Vergel de Amor.

37. ℂ Otro ſuyo.

℄ Pues la libertad es yda
ya no queda.

Cg. I 613 Nr. 678. Überschr.: Otro suyo, also von Soria. Der Cg. hat noch eine Strophe mehr, S. 613 b. Z. 4—10 von oben. Am Schluss: ℂ Deo gracias.

XXXVI v°. Holzschnitt: eine sitzende Dame schreibt. Eine Dienerin sieht zum Fenster herein. Über und unter dem Bild aus der Tercera Parte bekannte Vignetten (Querrandleisten).

Soweit ich vergleichen konnte (es blieb neben der wichtigeren Tercera Parte hiefür wenig Zeit) weicht der Text des Vergel von dem Druck im Cancionero general der Sociedad de Bibliófilos Españoles wenig ab. Die Überschriften der Lieder dagegen sind vielfach anders, sowie die darin enthaltenen Verfasserangaben, deshalb sind die Überschriften im Cancionero general, sobald sie abweichen, angegeben.

Die Quellen, aus welchen der Veranstalter der Sammlung (der Buchdrucker) geschöpft hat, vermag ich nicht anzugeben, da mir weder der Text des Vergel noch die alten Ausgaben zu Gebot stehen.

Tabla.

Amores triſtes crueles. Nr. 31.
A ti ſola tribulacion. Nr. 4.
Ay [sonst Ya] dolor del dolorido. Nr. 1.
Ay que non ay amor ſin ay. Nr. 22.
Bien fue bien de mí ventura. Nr. 24.
Carta pues que vays a ver. Nr. 5.
Conozco de conoceros. Nr. 14.
Deſpues q̄ os vi entriſtecida. Nr. 8.
De vos me parto quexād̄o. Nr. 6.
Dos enemigos hallaron. Nr. 23.
Guay de aquel hōbre q̄ mira. Nr. 3.
La cauſa de mi dolor. Nr. 36.
La grād̄eza d'mis males. Nr. 18.
Mira que mal es el mio. Nr. 34.
No me duele aunques mortal. Nr. 35.
No quexo de mi paſſīon. Nr. 26.
No viuo ſin eſperanza. Nr. 25.
O'muy alto dios de amor. Nr. 10.
O que no hallo razon. Nr. 7.
O rauioſo deſpedir. Nr. 15.
Preſumir de vos loar. Nr. 2.
Pues la libertad es yda. Nr. 37.
Pues la triſte vida dize. Nr. 33.
Pues no me vale ventura. Nr. 9.
Quiero cōtar mis dolores. Nr. 16.
Sabeys por que da paſſīon. Nr. 11.
Señoras ſi mal canto. Nr. 12.

Si nos huuiera mirado. Nr. 13.
Si penaſſe por medida. Nr. 29.
Si quando triſte os mire. Nr. 30.
Soſpiros no me dexeys. Nr. 32.
Toda ſe buelue en māzilla. Nr. 17.
Ved ſi puede ſer mayor. Nr. 27.
Ued que tal es mi ventura. Nr. 20.
Uiuo porque vueſtro viuo. Nr. 28.
Yo con vos 7 vos ſin mi. Nr. 19.
Yo me parto ſin partirme. Nr. 21.

Zum Schluss sage ich hier meinen verbindlichsten Dank den Verwaltungen der kgl. Universitätsbibliothek zu Göttingen, der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, der kgl. Bibliothek zu Berlin und der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, welche mir wie sonst, so auch für diese Arbeit ihre Schätze in bereitwilligster Weise zur Verfügung gestellt haben.

Sommer 1889.

Der waldensische Physiologus.

Zum erstenmal herausgegeben von **Alfons Mayer.**

Der Physiologus [1]) welcher in der mittelalterlichen christlichen Litteratur eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, ist seinem Wesen und Inhalte nach im Allgemeinen bekannt, so dass mir eine eingehendere Erörterung hierüber nicht geboten erscheint. Hier soll nur der waldensische Physiologus in Betracht gezogen werden, welcher nicht nur in vielen Punkten von dem eigentlichen Physiologus abweicht, sondern auch in anderer Beziehung sich als eine merkwürdige und wichtige Schrift darstellt. Schon in der Fassung, wie er uns vorliegt, steht er einzig da, und es konnte nicht einmal das lateinische Original aufgefunden werden, aus dem er jedenfalls übertragen worden ist. Ebenso unbekannt ist uns noch der Verfasser desselben, obwohl er sich in der Einleitung selbst Jaco nennt. Er sagt nämlich: Alcun savi e entendent non despreçe l'obra scripta per my Jaco. car yo non l'ay composta per li savi, mas per enformar alcuns meo scholars. Näheres ist absolut über diesen Namen in den waldensischen Schriften nicht zu entdecken und alle meine Versuche, das Rätsel zu lösen, gehen bis jetzt nur auf Vermutungen hinaus. Jedoch glaubte ich einen Anhaltspunkt zur genaueren Feststellung des Namens beim Durchlesen verschiedener lateinischer Physiologi und naturgeschichtlicher Abhandlungen gefunden zu haben, aber es war mir wegen Mangels des dazu nötigen Materials bis jetzt nicht möglich, die Spuren weiter zu verfolgen, hoffe aber durch Einsichtnahme verschiedener Handschriften anderer Bibliotheken das Dunkel aufzuhellen.

In der Einleitung nämlich zu einer von Thomas von Cantimpré verfassten Naturgeschichte, deren deutsche Uebertragung von Konrad von Megenberg bereits in dem von Franz Pfeiffer herausgegebenen Buche

1) Siehe Geschichte des Physiologus von Dr. Friedrich Lauchert, dem ich meine Abschrift zur Benutzung überlassen hatte.

vorliegt, geschieht eines magister Jacobus Erwähnung. Das auffallende Zusammentreffen dieser Namen veranlasste mich, nachzuforschen, ob nicht der magister Jacobus mit dem waldensischen Jaco identisch sei. Um dem Leser ein klareres Urteil und Verständnis zu ermöglichen, halte ich es für zweckmässig die der lateinischen Schrift vorausgeschickten Zeilen dem ganzen Inhalt nach anzuführen; sie lauten folgendermassen: „In hoc opere laboravit magister quidem 15 annis extrahendo illud de naturis animalium, secutus auctores famosos Aristotelem, Plinium, Solinum, Ambrosium, Magnum Basilium, Ysidorum, Augustinum, magistrum Jacobum de viatico (soll wohl heissen Vitriaco = Vitry) qui et librum de quibusdam mirabilibus ultramarinis composuit, quem orientalem historiam appellavit, Adellinum (wohl für Adhelmum), philosophum et librum qui veterum narracio dicitur Librum etiam cuiusdam Judaci philosophi nomine Sechel in descriptione lapidum est secutus, haec autem omnia de facili ad aedificacionem fidelium adoptavit[1].“ Hier also wird wie im Waldensischen ein Jacobus erwähnt, hier wie im Waldensischen ist er magister, denn die Worte l'ay composta per alcuns meo scolars lassen ebenfalls in unzweifelhafter Weise auf einen magister schliessen. Diese merkwürdige Uebereinstimmung beider Schriften in zwei wesentlichen Punkten, dem Autor sowohl als seinem Berufe als magister, berechtigt zu der sehr wahrscheinlichen Vermutung, dass der Jaco in der waldensischen Schrift wohl kein anderer ist als der Jacobus im lateinischen Codex.

Dieser Magister Jacobus wird nun im lateinischen Codex auch de Vitriaco genannt, was unsere Vermutungen sofort auf Jaques de Vitry lenken muss, der, nachdem er die Würde eines Magisters erlangt hatte, Canonicus Regularis zu Oignies, in der Diözese Namur, dann Bischof zu Acre, Patriarch von Jerusalem und endlich Kardinal und Erzbischof von Frascati wurde Er starb zu Rom am 30. April 1244. Durch seine Schriften, besonders durch seine Geschichte des Morgenlandes, historia orientalis betitelt, die uns durch eine treffliche Uebersetzung Guizot's zugänglich gemacht wurde, ist er rühmlichst bekannt. Sein Name wird in den Abhandlungen von Thomas von Cantimpré häufig erwähnt und befindet sich daselbst in der Gesellschaft der berühmtesten Namen, wie Aristoteles, Plinius, Solinus, Ambrosius, Isidorus etc. Ich habe seine Predigten und seine obenangeführte Geschichte durchgesehen, ohne jedoch Anhaltspunkte zu finden. Eine von ihm verfasste Schrift über naturgeschichtliche Dinge, auf die im Thomas von Cantimpré beständig hingewiesen wird, konnte ich bis jetzt nicht entdecken. Und doch muss

1) Cod. l. 6909. 4° f. 1 der Münchener Staatsbibliothek

eine solche existiert haben. Es bleibt also noch die Aufgabe diese seine Tiergeschichte aufzufinden und deren Beziehung zu unserer waldensischen Abhandlung zu erläutern.

Es war mir auch unmöglich, aus den wenigen Dingen, die in Cantimpré nach Jacobus angeführt sind und die oft mit den Aussagen der übrigen Schriftsteller übereinstimmen, ein vollwertiges, richtiges Urteil zu bilden, um so mehr, als in der Abhandlung von Cantimpré die aus den Eigenschaften der Tiere geschöpften Lehren und Nutzanwendungen grösstenteils nicht aufgeführt werden. Andererseits durfte ich aus einigen Anführungen, die in der waldensischen Schrift fehlen, kein gegenteiliges Urteil fällen; die Uebersetzungen litten ja bekanntlich oft an verschiedenen Gebrechen; Unregelmässigkeiten und Abkürzungen können auch hier mitunterlaufen sein. So teilt der Verfasser den waldensischen Physiologus in vier Abteilungen, 1) die Vögel, 2) die Tiere, 3) die Fische, 4) die Schlangen, bringt aber unter Kapitel vier auch das Cocodril, lo Recan, lo Tigre, l'Aragna, lo Scorpion und Peridexion, was jedenfalls die Einteilung und richtige Anordnung des Originals nicht wiedergiebt

Was nun die waldensische Handschrift anbelangt, so stammt sie aus dem 15. Jahrhundert und befindet sich unter C. 5. 21 im Trinity College zu Dublin. Dieselbe ist klein Oktav. Papier, und enthält verschiedene Abhandlungen. Im ersten Teile von f. 1—24 sind die dichterischen Ergüsse der Waldenser, wie Novel Comfort, de li quatro Bemencz, la Barca, Payre Eternal, lo Despreczi del Mont, (dieser Titel ist nach dem Genfer Manuscript, da das Dubliner keinen führt), Noble Leyczon, lo Novel Sermon, (Titel ebenfalls aus der Genfer Handschrift, da die Dubliner fälschlicherweise mit Nobla Leyçon überschrieben ist) Zwischen den poetischen Schöpfungen und dem Physiologus stehen noch zwei kleine Abhandlungen, die erstere Del Mesquin, die zweite Oraçon betitelt. Diese letztere wäre ich fast geneigt wegen der vielen Assonanzen für ein früheres Gedicht zu halten. Auf den Physiologus, der sich auf f. 49—70 befindet, folgt eine längere Predigt, die den Schluss des Buches bildet und folgende Ueberschrift führt: „Aici comenczan alcunas apocisions sobre alcuns passage de sant Mt. sobre Johan Crisostomo. Der Physiologus selbst ist mit de las (Hs. la) propriotas de las (Hs. la) animanças überschrieben und enthält 54, mit der in der Einleitung, welche über den Menschen handelt, sogar 55 Abhandlungen. Diese sind der Reihenfolge nach: 1) L'Aygla, 2) lo Pelican, 3) lo Fenis, 4) lo Pavon, 5) la Grua, 6) lo Gal, 7) la Galina, 8) lo Corp, 9) lo Cing, 10) lo Pic, 11) la Randola, 12) la Tortora, 13) la Perdiç, 14) la Colomba, 15) lo Vootor,

16) lo Falcon, 17) lo Papagal, 18) lo Merlo, 19) lo Rosignol, 20) las Abelhas, 21) la Chicala, 22) lo Caladri, 23) lo Leon, 24) la Simia, 25) lo Lop, 26) la Mostela, 27) la Salamandria, 28) lo Darbon, 29) l'Unicorn, 30) lo Cerf, 31) lo Chamos, 32) la Pantera, 33) lo Castor, 34) la Ricz, 35) l'Alifant, 36) lo Caval, 37) lo Griffon, 38 lo Buo, 39) la Volp, 40) lo Can, 41) l'Adolap, 42) la Furmicz, 43) la Serena, 44) la Balena, 45) la Vipra, 46) l'Aspi, 47) lo Cocodril, 48) l'Idria, 49) lo Serpent, 50) lo Recan, 51) lo Tigre, 52) l'Aragna, 53) lo Scorpion, 54) Prindex (= Peridexion). Unter diesen gibt es mehrere Stücke, die im alten griechischen Physiologus nicht vorkommen, wie: 5) Grua, 6) Gal, 7) Galina, 9) Cing, 16) Falcun, 17) Papagal, 18) Merlo, 19) Rosignol, 20) Abelhas, 21) Chicala, 28) Darbon, 36) Caval, 37) Griffon, 38) Buo, 40) Can, 47) Cocodril, 50) Recan, 51) Tigre, 52) Aragna, 53) Scorpion.

Das wirkliche Alter der Schrift ist wohl schwer festzusetzen, da uns zur näheren Prüfung der Frage nur zwei Dinge vorliegen, die Handschrift und die Sprache. Die Handschrift stammt aus dem 15. Jahrhundert, während die Zeit der Abfassung unserer Schrift sicher noch weiter zurückreicht, wie wir aus der Sprache ersehen können. Weiter als ungefähr 1240, der Lebenszeit Jacques de Vitry's dürfen wir aber auch nicht zurückgreifen. Es steht nämlich fest, dass die waldensische Sprache die Eigenheiten und Formen der provençalischen besass; in jener Zeit aber hatte sie bereits viel an Aehnlichkeit mit derselben durch den Einfluss des Italienischen verloren. Die Pluralbildungen auf s sind so ziemlich verschwunden, und nur noch Reste dieses Vorganges erinnern an den früheren Reichtum der Formen. Wenn wir nun annehmen, dass zwischen diesen beiden Flexionsperioden eine hübsche Spanne Zeit liegen muss, da ein solcher Wechsel unmöglich so schnell vor sich gehen kann, so vermögen wir die Abfassung in eine noch entferntere Zeit, wenigstens in die des 14. Jahrhunderts zu verlegen.

Nämlich die Wörter im Femininum, seien sie Wörter der 1. oder der 3. Deklination, behalten noch fortwährend das flexivische s, wie melhers, fennas, vils obras, las denez, neben las dent und las carn; von den Masculinis hingegen finden wir nur noch wenige damit versehen. Als Ueberreste dieser Deklinationsart können wir hier folgende Wörter und Formen anführen: p. 396 per alcuns meo scolars neben per li savi e entendent; d'alcuns animals; p. 403 son layrons, meletriç e traitors; alcuns falcon; peiors; p. 404 li buon predicadors; p. 408 aitals; p. 411 anç für ans; p. 413 li bon homes; p. 415 autres peccas mortals, sonst immer pecca; ilh sian aucis, sonst immer auci; p. 415 de

vicis: p. 418 fennas e homes; alcuns homes; tuit li autre vicis; li ome traitors etc.

Daraus ist ersichtlich, dass die vorliegende Handschrift noch weiter zurückreichen und eine Kopie einer noch älteren, verloren gegangenen Handschrift sein muss. Da der waldensische Physiologus nur einmal vorhanden ist, so sind leider Vergleiche zwischen mehreren Handschriften unmöglich. Als Physiologus war unsere Schrift sogar bis zum Jahre 1880 niemand bekannt, bis endlich Herr Prof. Dr. Konrad Hofmann dieselbe entdeckte

Dem Scharfsinn dieses weltberühmten Romanisten, meines hochverdienten Lehrers war es beschieden, die Spuren seines Daseins in den wenigen Zeilen Todd's, de la propriotas de la almanças, die in dessen Buche über die Dubliner waldensischen Handschriften zu lesen sind, zu entdecken. Auf seine Anregung hin stellte ich genauere Nachforschungen hierüber an und konnte auch bald darauf, bei meiner Anwesenheit in Dublin, seine Vermutungen bestätigen. Da nun die Wichtigkeit dieser Schrift zur Vervollständigung der bereits gemachten Studien über den Physiologus verlangt, dass diese christlich-mystische Naturlehre der Waldenser ebenfalls veröffentlicht werde, so möge der waldensische Physiologus zur Ehre des hochgeschätzten und geliebten Lehrers im Bunde vieler anderen Abhandlungen, im schönen Festgewande erscheinen und ihm meine Hochachtung und Dankbarkeit zu seinem 70 Geburtstage darbringen.

De las Propriotas de las animanças.

Alcun savi e entendent non despreço l'obra scripta per my Jaco; car yo non l'ay composta per li savi, mas per enformar alcuns meo scolars.

Cum totas e chascunas animanças fossan creas de l'autessimo roy per lo profeit de l'ome, lo salmista o demostra, quant el dit: „Tu somesies totas cosas sot li pe de li; las feas e li buo sobre que tot et totas las bestias del camp; las volatilhas del cel e li peison del mar.“ Lo es formont consonant a la raçon de l'ome que la natura e la propriota d'alcuns animals sian retornas al profeit de l'ome. Dont cum las cosas plus degnas sian de pausar denant totas cosas conissar prumieramment la natura de l'ome. Car lo es dit: „Tota bona carita comença de si meseyma,“ laqual natura es aital. E naturalment l'ome o lo requeramment de l'ome non po esser saçia de totas las riqueças e degnatas mondanas. E aiço se po provar per mot clara raçon. Enayma tot ço

qu'es menor non po saciar ni vmplir ço qu'es maior de si. E totas las riqueças mondanas, enayma es manifest, son menors que l'ome. Car ellas son atrobas per li ome Segondariament: Car l'ome fo fait a la forma e a la semblança de Dio. Dont lo requerament o lo cor de l'ome non se po saciar de totas las cosas mondanas. Mas tot ço qu'es maior de l'ome po legierament saciar l'ome. Lo es declayra que lo creator es maior que la creatura. Eneyma di lo salmista: „Dio es aut sobre totas las gent e la glesia de lui sobre li cel" Dont Dio es maior que l'ome, enaysi po saciar e vmplir l'ome. Dont la s'enset que l'ome non po esser sacia de las riqueças e degnatas mondanas, sinon del meseyme Dio. Car poisque l'ome es au Dio, ço es au lo sobeiran ben, non desira plus autra cosa. Dont tota creatura po esser repesa per raçon. Laqual creatura lavora contuniament qu'ilh sia sacia de las cosas mondanas maiorment que de las divinas. Segondariament es a veser de la natura de li oisel; terçament de la natura de li animal; quartament de li peison: la 5ª de la natura de li serpent.

1. De l'aygla.

Eneyma l'aigla ha .3. naturas en lasquals se po penre moralita. Enaysi sperítalment nos deven segre 3. vertuç. La prumiera es: Car l'aigla se renovella enaysi quant ilh es agrava per trop grant velheça. Car ilh quer prumierament una fontana viva laqual habondie forment e decorra E pois monta en aut sobre la fontana entro al fuoc loqual es en l'ayre e se apropia al solelh, enaysi las penas de ley son embrasas del fuoc del solelh. E dequienant deissent e se gita a la fontana enaysi es faita nova enayma ilh era prumierament quant ilh oisit del seo ni, laqual natura nos tuit deven resemilhar, quant nos son agrava per pecca mortal. Dont nos deven prumierament atrobar, hont sia la fontana, ço son las obras en lasquals es Dio loqual es fontana viva, enapres deven montar en aut, ço es levar a ley la nostra pensa segont ço que di lo propheta: „O segnor yo levey a tu li meo olh, loqual habites en li ciel." E deven montar entro al fuoc e apropiar nos al solelh, ço es a la penitencia, e las pennas seren embrasas; ço es li pecca seren perdona per la penitencia receopua per li pecca. E adonca git arse en la fontana, ço es al baptisme. Car adonca l'ome es fait noo, enayma si el fosse bateia en aiga. Enayme di David: „O segnor, tu arosares my d'isop e serey monda e tu lavares my e serey emblanqueci sobre neo." D. La 2ª propriota de l'aigla es que quant ilh ha lo seo bec trop recroca, enaysi qu'ilh non po manjar, adonca quer una peira viva e fier ley con lo seo bec, entro qu'ilh lo romp e atisa lo seo bec e poys po manjar la soa vianda, enayma ilh solia prumierament. Enaysi noe

liqual son agrava por sourça di pecca nos deven atrobar la peira viva, ço es Crist. Josta lo dit de sant Peire: „Emperço si vos tastes, car lo segnor es doç, a laqual peira viva apropiant etc.“ E deven remontar la nostra boca, ço es per vera penitencia, car si prumierament nos non decaçaren li pecca, nos non poyren manjar, ço es ricebre lo cors de Crist. Car Crist e li pecca son contrari e doas cosas contrarias non poon istar ensemp. Enayma di Boeci: „La natura reffusa, que las cosas contrarias non sian ajosta“ — D. La 3ª natura de l'aigla es qu'ilh regarda lo soleilh plus sutilment que alcun autre animal. E quant ilh ha li seo paucin, il fai speriencia, s'ilh regardan lo soleilh dreitament con li olh. Car si alcun non lo regarda, ilh auci luy viaçament; mas nos deven resemilhar a aquesta natura cun tota força. Car nos deven regardar lo soleilh, ço es Dio dreitament cun li olh, ço es cun la dreita via E deven far speriencia de li nostre filh, ço es de las nostras obras. Car si alcunas de las nostras obras non regardan a Dio, nos deven aucire aquella obra e departir la qu'ilh non empache nos la vesion de l'autessime. Segont ço que di David: „Si lo segnor non garda la mayson, en van velhan aquilh que gardan ley.“

2. Pelican.

La propriota del pelican es aital, car el es enaysi endegna qu'el se vol venjar de totas sas enjurias, emperço quant ilh vay al seo ni alqual son li seo filh, ilh se alegra e joga cun lor e il se alegran e volon jogar cun la mayre e la mayre ira aucir lor. E quant ilh li a mort n'a mot grant dolor, enaysi fier lo seo peit cun lo seo bec dur, enaysi qu'ilh fay issir sanc del seo peit e d'aquel sanc ilh met al bec de li seo filh e li resuscita de mort a vita cun lo seo sanc. Lo es de saber que cascun home ha filh, ço es l'arma e lo cors liqual el auci per lo pecca mortal, mas enayma lo pelican vivifica li seo filh cun lo seo sanc, enaysi l'ome po vivificar l'arma e lo cors per la penitencia laqual es rececopua per li pecca o per l'affecion de la soa carn. Dont aci Dio renps nos per lo seo precios sanc, enaysi nos deven esser curios de reyner l'arma de li pecca.

3. Fenis.

La natura de la fenis es aital que, quant ilh ven a la mort, adonca canta mot doçament al seo quant, e quant ilh vol morir, ilh achampa motas legnas secas e se pausa sobre las legnas e fier las legnas cun las alas tant que las legnas s'embrasan, enaysi quilh es faita cenres[1]) e

1) Hier fehlt, dass aus der Asche ein Wurm hervorgieng.

d'aquel verm es faita autra fenis. Lo es a saber que alcun home comença a cantar en la joventu, ço es lauuar e beneyeir Dio. Alcun al meç del temp. Alcun en la velheça. E alcun en la mort, enayma fay aquest oisel. Dont son mot de repenre aquilh que non cantan sinon en la velheça, ço es en la mort. Car moti son aquilh que non cantan en tot lor temp, ço es aquilh que non lauuan Dio ni se recordan de lui, car ilh se confidan tant en las riqueças e en las lors poisanças que la lor sembla que l'aiutori de Dio sia a lor covenivol e peccaz enaysi. Car lo di Augustinus: „Tota la salu de li fidel e tota la fortaleça de la paciencia es ferma en lui loqual es mervilhos en li seo sanc, ço es Dio".

4. Pavon.

La natura del pavon es aital qu'il se eixauta tant en la soa belleça qu'el desira d'annar e volar e retornar. Mas pois qu'el ve li seo pe mot soç, el se contrista mot fort qu'el non vola en aut, mas perman trist e dolent. Moti han aquesta natura del pavon. Car ilh se delettan tant en la belleça del lor cors qu'il desira se de volar, ço es esser eileva en superbia. Mas quant ilh regardan li lor pe, ço es la vileça de la carn, non son eileva en superbia. Dont lo pavon ha en la soa coa moti olh e per aiço demostra a nos la grant prevesença, laqual nos deven haver en totas las cosas que nos façen. Car per la coa nos deven regardar la fin Dont dis Yeop: „Calque qual cosa tu faç, fai la saviament e regarda la fin".

5. De la grua.

La natura de la grua es que quant las dormon, una de lor velha totavia e garda las autras e ten una peira agua sot un pe e cun l'autre pe ten una peira en aut e si la s'endevenre qu'ilh s'adorma, la peyra laqual ilh ten al pe cagie en terra, enaysi qu'ilh se revelhe per lo son d'aquella peira. E aiço es segnal de grant prevesença. Dont a la semblança d'aquestas nos deven velhar maiorment qu'adormir. Car Jesu dis a li seo deciple: „Velha e aura que vos non intre en temptacion". Dont nos deven haver prevesença en velhar que lo diabol, enemic de l'umana generacion, non engane nos.

6. Del gal.

La natura e la propriota del gal es aital que quant la noit s'appropia tant maiorment, s'acoita de cantar. Nos deven resemilhar a aquesta natura. Car quant maiorement s'appropia a nos la noyt, ço es lo diabol, adonca nos deven cantar plus fort e plus devotement, ço es

demandar l'aiutori de Dio qu'el nos garde e qu'el nos deffenda d'aquel perilh. E quant lo dia, ço es Dio, adonca nos pregan lui plus viaçament e plus sovendierament. Car en tant quant l'ome perman maiorment cun lui, tant maiorment pregue lui totavia. Enayma di Augustinus: „Per quanta via nos façen ben, Dio es cun nos que nos obran cun lui".

L'autra propriota del gal es aital que quant el procura la vianda a manjar, el regarda cun l'un de li olh en terra e cun l'autre al cel. Nos e tot fidel Cristian deven usar aquesta propriota. Car nos deven regardar en terra con li olh corporal per laqual nos governe e nurisse del seo propri lavor. Segont ço que fo dit: Tu manjares lo teo pan cun la sudor de la toa facia. Cun l'autre olh l'ome deo regardar las cosas celestials, ço es que nos deven demandar l'autori de Dio. L'autra propriota del gal es que quant el vol cantar, el se fier 3 veç cun las soas allas denant qu'il cante. Cascun deo resemilhar a aquesta propriota. Car enant qu'il cante, ço es que laune Dio, el se deo ferir cun las allas, ço es dire la soa colpa de totas las offensas de li pecca e enapres cantar plus amorivolment e melh e aurar e glorificar Dio. Segont ço que fo dit: „Las preyras de li peccador non son eixaucias del rey de gloria Enaysi denant que l'ome parlle, el deo pensar qual cose parlle e a qui parlle e quant parlle e per que parlle. Josta ço qu'es dit: „Si tu voles ben parllar, tu deves pensar prumierament que e quant tu parles e a qui e cora parlos.

7. De la galina.

La propriota de la galina es aital que quant ilh ha li seo paucin, ilh defent si e seo pauçin a la volp ho al votor. Mas quant ilh non ha paucin, ilh non defent si ni li paucin[1]; mas comença de fugir, s'ilh po. Aquesta propriota es desponre enaysi que quant la galina ha paucin, ço es quant l'ome ha bonas obras, adonca se defent a la volp, ço es al diavol, ma quant el non ha bonas obras, el non se po defendre. Segont ço que di lo salmista: „Alqual luoc anarey del teo sperit e alqual luoc fugirey de la toa facia, si yo montarey al cel, tu sies aqui, si yo deiscendrey en l'enfern, tu sies present".

8. Del corp.

La propriota del corp es aital: Car tuit naisson blanc, emperço la maire ni lo paire non donan[2] a lor a manjar alcuna cosa entro a 12 dias cresent qu'ilh non sian lor filh, enaysi vivon de l'ayre e de la rosa del

1) Damit sind die jungen Hühner überhaupt gemeint

2) Unser „Rabenvater und Rabenmutter" stehen damit im Zusammenhang.

cel, lo segnor autreiant o permetent. Mas pois que las plumas naison a lor nieras, li payron li nurisson e li paisson en aquella via. Enaysi cascun deo regardar, si li seo filh resemilhan a lui, ço es, si las obras lasquals ilh fan son tals que ellas façan resemilhar al payre, ço es a Dio, loqual nos governe e nos conserve. Josta ço qu'es dit: „Dona nos en toy lo nostre pan cotidian".

9. Del cing.

La propriota del cing es aital qu'el non canta sinon al derier an de la soa vita. Emperço quant li ome auuon luy loqual canta tant doçament qu'el se acorda con l'arpa viaçament, connoisson qu'el sia a morir aquel an. De laqual cosa lo es a saber que qualque qu'el conois si morir on aquel temp ho en aquel an, e per la graveza de l'enfermeta o por la grant velheça, el deo cantar doçament, ço es ensemp lauuar dio e despolharse de totas las obras mondanas e trapassivols e cagivols e alegrarse de la glesia celestial. Josta ço qu'es dit: „Aquel que quer Dio, quer goy".

10. Del pic.

La propriota del pic es aital qu'el caue l'albre cun lo seo bec e quant el a fait un grant pertus, el fay inz lo seo ni. Dont si alcun stopes lo pertus cun peyra o cun leng, el vay viaçament e aporta d'una herba e toca ço de que el es stupa e' enleva viaçament e pois retorna al seo propri ni. Dont aquella propriota es de penre figuralment. Car si lo diavol stopera a tu la via d'annar al pais celestials, yo mostro a tu via de retornar al propri pais cun una herba, ço es cun vertu e bon obrament, cun laqual seren tout tuit li empachament liqual empachan tu retornar al propri pais. Car la gloria eternal es lo nostre pais.

11. De la randola.

La propriota de la randola es aital qu'ilh non manja sinon en volant e non tem esser ofendua de li autre oisel. Si alcun cavare li olh de li seo pauçin, il dona a lor veser cun una peira laqual ilh conois e lor fay haver li olh. Dont per la prumiera e per la 2ª propriota son entendu li ome liqual son preat de las mondanas cogitacions, ja sia ço que tot lo lor desirier sia en li cel. Segont ço qu'es dit: „Gloria sia a Dio en las auteças e en terra paç a li ome de bona volunta". Entro que la 3ª propriota es de saber que si alcun enceques a tu li olh, ço es lo lume del cors e de l'arma que tu retornes a la peira, ço es a Christ, lo qual es veraya luç. Josta ço qu'es dit: „Luç era veraya".

12. De la tortora.

La propriota de la tortora es aital que si lo s'entrevenre qu'ilh perda lo seo compagnun, ilh non beo aiga clara ni se repausa en ram vert. Dont lo es de saber que se la tortora, ço es l'umana arma, pert lo seo compaignun, ço es Christ per lo seo socz vici e pecca, s'ilh non recobra Christ, dementre qu'ilh demora en la vita present, ilh non beore aiga clara, mas trebol e amara, e non se repausare en ram vert. Car ilh sere castia en l'enfern de penas durissimas; mas alcun po perdre Dio, si el non vol. Josta ço qu'es dit: „Yo non gitarey fora luy loqual ven a my".

13. De la perdiç.

La propriota de la perdiç es aytal que l'una embla voluntier li huo a l'autra. E si s'entrevenre que l'una li emble a l'autra e li filh naissan. Adonca quant li filh auuon la veraya mayre, reconnoisson la voç de la propria mayre e van a ley. Nos deven far enaysi que quant nos auren auui la vocz del propri engenrador, ço es de Christ, nos deven annar a luy cun grant desirier.

14. De la colomba.

La propriota de la columba es aital qu'ilh perman voluntier sobre las aygas, a ço qu'ilh poissa veser l'umbra de l'espervier volant per l'ayre que vista l'umbra de luy poissa declinar plus scotriament e fugir. Car ilh tem totavia que l'espervier prena ley e aiço es segnal de grant prevesença. Nos deven far enaysi curiosament, ço es que nos deven istar e demorar que nos poissan squivar lo diavol e li agait de luy. Que lo diavol enemic de tota l'umana generacion non nos decepia enganivolment e aital prevesença deven haver.

15. Del voutour.

La propriota del votor es aital que, quant l'ost vay en alcuna part e el vay en aquella meseyma part per ço qu'el spera trobar alcuns cors mort a manjar. Dont per lo vootor es entendu lo diavol loqual set totavia li ome que van far li mal e li pecca. Dont segont lo dit de Augustin: „Per canta via nos facen li mal, Dio es contra nos, mas el pausa per lo contrari, quant nos facen li mal, lo diavol obra en nos li mal".

L'autra propriota del vootor es qu'el es de tant grant sentiment, qu'el sent la carogna morta de mot long, encara si el fossa long de la carogna per duy o per tres cent melhiers loqual votor es afigura al diavol. Car enayma lo vootor sent la carogna de long, enaysi lo diavol

loqual es en l'enfern sent viaçament la carogna, ço es li ome mort e soça per lo pecca mortal. Car enayma l'ome es fait temple de Dio per bonas obras, enaysi es fait temple del diavol per malas obras. Enayma di David: „Cun lo sant tu seres sant e cun lo pervers sorez perverti, ço es cun lo diavol".

L'autra propriota del vootor es aital qu'el habita en li aut mont e si el sere pregna, vola en India e pren peyra en chochio laqual, es voyda dedinz e ronda e sona coma campana; mas quant lo vootor vol aperturir, el se sobre la peira e aperturis sença dolor. Lo vootor significa aquilh que cubiten d'aperturir fruc de justicia, mas car non pon far aquestas cosas sença l'aiutori de Dio acostant se forment a l'eisemple e a la doctrina de Christ, ilh perfan ço qu'ilh acomençan.

16. Del falcun.

La propriota del falcun es de tres manieras. Car alcun son liqual prenon solament moscas e langostas e aquisti son apella abori. Aquisti son asemilha li vil home volent penre totavia las moscas e las langostas, ço es far vils obras. Enayma son layrons, meletriç e traitors e tuit aquilh que fan las vils cosas. Dont aquilh taison desprecia de totavia de li savi e bonest baron.

La 2ª propriota del falcun es. Car la son alcuns falcon liqual prenon lo prumier an perdiç e calbas e al segont an li petit oisel e al terez prenon ratas e ranas, enaysi se pejoran totavia entro a la mort. E aquisti falcon son apella lanteri. Aquisti falcon son semblant a li ome liqual son bon a Dio e a li ome en la lor joventu e pois quant son en ayta de baron, se departon de Dio e començan a far mal. E enaysi son fait mal e en la velheça peiors. Car ilh fan totas cosas soças e non convenivols. La natura de liqual es mot peyssima. E aquisti tal s'ilh non purgaren li desirier de li lor pecca, ilh seren crucia crudelment en las amaras penas. Segont ço que di David: „Lo peccador veyre e se eyrare e lo desirier de li peccador perro".

La 3ª propiota del falcon es: Car el pren lo prumier an las ranas e al 2ª las gruas, d'aquienant non pren li menor oysel. Aquisti son apella falcon gentil o pelegrin. Aquisti falcon pon esser compara a li ome liqual fan ben en la prumiera eta e en la 2ª eta fan melh, ço es en la eta baronivol e en la terça eta, co es en la velheça fan mot melh.

17. Del papagal.

La propriota del papagal es aytal: Car el ama totavia la purita, emperço vol far lo seo ni en las parts de l'orient per ço que l'an non lay

ploo e enaysi lo seo ni non se po despeçar ni soçar. Laqual natura e propriota deo segre un chascun Christian devotament, ço es gardar en si purita e clarita e ensegivolment fugir li socz pecca. Dont emperço car el vol far lo seo ni en las Perç d'aurient. La se entent que l'ome deo fondar la seo mayson non cagivol en li cel. Car qualque qu'el s'esforçare de gardar la purita de la soa carn e menar honesta vita, sença dubi la maison de luy sere fonda en l'autessimo rey.

18. Del merlo.

La propriota del merlo es aital, car el canta doas vias en l'an. E ja sia ço qu'el sia brut, emperço el play per lo seo cant. Emperço car lo merlo canta doas vias en l'an, nos deven entendre qu'al menez nos deven cantar li nostre pecca doas vias en l'an, ço es confessar nos al payre. Mas en ço qu'el es soç e play per lo seo cant, nos non deven regardar la vileça del nostre cors human. Mas maiorment la odorivol purita e la belleça de l'arma. Car ilh play per lo seo cant, ço es l'ome loqual play a Dio per las soas orasons. Segont ço qu'es dit: „Lo baron es alegre loqual manteneia e presta el sponre las soas parollas en judici. Car el non sere scomogu en eterna".

19. Del rosignol.

La propriota del rosignal es aital qu'el canta tant doçament qu'el play a tuit. L'autra propriota es qu'el non dorm en duy mes de l'an, mas canta tota la noit, ço es del mes d'abril e de may. El fait aiço, car en aquel temp creisson li serment de las viç salvaias, enaysi qu'el po esser liga o pres d'aquilh serment. E enaysi deo far cascun home e tota creatura raçonivol. Car quant el perman en luoc spaventivol e en temp dubitos non deo dormir ni jaçir per long temp en li pecca, aço que lo diavol non laçe luy cun li seo laç. Segont ço que di David: „Las cordetas de li pecca circonderon my". Dont emperço qu'el play a tuit per lo seo, quant es asemilha a aquilh home que diçon totavia bonas parollas, esciens e honestas, ço son li buon predicadors, liqual cantan totavia e lauuan Dio. Dont ço qu'el non dorm de noit, mas canta, emperço quant l'ome es en maior dubitant, maiorment deo cantar, ço es lauuar Dio e confessar li seo pecca cun pur cor. Segont ço qu'es dit: „Yo me levavo en la meça noit per confessarme a tu".

20. De las abelhas.

La propriota de las abelhas es aital, car ellas se alegran mot de pausarse e istar en las flors e de las flors trayon fruc mot odorant. Emperço las abelhas fan li lor fruc de motas colors e de moto odor

e en corpora de deleitivol doceça. E deço que ellas fan la lor obra de la mana spandia del cel. Car la non es neun animal non raçonivol que conoissa aquesta manna de tanta odor e de tanta doçor sinon l'abelha laqual es animal mot petit Laqual propriota nos deven segre denant odorant las flors de paradis. Dont las abelhas pon esser resemilhas a aquilh home que desiran totavia en las flors, ço es lavorar en bonas obras. E aquisti tal tastaren la manna de la celestial doceça liqual hedifican en la gleysa li lor palais odorant e deleitant. Car totas las cosas qu'ilh fan, las atribuison a Dio e non a lor. Segont ço qu'es dit: „O segnor, non a nos, non a nos, mas al teo nom dona gloria".

21. De la chicala.

La propriota de la chicala es aytal qu'ilh se deleita tant al seo cant qu'ilh se dementiga del manjar e enaysi mor laysa lo manjar. Dont aquilh home son compara a la chicala liqual se deleitan tant a lor quant, ço es en las deleitacions e en las vanetas d'aquest mont qu'ilh se dementigan de tuit li ben e laissan lo manjar, ço es son priva del cors de Christ e moron, ço es son dampna en las penas mortals e eternals. Car ilh non saupron lo nom del nostre rey ni lauueron lo segnor. E non lauuaren luy, pois qu'ilh seren departi del cors. Segont ço qu'es dit: „O segnor, li mort non lauuaren tu ni tuit aquilh que deiscendon en l'enfern".

22. Del caladri.

Lo caladri es dit non haver alcuna cosa de neireça. Las intralhas delqual sanan l'oscurita de li olh, mas el se troba en las meysons de li rey. Si alcun malaveiare d'aquest es conegu, si el deo morir o viore, car si aquella enfermeta sere a mort, lo caladri trastorna la soa facia de l'enferm viaçament, pois qu'el aure vist luy, mas si l'enferm deo viore, el entent a la facia de luy. Lo caladri significa contrit loqual non fey pecca. Si Christ entent en la facia del peccador, el repren e castiga lui e lo peccador es fait san, ma si el trestorna la soa facia del peccador, el non po esser monda, mas mor enaysi en li pecca.

23. Del leon.

Lo leon ha 4 propriotas e naturas. La prumiera de lasquals es aital que, quant el deisent de la cima de li aut mont, si el sent li caçador, el cuobre las soas peas au la soa coa que li caçador non troban lo seo luoc ni lo poissan saber ni conoisser. Dont per aqueста natura es entendu Dio, quant el deisende del cel, ço es en la vergena Maria,

el resconde lo seo annament que lo diavol non pogues conoisser lo seo annament ni la mayson, ço es la vergena. Nos deven far enaysi e en segre la doctrina e l'eisemple del nostre redemptor que nos deven usar enaysi las cosas mondanas que lo caçador, ço es lo diavol, non sega li nostre annament.

La 2ª propriota del leon es qu'el nais mort e ista 3 jorn mort e pois ven lo paire de lui e gieta grant bram en la boca de lui e vivifica lui, e adonca pren li 5 sentiment. Dont Christ fo enayma leon loqual iste mort per 3 jorn al sepulcre e pois per la vertu del payre celestial resuscite al terez dia de li mort. A l'eisemple delqual nos, quant sen mort, deven resuscitar del juici a las vertus qu'el resuscite nos de la vileça d'aquest mont al seo eternal goy de paradis.

La 3ª propriota del leon es que, dementre qu'el dorm, unqua non clau li seo olh. Loqual leon es meseyme Dio loqual non dorm en neun temp, mas ubert li seo olh garda nos totavia. Segont ço que di Augustin: „Dio nos garda de tot mal, non que nos non suffran alcuna cosa d'averseta, mas que la nostra arma non sia naffra per aquellas adversetas.

La 4ª propriota del leon es aquesta, car quant el vol penre las bestias, el cerconda prumierament tota la selva e pois intra en la selva e pren ço qu'el vol penre e las animanças non ausan issir, pois que lo leon hi es o pois qu'ellas troban l'annament de luy. Per aquest leon es entendu lo diavol loqual cerconda li luoc, en liqual istan li peccador, e per las bestias son entendu li peccador liqual son cerconda de li annament diabolic e laça de li lacz mot dur, enaysi qu'ilh non pon eissir de la selva, ço es del pecca, mas permanon en la cadena del diavol.

24. De la simia.

La propriota e la natura de la simia es aital qu'ilh fay duy filh e ama totavia l'un plus que l'autre e tot lo ben qu'ilh po haver dona a luy loqual ilh ama plus e a l'autre non dona alcuna cosa, mas quant venon li caçador o li can per penre ley, ilh pren aquelh filh, loqual ilh ama plus, en li seo bracz e comença a fugir e l'autre filh li monta al col enayma qu'ilh penrian, s'ilh non laysa lo filh loqual ilh amava, alqual ilh donava totas cosas. Car ilh non poiria ben fugir ni montar en li albre o anar per las peiras con duy pe e s'ilh non vol esser pilha de li can, ilh laissa luy loqual ilh amava e porta luy loqual non amava. Dont lo es de saber que tot home a duy filh, ço es l'arma e lo cors e fay plus per lo cors que per l'arma. E moti son aquilh que donan en rar a manjar a l'arma. Car ilh aman lo cors maiorment que l'arma.

En apres si la venon li caçador e li can, ço son li diavol, dont l'ome non po fugir a lor, si el non laisa lo filh loqual amava mot, ço es lo cors e laisse tota l'amor terenal e enayst fugire e portare lo filh alqual non volia donar a manjar alcuna cosa. Dont li olh de moti son liga, car ilh donan e aparelhan plus viaçament lo manjar del cors que de l'arma. L'autra propriota es, car ilh vol far totavia tot ço qu'ilh ve far. A aquesta pon esser acompara li ome liqual fan li dejuni e las vertucz per la lor grant vaneta e per las compagnias qu'ilh usan.

25. Del lop.

La propriota del lop es aital que si el es vist de l'ome prumierament que el meseyme vea luy, lo lop pert la soa vertu, mas si l'ome es vist prumierament del lop per la soa vertu e valor e adonca l'ome es fait rauch e non po cridar. Dont per lo lop es entendu lo diavol. Si lo diavol veire l'ome prumierament que l'ome pervea a la temptacion, adonca pert la soa vertu, ço es Dio, emperço que l'ome es sopercha del diavol, es fait rauch, ço es non po parllar, non po obrar alcun ben, car viaçament quant Adam fo vençu del diavol, fo meschia e soça e degita de la gloria del paradis, mas si lo lop, ço es lo diavol, sere vist de l'ome prumieramont, ço es que l'ome s'estudie prumierament en las orasons, en las bonas obras e contraste a las temptacions diabolicas. Adonca lo diavol pert las soas vertuç e la soa poisancza, ço es per la confession faita perfeitament, denant orna de 3 vertucz, ço es de la contricion del cor e de la confession de la boca e de la satisfacion de l'obra — L'autra propriota del lop es aital: Si lo s'entrevenre qu'el anne raubar alcuna cosa e si el faro alcun son cun li seo pe, adonca el fay venjança en aquel membre cun loqual el a fait lo son Nos deven resemilhar a aquesta propriota solament en ço, car quant nos pechen cun alcun nostre membre o per alcun sentiment, adonca nos deven coregir e batre aquel sentiment. Dont si nos pechen cun li pe anant aqui ont nos non deven anar coreiar li pe cun alcun ligau o carcer, ço es per penitencia o affecion agua per li pecca. Segont ço qu'es dit: „Ilh an pe e non van alqual luoc devon annar". E si nos pechen cun las mans aflogelent las per penitencia pausa a nos per li pecca mortal. Segont ço qu'es dit: „Ilh han mans e non fan alcuna cosa de ço qu'ilh devon far". Si lo pecca es fait cun la lenga, nos deven coregir la lenga en taisent. Josta ço qu'es dit: „Costreng la toa lenga qu'ilh non parlie engan, ço es pecca"; enayst nos deven far de tuit li nostre membre. L'autra propriota del lop es aital, que, quant el vol regardar alcuna cosa, el se vira tot. Car el non po virar lo cap per la grant groisor del col. Dont l'ome non

po obrar lo ben, si el non se vira tot, ço es l'arma e lo cors. Dont nos deven lauuar Dio cun totas las nostras forças e pregar luy. Segont ço qu'es dit: „Amares lo teo segnor Dio de tot lo teo cor etc.“ — L'autra propriota del lop es que al pais alqual el ha li seo filh e lo seo istar non se demostra ni pren alcuna cosa. Dont enayma lo lop non se demostra al seo pais, ço es a saber pres e enaysi nos non deven ofendre al nostre pais, ço es al nostre proyme, loqual nos sen entengu d'amar enayma nos meseymes.

26. La mostela.

La propriota de la mostela es aital qu'ilh concep per l'aurelha e aperturis per la boca. Dont moti homes e fenas han aquesta propriota. Car las cosas qu'ilh concebon per las aurelhas percuran de manifestar ho viaçament per la boca. Car las cosas que son conceopuas per las aurelhas non devon esser manifestas viaçament per la boca. Car la son motas cosas que non son d'esser resconduas. Segont ço qu'es dit: „En moti prestar non defalh pecca“. Car la mostela significa aquilh que queron lausor en las lors predicacions.

27. De la salamandria.

La propriota de la salamandria es aital qu'ilh vio del sol fuoc. E encara es plus bel un oisel loqual vio del solelh e del pur ayre. A aquisti animals son semblant li ome que son tot eileva de li ternal desirier e de las deleitacions mondanas e vivon de li celestial desirier. Segont ço qu'es dit: „L'ome non via en sol pan“.

28. Del darbon.

La propriota del darbon es aital qu'el via de la pura terra. E es un peyson que vio de la sola ayga. A aquisti animals son semblant li ome que pensan viore e regnar d'aquestas cosas soteiraneas, enayma es de la terra e de l'aiga. E aitals vivon qu'ilh manjan e non manjan qu'ilh vivan.

29. De l'unicorn.

La propriota de l'unicorn es aital qu'el es animal mot terrible e fort e ha un corn al front, cun loqual el romp li albre, e li autre animal temon luy per la soa fortaleça, loqual animal non po esser pres, sinon per la doçor e per l'odor de la vergeneta. Dont li caçador volent penre luy menan a la selva una fantina vergena, en aquella via l'unicorn ven e pausa lo seo cap sobre li genolh de la fantina. En aquella

via li caçador venon e ligan luy cun cadenas e menan luy a la cipta, la fantina denant anant. Dont l'unicorn, ço es lo diavol, loqual espavantivol e engres non po esser lige, sinon per l'odor de la vergenita e per vertu e per bonas obras.

30. Del cerf.

La propriota e la natura del cerf es aital que, quant el se vol renovelar, car el ha li corn si grant, qu'el non po levar lo cap, el meseyme tray cun las narriç li serpent de li pertus, liqual el devora e manja. E pois qu'el se sent entossia, el vay a la fontana viva e beo mota aiga e enaysi vencz lo verum per l'aiga, mas tuit li pel e li corn li cagion per la força del verum, enaysi rejovenis. Dont nos, liqual son vençu per l'engan del serpent, ço es per l'engan del diavol per li grant corn que nos haven, ço es per li socz e laide pecca, nos non poen levar lo cap per la graveça de li grant pecca. E car de tanti pecca mortal, quant nos haven aitanti diavol segnoriian de nòs. Dont puis que nos sen enverma, ço es agrava per la soçura de li pecca, nos doven corer a la fontana, ço es a Christ. — L'autra propriota del cerf es que, quant ilh van a paiser, s'ilh fossan ben cent, l'un pausa lo seo menton sobre l'esquina de l'autre e quant aquel que vay denant, es stanc, vay al derier e pausa lo seo menton sobre l'esquina del seguent e enaysi van per la lor via. Dont nos deven ensegre aitals costumas, si nos volen trobar pastura, ço es annar a la gloria celestial, nos deven sostenir li lavor del nostre proyme. Segont ço qu'es dit: „Porta l'un lo fais de l'autre, enaysi complire la ley de Christ".

31. Del chamos.

La propriota del chamos es aital qu'el ama li aut mont es espagu en las vaoç de li mont e es animal prevesent mot de long, enaysi que si el veyre li ome trop assant en autra region, el conois, si el es caminador o caçador. Lo chamos significa li sant, liqual aman las autras cosas e son pagu en las cosas humils. L'escoutriment de liqual conois de long li annament de li sant denant annant li engan de li demoni caçant.

32. De la pantera.

La Propriota de la pantera es aital, car la pantera es animal de quatre po tacha de blanc e de nier e es plus bel de tot animal, loqual, quant es saczia, el se jai .3. jorn en la soa tana. Enapres .3. jorn el se leva e gieta un grant rugiment e de la boca de luy eis odor soau loqual sopercha tuit li autre animal. Dont tuit li animal, que son en aquella

contra, venon a luy per lo grant odor loqual es en luy e non se volon departir de luy ni se curan de manjar. Car son saçia de l'oodor. Dont lo es d'entendre que Christ fo pantera, en quant el jac .3. jorn mort en la tana, ço es al sepulcre, enapres .3. jorn resuscite sacia de diversas chosas, ço es de tuit li fidel e devot. Car el trays e reduis a si li ome a liqual plac l'odor de Christ. Enapres la soa resurression trames rugiment e odor e a laqual odor vengron tuit aquilh que foron crucia en l'enfern, li qual crideron de la pregondeça de l'enfern. Segont ço qu'es dit: „O segnor, yo cridey a tu de las pregondeças, exaucis la mia vocz". L'autra propriota de la pantera es, car el es amic de tuit li autre animal sinon del dragon e es bel e mot cast. Mas quant el ha manja, el se adorm viaçament en la fossa e al .3. jorn levant del son crida en grant voç e odor soavessima eis de la boca de luy viaçament laqual totas las bestias sentent venon a ley, mas lo dragon e lo serpent fugion de ley. La pantera significa Christ loqual, com el sia amic de tuit, moric per tuit, el esprova esser enemic del sol diavol. Cum aquest sia segnor de vertucz resuscitant de li mort, enapres .3. jorn la vocz de la soa predicacion tire a si la rodondeça de la terra. Enayma es dit al salme: „Yo soy fait enayma leon en la maison de Juda e enayma pantera en la maison de Efraim".

33. Del castor.

La propriota del castor es aital que, quant li caçador o li can lo segon, enaysi que la li sembla qu'el non poissa scampar o fugir, adonca el se aranca li seo bocin cun las soas dent e li laissa en terra e fuy. Adonca li caçador e li can non segon plus, pois qu'ilh troban li boçin de luy. Car per aquilh ilh seguian luy, emperço que li boçin de luy sian de grant vertu, laqual propriota nos deven segre cun tot lo nostre poer. Car cosa que nos hayan alcuna cosa cara o alcun membre mot car per loqual nos poisan perir, ço es esser pres de li can, co es de li demoni. Adonca nos deven talhar aquel membre. Segont ço qu'es dit: „Si lo teo olh dreit scandaleia tu, gieta luy". Dereço es dit: „Abandona aquellas cosas que tu tenes noisivols, jasi aczo qu'ellas te sian caras".

34. De la ricz.

La propriota de la ricz es aital qu'el se corba enaysi en si que las spinas son defora, enaysi non pong si, mas li autre. Enaysi nos deven far que las nostras aranduras non offendan nos, mas li autre, ço es li diavol enemic de l'umana generacion. Car nos non poen offendre alcun home spiritalment que nos non offendan prumierament Christ e feran

lo nostre cor cun lo propri glay. Car denant que nos façan lo mal que nos haven pensa en li nostre cor, li nostre cor son feri prumieramment au glay mortal.

35. De l'alifant.

La propriota e la natura de l'alifant es aital, car el non ha alcuna joyntura, emperço non po corbar las soas chambas e enaysi non se po jacire. Car si el tomba, el non se po levar, emperço car el non po plegar las soas chambas. Dont li scautri caçador prenon enaysi li alifant. Car ilh regardan hont e en qual albre el se usa de repausar. Car quant l'alifant se vol repausar, el se apoia en un albre e li caçador venon e talhan quasi tot l'albre e pois l'alifant ven e se apila en l'albre talha, ensemp trabuca cun l'albre. Adonca li caçador venon e prenon l'alifant e l'aucion, s'ilh son viacier a venir. Car si l'ome non ausa annar a luy, adonca l'alifant crida e fora tramet grant rugiment, adonca li autre alifant contracoron per aiudar a luy e non lo poon levar. Mas enapres tuit cridan e ven un petit alifant loqual leva luy. Dont lo caçador que decep e engana l'alifant alleng es lo diavol loqual decep l'ome, enayma fo Adam lo prumier home. Dont enayma al cri de l'alifant loqual cagit, venon li grant alifant e non pon levar luy. Enaysi Moysent e li autre propheta vengron a l'ome plaga e non pogron relevar luy, ço es reyner lo del pecca. Mas finalment venc un petit alifant, ço es Christ e remps l'ome del seo precios sanc. Dont enayma lo diavol somes nos per lo pecca, enaysi Christ reire mene nos a li goy de paradis. — L'autra propriota es, car en 3 cent anç non fay sinon un filh e porta luy duy an al seo ventre e quant ilh aperturis permanen una grant aiga, car s'ilh istes en terra non poiria reculhir luy ni se poiria levar. Dont li ome devon far enaysi li lor filh, ço es lors bonas obras en l'aiga, ço es en luoc alqual ellas non sian perduas. Car tot ço que non es fait au Dio, es perdu. Segont ço qu'es dit: „Si lo segnor non garda la cipta, en van velhan aquilh que gardan ley".

36. Del caval.

La propriota del caval es aital que si el istes 5. jorn sença beore, adonca sent l'aiga, s'ilh fos sot terra cent pe. Dont per lo caval loqual perman .5. jorn sença beore e sent l'aiga, ço es l'ome que dejuna cessant de peccar e obrant en bonas obras, sent l'aiga, ço es la grace de Dio, car la superbia es refrena per lo dejuni de la carn.

37. Del griffon.

La propriota del griffon es aital que l'una meita es coma aygla e l'autra coma leon, e es atroba en las part d'Arabia, e la part denant es aigla e la part d'areire es leon. Dont per la prumiera partia que es aygla deven entendre que nos deven haver la pensa e la contemplacion a Dio e a la creatura celestial. Segont ço qu'es dit: „Quere prumierament lo regne de Dio".

La 2ª cosa es que nos deven haver cura en las cosas terrenals, laqual cosa es entendua per la 2ª partia del griffon, laqual es leon. Car lo leon es fort en las aversetas. Car el es de grant corage e non se moo ni fugis per remor e non tem li agait de moti home. E en las prosperitas lo leon es humil e repausivol. Car dementre que lo leon vai jar contra alcun per caison de naffrarlo, si l'ome, encontra loqual lo leon corre, se agenolha o se aseta humilment en terra, lo leon non fier luy ni li fay alcun naffra, mas regarda luy humilment en segnal de humilita, laqual natura e propriota nos deven ensegre, car nos deven haver humilita en las prosperitas e ferma fortaleça en las aversetas.

38. Del buo.

La natura del buo es aital, car la mort li dol plus que ha autre animal e es animal sença fraut e senza engan. Segont ço qu'es dit: Ço que meriteron li buo, animal sença engan, laqual propriota deo segre cascun Christian; car la mort li deo dolor, ço es la dampnacion eternal, laqual el porta de perpetual dolor. Dont la non es de doler de la mort necessaria, mas de la eternal.

39. De la volp.

La propriota de la volp es aital qu'ilh engana li animal e li oisel per moti engan. Car quant ilh volh enganar las cornalhas, adonca se jay supina en terra, enayma s'ilh fos morta, enaysi qu'ilh non gieta neun fla e ha li olh enaysi reversa coma s'ilh agues jagua morta per moti jorn e adonca li corp cresent haver troba carogna venon a ley e ilh tray la lenga e enaysi pren li oisel volent manjar la lenga de ley. Dont la volp plena d'engan es acompara al diavol, car lo diavol engana li peccador per moti engan. Enayma la volp engana li oisel, car lo diavol non po enganar li bon baron e honest, si meseyme l'ome non arma lo diavol cun las soas armas. Car lo diavol nos ofait cun las nostras armas e nos soça au li nostre propri laç. Car las armas que nos donen al diavol son li nostre pecca mortal fait per la nostra volunta.

E quant nos faczen plus fort e plus socz pecca, tant plus fort aranduras son repostas al diavol per lasquals nos offenden nos meseymes. L'autra propriota segond lo philologue es que la volp ha 7 condicions. La prumiera es qu'el di qu'ilh es czopa do li po dreit. La terza qu'ilh es prudent o li can. La .4. qu'ilh es verumosa. La .5. qu'ilh es maliciosa on li manjar. La 6ª qu'ilh es rescondua en las soas habitacions. La 7ª qu'ilh es viaciera en li filh. E enaysi li empocrit han aquestas propriotas. Prumierament es dit que la volp es czopa. Car la se di qu'ilh ha li po dreit menor que li senestre. Per li po dreit son demostras las obras celestials e per li senestre las seglars. Enaysi l'empocrit demostra que la soa conversation sia en las cosas divinas, mas el ha las soas obras mundanas czopea. Enapres la volp es tortuosa en las soas vias, enaysi l'empocrit non ten la dreita via, mas ara di una cosa e ara en di una autra e es tota via dubitos qu'el sia conegu. E enapres es prudent o li can; per li can son entendu li bon home, car lo can es tota via fidel al segnor. Dont l'empocrit es prudent; car las soas obras non placzon a li bon homes. Enapres es maliciosa en li manjar. Dont es dit que quant la volp non po trobar manjar qu'ilh se jay coma morta e tray la lenga e li oysel venent pensan penre la lenga e ilh son enaysi engana cun grant scautriment. E enaysi l'impocrit detray solengivolment lo seo proyme cun la soa lenga sot cautela de ben. Enapres es verumosa. Dont es dit qu'ilh ha grant discordia cun lo tayson, si lo tayson sere plus fort que ella e venczare ley, ilh vetupera lo leit de ley cun lo verum de la soa stercora e de la soa aiga, enaysi que lo teison non intre en la soa tana per la pudor. Enaysi l'empocrit noy a li bon Christian per lo seo mal eysemple. Enapres es rescondua en las soas habitacions. Enaysi lo cor de l'empocrit es tota via rescondu e unqua non es conegu. El di una cosa e en pensa una autra. Enapres es viaciera en li filh. Ilh diçon que li filh de ley naison sença vista. Car s'ilh istessan al ventre de la mayre, tant qu'ilh fossan perfeit enayma li filh de las autras bestias, ilh ausirian la mayre per la rapacita qu'ilh hant Enaysi las obras de li empocrit degastan li cor e li entendament de li auuent per la lor malicia, ço es aquilh liqual perçoneian e vivon cun lor.

40. Del Can.

La propriota del can es aital qu'el es mot fidel specialment al seo segnor o al conegu e contradi a li autre home non conegu. Dont nos deven servir a aquesta propriota, car nos deven esser fidel al nostre segnor, ço es a Dio e a li nostre conegu e amic. L'autra propriota

del can es: Car el manja ço qu'el ha vomu per la boca. Ayço fan li ome que vomon li pecca, ço es li digitan per penitencia, enapres reire manjan luy viaczament e cagion en aquel meseyme pecca.

41. De l'andolap.

La propriota de l'andolap es aital qu'el es animal mot crudelissime, enaysi que li caczador non se ausan apropiar a luy, mas el ha li corn mot lonc, enaysi qu'el rompa li albre, mas si el seteiare, el vay al fium Eufrates e beo aqui, mas lo hi a un albre que ha li ram sutil e lonc, mas l'andolap jogant cun li seo corn al albre, li ram ligan luy; mas vesent que non po scapar, crida en grant voç, e lo caçador ven e auci luy. L'andolap significa l'ome loqual es fort denant lo pecca, mas pois qu'el aure begu la cubiticia del mont e sere envelopa en las cosas terrenals, pert la fortaleça e es mort del caçador, ço es del diavol.

42. De la furmicz.

La natura de la furmicz es aital que quant ilh rescont lo gran en la fossa, ilh fent luy en doas partias que per aventura, quant venre l'ivern, lo gran non se bagne e germe e ilh perissa de fam. E encara s'ilh venre en la meison, sent en l'espia, si lo es gran de froment o de ordi, si lo es ordi, ilh laissa luy, ma si lo es froment, ilh monta e pren luy e se depart. La furmicz significa aquilh que recebon li duy testament lo velh e lo novel e lo novel, e li departon dentre l'estoria e l'entendament e li reponon en la fossa de lor cor.

43. De le serena.

La propriota de la serena es aital, car ilh es de doas formas; car del mecz ensus es enayma vergenal bellessima e desot coma peisson. La son serenas de trey manieras, car las unas han la vouez de l'arpa e de la viola e las autras cantan enayma vergenas. E las autras cantan enayma tuba o calamella. E totas aquestas ensemp ajostas cantan enaysi doczament que li ome navegant se adormon per la douçor del cant e son perfonda al mar. Dont per las serenas nos deven entendre las deleitacions mundanas lasquals cantan tant douczament que moti home son adormi en li .5. sentiment per la duczecza de lor, mas li marinier savi e escautri non volent scouter la vouez de las serenas stopan las lors aurelhas de cira, ço es de sanctas parollas e honestas e de bonas obras. Car tuit aquilh que son venczu per la vouez de las serenas abandonan la propria luez e son perfonda al perfonez amares-

aime. L'autra propriota es que la serena es un peisson loqual se enavanceza mot, si el po a la nau e s'ilh ve, qu'ilh non poissa, corre denant la nao viaczament, mogua per dolor se plomba al perfoncz del mar. Dont la serena, czo es lo diavol loqual s'esforcza totavia de noyre e de soperchar li ome. Dont si l'ome es bon e scautri qu'el non se layse vencer del diavol, lo diavol se plomba al perfoncz del enfern.

44. De la balena.

La propriota e la natura de la balena es aytal qu'ilh perman tant en un luoc que sobre ley naisson legnas e herbas e enaysi li marinier que han grant desirier de repausarse en terra, pensan haver troba mont de terra e de peiras. E enaysi se repausan sobre ley e fan fuoc. E poisqu'ilh sent la calor del fuoc, se plomba al perfoncz del mar e tuit li marinier perisson. La ballena significa aquest mont. Dont tuit aquilh liqual creon haver troba repaus en aquest mont, son engana en li lor fols desirier. Car totas las cosas mondanas son trespassivols.

45. De la vipra.

La propriota de la vipra es aital qu'ilh concep per la soa boca en apuesta maniera. Lo mascle met lo seo cap en la boca de la femella e la femella talha lo cap e lo traisis e la vipra reman gravia d'aquel cap. E denant lo temp de l'aperturiment li fih rogian lo ventre de ley o las costas e s'en salhon per forcza. Dont per la vipra nos poen entendre li ome que fant homecidi e autres peccas mortals. Car aitals a pena pon scampar qu'ilh non sian aucis en li lor pecca. Segont ço qu'es dit: „Aquel que ferere o glay, morre o glay". Emperço car li fih aucion la maire es entendu, car las mals obras que l'ome fai aucion lui. Car l'ome non po reculhir sinon ço qu'ilh semena. Segont lo dit de Augustin: „Nos meisonen ço que nos semenen e recebren ço que nos donen".

46. De l'aspi.

La propriota e la natura de l'aspi es aital que alcun vol dire enquant o sonar con l'arpa que l'aspi se adorma, adonca el stopa con la soa con qu'el non auua lo son o la vocz del diçent. Car si el auues, el se adormiria e l'ome lo penria e l'auciria. Enaysi deo far cascun home loqual es regi cun lo fren de la raçon qu'el non auua ço que po soçar l'arma e lo cors e tegnerla de malhas e de pecca. Car si l'ome non sere purga de vicis e de pecca, el non poire habitar en la gloria de li cel. Josta ço qu'es dit: „Cual habitare al teo tabernacle o qual habi-

tare al teo sant mont? Aquel que intra sença macleia e obra justicia e loqual parla verita al seo cor e non fai engan en la soa lenga".

47. Lo cocodril.

La natura del cocodril es aital, car lo cocodril es un serpent mot grant e si lo s'endevenre qu'el manje un home viaçement, es contrista e trist per tot lo temp de la soa vita, emperço car el manje l'ome, enaisi que d'aquienant non lo manjaria, poisqu'el poiria. Aquesta propriota del cocodril demostra a nos que nos deven haver aici ponitencia e dolor de li nostre pecca liqual nos haven fait. Car dementre com nos pechen, nos nos deven contristar forment e haver dolor e demandar a Dio, loqual es mot piatos, qu'el esface tuit li nostre pecca per la soa mira. Segont ço qu'es dit: „O Dio marcencia de myo segont la toa grant mira". L'autra propriota es, car el es bestia de li pe e ha de longueça .XX. braç havent grant onglas e dent, la noit el ista en terra e nuris li seo huo.

48. De l'idria.

La propriota de l'idria es aital, car l'idria es un serpent havent moti cap e si l'un sere talha, la li en naicon duy, laqual ydria eyra mot lo cocodril. Car quant l'idria conois que lo cocodril es dolent e trist per l'ome qu'el ha devora, vay aqui, ont deo trapassar. Lo cocodril vesent ley pensa qu'ilh sia morta e reisis ley e cum l'idria es al ventre del cocodril, ilh auci luy e eis fora. Dont car l'idria ha moti cap, sont entendu li home que han moti pecca mortal liqual sont fort enreicza e envelheczi en lor que, si alcun savi e amic de Dio talhes un de li cap, ço es de li pecca, duy en nayserian a luy. Per l'idria laqual auci enganivolment lo cocodril es entendu lo diavol que decep enganivolment l'ome, mas aço que nos non sian deceopu de li engan diabolic, façan que Dio habite e repause cun nos per bonas obras. Josta ço que di Paul: „Si Dio es cun nos, qual es contra nos"?

49. Del Serpent.

La propriota del serpent es aital que, quant el se vol renovelhar, el dejuna tant que li pel se depart de li os. Car las carns son consumas per lo dejuni e enapres troba un pertus streit e trapassant per lo pertus se despolha della velha pel. Dont per aquesta propriota del serpent l'ome deo esser prumierament renovelha per lo sant baptisme e si el peccare d'aquienant, façan enayma lo serpent. Car lo peccador se deo renovelhar sovent aflegellent la soa carn per lo dejuni e per la

penitencia enpausa a si del preyre per lo pecca e enaisi sere despolha de la velha pel, ço es de li pecca. — L'autra propriota del serpent es, car quant el vay beore a l'aiga, el vom tot lo veruz per ço qu'el se tolla melh la se e pois quant el ha begu, reire pren dereço lo verum loqual el havia laissa denant qu'el begues e enaysi lo serpent es menç d'esser temu en l'aiga. Car el non porta lo seo verum cun si. Per aquesta propriota nos poen penre eysemple mot profeitivol. E enayma lo serpent laissa lo verum denant qu'el beva, enaisi l'ome deo far enant qu'el recepia lo cors e lo sanc de Christ vomer tot lo verum qu'el porta al seo cor. Enayma es hodi, envidia e luxuria e purgarse de tuit aquisti vici e de li autre pecca liqual el porta en l'archa del seo cor. E pois po recebre e beore las aranduras de Christ cun pur cor. L'autra propriota del serpent es que, si el ve l'ome sença vestimenta, el fuy e se depart de luy enayma del fuoc. E si el ve l'ome vesti, se leva contra lui. Dont lo serpent, ço es lo diavol, si el ve l'ome sença vestimenta, ço es sença pecca, fuy de luy enayma del fuoc. Car el non po far a luy alcun mal. Car las aranduras del diavol son li nostre pecca. mas si lo serpent, ço es lo diavol, regarda l'ome vesti, ço es de pecca, el se leva contra lui Car el ha grant poissança en luy per lo pecca loqual el ha. L'autra propriota del serpent es, car si l'ome vencz luy conseguent lo, quant el ve, qu'el non po plus fugir, el fay scu de tot lo seo cors sobre lo seo cap e percura mot de gardarlo non naffra que non mora. Dont nos deven segre tal eisemple. Car nos deven despreciar tot lo cors sostenent motas tribulacions e gardar lo cap, ço es Christ. Dont sufran al nostre cors grant penas temporals e cruciament durissime enant que nos laissant lo nostre Dio, enayma foron li sant martire. L'autra propriota del serpent es qu'il non intra en la vigna, dementre qu'ilh ista en flor, lo es d'entendre que dementre que la vigna floris, czo es dementre que l'arma es horna de bonas obras e de vertucz, lo serpent, czo es lo diavol, non intra ni empecha l'ome que floris de vertucz e de cor. Segont czo qu'es dit: „Non volhas tocar li meo Christ".

50. Del recan.

La propriota del recan es aital que aquel, loqual el mort, el lo ten ferm e streit cun las soas dencz, tant cant el po e per si non lo laiseria unqua, si l'ome, loqual es mordu, non l'amacza o li romp las dencz, el l'abandona per forcza non per volunta. Dont per lo recan es entendu lo diavol, loqual, poisqu'el pren l'ome, non l'abandona d'aquienant, mas ten luy empacha cun totas las soas forczas e majorment reten aquilh que possessisson las cosas stragnas contra raçon e justicia. Car aquisti

non pon ysir de la poesta del diavol, si ilh non restauran entierament las cosas stragnas. Segont ço qu'es dit: „Li pecca non son perdona, si las cosas stragnas non son restauras".

51. Del tigre.

La propriota del tigre es aital, car el se deleita tant de ver se e tant regarda la soa forma qu'el es pres regardant se. Dont aquesta propriota s'aperten a aquellas fennas e homes liqual se deleitan tant de ver la lor corporal bellecza qu'ilh non percuran de far quasi alcuna autra cosa sinon hornarse e embelleczir la lor facia. E enaysi se dementigan de li coment de Dio. E aitals trabucan per li lor soz hornament.

52. De l'aragna.

La propriota de l'aragna es aytal, car ilh fai continuament li recz e la soa tella e la fay per penre las moscas qu'ilh las manje. Dont l'aragna, ço es lo diavol loqual fay continuament per penre li ome. Car alcuns homes son pres cun li recz de l'avaricia, enayma son li avar e alcuns son pres cun li lacz de la superbia, enayma son li luxurios e alcuns son pres cun li recz de l'odi, enayma son li ayros. Car d'aquisti principal pecca nayson tuit li autre vicis.

53. Del scorpion.

La propriota del scorpion es aital qu'el non mort cun la boca, mas cun la coa. Per l'escorpion pon esser entendu li ome traytors e plen de tradiment e d'engan liqual diczon una cosa cun parollas solengivols e finalment fan una autra per peissime e fellon faint.

54. Del prindex.

Prindex es un albre en las regions d'India, lo fruc del qual es tot docz e soau. E las columbas se deleitan de habitar en aquest albre e esser paguas del fruc de luy; lo dragon es enemic de las columbas, mas el tem aquel albre e l'umbra de luy. Car si l'ombra de luy sere en orient, lo dragon fugire en hocident, mas s'ilh sere en hocident, fugire en orient, mas si lo dragon atrobare la columba fora del albre o l'umbra de luy, aucire ley. Aquest albre significa Christ a la vita contemplativa en laqual habitan las armas de li sant e son paguas en las riqueczas de ley, mas lo dragon non noy a lor tant longament, quant ellas demoran en aquesta vita cuntemplativa, mas viaçament pois que ellas se departon de l'abre, son aucitas del sethanas. Deo gracias. Amen.

PETRI ABAELARDI PLANCTUS I. II. IV. V. VI.

Herausgegeben von

Wilh. Meyer aus Speyer, Professor in Göttingen.

Von Peter Abaelard sind in einer Handschrift in Brüssel 93 Hymnen, in einer römischen 6 Planctus erhalten. Der dichterische Werth dieser Gedichte ist minder bedeutend. Die Hymnen sind auf eine äussere Veranlassung rasch zu liturgischen Zwecken verfasst. Auch die 6 Klagegesänge müssen auf eine ähnliche äussere Veranlassung hin auf einmal gedichtet sein. Sie behandeln Stoffe aus den Büchern der Genesis, der Richter und der Könige, in der Reihenfolge der Bibel. Die Darstellung verräth keinen gebornen Dichter, doch einen lebhaft empfindenden, redegewandten und gut disponirenden Denker.

Für uns liegt der Hauptwerth der abaelardschen Dichtungen in ihren Formen[1]). Abaelard steht in der vordersten Reihe jener kühnen und schaffensfreudigen Männer, welche die wunderbare Blüthe der mittelalterlichen Formenschöpfung förderten.

Die Hymnen Abaelards zeigen zwar manche neue und seltene Form, doch sind sie im Ganzen einfach gebaut. Dagegen in den 6 Klagen zeigt sich jene Kühnheit der Erfindung neuer Zeilen, der Zusammenfügung neuer Strophen und des Aufbaues ganzer Gedichte, welche mit den kühnsten derartigen Schöpfungen der früheren Meister dieser Kunst, der alten Griechen des 7.—4. Jahrhunderts vor Christus, es aufnimmt. Dazu kommt, dass die Gunst des Schicksals uns die musikalischen Noten zu diesen Klagen erhalten hat und wir so bis ins Einzelne wiedererkennen können, wie Abaelard den grossartigen Bau gegliedert hat.

Nachdem aus der einzigen Handschrift in Rom (Vatic. Regin. 288) C. Greith in seinem Spicilegium Vaticanum 1838 S. 123 die Klagen

1) In der Abhandlung „Der Ludus de Antichristo und über die lateinischen Rythmen“ (Sitzungsberichte der Münchener Akademie 1882) habe ich die Dichtungen Abaelards vielfach und seine Bedeutung im Ganzen besonders S. 110 berührt.

zuerst, aber sehr schlecht herausgegeben und sowohl Cousin (Petri Abaelardi opera 1849 II p. 333) als Migne (Cursus Patrolog. lat. 178, 1855, p. 1817) nur Greiths schlechten Text abgedruckt hatten, habe ich früher im Verein mit Wilh. Brambach den grössten und kunstreichsten Klagegesang, den 3., herausgegeben (P. Abaelardi Planctus virginum Israel super filia Jeptae Galaditae, München 1885, Chr. Kaiser).

Jenem grösseren Gedichte lasse ich jetzt die fünf kleineren folgen, wobei ich wiederum der freundschaftlichen Beihilfe von W. Brambach mich erfreue.

Die dritte Klage besteht, abgesehen von der Einleitung und dem Schlusse, aus 2 Haupttheilen. Der I. (Z. 21—69) ist nach Art der Leiche aufgebaut, d. h. er besteht aus 2 Folgen der nämlichen Strophenarten in der nämlichen Ordnung. Ebenso gebaut ist hier die IV. Klage, doch ein wenig strenger. Denn während in der dritten Klage die 2. Strophenfolge um zwei Strophen erweitert ist, sind die beiden Theile der 4. sich völlig gleich. Der II. Theil des dritten Klagegesangs ist streng nach dem Gesetze der Sequenzen gebaut, d. h. Paare von unter sich gleichen Strophen folgen auf einander. In dem I., II., V. und VI. Klagegesang ist dieses Gesetz des Aufbaues befolgt, doch nicht in seiner ganzen Strenge, denn statt 2 unter sich gleicher Strophen stehen bisweilen 3 oder 4. So besteht Nr. I aus 3+3+2+1 Strophen; Nr. II aus 2+2+4+1(2?)+5 Strophen; Nr. V aus 3+4+2+4 Str.; Nr. VI (der grösste) aus 4+4+4+4+3+2 Str.

Da auch die Dichter des Mittelalters ihren Stolz darein setzten, für ein neues Lied eine neue Weise zu ersinnen, so ist erklärlich, dass abgesehen von den einfachen Zeilengruppen die hier vorkommenden Strophenformen sonst sich nicht finden. Die feinere Gliederung der Strophen bis in die kleinsten Theile konnte ich nur mit Hilfe der musikalischen Noten wieder erkennen. So bestehen z. B. die 3 Strophen von VI 41—58 aus je 12 und die 2 Strophen von II 1—8 aus je 8 unter sich gleichen Kurzzeilen, dann die 2 grossen Strophen von I 17—32 aus je 4+4 gleichen Zeilen: erst die Noten zeigen, wie diese gleichen Stücke in verschiedener Weise ein mannigfaltiges Ganze bilden.

Das kleinste Element der Strophe sind die Kurzzeilen, die meistens zu Langzeilen zusammen treten. Die Zeile wird bestimmt durch die Zahl der Silben und den steigenden oder sinkenden Schluss. Darnach nenne ich z. B. ‚meum est propósitum' einen steigenden Siebensilber (7⏑—), ‚in taberna móri' einen sinkenden Sechssilber (6—⏑).

In diesen 5 Klagegesängen finden sich folgende Kurzzeilen selbständig zu Strophen oder vielmehr Gruppen zusammengestellt:

5 ⏑ –: I 1—6 stehen 6 Langzeilen von je 2 Kurzzeilen mit dem gleichen Reime der 6 Langzeilen: Plebis advérsae ludis illúsa. Vgl. meine Rythmen S. 154.

6 – ⏑ –: Der sonst häufige steigende Sechssilber findet sich hier nur in I 7. 10. 13. 16 als Refrainvers: Vae mihi miserae per memet próditae. Dann IV 13—16 4 Strophen von je 2 Langzeilen mit gekreuzten Reimen (ab. ab) der 4 Kurzzeilen.

7 ⏑ – ⏑: Der steigende Siebensilber ist in der lyrischen Dichtung des Mittelalters am häufigsten zu finden (vgl. meine Rythmen S. 161—163). Denn während die Zeilen von 5 und 6 Silben zu kurz sind, um selbstständig Reihen zu bilden, ist der Siebensilber dazu geeignet; anderseits ist er doch noch kurz genug, um sich mit sich selbst oder mit andern Kurzzeilen leicht zu Langzeilen verbinden zu können. Die VI. Klage besteht abgesehen von einigen Vier- und Achtsilbern nur aus steigenden Siebensilbern. Die Strophen, welche dieselben in diesen wenigen Gedichten bilden, können einen Begriff geben von der Mannigfaltigkeit der Reimstrophen auf dem grossen Gebiet der mittelalterlichen Dichtung.

Gruppen von je 4, alle mit dem gleichen Reim a a a a, dichtete Abaelard I 17—20 = 25—28; dann VI 33—40 (4 Strophen); 3 Gruppen von je 6 gleichgereimten Siebensilbern (a a a a a a) in IV 7—12. 26—37, und 1 in VI 59—64. 6 solche Zeilen finden sich so zu einer Strophe verbunden, dass die beiden ersten und die 4 folgenden unter einander reimen a a b b b b in V 1—8 (2—3 Strophen). Häufiger reimen die steigenden Siebensilber kreuzweise: so in den 2 Strophen von je 8 Zeilen II 1—8 mit der Reimfigur ab. ab. ab. ab. Hier sind je 2 Kurzzeilen als eine Langzeile zu nehmen. Das zeigen die (3) Strophen von je 4 Kurzzeilen in I 8—15, wo die 1. und 3. Kurzzeile nicht reimt, also 2 Langzeilen mit dem Reim (a a) der Langzeilen anzunehmen sind. Als Langzeilen sind wohl anzusehen auch die 4 Strophen in VI 1—8, je 3 Kurzzeilen mit dem Reim a a ∞. Drei grosse Reimstrophen, die aus je 12 steigenden Siebensilbern bestehen, hat Abaelard in VI 41—58 geschaffen, mit der Reimfigur a a a a. b b c c. d d. e e.

7 – ⏑: Der sinkende Siebensilber ist selten (vgl. meine Rythmen S. 169). Hier nur IV 1—6 in einer Reihe von 6 Zeilen mit dem gleichen Reim a a a a a a. Hier tritt ein Fall ein, für den ich kein anderes Beispiel kenne. Diese 6 Siebensilber mit sinkendem Schlusse sind vollständig gleich gesetzt den folgenden 3 Strophen von je 6 Siebensilbern mit steigendem Schlusse (7—12 und 26—31. 32—37): Das be-

weist die Anlage des Gedichtes und noch mehr die Gleichheit der musikalischen Noten.

8⏑—: Der steigende Achtsilber ist die längste Kurzzeile und wurde deshalb seit den ältesten Zeiten oft zu längeren Reihen und zu grossen Gedichten verwendet (vgl. Rythmen S. 170—172), so dass die erzählende Zeile der deutschen Dichtung daraus wurde. In diesen Klagen finden sich nur 6 Strophen von je 4 Achtsilbern mit dem gleichen Reim a a a a und zwar 2 Strophen in II 9—12 und 4 in VI 25—32.

Der Schöpfungsdrang der neuen Zeit offenbart sich insbesondere in neuen Arten von Strophen und Langzeilen; allerdings fiessen die Begriffe der kleinen Strophe und der Langzeile oft in einander, wenn 3 Kurzzeilen verbunden werden (vgl. II 25—39 mit IV 17—25. Die aus den nämlichen Kurzzeilen zusammengesetzten Langzeilen sind vorhin erwähnt; aus verschiedenen Kurzzeilen sind hier folgende Langzeilen zusammengesetzt:

4+5⏑—: Posterior natu frátribus. Die Betonung des Schlusses des Viersilbers ist frei: postérior oder relevábas. Von dieser sehr seltenen (vgl. Rythmen S. 154) Langzeile sind hier 4 Strophen zu je 2 Zeilen zu finden: II 13—20.

4+6—⏑: Periculis cunctis providísti. V 17—20: 4 gleichgereimte Langzeilen. Die Zeile kommt sonst nicht vor (Rythmen S. 160). Der Schluss des Viersilbers ist auch hier frei.

7⏑—+4—⏑: Milites militiae ducem tántum. Diese ziemlich häufige Zeile (vgl. Rythmen S. 164) bildet hier V 21—28 4 zweizeilige Strophen, deren Siebensilber ebenfalls reimen, mit der Figur ab. ab; in VI 11—24 finden sich ebenfalls 4 solche Paare.

7⏑—+6—⏑: Omnem eloquéntiae favum transcendéntes; II 21—24, wobei je die 4 Sieben- und die 4 Sechssilber den gleichen Reim haben. Von dieser berühmten Zeile, der sogenannten Vagantenzeile, wusste ich (Rythmen S. 165) kein älteres Beispiel zu nennen, als diese Verse Abaelards.

4—⏑+4—⏑+4—⏑ und 4—⏑+4—⏑+6—⏑: Semper cláris es triúmphis sublimátus und Levis aétas iuvenílis minusque discréta. Da die sinkenden Achtsilber (8—⏑) bei allen guten Dichtern seit ältesten Zeiten in 2 sinkende Viersilber zerlegt werden, so kann man schwanken, ob diese Langzeilen aus 2 oder 3 Kurzzeilen gebildet seien. Die erste (vgl. Rythmen S. 151) bildet die Hymnen Nr. 74—77, und in der VI. Klage finden sich 8 solche Langzeilen, deren Schluss auf us reimt, während wiederum die beiden Viersilber unter sich reimen.

Von der andern häufigen Langzeile (vgl. Rythmen S. 175) finden sich I 21—24 und 29—32 zwei vierzeilige Gruppen; während alle 4 Sechssilber den gleichen Reim haben, sind im Innern der Zeile nur je 2 Achtsilber durch Reim gebunden.

Dagegen haben wir, wie die Sinnespausen zeigen, sicher eine dreigliederige Langzeile anzunehmen in.

5⏑ — +8 — — +4 — ⏑: Clausus cárcere oculorumque lúmine iam privátus. In IV 17—25 u. 42—50 bilden 18 solche Zeilen 6 Strophen, wobei die Langzeilen jeder Strophe und die beiden ersten Kurzzeilen jeder Langzeile durch Reim gebunden sind. Diese Zeile kommt natürlich sonst nicht vor (vgl. Rythmen S. 154).

7⏑ — +7⏑ — +7 — ⏑: II 25—39 finden sich 5 solcher Verbindungen, wobei je die beiden steigenden Siebensilber und die sämmtlichen sinkenden Siebensilber reimen (vgl. Rythmen S. 168). Die Sinnespausen zeigen, dass diese Verbindung schon als Strophe anzusehen ist.

Aus 4 Kurzzeilen (3 — ⏑ + 3 — ⏑ + 4 — ⏑ + 3 ⏑ — —) scheinen zu bestehen die beiden Langzeilen I 33. 34

Vae mihi vae tibi miserándo iúvenis
in strágem commúnem gentis tántae cóncidis.

Doch habe ich (Rythmen S. 148,9) wahrscheinlich gemacht, dass wir es nur zu thun haben mit einem sinkenden Sechs- und einem steigenden Siebensilber, welche durch künstlichen Binnenreim noch einmal zerlegt sind.

Der Reim hat in der lateinischen Dichtkunst sich in 4 Stufen entwickelt: 1) Nur die Vokale (ae und oe sind natürlich stets = e), nicht die schliessenden Consonanten, der letzten Silbe sind gleich animam : recreas (Assonanz der letzten Silbe). 2) Der letzte Vokal und die folgenden Consonanten sind gleich animas : recreas (einsilbiger Reim). In der alten Zeit, wo man nur diese beiden Arten kannte, standen zwischen den reimenden Zeilen oft welche ohne Reim. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts gesellte sich 3) zu den Reim der letzten Silbe sehr oft Assonanz der vorletzten Silbe prosa : sonora. 4) Das Streben, dass auch die Consonanten zwischen der vorletzten und letzten Silbe gleich seien (cernere : cognoscere; coacquastis : perturbastis), wurde immer eifriger und bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts war für alle guten lateinischen Dichter der zweisilbige Reim Gesetz geworden (vgl. meine Rythmen S. 136—139).

Die vollendetste 4.) Art, den zweisilbigen Reim, wendet Abaelard nicht an, aber auch die (1.) kunstloseste Art, die Assonanz der letzten Silbe, nur sehr selten: in diesen 5 Klagen nur 3 Mal: II 7 vinculis:

Beniamin; IV 29 hostibus : inducitur; V 23 congredi : polluit. Gesetzmässig ist ihm (2.) Reim der letzten Silbe clara : rapina; misero : perdito; etwa in der Hälfte der Fälle tritt (3.) Assonanz der vorletzten Silbe dazu summa : illusa. protinus : omnibus.

Der innere Bau der Zeilen bleibt noch zu betrachten. Einfach sind die Regeln über den Hiatus. In meinen Rythmen (S. 134—136) habe ich nachgewiesen, dass schliessenden Vocal vor anfangendem Vocal in diesen Zeiten vielleicht nur der Archipoeta gänzlich, die übrigen Dichter einigermassen — je nach ihrer Art mehr oder minder — gemieden haben. Abaelard hat oft Hiatus zwischen den Langzeilen, seltener (II 31; IV 2 4. 17; V 1; VI 29. 35. 41. 47) zwischen den Halbzeilen. Wichtig ist die Frage, wie oft Abaelard im Innern der Halbzeilen Hiatus zugelassen hat. In diesen 5 Klagen findet er sich nur V 22 tibi Abner. VI 34 qua et und 35 Israelque incliti.

Der Tonfall in den Zeilen ward schon viel besprochen. Sicher steht, dass diese Dichter im Schluss der Zeilen nur den Wortton, diesen aber streng beobachtet haben. Da nach dem Wesen der lateinischen Betonung betonte Silben nur sehr selten zusammenstossen können, vielmehr die Töne wellenförmig wechseln und 2 betonte Silben nahezu stets durch 1 oder durch 2 unbetonte getrennt sind, so sind bei sinkendem Schlusse in taber-nă móri die letzten drei, bei steigendem Schlusse mihi est-prŏpŏsĭtum die letzten 4 Töne fest bestimmt. Die Frage bleibt nun, ob für die Betonung der vorangehenden 4 oder weniger Silben bestimmte Regeln gelten. Wir Deutsche können uns einen Versbau ohne Regeln der Quantität oder des Accentes schwer vorstellen. Deshalb haben deutsche Gelehrten die Theorie erfunden, dass von den betonten Silben des Schlusses nach vorn weiter zu betonen sei, so dass stets 1 betonte und 1 unbetonte Silbe abwechsle. Das geht bei divína póllens grátia, geht nicht bei Joseph fratrum invídia; geht bei cúlpae sátisfáctio, geht nicht bei amoris impúlsio. In den sehr zahlreichen Fällen der letzten Art betonten die Einen, als ob man sich gerade in der Accentpoesie um die Accente nichts zu kümmern brauchte, Joséph. fratrúm. ámoris, die andern erfanden die Lehre von der schwebenden Betonung, wornach sie in amoris von der betonten 2. die Hälfte des Tones auf die unbetonte 1. und 3. Silbe zogen, damit das geliebte Schema, wenn nicht ganz, so doch halb gewahrt werde. Schon von den Romanen, deren heutiger Versbau ein mangelhafter Rest des mittelalterlichen ist, hätte man lernen können, wie falsch diese deutsche Theorie ist. Die ganze Dichtung heisst ja die rythmische d. h. auf den Wortton gegründete, und so sorgfältig im Zeilenschluss die Wörter

nach ihrer Betonung gesprochen werden, ebenso in dem vorangehenden halben oder dritten Theil der Zeile.

Dadurch entsteht allerdings im Zeilenanfang oft verschiedener Tonfall. So wechselt hier Sácrā caēsárie mit privárunt lúmine; Sénis érant dulces mit in poénā nōcéuti; Pátre náti mísero mit infaústā vĭctória; Abíssus vére múlta mit ēō plus fórmidánda oder sícut mátri sĭc pátri; Scelésťae mánus gládio mit vírtūs ĭnvícta Jónathae oder Sául régum fŏrtíssime. Allein, dass solche Abwechslung der Töne im Anfang der Zeilen bei Gleichmässigkeit im Schlusse nicht zu verwerfen ist, das hätte der Zeilenbau der Romanen, der dieselbe Erscheinung bietet, lehren sollen und habe ich (Anfang u. Ursprung d. lat. u. griech. Rythmik, Abhandl. d. Münchn. Akad. 1885 S 389—396) zu begründen versucht. Demnach bleibt die Regel: bei steigendem Schlusse ist die Betonung der 4, bei sinkendem die der 3 letzten Silben gebunden, die Betonung der vorangehenden Silben ist frei gegeben.

Allein die Silben dieser Zeilenanfänge wurden doch nicht bloss gezählt, sondern waren einigen Wohlklangsregeln unterworfen. Die mittelalterlichen Stillehren (dictamina) achteten sehr genau auf den Tonfall (cursus) der Wörter in der Prosa. Die betreffenden Vorschriften der römischen Kanzlei hat Noël Valois (Sur le rythme des bulles pontificals in Bibliothèque de l'École d. Chartes 42, 1881, S. 161—198 und 257—272) gesammelt, und neben andern Feinheiten sieht man besonders, mit welcher Vorsicht Wörter mit 2 unbetonten Schlusssilben wie corpora behandelt wurden. Das dictamen poeticum war in vielen Dingen vom dictamen prosaicum verschieden, aber besondere Feinheiten haben wir auch hier zu erwarten.

Bei der Aussprache des Lateinischen kommen, wie erwähnt, zwischen 2 betonte Silben entweder 1 oder 2 unbetonte Silben zu stehen. Die Regeln betreffen nun den letztern Fall. Erstlich sollen die beiden unbetonten Silben nicht die Schlusssilben eines Wortes sein (vgl. meine Rythmen S. 123—128). Da in den 12 Fünfsilbern I 1—6 nicht weniger als 5 solche daktylische Wörter vorkommen, wie sánguĭnĕ clára, so lässt sich abschätzen, wie oft in den ganzen 5 Klagen solche Wörter vorkommen könnten. Allein da ausser in jenen Fünfsilbern (vgl. Rythmen S. 125 u. 126) nur 2 vorkommen IV 6 quaćlĭbĕt vĭs infirma und IV, 2 iudícĭă déus tua, von denen im ersten auch quae líbet betont werden kann und das 2. als ein Citat aus der Bibel entschuldigt ist, so wird diese Regel um so fester. Zum Andern soll die 2. unbetonte Silbe nicht durch ein schweres einsilbiges Wort, wie cor spes mors dat, gebildet werden. (Die einsilbigen Pronomina, Adverbia, Conjunctionen u. s. w. können in der latein. wie in der griech. und deutschen

Rythmik betont werden oder nicht). Diese Wohlklangsregel (vgl. Rythmen S. 128—130) verletzt Abaelard ziemlich oft; vgl. IV 16 mólaĕ fít déditus. 33 fertur mens diu concita (allerdings ein unsicherer Vers). V 5 quos túus dăt ómnibus. VI 57 illátă mŏrs ággregat.

Diese Ausgabe habe ich nach einer Photographie der Handschrift hergestellt. ae ist in der Handschrift selten durch ę gegeben, meistens, wie oe immer, nur durch e; ich habe das gebräuchliche a oder o in Cursiv beigesetzt. Von den in der Handschrift über den Wörtern geschriebenen musikalischen Noten habe ich á und á beibehalten; die übrigen durch Zahlen ersetzt und zwar nach W. Brambachs Vorschlag in folgender Weise:

Bezeichnung.	Figur.	Namen.	Zahl der Töne.
·	•	Punctum	1
'		Virga	1 höher als ein nebenstehendes Punctum.
1		Virga praepunctis	2 steigend
2		Virga subpunctis	2 fallend
3		Pes (Podatus)	2 steigend, gebunden.
4		Clinis	2 fallend einstufig.
5		Clinis (Flexa)	2 fallend, mehrstufig.
6	u.	Torculus (Pes flexus)	3 mit höherem Mittelton.
7		Climacus	3 fallend.
7'		Climacus resupinus = Climacus u. Virga	4 mit 2 fallenden Mitteltönen.
7.		Virga subtripunctis = Climacus u. Punctum	4 fallend
8		Porrectus	3 mit tieferem Mittelton.
9		Plica (Tramea)	Verzierung. Ton mit einfachem Nachschlag.
9.		Ancus.	Verzierung. Ton mit doppeltem Nachschlag.

In der Ausgabe der 3. Klage habe ich ausser á und á alle andern Noten durch ā ersetzt. Bei dem jetzigen Verfahren können die Kenner der mittelalterlichen Musik sich ein vollständiges Bild der überlieferten Notirung machen; die Uebrigen können genau prüfen, ob die von mir hergestellte Gliederung der Zeilen und Strophen die richtige ist.

Petrus Abaelardus. (I.) Planctus Dinae filiae Jacob.

1 Ábrahae prólĕs — Ísráĕl nátă
pátriárchárûm — sánguíně clára,
3 Incircúmcisi — víri ráptná
hóminis spûrci — fáctá sûm praedá.
5 Géněris sancti — mácûlá súmmá
plébis ádvĕrsae — lúdís illúsá.
7 Vaĕ mihí mísĕrae — pĕr mĕmét próditae!

8 Quíd áliĕnigénás — núvábát mé cérnĕrĕ?
Quám málé sûm cognitá — vólĕns hás cógnóscérĕ!
Vaĕ mihí mísĕrae — pĕr mĕmét próditae!

11 Síchĕm, in éxitiûm — nátĕ tûí gĕnĕris!
Nóstris in ôbpróbriûm — pérpĕs fácté póstĕris!
Vaĕ tibí mísĕrŏ — pĕr tĕmét pérditŏ!

14 Frústrá circúmcisió — fécit tĕ prósĕlitûm.
Nón válĕns infámiae — tóllĕrĕ praépútiûm.
Vae tibí mísĕrŏ — pĕr tĕmét pérditŏ!

17 Cóactûs mé ráptĕrĕ
méâ ráptûs spéciĕ
Quóvis éxpérs vénĭae
20 nón fúisses súdicĕ.

Nón sic, frátrĕs, — cénsúístis, — Sýméón et Lévi,
In éódém — fáctŏ nímis — crúdélĕs et pĭi!
23 Innócéntés — cóaequástis — in poénă nócénti.
Quin ét pátrĕm — pĕrtúrbástis — ób hóc éxĕcrándi.

Die Worte ‚Petrus abaelardus' stehen am Rande. Dieser Planctus ist nach Gen. c. 34 gedichtet. Dina beklagt sich, beklagt den Sichem und klagt ihre Brüder an. Das Gedicht besteht aus der Einleitung Z. 1—7, dem 2 Hauptstücken Z. 8—16 und Z. 17—32 und dem Schlusse Z. 33 und 34. I Abweichend sind die Noten von 1 proles. 2 patriarcharum. 3 incircumcisi. 7 vae und per. 1 Israelis *Greith.* 4 spurii *Gr.* sum *Gr.*: sunt *C.* 7 perditae *Gr.* II Z. 8—16: Abweichend die Noten auf 8 alienigenas u. 9 cognita. 8 quid *C.* 10 perditae *Gr* 11 exicium *C.* 12 facta *Gr.* 15 volens *Gr.* prepucium *C.* III Z. 17—32. Die Noten der Langzeilen sind öfter verschieden, wie in Z. 22 facto. 24 execrandi etc., besonders auf der vorletzten Silbe von 29—32. 18 spetie *C* 21 fratres om. *Gr.* 24 hanc *Gr.*

25 Ámóris ímpúlsió
cúlpae sátisfáctió
Quóvis sunt súdício
28 cúlpae dimínútió.

Lévis aétas — súvénilis — mínúsque discrétá
Férré mínús — á discrétis — débúit in poénám.
31 Irá frátrum — éx hónóre — fúit léniendá,
Quém his fécit — princépe térrae — dúctá pérégrinám.

33 Vae mihi, — vae tibi, — miserándó — súvénis,
In strágém — cómmúném — géntis tántae — concidis.

(II.) Planctus Jacob super filios suos.

1 Infélicés fílii — pátré nátí miséró,
Nóvi, méó scéléri — tális dátúr últió.
3 Cúnús est flágítii — tántúm dámpnúm pássió?
Quó péccátó mérúi — hóc féreri gládió?

5 Jóséph décús géneris — fílíórúm glóriá
Dévórátús béstiis — mórté rúit péssimá.
7 Sýméón in víncúlis — méá lúit criminá.
Póst mátrém ét Bénjámin — núnc ámisi gaúdiá.

9 Jóséph frátrúm ínvídiá — dívíná póllénte grátiá
quae, fili mi, praéságiá — fúérúnt illá sómniá?

11 Quíd sól quíd lúná, fili mi, — quíd stéllae quid mánípúli,
quae mécúm diú cóntúli, — gérébánt in sé místici?

26 sanctificatio *Gr.* 27 Quis sunt *Gr.* 32 ducta *Gr.*: aucta *C.* IV Z. 33 und 34: der steigende Sechs- und Siebensilber ist wiederum durch den Reim zerlegt in: 3—⏑a+3—⏑a+4—⏑b+3⏑—c. 34 concidis *Gr.*: condicis *C.*

Der Dichter geht aus von Gen. 42, 36 und mehr noch von 43, 14. Nach der Einleitung wird Joseph (Z. 9—12) und Beniamin (Z 13—39) beklagt. Das Gedicht besteht aus 5 Absätzen. I Z. 1—8: Noten weichen ab in Z. 1 u. 2 nati u. datur. 2 Novo *Gr.* 3 cuius *C.* flagicii *C.* 4 quo *C.* 6 u. 7 devoratus u. symeon *C.* II Z. 9—12: 10 somnia *C.* 11 vgl. Gen. 37, 7—9.

13 Póstériór nátú frátribûs,
séd ámóre príór ómnibûs,
15 Quém mórièns mátèr Bénnòmin
pátèr gaúdèns díxit Bénjàmin,
17 Blándítíis túis míserûm
rélévábàs pátris séniûm,
19 Frátris mihí réddèns spéciêm
ét décórae mátris fáciêm.

21 Púérílès néniae — súpér cántûs ómnès
Órbátí miseríae — sénís érânt dúlcès
Infórmés in fáciè — ténéri sermónès
Ómném élóquéntiae — fávúm tránscéndéntès.

25 Dúórûm sólácíá
pérditórûm máximá
gérébàs in té, fili.
28 Pári púlcritúdiné
répraesèntáns útròsqué
réddébàs sic mé mihi.
31 Núnc técúm hós pérdídi
ét plûs iústó ténûí
háne ánímám mi fili.
34 Aétátè tú párvúlús
in dólóré máximús
sícút mátri — sic pátri.
37 Déûs, cúí sérvió,
tú nós nóbís fácitó
vél ápúd té cónúngi.

III Z. 13—20: Im Anfange der 2. Kurzzeile widersprechen sich die Noten auf den beiden ersten Silben von Z. 13 (natu). 15. 17. 19. 14 sed: suis *Gr.* 15 quem *C.* 18 revelabas patri sennium *Gr.* 19 spetiem *C.* IV Z. 21—24: die Note auf 24 transcendentes weicht ab. Auf der Reimsilbe e stehen 2 Noten. 21 c. o. *Gr.*: omnes cantus *C.* 24 omnem *C.* V Z. 25—39: Abweichende Noten in 27 *in*, 28 pulcritudine, 30 *sic*, 31 *tecum*, 33 *animam*, 36 *matri*, 37 cui, 39 *te*. 31 Hinc *Gr.* 33 ‚mi fili' stellte ich: fili mi *C* u. *Gr.* 39 vel liess *Gr* weg.

(IV.) Planctus Israel super Sanson.

1 Ábíssûs véré mûltá
iúdiciâ déûs tûá:
éô plûs fórmidándâ,
4 quô mágis sùnt óccúltâ
ét quô plús êst âd íllâ
qua*e*líbèt vis ínfírmâ!

7 Vírórûm fórtíssimûm
núntíátûm pér ángélûm
Názárêûm ínclítûm
10 Ísráélis clípéûm
cúiûs côr vél sáxéûm
nôn fléât sic pérdítûm?

13 Quêm prímô Dálídâ — sácrá *ca*ésárîé
hûnc hóstés póstéa — prívárûnt lûmínê.

15 Éxhaústûs vírîbûs, — órbátûs ócûlis
mô*la*é fít dédítûs — áthlétá nôbílis.

Claûsûs cárcérô — óculórûmqué lúmínê, — iâm privátûs,
quási géminis — âd mólâm súdâns ténêbris — êst óppréssûs;
19 lúdôs mártiós — plûs éxércêré sólitôs — frângit ártûs.

Der Inhalt ist hauptsächlich aus Judic. c. 16 entnommen. Von den beiden Theilen, in welche das Ganze zerfällt, schildert der erste Samsons Unglück, der zweite seine Rache. Das Gedicht ist nach Art der Leiche gebaut: dem Theile A (1—25) von drei Strophengruppen folgt der völlig gleiche Theil B (26—50). Merkwürdig ist der Bau der 1. Strophe, Z. 1—7. Sie entspricht unzweifelhaft der Strophe 26—31 und soll, wie diese, den andern Z. 7—12 u. 32—37 gleich sein; auch die Noten bezeugen das. Dennoch haben diese Siebensilber sinkenden Schluss, während die übrigen steigenden Schluss haben. A I: 2 iuditia *C*. Vgl. Psalm 35, 7 iudicia tua abyssus multa. 5 Et *C*. 9 Nazarenum *Gr*. vgl. Jud 13, 5. 11 vel: ut *Gr*. In Z. 1—12 und 26—37 finden sich manche verschiedene Noten; auffallend ist, dass die parallelen Zeilen 2, 8, 33 acht Silben zählen; allerdings kommt in jeder Zeile die Verbindung eu, ia oder iu vor, die indess Abaelard sonst nicht als 1 Silbe behandelt. A II: Die Noten der 4 Strophen 13—16 und 38—41 sind nur an wenigen Stellen verschieden. A III Z. 17—25: 18 *est* von 1. Hand über der Zeile in *C*, fehlt bei *Gr*. 19 Ludos *C*. Die Strophe ‚20 Hos . . 22 iumentum' steht in der Handschrift und bei Greith nach der Strophe ‚23 Quid . . 25 proditori'. Allein *Hos* gehört eng zu 19 *artus*; Z. 25 weist deutlich auf den Theil B. Deshalb habe ich umgestellt.

Hós cíbárió víx sústéntáns édúlió rúmêntórúm,
quód ét nímiús lábór híc ét ínsólitús súmit rárúm,
ágítátúr áb *a*émúlís út rúmêntúm.

Quíd tú, Dálidá, quíd ád *hae*c dicís ímpiá, quaé fécísti?
quaénám múnérá pér tántá tibí scélérá cónquisísti?
pér lóngá mánét témpórá pródítórí.

Rénátis iám crínibús
répárátis viríbús,
témúlêntis hóstíbús
lúsúrús indúcitúr,
út mórtê dólóríbús
finém pónát ómnibús.

Á iócis ád sériá
férтúr mêns díú cóncítá.
tám laèvá quám dèxtérá
cólúmpnis ápplícitá
hóstiúm ét própríá
míscét dólór fúnérá.

Ó sémpér fórtiúm rúínám máxímám
ét ín éxitiúm créátám fémínám!

Haêc pátrêm ómniúm dèícit prótínús
ét mórtis pócúlúm própínát ómnibús.

Dávid sánctiór, Sálómónê prúdêntiór quis pútétúr?
át quis ímpiús mágís pér hánc vél fátúús rêppérítúr?
quís éx fórtibús nón út Sánsón fórtissimús énérvátúr?

20 sustentat *Gr.* 21 hic *schrieb ich*: hii *C*; quod et durus labor hunc et *Gr.* rarus *Gr.* 22 agitatus *Gr.* ét áb *C* u. *Gr.*; *ich tilgte* et 23 dicis: elicis *Gr.* quae: quid *Gr.* 24 conquiris *Gr.* 25 Nulli *C*, nulla *Gr.* Die Noten der 6 Strophen 17—25 u. 42—50 weichen nicht oft von einander ab. B I Z. 26—37: 29 lesurus *C*, lusurus *schrieb ich nach Jud.* 16, 25. *Greith:* Renatis iam viribus Reparatis juribus Tremulentis hostibus Caesui inducitur. Was mag er bei diesen Worten gedacht haben? 35 in columnis *Gr.* B II Z. 38—41: 39 exicium *C.* B III Z. 42—50: 43 at *schrieb ich*: Aut *C*; *Greith*: Aut quis ineptus Magis per hanc fatuus. 44 Quis *C* non ut *schrieb ich*: sicut *C* und *Gr.*

Ádám, nóbilè quám in própriùm
47 éx tûnc féminá
Sínûm áspidi quám fémineis
50 ád éxitiúm

dívínaé plásmá déxtèraé, áccépérát aúxiliùm vírórúm télà máximá
vél ígní prius ápéri, tó cómmíttás íllécébris, própérárè córtissimúm

mòx haèc strávít; hóstém sénsít. fábrícávit.
quisquis sápís, nisì málís cúm praédictis.

(V.) Planctus David super Abner filio Ner quem Joab occidit.

1 Ábnêr fidélissímè, ámòr ác délicíaè
3 Quòd vís nón praévàlùit, pér quèm pèrís pródítùs, núllis dignús flètíbùs,
6 Dólús éxécrábilis, cógùnt ád cóntinúás díssólvítqué piétás

béllò strénúissímè! mílitáris glóríaè!
dólús in té pótùit. pár éiús sít éxítùs, quós tûús dát ómnibùs.
cásús misérábilis hóstém quóqué lácrímás méntès ádámántínàs.

9 Hóstís régni sémpér cláris
11 Múltís dámpnis ármis pótèns
13 Israélis ínimicús

dúm fúisti és tríúmphis
nós múltásti sénsú póllèns
múrús fórtis ét ámícús

mániféstús, súblimátús.
núllá pássús, vír perféctús.
Iúdaè métús éràs súmmús.

V. Das Gedicht geht aus von Reg. II, 2, 12—3, 39. Es besteht aus 4 Absätzen: Z. 1—8. 9—16. 17—20. 21—28. I Z. 1—8: Z. 1 u. 2 entsprechen in Reim und Noten durchaus der 2. und 3. Zeile der folgenden Strophen; es fehlt also der 1. Strophe die 1. Zeile. Diese Unregelmäsigkeit lässt sich aus dem Wesen dieser Strophe als Einleitung des Gedichtes begreifen. Sonst liegt kein Grund vor, den Wegfall einer Zeile anzunehmen. Es weichen ab die Noten in 5 *omnibus* und 8 *pietas*; auch die von 3 und 6 an mehreren Stellen. Die Z. 1—8 haben alle in *C* grosse Anfangsbuchstaben. 4 perditus *Gr.* par *Gr.*: pars *C.* 7 Cogit *Gr.* II Z. 9—16: Es weichen ab die Noten in Z. 9 *hostis*; unsicher ist die Note auf der 7. Silbe der 1. Langzeile jeder Strophe (9 fuisti), und auf der 4. Silbe der 2. Langzeile. 10 et *Gr.* 11 mulctasti *Gr.* 12 pollens *C*: potens *Gr.* 13 fortis murus Unde mecum inimicus *Gr.*

15 Tándém nóstris cédéns vótis ínis foédús
ét spé pácis ármá pónis málé tútús.

17 Dúm tímendúm tíbi crédidísti,
péricúlis cúnctis próvidísti:

19 Fidé nóstrá fidéns, córrúísti,
quám dé túá vír véráx pénsásti.

21 Ármáti quí hórrúit nómén Ábnér,
ínérmi praévalúit tíbi Ábnér.

23 Néc in viá cóngrédi técúm aúsús
pórtás úrbis pólluit pér hóc scélús.

25 Mílités mílítiaé dúcém tántúm
lácrímántés plángité sic próstrátúm!

27 Príncipés rústicaé súmánt zélúm
in tám éxécrábilé víndicándúm!

(VI.) Planctus David super Saul et Jonatha.

1 Dólórúm sólátíúm
lábórúm rémédíúm méá mihi cýthárá
3 Núnc, quó máior dólór est
rústiórqué maérór est, plús est nécéssáríá.
5 Strágés mágná pópúlí,
régis mórs ét fílíí, hóstíúm victóríá,
7 Dúcúm désólátió,
vúlgí déspérátió lúctú réplént ómníá.

15 inis *Gr.*: in his *C* III Z. 17—20: Es weichen ab die Noten auf 19 fidens, dann auf der 3. und 7. Silbe der Zeilen. 17 dum *C*. 20 Qua *Gr.* IV Z. 21—28: Es weichen ab die Noten: Z. 21 horruit, 23 tecum u. 25 ducem; dann in der 2. Langzeile jeder Strophe die 2. bis 7. und die 9. Silbe. 25 milicie und 27 insticie *C* 28 execrabilem *Gr.*

VI. Mit dem Inhalt vgl. besonders Reg. II, 1, 17—27. Das Gedicht ist hauptsächlich aus Sieben- und Achtsilbern mit steigendem Schlusse (7⏑—, 8⏑—) in 6 Strophengruppen aufgebaut. I Z. 1—8: 2 Mihi mea *Gr.*; michi *C* Verschieden sind die Noten der dritten Silbe in Zeile 3 (maior), 7 u. 8.

9 Ámálěch ínválúít,
Ísráél dúm córrúit.
ínfídélís túbílát Phílistaéá,
dúm lámèntís mácérát sé Júdaéá.

13 Ínsúltát fídélíbús
ínfídélís pópúlús.
in hónórém máxímúm plébs ádvérsá,
in dérísúm ómnívm fít dívína.

17 Quém primúm hís praébúit,
víctús rex óccúbúit.
tálís est élèctío déi sui,
tálís cónsécrátío vátis mágni,

21 Ínsúltántés ínquiúnt:
éccé, dé quó gárríúnt,
quálíter hós pródídit déus súus,
dúm á múltís óccídit dís prostrátus.

Sáúl régum fórtissimé, virtús ínvictá Jónáthaé,
26 qui vós néquivít víncérè, pérmissús est óccidérè.
Quási nón essét óléo cónsécrátus dóminicó,
scélèstaé mánús gládió rúgúlátur ín proéliò.
Plús frátré mihí Jónáthá ín úná mécúm ánimá,
30 quaé péccátá, quaé scélérá nóstrá scídérúnt víscérá?
Expértés móntés Gélbóé rórís sítis ét plúviaé
néc ágrórúm prímitiaé vóstrò súccúrránt ínchlaé!

33 Vaé, vaé tíbí mádídá téllús caédé régiá,
quá ét tè mi Jónáthá mánús strávít ímpiá!
Ubí christús dóminí Ísráélquè inclítí
mórtè miserábili sunt cúm súis pérditi.
37 Tú míhí mi Jónáthá flèndús súpér ómniá;
ínter cúnctá gaúdiá pérpés érit lácrimá.

II Z. 9—24: 16 divina schrieb ich: divisa *C*; vergl. in derisum factus sum Jer. 20, 7 und sonst. Z. 17—20 muss wohl nach Z. 24 gestellt werden. 19 derisui *Gr.* 20 d. h. Samuelis 23 perdidit d. summus *Gr.* 24 dis schrieb ich: dius *C*, dominus *Gr.* Verschiedene Noten: 21 inquiunt. III Z. 25—32: 26 nequit *Gr.* 32 vestro schrieb ich: vestros *C*, vestrae succurrunt *Gr.* Verschiedene Noten: 25 fortissime, 26 nequivit, 32 agrorum primitiae und die drittletzten Silben von Z. 26, 27, 28 u. 31 (pluviae). IV Z. 33—40: 34 quare te *Gr.*; qua et te' ist in *C* deutlich. 36 perdidi *C*. 37 mi: nunc *Gr.*

Plánctûs Syón fíliaé
lárgo cúnûs múnéré
súpér Sáúl súmítè,
vós órnábánt púrpúraé.

Héú cúr cónsilió
út íbi praésidió
ádquiévi péssimó,
nón éssèm in proélió.
43 vél cónfóssûs párítér
cúm quíd ámór fáciát
mórérér félicítér,
45 èt mé póst tè vivéró
mánús hóc nón bábéát,
néc ád vitám ánímá
mórí sít ássidúé
satís sít dímidiá.

Vícém ámicitiaé
vél úuám mé réddéró
ópórtébát témpóró
súmmaé túnc ángústiaé,
49 triúmphí párticípém
vel rúínaé cómítem
út té vél éripérém
vèl técúm óccúmbérém
51 vitám pró tè finiéns,
quám sálvásti tótténs,
út ét mórs nós túngérét
magís quám dísúngérét.

Ínfaústá victória
pótítûs íntéréá
quám vána quám brévía
híc pércépi gaúdía!
55 quám cító dúrissímús
èst sécútûs núntíús!
quém in súam ánimám
lócútúm súpérbiám
57 mórtúis, quós núntíat,
íllátá mórs aggrégat,
út dólóris núntíus
dólóris sít sóciús.

59 Dó quiétém fídí bûs.
véllém út ét plánetibûs
sic póssém ét fídí bûs.
62 Laésis púlsû mán ibûs,
raúcis plánctú vócibûs
déficit ét spíritûs.

Verschiedene Noten: Z 34 *te*, 37 *omnia*, 40 *munere*; dann die vorletzten Silben der ersten Halbzeile, die ersten und die vierten Silben der zweiten Halbzeile. V Z. 41—58: 43 morirer *Gr.* 46 satis est *Gr.* 47 amicicie und 51 tociens *C.* 54 hinc? 55 nuncius *C.* 57 mortuis *schreib ich*: mortuos *C*; vgl. in suam animam Eccles. 19, 4. 6. und sonst: dann Psalm 16, 10 os locutum est superbiam und Reg. 2, 1, 16. *Greith.* quem in sua anima locuta est superbia! Mortuos. Verschiedene Noten sind in dieser Strophengruppe viele; doch glaube ich den Aufbau der Melodiestrophe richtig erkannt zu haben. VI Z. 59—64: 62 Caesis pulsi *Gr.* Die Noten sind verschieden auf 64 deficit und spiritus. Auf bus 60 u. 63 stehen 2 Noten.

Der gerichtliche Zweikampf, nach seinem Ursprung und im Rolandslied.

Von

G. Baist.

Die germanische Philologie hat sich in genauer Verbindung mit dem teilweise älteren Studium der mittelalterlichen Realien, der Staats- und Privatalterthümer entwickelt. Auf dem Gebiet des Romanisten waren die dort einwirkenden Vorbedingungen und Anregungen nur in erheblich schwächerem Grade vorhanden. Erst in neuerer Zeit, nachdem die nächstliegenden Aufgaben bis zu einem gewissen Punkte gefördert sind, lässt sich auch in dieser Richtung eine mehr oder minder löbliche Tätigkeit beobachten. Zu den wenigen brauchbaren einschlägigen Arbeiten gehört die von Pfeffer über die Formalitäten des gottesgerichtlichen Zweikampfs in der altfrz. Epik, in Gröbers Zts. IX, 1—74. Das wertvolle Material ist sorgfältig gesammelt und gut gruppirt, die nötige Einsicht in das spätmittelalterliche Gerichtsverfahren Frankreichs in der Hauptsache gewonnen. Wenn dagegen der Verfasser nicht bedacht hat, dass die vorhandenen Verschiedenheiten ihre Erklärung in der älteren gesetzlichen Ueberlieferung finden könnten, so beruht das hauptsächlich auf seiner Meinung, „dass in überzeugender Weise der Beweis für das Vorkommen von Gottesurteilen, und unter ihnen auch das des Kampfes, bei den Germanen, von Felix Dahn in seinen Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurtheile geführt worden sei." Ungefähr das Gegenteil von dem was von Dahn behauptet ist. Es handelt sich hier um eine nicht ganz abgeschlossene Frage, über die man sich aber notwendig klar geworden sein muss, um das innere Wesen jenes Instituts und selbst das des modernen Duells zu begreifen.

Die vollständige Gleichstellung von Zweikampf und Ordal als altgermanischen Beweismitteln bietet, unter den beiden jüngsten deutschen Rechtsgeschichten, Brunner I, 183, mit Bezugnahme auf Bethmann-Hollweg, welcher Civilprocess IV, 25, nach mehrfachem irrigem Vor-

gang, in Tacitus Germania 10 die Auffassung des Siegs in der Fehde als einer göttlichen Entscheidung hineinträgt. Aehnlich urteilt Schröder, I, 83, nur dass ihm die übrigen Ordale, mit Ausnahme des Looses, ein Erzeugnis der christlichen Zeit zu sein scheinen. Nicht ganz so einfach sind die Anschauungen der Specialuntersuchungen. Wilda[1]) und Siegel[2]) glauben den Zweikampf aus der Fehde entwickelt. Unger[3]) hebt, ebenso wie Wilda, den ursprünglichen inneren Unterschied von dem Gottesgericht hervor. Dahn kommt in seinen beiden, zwei Jahrzehnte auseinanderliegenden, Abhandlungen[4]) zu dem Ergebnis dass erst in christlicher Zeit der gerichtliche Zweikampf als Gottesurtheil aufgefasst worden sei. Auch Waitz, Verfassungsgeschichte I[3] 446 neigt in Anm. 4 zu dieser Anschauung: sein Widerspruch gegen Dahn gilt der Bezeichnung des Zweikampfs als organisirter oder reducirter Fehde, die allerdings abzuweisen ist.

Der Zweikampf an sich, der verabredete Einzelkampf, ist ungefähr so alt wie die Fähigkeit des Menschen eine Vereinbarung zu treffen. Ganz fehlen wird er in der Kriegsführung auch tapferer Naturvölker, wenn diese, wie bei den Indianern Nordamericas, ausschliessend auf den Ueberfall hinausläuft. Besonders häufig wird er, als Tapferkeitsprobe oder mit dem Zweck eine Entscheidung herbeizuführen, da in der Ueberlieferung hervortreten wo die Schaaren sich geschlossen gegenüberstehen, die Entscheidung aber noch mehr bei der individuellen Tapferkeit als bei der Führung liegt. So finden wir ihn bei den Hebräern (Lib. Reg. I, 17. II, 2), in der Römischen und Griechischen Heldensage, bei Firdusi, den Arabern des Mittelalters (Wüstenfeld, Heerwesen, 64), den germanisch-romanischen Völkern. Bei einem Kurdenstamm diente er zur Bestimmung des jeweiligen Oberhaupts (Niebuhr, Reisebeschr., II, 331), und diese Art den tüchtigsten Führer zu ermitteln ist wohl noch öfter dagewesen, eine eigentliche Staatseinrichtung. Wenn dagegen Paris und Menelaus, Eteokles und Polinikes[5]) sich gegenüber stehen, erscheint die Sache auf die nächstbeteiligten, auf die Selbsthilfe zurückgeführt. Keine sociale Gliederung kann diese ihren Mitgliedern unbedingt freigeben, und der Mensch hat immer gesellig gelebt. Aber der Zweikampf ist eine bedingte Form und kann

1) In Erech u. Grubers Encyclopädie, Artikel Ordalien, S. 480.

2) Gerichtsverfahren I, 202.

3) Göttinger Studien 1847, 2, 350.

4) Bausteine, II, 58 und 127.

5) Ein historischer Sinn wird in solchen Ueberlieferungen die Spiegelung wirklicher Zustände nicht verkennen.

als solche auch ausserhalb des Krieges zum Austrag der Streitigkeiten einzelner beibehalten werden. So bei verschiedenen Völkerschaften auf niederer Culturstufe (Klemm, Culturgeschichte III, 69; Post, Bausteine, I, 339) und, wie weiter zu erörtern ist, bei den alten Germanen. Er steht hier ausser allem Zusammenhang mit der Fehde. Denn dem von allen Naturvölkern anerkannten Recht zur Rache und der Rachepflicht widerstreitet die Gleichstellung, die eingeschränkte Art des Kampfes. Beide Erscheinungen sind ursprünglich parallel, und können nicht eine aus der anderen abgeleitet werden. Erst im Lauf des Mittelalters gewinnt die angeführte Definition Dahns eine gewisse Berechtigung.

Nicht weniger tief wurzelt das Ordal. Die ungemeine, schon früher besonders von Grimm nachgewiesene Verbreitung ist neuerdings von Kohler[1]) in die abgelegensten Erdenwinkel verfolgt worden; von ihm wird der Ordalismus als der Ausgangspunkt des ganzen späteren Rechtsverfahrens angesehen[2]). Zu Grund liegt die Auffassung, dass unter der Einwirkung eines dämonischen Mittels die dem Beklagten innewohnende Schuld zu Tage tritt; in genauer Berührung mit den Methoden die zur zauberischen Ermittlung des Schuldigen unter vielen angewendet worden. Es ist unrichtig, wenn Dahn (l. c. S. 121) Rettung des Beklagten durch ein Wunder postulirt und wesentlich psychologischen Proben, wie im Abendland der des geweihten Bissens[3]), die Qualität des Gottesurteils absprechen will. Den verschiedenen, den Unschuldigen äusserst günstigen Formen, in welchen der Erfolg lediglich auf Suggestion beruht, schliessen sich solche an wo diese etwa zur Hälfte mitspielt (hierher vornehmlich das Erbrechen des Gifts), während sie in anderen nur nebenbei einwirkt, wie z. B. auf die Sicherheit des Griffes beim Kesselfang, einigemal ganz wegfällt. Auch für die beiden letzteren Gattungen erscheint das Wahrscheinlichkeitsverhältnis im Durchschnitt nicht schlechter als beim Loos. Den Proben des heissen Wassers und Feuers gegenüber sollen wir doch bedenken, dass die Hornhaut an Händen und Füssen der Altvordern etwas derber und unempfindlicher war als die unsere[4]). Den Kesselfang darf jede Köchin wagen:

1) Zts. f. vgl. Rechtswissensch. V. IX. Zts. f. d. ges Strafrechtsw. V. VI.

2) Zts. f. vgl. Rechtsw. V, 374.

3) Zu den S. 47 von ihm angeführten Stellen die zahlreichen Formeln Mon. Germ. Leges V. Eine ungedruckte in Cod. Esc. Z, II, 2.

4) Wie Montesquieu, De l'Esprit des Lois 28, 17 sehr richtig hervorhebt. Wenn Wilda (a. a. O. 470) die Frauen ausnimmt, verkennt er die tatsächlichen Verhältnisse. Auch wo Mägde vorhanden waren besorgte die Hausherrin die

erst das tiefere Eintauchen des Armes[1]) macht ihn bedenklich. In der Bleihütte kann man Arbeiter in das geschmolzene Metall greifen, es mit der Hand schöpfen sehen. Aehnlich ist es bei anderen schreckenden Formen; das Durchschwimmen eines von Krokodilen bevölkerten Flusses wird als glückliches Wagnis in Reiseberichten mehrfach erwähnt, allerdings auch als unglückliches. Dem Beklagten höchst nachteilige Steigerungen, wie sie besonders bei der Feuerprobe auftreten, sind relativ selten, die Einzelfälle zum Teil fabelhaft. Anders wären Dauer und Verbreitung der Einrichtung, das allgemeine Vertrauen in ihre Wirksamkeit nicht denkbar.

Aus der frühgermanischen Zeit ist ein unmittelbarer Erweis für das Vorhandensein der Ordale nicht zu erbringen — für den Norden erhellt das eben aus Maurers Untersuchung, Germania 19, 139[2]). Im

Küche; die Kinder giengen barfuss, und die Erwachsenen teils ebenso, teils in derbem Schuhwerk. Die Mächtigen, an sich die kleine Zahl, konnten sich der gefährlichen Probe leicht entziehen. Es ist die Masse der Gemeinfreien für welche die Gesetze gemacht sind. Die zarte Haut der Inder, auf welche sich Wilda beruft, hat die ausdrückliche Zulassung von Schutzmitteln bewirkt; s. Stenzler, Ztn. d. d. morgenl. Ges. 9, 670. Betrügereien sind gewiss vorgekommen, waren aber viel zu sehr erschwert um das Gesammtergebnis zu beeinflussen. Wunderlicher Weise wird in keinem der rationalistischen Erklärungsversuche an die einfachste und verlässigste Vorkehrung gegen das Verbrennen gedacht, an eine vorgängige Benetzung der Hände. Eine natürlich feuchte Haut, hier und da auch einmal der Angstschweiss konnten dieselbe Wirkung haben.

1) In erschwerenden Fällen bei den Angelsachsen; sonst ist nur von der Hand die Rede.

2) In der Laxdälasaga wird das ganga undir jardarmen als das der Heidenzeit übliche Gottesurteil dargestellt. So häufig, wie sie anzunehmen scheint, konnte es schon deshalb nicht gewesen sein, weil ihre Schilderung völlig allein steht. Diese unterliegt erheblichen Bedenken. Ein Rasenstreifen lässt sich nicht, gleich einer Gummischnur, zum Bogen emporziehen während beide Enden mit dem Boden zusammenhängen. Das unmögliche Kunststück zugegeben bleibt es ein ungelöster Widersinn, dass der unter den Streifen gehende dann gereinigt sein soll, wenn dieser nicht auf ihn fällt. Es ist gar nicht abzusehen warum der Aufbau gerade in jenem Augenblick stürzen sollte, die Wahrscheinlichkeit also durchaus für den Angeklagten, während diesen das germanische Rechtswesen sonst durchaus nicht begünstigt, und annähernde Gleichheit der Chancen in den nicht psychologischen Proben ein allgemeines Erfordernis ist. Die Erzählung lässt sich nur durch die Annahme halten, dass von der Saga eine besonders feierliche Eidesleistung als Gottesurteil misverstanden sei. Als eine heidnische Form der Blutsverbrüderung dagegen ist das Treten unter den Rasenstreifen durch eine Reihe von Quellen belegt (cfr. Pappenheim, Schutzgilden S. 21 ff.); aufrecht in einer künstlichen Grube oder Höhle unter einer Rasenbrücke, d. h. innerhalb

Süden ist die Bastardprobe wohl verwandt, aber nicht identisch. Neben dem in seiner Art sehr vollkommenen Eidhelferbeweis erscheint das Gottesurtheil in der That nur noch in der Anwendung auf den sippelosen Fremden zweckmässig, unter Umständen auch auf den Leibeigenen. Es mochte daher stellenweise fast ganz ausser Gebrauch gekommen sein; dass es nicht vollständig verschwunden war zeigt sein Hervortreten zu der Zeit da die alte Rechtsordnung unzureichend wurde, in den eroberten Gebieten das Geschlechterverhältnis sich löste, mit dem Glauben an die alten Götter die Verlässigkeit des Eides sank, und die Kirche einen persönlichen Rechtsschutz auch für Unfreie und Halbfreie durchsetzte. Spontane Neuentstehung ist durchaus unwahrscheinlich; die Anschauungen älterer Culturstufen wachen nicht wieder auf, wenn sie einmal ganz erstorben sind; das vorhandene Orakel wäre keineswegs eine zureichende Grundlage. Anlehnung an die Gebräuche anderer Völker und kirchliche Einflüsse (zuletzt bei Schröder a. a. O.) können eben so wenig behauptet werden. Gerechtigkeit und Allmacht des einigen Gottes boten die nötigen Anknüpfungspunkte, aber der Tradition der romanischen Geistlichkeit war die Sache durchaus fremd, ja widerstrebend; nicht einmal das alttestamentliche Fluchwasser (Num. 5) ist angewendet worden. Von dem keltischen Ordal — Slaven und Hunnen wird man doch wohl nicht hereinziehen wollen — wissen wir noch weniger als von dem germanischen; sollen es die hibernischen Anachoreten nach Gallien, nach Italien und Spanien gebracht haben? und war es überhaupt vorhanden? Die Verschiebung ins Unbestimmte, welche mit jener Wendung versucht wird, erweist sich bei näherer Besichtigung als völlig untunlich.

Das eigentlich germanische Rechtsverfahren beruht auf dem Eidhelferbeweis, der dem Beklagten obliegt. Es war das ein in hohem Grade wirksames Mittel, so lange die notwendige Voraussetzung, die durchschnittliche Wahrhaftigkeit der Schwörenden bestand. Auch heute weiss das Dorf häufig genug besser als der Richter ob ein Einwohner schuldig oder nichtschuldig ist; die Verwandten wissen es fast immer. In jenen früheren Zeiten lagen Motive und Handlungen des einzelnen den Gesippten noch viel klarer vor Augen als jetzt; auch was sie von ihm nur glaubten war so gut als gewiss. Allerdings sehen wir in den Volksrechten unter dem Druck veränderter Verhältnisse das Beweisrecht

der Erde stehend wird das Blut mit dem jungfräulichen Boden gemischt, der Eid abgeleistet. Der gleiche Ausdruck für eine andere Sache in der Vatnsdaela ist von Pappenheim l. c. richtig beurteilt, der dem Skapti in der Njalssage gemachte Vorwurf dagegen misverstanden.

des Klägers langsam Boden gewinnen; eine Beweispflicht giebt es aber für ihn auch hier nicht. Ganz allgemein erscheint ja in dem ursprünglichen rein criminalistischen Gerichtsverfahren der Naturvölker die Anklage an sich so belastend, dass der Beschuldigte sich rechtfertigen muss. Die gleiche Auffassung beherrscht ausschliessend das abendländische Gottesurtheil. In scharfem Gegensatz hierzu steht der gerichtliche Zweikampf, welcher Kläger und Beklagten gleichstellt. Ausserhalb des Mittelalters ist das Kampfordal nur bei den Malaien[1]) nachgewiesen, wo ihm aber eine ausgedehnte Anwendung der vorgeschrittenen Form des zweiseitigen Ordals zur Seite geht[2]) War die Anschauung von einer Beweispflicht auch des Klägers organisch vorhanden, so musste sie notwendig zunächst bei dem Eidhelferverfahren und bei dem Gottesurteil hervortreten. Es ist also von vorne herein in hohem Grade wahrscheinlich, dass wir hier einer späten, gewaltsamen Verschiebung der ursprünglichen Rechtsbegriffe gegenüberstehen.

Tacitus berichtet Germania 10, dass die Deutschen einen aus dem feindlichen Volk gefangen zu nehmen suchten um ihn einem der ihren gegenüberzustellen, jeden mit seinen Waffen. Der Sieg des einen oder des anderen galt als Vorzeichen. Als ein solches wirkt jeder Einzelkampf im Angesicht des Heers Hier handelte es sich zugleich um eine Waffenprobe: unterlag der auserwählte (electus) des eigenen Volkes dem zufällig aufgegriffenen Fremden, so waren die Aussichten in der Tat recht ungünstig. Es ist unverständlich wie man darin ein Ordal sehen will[3]). Aus der Zeit vor der Einführung des Christentums erzählen die isländischen Sagen mehr oder minder ausführlich eine Anzahl von Zweikämpfen. Die Formen sind ebenso mannigfaltig als bei unserem Duell, die einzelnen Bestimmungen den heutigen sehr ähnlich, den gemeinsamen Vorbedingungen entsprechend. Verschieden ist die Ursache: es fehlt durchaus die Absicht der Sühne und Rache und damit auch die Pflicht zu fordern. Beleidigung und Verletzung führen

1) Von Wilken: s. Zts. f. vergl. Rechtsw. V, 458.

2) Ausserdem findet sich vielleicht eine Spur der Einrichtung bei Apel, Drei Monate in Abessynien, 52 und 87. Doch liegen dort ungewöhnliche Verhältnisse vor. König Theodor scheut sich die Fremden nach einheimischem Recht zu behandeln; der von ihm als Gnade angebotene Zweikampf soll den Knoten durchschneiden, nicht lösen, und ist ein Ausweg an den vielleicht nur in dem vereinzelten Fall gedacht wurde.

3) Ebenso unerlaubt ist es aus Germania 7 „velut deo imperante, quem adesse bellantibus credunt“ den Glauben an die einige Gerechtigkeit herauszulesen. Schon die Erinnerung an die Ilias sollte davon abhalten.

zu Fehdehandlungen oder vor das Volksgericht. Noch weiter, nach Form und Inhalt, ist der Abstand von dem Beweismittel des Kampfordals. Es handelt sich stets um Besitzstreitigkeiten, auch um den Besitz der Frau, und nie um Verbrechen. Die Forderung unterbricht das Gerichtsverfahren, aber, wie mit aller Deutlichkeit hervortritt, nur weil das öffentliche Recht den privaten, Civilansprüchen Genüge zu thun ausser Stand ist. Willst du mich zum Kampf fordern und das Gesetz nicht zulassen? fragt Geir den Gunnar (Njalsage 56). Ganz in derselben Weise bestand die Sitte bei den Ostgothen, wie aus Cassiodor hervorgeht: Var. III, 23 Remove consuetudines abominabiliter inolitas: verbis ibi potius, non armis tractetur; ib. III, 24 Cur ad monomachiam recurritis qui venalem judicem non habetis? ib. VII, 3 In causa possint jura non brachia. Nam cur eligant quaerere violenta, qui praesentia probantur habere judicia?: die beiden ersten Stellen auf Pannonien, die letztere[1]) auf die singulares provincias bezüglich. Ebenso findet der Isländer bei den Angelsachsen den eigenen Gebrauch wieder (s. Gunnlaugssaga 7): obgleich das geschriebene Gesetz keine Spur desselben zeigt und obwohl nach der Eroberung das normannische Kampfordal in ausgesprochenem Gegensatz zu den einheimischen Rechtsgewohnheiten erscheint. Die monotheistische Idee einer göttlichen Dikaiosyne, die den Kampf lenke, fehlt selbstverständlich; der Sieger bezahlt die Gunst der Götter wohl auch einmal durch eine Opferhandlung, wie im Krieg; wie im Krieg entscheidet die Tapferkeit, das Glück, und selbst der Zauberschutz. Die Rechtsanschauung lässt das Hilfsmittel zu, weil sie es anders nicht zu ersetzen vermag, weil ein kriegerisches Volk an und für sich geneigt ist den stärkeren für den würdigeren zu halten und weil der Gedanke des Beuterechts[2]) noch nicht erloschen ist, dass nur der des Besitzes werth sei, welcher ihn zu vertheidigen vermag. Dass der Zweikampf als Privatsache vorhanden war ehe er ein gesetzliches Beweismittel wurde ist an sich anzunehmen; durch die ausschliessende Erhaltung der älteren Form[3]) an den weit auseinanderliegenden Punkten ist uns die Zeitmarke für die Entwicklung der jüngeren gegeben: sie ist kaum früher anzusetzen als in die

1) Bisher nicht beachtet, aber nach III, 23. 24 zu beurteilen.

2) Vgl. Ihering, Geist des röm. Rechts, I[4], 107; Post, Grundlagen 311. Es sei mir zu beiden Stellen die Bemerkung gestattet, dass zunächst nur diejenigen Gegenstände (Waffen und Schmuck) welche auch als selbstgefertigte Einzelbesitz sind, aus der Beute in diesen übergehen konnten: die Wirkung des Raubs auf die Entwicklung des Eigentums besteht also in der Cumulation des Einzelbesitzes.

3) Ueber ihre Fortdauer im Mittelalter s. Wilda a. a. O. 487.

Epoche der Völkerwanderung. Doch kann in ihrer allgemeinen Verbreitung die Sitte nicht jene schädliche Ausdehnung erreicht haben in welcher sie uns hier entgegentritt. Darf ja ein landstreichender Raufbold die Ansässigen ausbeuten bis ihn ein Stärkerer schützend austilgt[1]. Das Gemeinwesen der Ostgothen befand sich in der tiefgehendsten Zersetzung. Bei den Isländern war durch die Art der Siedelung der alte Geschlechterstaat aufgelöst, und der einzelne wesentlich auf sich selbst gestellt; in Norwegen mochten stellenweise die örtlichen Verhältnisse schon in derselben Richtung eingewirkt haben. Ursprünglich waren Anlass und Anwendung selten gegeben.

Zu Tacitus Zeit gehörten bei den Germanen Weide und Wald, die wichtigsten Nahrungsquellen, allen gleichmässig zu; dem Bedarf an Getreide als Zukost zu Fleisch und Milch genügte das wenige Ackerland, welches in jährlichem Flurwechsel den einzelnen zugeteilt ward[2]. Wie anderwärts unter ähnlichen Umständen, zeigt sich die untergeordnete Bedeutung auch der beweglichen Habe in der ausgedehntesten Gastfreiheit und der Neigung Geschenke zu geben. Die Möglichkeit ernstlicher Besitzstreitigkeiten war nach der Zahl der Objecte eine beschränkte; sie wird noch vermindert durch die geschlossene Ueberlieferung des Gemeindelebens, welche den einzelnen beherrschte. Ihr Austrag mochte daher ohne besondere Nachteile den individuellen Zweikampf überlassen werden. Mit dem allmälichen Vorwiegen des Ackerbaues und der Entwicklung des Grundeigentums mussten die daraus entstehenden Complicationen zum Gegenstand einer erweiterten Rechtspflege werden, wenn nicht der Bestand des Gemeinwesens gefährdet werden sollte. Die Weise der Occupation brachte es mit sich, dass in dem eroberten weströmischen Reich die Landlose in den, wesentlich nur durch die Ansprüche des Königtums beschränkten, Vollbesitz der Einzelnen übergiengen Im Inneren Deutschlands erscheint im 7. und 8. Jh. der Acker seit längerer Zeit aufgeteilt. Die Erblichkeit des Grundbesitzes bedingte zugleich eine Steigerung, man darf sagen die entscheidende Ausbildung des Unterschieds zwischen Reich und Arm, und sohin eine erhöhte Wichtigkeit des Sachrechts überhaupt. Der Civilprocess schliesst sich nun ursprünglich ganz an die Auffassung und das Verfahren des Strafrechts an, büsst den verlierenden Teil, und bewahrt die Reinigungspflicht des Beklagten; in Ermanglung von

1) Egilssage 67 Der Vorgang spielt in Norwegen.

2) Das vielumstrittene *arva per annos mutant* kann im Hinblick auf Caesars sehr bestimmte Angaben und auf das vorausgehende *facultatem partiendi camporum spatia praebent* nicht anders aufgefasst werden.

Geschäftszeugen, anfänglich vielleicht in allen Fällen entscheidet auch hier der Eidhelferbeweis. Die Wirksamkeit des Institutes der Consacramentalen ruht auf dem Zusammenwohnen der Sippe und der Achtung vor dem Schwur. Die erste dieser Vorbedingungen traf auf dem germanisch-romanischen Gebieten nur sehr unvollständig zu; die zweite war auch im eigentlichen Deutschland fragwürdig geworden. Die Ehrfurcht vor den alten Göttern, welcher tiefgehende Culturveränderungen überhaupt gefährlich sind, musste bei den Heiden schon vor der Bekehrung zum Christenthum durch die Berührung mit diesem geschädigt sein. Nach dem Massenübertritt war der Glaube an Christus bei der Mehrzahl nur ein sehr äusserlicher; viele hielten noch an Donar und Wotan fest, und konnten dem Schwur bei dem Himmelskönig keinen besonderen Wert beilegen. Wie in unseren Tagen lag neben dem Unglauben die Ursache der Missachtung des Eids in seiner allzuhäufigen Ableistung. Ich meine nicht nur die Besitzstreitigkeiten; in dem ackerbautreibenden Staat häuften sich auch die Vergehungen gegen das Eigentum. Für den einzelnen ward es immer wünschenswerter sein Recht beim Gericht zu finden, und die gesetzbildende Tätigkeit musste bestrebt sein, die Selbsthilfe einzuschränken und zu ersetzen Um so unerlässlicher wurde es Schutzmassregeln gegen die überhandnehmenden Meineide und neue Beweismittel zu suchen

Nahe lag es dem Ordal eine erweiterte Anwendung zu geben, wie in einer gewissen Ausdehnung bei den salischen Franken und bei den Angelsachsen geschehen ist. Im Allgemeinen war es indessen nicht möglich dem freien Mann ein Beweismittel aufzuzwingen, welches bis dahin nur auf minder berechtigte Anwendung gefunden hatte. Dagegen trat auf dem grössten Teil des Gebietes der Zweikampf in das gerichtliche Beweisverfahren ein. Da die Lex Salica[1]), die Angelsachsen und

1) Es lässt sich nicht einwenden, dass diese kein vollständiges Gesetzbuch sein wollte; in einer Reihe ihrer Bestimmungen musste ein so tief eingreifender Gebrauch Erwähnung finden, wenn er überhaupt vorhanden war. Dass in anderen Volksrechten das Ordal fehlt und vielleicht doch vorhanden war (Unger a. a. O. S 354) ist eine falsche Analogie; seine Bedeutung war eine entschieden untergeordnete. Gerade in dem Fall wo man am ersten den Zweikampf erwarten sollte, bei der Klage auf Meineid 48, 2 3, bezeugt der ihn gestattende Zusatz der Leydener Hs. (Behrend Cap VI, 15), dass er früher nicht üblich war. Die genannten Ergänzungen dürften schon im Hinblick auf ihre Bestimmung über den Kesselfang nicht vor das 7. Jh. zu stellen sein. Beiläufig bemerkt erscheint hier wie in der L. Baj. die Meineidsklage als ein neuer Process, mit unabhängiger Rechtswirkung, nicht als eine Wiederaufnahme des Verfahrens.

Norweger Nichts davon wissen[1]) kann dies erst in christlicher Zeit geschehen sein, unter der Herrschaft der verbreiteten theologischen Anschauung, dass Gott in seiner Gerechtigkeit den Sieg verleihe[2]). Diese Idee ermöglichte indessen nur das Aufkommen des Rechtsgebrauchs; veranlasst wurde es durch das vorhandene Bedürfnis. Den Ausgangspunkt bildeten vermutlich solche Fälle die dem individuellen Zweikampf entzogen wurden; dem Kläger ward dem angebotenen Eidhelferbeweis gegenüber der Rückgriff auf den Kampf gestattet, und dieser in seiner Wirkung dem regelmässigen Rechtsverfahren gleichgestellt. Wenn späterhin von vorneherein kämpflich gefordert wurde, so enthält das bereits einen Verfall der Formen des altgermanischen Rechtsganges. Dem Beklagten wird zunächst dann gestattet worden sein den Kampf anzubieten wenn er als Fremder keine Zeugen aufzubringen vermochte, später allgemein gegenüber der Entwicklung des klägerischen Beweisrechts. Die älteste Stelle an welcher uns der gerichtliche Zweikampf entgegentritt (ca. 500), zeigt im Wesentlichen seine früheste Gestalt, in den burgundischen Gesetzen L. l. Gundebati VIII, LXXX, und ausführlich Tit. XLV:

> Multos in populo nostro et pervicatione causantium et cupiditatis instinctu ita cognoscimus depravari, ut de rebus incertis sacramenta plerumque offerre non dubitent, et de incognitis jugiter perjurare. Cujus sceleris consuetudinem submoventes praesenti lege decernimus, ut quotiens inter homines nostros causa surrexerit, et is qui pulsatus fuerit non deberi a se quod requiretur, aut non factum quod objicitur, sacramentorum oblatione negaverit, hac ratione litigio eorum finem opportebit imponi: ut si pars ejus, cui oblatum fuerit jusjurandum, noluerit sacramenta suscipere, sed adversarium suum veritatis fiducia armis dixerit posse convinci, et pars diversa non cesserit, pugnandi licentia non negetur. Ita ut unus ex iisdem testibus, qui ad danda convenerant sacramenta, Deo judicante confligat: quoniam justum est, ut si quis veritatem rei incunctanter scire se dixerit, et obtulerit sacramenta, pugnare non dubitet. Quod si testis partis ejus, quae obtullerit sacramenta, in eo certamine fuerit superatus, omnes testes qui se promiserant juraturos, trecenos solidos multae nomine absque ulla indutiarum praestatione cogantur exsolvere. Verum si ille qui renuerit sacramentum fuerit interemptus, quicquid debebat, de facultatibus ejus novigildi solutione

---

1) Auch bei den Westgothen fehlt jede Andeutung. Wenn unter fränkischer Herrschaft in der spanischen Mark *more gothico* zu Ross gekämpft wird statt zu Fuss, beweist das durchaus Nichts für das Kampfordal als ursprünglich gothische Sitte.

2) Auch da wo Christen von den Heiden geschlagen werden, als Strafe für ihre Sünden.

pars victoria reddatur indempnis, ut veritate potius quam periuriis delectentur. Data etc.

Die älteren Rechtshistoriker suchten hier die Quelle der Rechtssitte überhaupt, eine Ansicht welche in neuerer Zeit viel zu unbedingt verworfen wird. Nächst der nicht ganz unwichtigen Tatsache der Priorität der Ueberlieferung ist zu beachten, dass die oben erwogenen Entstehungsbedingungen des Beweismittels nicht all zu lange vor Gundobads Gesetzgebung eingetreten waren, und dass es gleichzeitig anderen germanischen Volksstämmen noch fehlte, insbesondere bei den benachbarten Saliern. Es ist also kaum ein blosser Zufall, wenn der eine, ausgefochtene Zweikampf, von welchem wir bis zu den ein Jahrhundert jüngeren ripuarischen Gesetzen hören, in Châlon vorfällt, Greg. Turon. Hist. Franc. X, 10, der andere, angebotene, wenigstens im Bereich burgundischen Einflusses liegt, ib. VII, 14. Entgegen stehen könnte nur jene eigenartige Bestimmung, dass nicht der Beklagte sondern einer seiner Eidhelfer kämpfen muss[1]; die jüngeren Volksrechte stellen alle Kläger gegen Beklagten, auch in den Kämpen, und der Kampf zwischen Zeuge und Widerzeugen in den karolingischen Capitularen[2] ist, trotz der äusseren Aehnlichkeit, eben doch etwas anderes. Es lässt sich indessen sehr wohl denken, dass jene auf verständiger Erwägung, vielleicht Gundobads, beruhende Ordnung bei der Uebertragung durch den Völkerverkehr — denn nur eine solche ist zunächst anzunehmen, nicht eine Benützung des Tit. XLV — unverstanden blieb und deshalb hinwegfiel. In Burgund selbst tritt ihre Anwendung bei der angeführten Erzählung Gregors deutlich hervor; merkwürdiger Weise begegnen wir ihr auch im ältesten französischen Epos.

Das kämpfliche Schelten des Urteils im Rolandslied ist ein Gebrauch der sich notwendig aus den Feudalverhältnissen ergab. Streitigkeiten zwischen Lehnsherrn und Vasallen waren ungemein häufig. Der letztere aber durfte gegen seinen Herrn höchstens dann in die Schranken

1) Es wird dadurch der doppelte Zweck erreicht, leichtfertige Zeugen zurückzuhalten und zu verhindern, dass der Kläger lediglich im Vertrauen auf körperliche Schwäche des Gegners und die eigene Stärke jenen fordert.

2) Caroli M. ad leg. Lang. a. 801 (?) M. G. Leg. I, 84; Hludovici I ib. 195. 211; Hlotharii I ib. 361; Ansegisii Cap. IV, 22; in den Zusätzen des Cod. von Ivrea zur L. Sal., Behrend, Extrav. B, 4. Die Bestimmung hat nur so weit Statt als der complicirte Zeugenbeweis selbst, und steht ausserhalb des Eidhelferverfahrens; doch könnte sie durch die L. Burg. angeregt sein. Die kämpfliche Meineidsbeschuldigung L. Baj. 17, 2 enthält tatsächlich ein neues Verfahren: nicht die ursprüngliche Partei, sondern der überführte Zeuge wird für den Wert des abgeschworenen Gutes haftbar gemacht.

treten, wenn er das Lehen aufgab. Zu seinem Schutz war ihm daher verstattet den ersten (je nachdem den 2. oder 3.) der im selben Lehensverband stehenden Schöffen, welcher sich gegen ihn aussprach, eines unehrenhaften Urteils zu zeihen. Dieser trat dann kampfrechtlich an die Stelle des Herrn zu dessen Gunsten er entschieden hatte. Allerdings hat diese Sitte eine misverständliche Ausdehnung erfahren. In den Quellen ist jedoch ihre ursprüngliche Bedeutung noch wohl zu erkennen, und hier liegt sie ungetrübt vor. Tierri wird zum Kläger: für den Beklagten treten dessen Verwandte als Bürgen ein, die neue Benennung der alten Consacramentalen, welche nicht schwören, aber, wenn ihre Partei unterliegt, die Strafe des Meineids tragen. So weit bietet der Process nichts Auffälliges. Nun aber wird von vorne herein mit Bestimmtheit vorausgesetzt, dass nicht Ganelon selbst kämpfen werde, sondern einer seiner Verwandten. Ein Irrtum ist nach dem Wortlaut und dem Fortgang der Handlung nicht möglich; es handelt sich um eine klar ausgesprochene Rechtssitte, die aber der jüngeren französischen Heldendichtung, den Coutumes u. s. w. durchaus fremd ist. Sie findet sich nur in den Leges Burgundionum.

Dürfen wir daraufhin diesen Teil des Liedes Burgund zusprechen? Ich glaube nicht, dass das ohne weiteres geschehen soll. Das Rechtsbuch Gundobats und einzelne Bestimmungen desselben können in Folge der Reichsteilungen unter den Merovingern über die Grenzen des ursprünglichen Gebiets hinaus Geltung erlangt haben; besonders ist die längere Verbindung von Orléans und Sens mit Burgund zu beachten. Im eigentlichen Norden allerdings kann die Episode nicht entstanden sein; dort ist ohne Zweifel von jeher der Zweikampf zwischen beiden Nächstbeteiligten die Regel gewesen, so wie im ripuarischen Gesetz.

Ein anderer altertümlicher Zug in dem Gedicht ist das Fehlen des Schwurs, den die jüngeren Epen fast durchweg fordern. Zufällig vergessen ist er nicht; die Erzählung erwähnt knapp, aber vollständig auch untergeordnete Gebräuche, Beichte, Messe, Weihgeschenke, und würde ein wesentliches Glied der Procedur nicht ausgelassen haben. Auch nicht deshalb etwa gerät er in Wegfall weil der Tatbestand feststeht, es sich nur um die Rechtsfrage handelt; der Formalismus der Zeit würde darum von der Sitte nicht abgegangen sein und eben auf das Recht haben schwören lassen. Anfänglich war die Cumulation unstatthaft, die Reinigung, sei es durch Sacramentale oder Eineid, war rechtlich für sich zwingend, und die Zulassung des Kampfes geschieht vom religiösen Standpunkt aus gerade in der Absicht Meineide zu verhüten. Dieses Motiv wird noch im 10. Jh. bei Bestätigung des longobardischen Kampfrechts durch die ersten Ottonen (M. G. Leg. II, 32) hervorgehoben;

noch im 11. Jh. bei Burchard v. Worms. Wie die Gewohnheit sich entwickelte lässt sich aus den von Wiarda l. c. 466 ff. angeführten Stellen erkennen; in Frankreich wurde sie erst im 12. Jh. allgemein. Dafür kennt das Rolandslied eine andere Steigerung, die durch das Abendmahl, welches, wo es vorkommt, für beide Parteien obligatorisch war, nicht, wie das Anhören der üblichen Messe, eine Sache persönlicher Frömmigkeit.

Nach französischem Recht konnten die Parteien oder der Gerichtsherr die Stellung von Geisseln fordern. Es geschah das in seltneren Fällen bei Besitzstreitigkeiten, um die Erfüllung der entstehenden Verpflichtung zu sichern (pleigerie de droit bei Beaumanoir, vgl. Coron. Looïs 2439). Regelmässig wird so das Erscheinen vor dem obersten Lehnsherrn verbürgt, da dieser, und nicht das niedere Gericht, dem Ordal vorsteht (schon L. Rib. 32, 4: pleigerie de cort). Auch dann erschien die Massregel angezeigt, wenn die Verhandlung von Anfang an vor dem König stattgefunden hatte, weil zwischen Ausforderung und Kampf eine kurze oder längere Verzögerung durch Zurichtung des Platzes, Waffnung, Stellung von Kämpfen u. s. w. einzutreten pflegte. Die Haftbarkeit dieser Bürgen musste erlöschen mit der Gestellung der Kämpfer, bzw. mit Auslieferung des streitigen Guts und Erlegung der Kosten. Die Vergeiselung Ganelons erscheint in jenem Sinn gänzlich zwecklos; er wird (keineswegs eine jüngere Gepflogenheit) während seines ganzen Processes gefangen gehalten. Das Erfordernis und die in einem grossen Teil der Epen festgehaltene Teilnahme an der Strafe lässt sich nur in der schon ausgesprochenen Weise erklären: die Bürgen decken sich mit den alten Consacramentalen. Die Vermischung der Function und der Benennung muss dadurch entstanden sein, dass in der Regel dieselben Personen, die Verwandten, Bürgschaft und Eidhilfe übernahmen.

Ich schliesse weil ich von vorne herein nur einige bestimmte Punkte auf Grund älterer Lieblingsstudien zu behandeln gedachte, nicht als ob der rechtsgeschichtliche Gehalt der französischen Epik oder auch nur des Roland erschöpft oder alle Fehlgriffe in Pfeffers Arbeit berichtigt wären. Möchte bald ein Nachfolger „das franz. Ordal mit besonderer Berücksichtigung der poetischen Ueberlieferung" gründlich untersuchen.

Hans Heselloher's Lieder.

Von

August Hartmann.

I.

Wes ſol ich beginnen?
die frôd wil mir zerrinnen.
kain pûlin kan ich gewinnen.
der ſummer wil von hynen.
die zeit hat ſich gereckt,
der winter iſt auffgeweckt.

Des ſâment ſich die ſchonen tocken
vnd pringend werck an iren rocken.
wenn ſy zû einander hocken,
ſo hebt ſich ein frolich locken
mit wolgemûtem ſchrein:
chum, Haintzel, Chuntzel, herein!

Der gettling in den geſmirbten hoſen
der kûmt mit ſchonen frawen koſen,
auſſen an dem fenſter loſen,
ob er ſein lieb hôrt jnnen toſen.
des freyt ſich ſein mût;
durch ſeinen willen ſys tût.

Er kaufft ir ein pûſen ſûſſes prot
vnd der zymenrind ein lot;
er gabs der lieben fûr den ſott.
wolgeſmach word ir mundlin rot.
ſe hin! hab dir den leck!
wie ſânft tût dir der ſchleck!

Darzů hat er ein newe taſchen;
die frawen kummen darvmb naſchen,
ſam ſey es ein honigflaſchen.
ſein pfaid die jſt jm weiß gewaſchen.
er get dahin gen pad
der lieben ſeydenfad.

Sein kappen die hat zotten gnůg;
darawff ſetzt er ein prayten hůt.
das meſſer jm vmb die payne ſchlůg;
vnd wär dye kirch nit hoch genůg,
ſo ſtieß er oben an
der ſelbe edelman.

Darzů hat er ein plabe kappen
mit den fier vnd ſibitzig lappen,
die jm an der ſeytten gnappen.
er vnd ſy vnd ander chnappen
mit der pöſen ee
tůt ſchonen frawen wee.

Er trät von Swaben ein hoches goller
pey den oren groß geſwollen.
ſein wäſt truckt jn, ſein pawch iſt voller.
darvmb gäb er ein phraitten haller,
das jn die lieb hiet geſechen,
ſo mächt ſys von jm jächen.

Sein mantel hat ein rechte leng;
damit macht er ein waidelich geſweng.
die ſchůch die ſind jm vil zů eng;
das macht die groſſen knarren pfreng;
die můſſen leyden pein
von dem gätling fein.

Vmb den alter tryt er leis,
alß ſam er gee auff einem hällen eiß;
des tunckt er ſich gar clůg vnd weis.
er hat vor in allen den preiß
mit newen ſytten thun.
far ſchon! trit nyt ein hůn!

Mit verdraen vnd mit verwenden
geſach ich nie ain als phehenten.
den kuß zů ſchönen frawen ſenden
zwiſchen ſeinen weiſſen henden,
das jſt ein klůger liſt.
wie lieb jm Gredel iſt!

Mit der Måtzen macht ers zåch.
wenn er tantzt, von jm gett der rauch
vnd uon der ſelben tocken auch.
we iſt der torpel alßo wåch
in ſeinem hochen hůt!
er hat ein ůppigen můt.

Mit tantzen kan jn nyemant erlegen;
des haben ſich ſein geſellen verwegen.
hofflich iſt er mit ſchirmſchlegen;
darfůr kan er ſich wol geſegnen.
darzů kan er ſich wol prauchen,
vntter derd die lewt hindauchen.

Er iſt ſo gar ein öder lay,
er tůt durch iren willen ain ſchray
vnd ein ſprůnglin oder zwai,
heya heya fůrfay!
wie wol es vmbhin gat!
die Metzen er pey jm hat.

Sein maul kan er hencken wol;
jm hertzen hat er ein groſſen groll.
nyemantz anders ſprechen ſol:
er ſey des adels alßo wol,
ein graff von Lorion.
wie wol ers mit Gredlin kan!

Ein hornlin můß er auch ſchier haben,
das man jn kenn auß anderen knaben;
er hengt es waidenlich an ſeinen kragen.
man ſolt jn mit ainem průgel ſchlagen
vmb ſein hoffeweiß;
das wår ſein rechte ſpeyß.

Priſtle zwicken, lieplich plicken,
nit erſchricken, grůfflein ſchicken,
ſtiffel flicken, progken ſchlicken,
groſß vnd dick nåpf außſchlicken
kan er, vil klůger ding.
den findt man nit am ring.

Mich kom ein ſchonew gar ůbel an:
„ſy, Eſſellocher! es ſtat nit ſchon,
das du dich ſelbs ſingſt dar an“.
ach, liebe, zarte! ich habe geton.
vergun mir nur der weil,
das ichs nyt ůbereyl!

Ich pin ain narr vnd pin ein lapp
vnd ein eſell vnd ein trapp
vnd darzů ein rechte flack.
wo ich jn dem land vmbſapp,
ſo hat man mein genůg,
es ſey oder nit mein fůg.

Sy, ſchone Ell, pind auff den zopff
vnd hab gar frölich auff den kopf,
prang alß der per in ſeinem ſchopff!
ſo geit jm Fridel ſelber ein ropf,
das du jm måcht werden.
wie hiet er dich ſo geren!

II.

Tantzen het ich mich vermeſſen,
da man den Heſſeloher ſprang;
vnd ob ich ſein hiet vergeſſen,
meins hertzen gir mich darzů zwang;
wann ich ſein nyt gelaſſen macht.
An zwo kam ich in grůnem klaidt,
das waren hoffejunckfrawen;
ſy habend mir den tantz verſait.
jch hiet ins nit getrawen,
das ich jn alßo verſmacht.

Ir zopff het ſy auffgepunden ſchon.
jch wand, es war die ſelbig Ell,
da jch vor offt mit tantzet han
auff dem kirchtag ze Pel;
irs adels het jch vergeſſen.
Wie wol kunt ſy den adelſwanck
nach hoffenlichen ſytten!
am rock waren ir die ermel lanck;
darvmb ward ich geniten.
noch han ich ir ains gemeſſen.

Hoffart jn dem hertzen vil
vnd ůppig an dem ſynne!
jr lob jch darvmb preiſen wil
der hůbſchen tantzerinne —
hinder ſich ze meſſen.
Die ſchult die wår wol halbe mein.
wenn ich es recht wolt dichten,
das daucht ſy gar ain wunder ſein,
wie ich zwue auff wolt richten.
das leg ſy mir auß zům peſten!

III.

Eßellocher von dem pawrenknecht zů Strawing.

Mir jſt geſagt von einem gatten,
wie er an dem tantz kůnn watten.
wir kůnnen ſein über jar nit geraten.
ſein tantzen vnd ſein ſchaffen tůt:
Sein geſellen hat er überfaigt;
wenn er wil, ſo ſinds geſchwaigt,
wenn er ſich gen der liebſten naigt,
gen ſeinem krentzlein Dienmůt.
Er jſt ſo ſawr
der ſelbig pawr,
jſt hanttig als die gallen.
her Ölſenzolß, her Schollentrit
kan tantzen nach dem newen ſytt;
man lobt in für ſy alle.

Ein rechter fieß
vnd auch ſein ſpieß!
wer můtig iſt,
der ſol jm wolgeuallen.

Nun hůt ewch alle geleich,
das yr ym aus dem wege weicht,
das er ewr keinen in das leder ſtreicht,
mit ſeiner praitten klingen!

Der ſelbig pawr der hat ein ſchwert,
es jſt eins gantzen pfunds wol werdt;
domit ſtraich er einem in das leder vert
ein wunden als ein ellen.

Der ſelbig pawr der hat die art:
am feyrtag ſchyrt er ab ſein part,
das er geuall der lieben tzart
vnd das er mit ir prolſe.

Vnd der ſelbig rewttling vnuertzeit
der tragt ein kůcher der iſt prait;
darvnder duncket er ſich gemait,
das er ſich nicht bekennet.

Auff ſein armbroſt ſchlecht er ſein pfeil
vnd tragts geladen ein halbe meil
vnd, das jn nyemant ůbereyl,
ſo låſt ers von jm ſchnellen.

Der ſelbig pawr der get gern wein,
ſo růcht er als ein ewerſchwein,
ſo kan mit juchtzen vnd mit ſchreyn
jn nyemantz übergeben.

Vnd der ſelbig eſel tzwingt,
das man ein liedlen von ym ſingt,
das wol auf ſeiner geigen klingt.
das haben danck die raben.

Der ſelbig pawr der jſt ſo reß,
— — — —
mit tantzen jſt er alſo gemeß,
als het er drin gedroſchen.

IV.

Von yppigklichen dingen
ſo will jchs heben an,
etwas dauon ze ſingen,
wie jchs geſechen han.
jch kam zw ainem danntze
auf ainem ebenn pfatt;
da ſach jch vmbher ſchwantzen
ain magt in ainem krantze,
glat von ſtat,
in hipſcher wat;
die magt was krat.
der paur het an ain panntzer,
der mit jr vmbher tradt.

Zu fechten het er willen,
zu tantzen het er luſt.
jm hirn het er grillen,
er ſtieß ain in ſein pruſſt,
wo er ſein möcht bekommen,
den nechſten den er ſach.
er machet vil des krummen,
als greulich thuent die thummen.
jm gſchach ſo gach
von vngemach.
groß rach vnnd ſach
het er jm fürgenommen
gen aim, der jm verſchmacht.

Er füert ein lanngen rayen
wol zu derſelben fart.
damit thet er ſich swayen
mit ſeinem widerpart,
zu dem er het ain grollen.
er ſtieß jn mit gefahr.
derſelb hieß jn ain knollen,
ain trunkhen vnnd ain vollen,
er wer nit lär
ain ſchnopfetzer
vnd ſolliche mehr.
damit ſchlueg er den trollen
wol nider nach der ſchwer.

Da kam ſein prueder Steffel
vnnd lief jm vndtern ſpieß:
„du fůerſt ain freies ſcheffel!
das hab jch ain verdrieß.
thuet dich der pukhl jukhen,
ſo lain dich her an inich!
du mainſt, du welſt mich trukhen“
— den ſpieß thet er zukhen —
„hůet dich,! hůet dich!
ſtee hinterſich!
kain wort nit ſprich!
jch ſchlag in dich ain lukhen
vnnd gib dir ainen ſtich.“

Von ferrnen ſchrej ſein vetter,
der heret diſen ſauß:
„wolauf vnnd laſſt vnns retten!
es wiert ein vnmueth darauß.
ſo köppiſch jch jn ſchetze
mein vetter Haymeran:
er laſſt mit jm nit ſchertzen,
dieweil er jſt bein metzen.
kombt dann auf pan
vnnd habt den man,
der fechten kan!
er laſſt ſich niemant trâtzen,
er facht ain jamer an.“

Da reget ſich herwider
der erſſt, der vor jm lag.
er ſprach: „jch ſey nit pider,
wann jch dirs halt vertrag!
es bleibt nit vngerochen
wol von den freundten mein.
darumb ſo laß dein pochen!
du wierſt von vnns erſtochen.
ſtekh ein! laß ſein!
behalt das dein
in deinem ſchrein!
gee haimb vnnd laß dir kochen
darfůr ain dikhen prein!“

Das thet dem yppigen zoren;
er thobet vaſſt als ee.
er ſprach: „jch will rumoren;
jch acht nit, waß geſtee.
jch hab in meinem ſtalle
zwaj roß vnnd zehen rind;
die will jch wagen alle.
jch gib dir ains auf d'ſchnallen
geſchwint vnlind,
als wer jch plint,
du huerenkhind!
her auf vnnd laß dein kallen,
ee jch dirs maul verpindt!

Da hueb ſich ain ſcharmützlen
als in aim wilden hör
von klampern vnnd von glitzen,
von harniſch vnnd von wör.
kurtzweil thet jn erleſchen,
zuletzt ward haderej.
da ſach man vil der reſchen,
ſchluegen, als woltens dreſchen.
herbej ſo frey,
wer trolliſch ſej!
da zwen, da drej!
ſy gaben einander pleſchen,
das tuſchet als das pley.

Laut waffen ſchrien die frawen
„ach wo ſeind vnſere man?
kombt dan vnd laſt vns ſchawen,
obs auch wern auf der pan!“
da ſprach das wintzig Gredl:
„ſy ſeind auch in dem däm
dort niden in dem wedl.
er hat ain loch jm ſchedel.
ey gäm, mein ämb!
wie wol mich zäm,
das man jn nämb
vnnd füert jn haimb in ſedel,
biß das ain pader kämb.“

Der ambtman was vnfruetig
vnnd wolt nit pieten frid,
biß das ſy wurden bluetig;
nachdem ſo half es nit.
da ſchoß man rigl vnther
wol nach dem ſchaden hie.
da ſach man vil der wunden,
der ſchrammen vnnd der ſchruntten.
nun wie? vnnd die?
ſo laß jch hie.
da das vergie,
da fluhen vil der gſundten
an etlich, die man fie.

Ir wurden vil verſeret,
verwundt biß in den todt.
jr freid die ward verkeret
in jamer vnnd in nott.
jr ainen mueſt man laben,
den anderen heren peicht,
den dritten gar begraben;
der vierdt der trueg des plaben.
vil leicht ſich geit
zu ſollicher zeit
ain ſchneder ſtreit
von yppigklichen knaben.
die ſach was gar verheit.

An ſollichem zankh vnnd hader
verdirbt die herrſchaft nit,
der ambtman noch der pader;
jr waitz der plüet damit.
ſy mügen ſein wol gnieſſen
vil mer dan der iſt wundt.
die ſach mag jn erſprieſſen.
den trollen zu verdrieſſen
bej pundt zu ſtundt
thuet man jn khundt
die ſach von grundt
in thedings weiß zu pieſſen
bej ſechtzig vnnd zehn pfundt.

Der vnns das hat gedichtet
vnd neues hat gemacht,
der hat die ſach beſichtet
vnd aigentlich betracht,
das er ſich maint ze hieten
wol vor der pauren ſchar.
alßbald ſy werden wietten,
ſo hilfft an jn kain gůetten.
ſo gar fürwar
kām ainer dar
wais, wann jm jar,
vnnd macht jr ainen plůetten,
er můeſſte laſſen har.

I. (Nach Cgm. 379, Bl. 157—159ᵛ.)

7 *ſâment* versammeln; vgl. ahd. *faminôn* (neben *famanôn*), oben in Brenner's Abhandlung (S. 188) *ſemenung* (Münchener Urkunde vom J. 1332) und in der bair. Mundart *ſámmâ* (mit hellem a) sammeln (Schmeller, Wb. II, 272). — *tocken* Puppen (Marionetten), scherzhaft für: Mädchen; vergl. Neidhart 26, 2: *Vrideriûn, als ein tocke sprunc.* — 12 *chum, Haintzel, Chuntzel, herein!* diese Namen finden sich verbunden auch in einem freilich unechten Neidhart-Liede (Haupt S. LIV): *dats dem meier ist der schal; dâ hært man den govenanz: Kuenzel, Heinzel, lât dâ schauwen, daz mit zuhten gê der tanz!* — In echten Liedern Neidhart's finden wir *Kuenzel* als Namen junger Bauern z. B. 36, 28 *daz wil Kuenzel meister sin*; 36, 37 *truthêr Kuenzel, slaht ein wênic ringer.* In einem Liede des Taler's (Hagen, Minnesinger II, 147) streiten sich zwei Diener des Dichters, *Kuenzlin* und *Heinzlin.* — Nach Vers 12 das Zeichen *etc.* — 13 *gettling* aus Neidhart wohlbekanntes Wort; vgl. u. V. 54 *gôtling* und Frommann bei Schmeller I, 956: „Der *Gättling*, S. Sp., Geselle, Bursche; ahd. *gataling*, mhd. *getelinc*". Die ursprüngliche Bedeutung ist: Verwandter, Genosse; vgl. „*wande daz himelſche chint, daz ist def uater getteline; er ist wol ſin genoz*" („Vom Glauben" in: Deutsche Gedichte des 12. Jahrh. hgg. v. Massmann in der Bibl. d. ges. deutschen National-Literatur, III. Bandes, Quedl. 1837, 1. Theil, S. 3). Schon Massmann stellt daneben: „goth. *gadiliggs*, ahd. *katuline*, alts. *gudilinc*, Genosse"; Graff (IV, 143) ausserdem: ags *gaedeling* comes, consors. Die alts. Form lautet richtig *gaduling* (Schmeller, Heliand II, 41). — 14 *kôſen* plaudern; Hs. *die kůmet* und *kôſen.* — 18 *fys* (sie es) Hs. *fůſs* — 19 Hs. *prôt.* — 21 *für den ſott* als Mittel gegen das Sodbrennen (Magenschmerz); Hs *ſôtt*, wobei das *t* wohl nur Zeichen der Länge ist. — 22 *wolgeſmach* wohlriechend. — *word* (ward) Hs. *wôrd.* — 24 *ſânft* (mit ganz deutlichem *e*) sanft, mhd. adj. *senfte*; adv. sonst mhd. *sanfte.* — *der ſchleck* Leckerbissen; vgl. Glossar von Albrecht Wagner in

„Chroniken der deutschen Städte" Bd. 15 (baier. Städte) S. 602. Nach *ſchleck: etc.* — 30 *ſeidenfad* Gegenstand der Zärtlichkeit; vgl. auch Uhland Schr. III, 263: „gern wird auch irgend ein Wahrzeichen genannt, durch welches gegrüsst wird: durch einen Seidenfaden, eine Hand voll Gerstenkorn, durch grünen Klee etc.". — Nach *fad: etc.* — 32 Hs *dar waff.* — 36 *edel man* hierauf *etc.* — 37 *ein* fehlt. — *plabe* (blaue) Hs. *plabs.* — *mit den fier vnd ſibitzig lappen* vgl. Neidhard 41, 5 von der *treie* (dem Wamms) eines Bauern: *diust von kleinen vier und zweinzec tuochen.* — 41 *mit der pöſen ee* mit der schlechten Sitte, seinem üblen Betragen. — 42 Hs. *wie.* — 43 *trât* landschaftliche Form = mhd. *treit* trägt. Aehnlich ist in der Weilheimer Gegend noch heutzutage *gſöt* für: gesagt (mhd. *geſeit*) üblich (Böhaim, Gesch. v. Weilheim S. 3); im Werdenfelsischen (Garmisch, Partenkirchen, Mittenwald) ist *gſät* = gesagt (Prechtl „Chronik der Grafschaft Werdenfels" S. 213); an der oberen Ammer heisst „sagt er": *föt a* (Daisenberger „Beschreibung der Pfarrei Oberammergau" S. 26). In Pähl gilt *trât* heutzutage als schwäbisch. — 44 Hs. *gröſs.* — 45 *wüſt* vgl. Schm. II, 1044: „Im Voc. venet. todes. v. 1424, Cod. it. 362, f. 19 heisst *el noiame* (zwischen Dünne und Hüfte) *die Wüſt.* — *Die Wiſt* (Zipser Sprache) die Rippengegend, Lenden". — 46 *phraitten* einen bereiten, baaren. — 48 *jächen* hierauf: *etc.* — 51 *die ſchůch die ſind jm vil zů eng* vgl.: *Ihn ſein die Schuh gar eng, Darin hand ſie ein Treng* (Lied „Der Bauern Uebermuth" von Jörg Schilcher, bei Görres „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder aus den Hss. der Heidelberger Bibliothek" S. 260. — 52 *knarren* Knorren, Knöchel. — *phreng* enge, beengt (Schm. I, 454). — 55 *alter* Altar. — *tryt* — Hs. *treyt.* — 56 *hällen* glatten. — 57 *weis* fehlt. — 60 *ſchon* — Hs. *ſchön* (mit schrägen Punkten). — *nyt* Hs. *myt* (undeutlich). — 62 Hs. *geſach nie nie als ich ain phehete.* Ueber bair *pfend* = behend s. Schm. I, 437. — 63 Hs. *küſs.* — 67 *mit der Mätzen* (84 *Metzen*) vgl. Stammheim (v. d. Hagen II, 77) *Mezze und Ella*; Neidhart 46, 23 und 103, 21. 28 *Matze*; LIV, 19 (in einem unechten Lied) *Hetze, Metze, Berhte und Prisel.* — *macht ers zäch* vgl. Schm. II, 1099: „Im Ansbachischen gilt *zah, zach* auch für zärtlich." Mit der Bedeutung „überhöflich" erscheint bair. *zäch* im Spiel „Die vier Jahreszeiten" (Hartmann und Abele „Volksschauspiele" S. 309). — 70 *we* wie; vgl. Schm. II, 826. — *wäch* = mhd. *wâhe* zierlich, fein, stattlich. — Die Reime *zäch : rauch : auch : wäch* (67—70) scheinen mit Dialekt-Aussprache zusammenzuhängen; die bair. Mundart setzt vielfach sowohl für *ae* als *au* ein hohes *á*. — 72 Hs. *vppigen.* — *mät* hierauf: *etc.* — 73 *erlegen* besiegen (Grimm, Wb. III, 898). — 74 *verwegen* verzichtet. — 75 *hofflich* ritterlich. — *ſchirmſchlegen* Fechthieben. — 76 *darfür* dagegen. — *geſegnen* (durch Segenssprüche schützen) vielleicht zu schreiben: *geſegen.* — 77 *ſich prauchen* sich anstrengen, hervorthun. — 78 *derd* (die Erde) Hs. *der.* — *hindauchen* hindrücken. — 79 *öder lay* dummer Kerl. — 86 Hs. *grollen.* — 93 *waidenlich* jägermässig (Schm. II, 853). — *kragen* Hals. — 95 Hs. *vnd* statt *vmb.* — 100 Hs. *gröſſs.* — *näpf auſeſchlicken* vgl. den Bauern-Spottnamen *Lärennapf* im Schwank „Von Mayr Betzen" V. 121. — 101 *klüger* feiner. — 102 *den* einen Solchen, seinesgleichen. — *am ring* in der Gesellschaft. — 103 *kom* (Hs. *kőm*) *an* liess an, schalt. — 104 Schmeller in seiner Abschrift liest *ſy* (pfui) statt *ſy.* Der erste Buchstabe ist aber in der Hs. ein *ſ. ſy!* (auffordernde Partikel) wiederholt sich unten V. 115 (*ſy, ſchone Ell!*) wo *ſy* nicht passt. „Neit-

hart Fuchs" hgg. von Bobertag, V. 2025: *Si Elchenpold, nun las dich nit verdringen!* Vergl. auch mein „Weihnachtlied und -Spiel in Oberbayern" (1875) S. 94. — *ſtat* — Hs. *ſtät.* — 107 Hs. *vergün.* — 111 die *flack* träger Mensch? von *flacken* faul daliegen (Schm. I, 786)? — 112 *vmbſapp* vgl. Schm. II, 317: *ſappen* mit einem gewissen Laut im Schmutz herumgehen, schwerfällig gehen". — 114 — „ob es mir passt oder nicht"? *ſey* fehlt. — 115 *Ell* vgl. Lied II, V. 12. — 116 *hab* heb! — 117 *per* Eber. — der *ſchopff* Wetterdach, Stall (Schm. II, 440); Hs. *ſchoff.* — 119 *mächt* möchtest. *mahte* (conj. praet.) auch mhd. bei den Schriftstellern, welche im ind. praet. *mahte* setzen (Müller-Zarncke II, 1, 4). Der bair. Dialekt spricht noch *macht* für: möchte

II. (Nach Cgm. 379, Bl. 159ᵛ—160.)

1 *Tantzen het ich mich vermeſſen* zum Tanz (zu kommen) hatte ich mich verabredet; vgl Schm. I, 1669: „*vermeſſen, vermezzen* (part. praet.) ä. Sp. abgeredet, bestimmt". — 2 *der Heſſeloher* eine von dem Dichter herrührende Tanzweise. — 3 *fern* der in V. 1 erwähnten Verabredung. — 5 *macht* konnte. Uhland (in seinem Auszug, Schriften IV, 226) ändert *macht* ganz unnötig und willkürlich in *mocht*; *mahte* ist aber schon mhd. eine gute, auch im Reim vorkommende Form (Müller-Zarncke, Wb. II, 1, 4). — 9 *getrawen* ihnen zugetraut, es von ihnen erwartet. — 10 *in alſo verſmacht* bei ihnen so wenig gälte, so gering geschätzt würde; Neidhart 78, 22: *ich verſmähe ir lihte ze einem vriedel.* — 11—12 *Ir zopff het ſy auff gepunden ſchon. ich wand, es war die ſelbig Ell* vgl. Lied I, 115: *Sy, ſchone Ell, pind auff den zopff!* — *Elle* als Name von Landmädchen auch bei Neidhart (38, 2. 35), Stammheim (v. d Hagen II, 78 *Ella*), Göll (ebenda II, 79) und dem Tanhuser (ebend. II, 87). — 12 *wand* wähnte, glaubte. — *war* zu lesen *wär* (wäre)? — 14 *kirchtag* Fest der Kirchweihe — *Pel* (Hs. *pel*) Burg und Dorf Pähl, Hans Heselloher's Sitz. Das „Hochschloss Pähl" wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit für ein ehemaliges Römercastell gehalten. Der Name lautet in ältester Zeit *Poule, Boule, Bouile.* In einer Urkunde des Klosters Wessobrunn c. 760 erscheint *Poule* neben einem davon unterschiedenen *Pele*, so dass es zweifelhaft bleibt, welcher von beiden Namen auf Pähl zu deuten sei (Mon. Bo. VII, 337; Riezler „Die Ortsnamen der Münchener Gegend" S. 82 Im 12. Jahrhundert besass das Hochstift Augsburg ein Gut in *Boule* sowie die Kirche und die Zehenten im Dorfe, welche Besitzungen an den Grafen Heinrich von Wolfratshausen zu Lehen ausgethan wurden (Mon. Bo. XXXIII S. 40; E. Freih. v. Oefele „Geschichte der Grafen von Andechs" S. 52 u. 158). Vom 13. Jahrhundert an war Schloss Pähl der Sitz eines herzoglichen Pflegers (Rockinger in der „Bavaria" I, 638). „Ist Anno 1631 durch Schwedisches Feur in Aschen gelegt, allgemach aber widerumb in guten vnd bauhchen Standt gesetzt worden" (Wening „Beschreibung des Churf. Bayern" Th. I, München 1701, S. 244). Nach Brenner's Chronik von Pähl (s. u.) wäre das „mittere Schloss Pähl" einst auf halber Höhe des Burghügels von Hochschloss Pähl gelegen und jetzt nur mehr an Grundmauern

und Erdwällen erkennbar) durch die Schweden verbrannt worden, dagegen das Hochschloss infolge mangelnder baulicher Unterhaltung (als Eigenthum des Klosters Andechs zu Ende des 16. und im 17. Jahrhundert) allmähligem Verfall erlegen. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls mag bei diesem Brand auch manche Aufzeichnung Heselloher'scher Gedichte untergegangen sein. Im J. 1832 schildert Artillerie-Major Weishaupt die Lage von Pähl also: „Auf einer vorspringenden Ecke des zwischen dem Würm- und Ammersee liegenden Plateaus, und zwar auf dem äussersten Promontorium, liegt das Hochschloss Pähl oberhalb dem Dorf dieses Namens. Zwei tiefe Burggräben umgeben dasselbe in einer namhaften Ausdehnung. Im Innern des Schlossraumes erhebt sich ein steiler Hügel, welcher ganz mit Mauerwerk eingefasst gewesen zu sein scheint. Nach dem kleinen tiefen Thal hin findet man auch noch ein starkes römisches Mauerwerk aus Quadern. Ein Theil dieses Schlosses ist gegen das Dorf mit einem in den Felsen gehauenen starken Graben, gegen die Landseite aber mit einem tiefen Erdgraben, der nördlich und östlich 20 Fuss tief ist, umgeben; in einer Entfernung von 100 Schritt zieht der äussere, noch tiefere und bei seiner Ausmündung in das Thälchen 30 Fuss tiefe Burggraben in einer Länge von 290 Schritten herum. Dort befindet sich dann jenseits des Einfahrtsweges abermal ein Graben. Dieser in der römischen Defensionslinie wichtige strategische Punkt hat, wie die Burgruinen des Heidelberger Schlosses, etwas Grossartiges" („Bayerische Annalen" 1833, S. 176). „Der jetzige Besitzer, Herr Ernst Czermak (seit 1878) liess an Stelle des alten Schlosses ein reizendes, gothisches, kleines Schloss aufführen, welches mit seinem 100 Fuss hohen Thurm der ganzen Gegend zur Zierde gereicht" („Handbuch des Grossgrundbesitzes in Bayern" München 1887, II, 322). — 16 Hs. *künt*. — 18 *am*, Hs. *ain*. — *waren*, Hs. *wären*. — 19 Hs. *wärd*. — *geniten* von *neiden* (*niden*) hier soviel als: gehasst? Vielleicht zu lesen *gemiten* — 20 *noch han ich ir aine gemeffen* doch ich habe noch einen Pfeil gegen sie in Bereitschaft (mit Bezug auf die folgende Strophe); vgl. *meffen* = zielen; *Cupido der miffet mein nun feltin mit feiner feurin oder guldin ſtrale* (Püterich's Ehrenbrief 25) Schm. I, 1669. — 21 Hs. *Hoffhärt*. — 22 *üppig* (subst.) Nichtigkeit, Eitelkeit = ahd. *uppigi* f. otiositas, vanitas (Graff I, 88). — 25 *hinder ſich ze meſſen* umgekehrt zu nehmen (verstehen). Vgl. *Ain böſwicht hatſt ain biderb man Hinder ſich ze mezzen* (Gedicht aus dem 14.—15. Jahrhundert über das damalige Modedeutsch in Lassberg's Liedersaal III, 327; s. auch Germania, Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft herausgeg. durch v. d. Hagen IX, 200). — 26 Hs. *ſchült*. — 28 *daucht* (Hs. *dauch*) *ſy gar ain wunder ſein* das würde sie sehr wunderbar dünken. — 29 Hs. *zwüe* mit zwei schrägen Punkten auf dem *u*. Ueber die Form *zwue* (fem., = zwo) s. Schm. II, 1169; schon mhd. *zwuo* bei Wolfram und Gottfried (Müller-Zarncke III, 952). Der Sinn des Verses scheint zu sein: „wie ich die (von mir vorher angegriffene) Ehre der zwei (Fräulein) wieder aufrichten, herstellen wollte". — 30 Hs. *legt* für *leg*, und *auch* für *aufs*. — *peſten* hierauf: *etc.*

III. (Nach Cgm. 379, Bl. 161[1].)

In der Ueberschrift: *pawrenknecht* Bauernbursche (nicht: Knecht). Die Bedeutung von *Knecht* = lediger Bursche ist noch jetzt volksüblich; vgl. meine „Volksschauspiele" S. 16, Anm. — *zů Strawing* aus der Gegend von Straubing (Stadt an der Donau, Niederbayern). — 1 voraus: *p m* (*primum*). — Hs. *Mir Ist Gesagt* = *gatten* wohl soviel als *getling, gůtling* (I, 13. 54). — 2 *watten* waten, plump gehen. — 4 *schaffen* befehlen. — *tut* bewirkt. — 5 vor diesem Vers: 2). — *überfaigt* (Hs. *vberfaigt*) kaum soviel als: eingeschüchtert, sondern eher: an Ausgelassenheit, Muthwillen übertroffen, von der Bedeutung *feige* = frech, unverschämt (Grimm, Wb. III, 1422). Die heutige Bedeutung von *feige* (= muthlos) tritt erst bei Luther auf und scheint ursprünglich nicht oberdeutsch. — 8 *Diennůt* dieser Name auch bei Neidhart (37, 5 *Diemuot, Giuel gênt da mit an ander*) und bei Konrad von Kirchberg (Hagen I, 25· *Diemuot, Wille, Gotze, Irmelin*). — 9 voraus: *Rp* (*Rf?*) Von diesem Zeichen gilt einigermassen, was Schmeller im Vorwort der Carmina Burana (S. XIII) sagt: „Dahin (was die Handschrift sehr im Unbestimmten lässt) gehört besonders, was in derselben mit dem Zeichen *Resl.* gegeben ist. Angenommen, dass damit gemeint sei, was wir Refrän nennen, bleibt in vielen dieser Lieder ungewiss, wie weit der Text ihm zuzurechnen sei, und an welchen Stellen er sich von selbst wiederholt verstehe." Doch geht im vorliegenden Gedicht aus den Angaben der Handschrift wenigstens Soviel klar hervor, dass Vers 9—14 den Refrain zu V. 1—8 bilden. Derselbe Refrain ist wohl auch nach je 2 mal 4 der folgenden Verse (15—20) wiederholt zu denken. Freilich fehlt bei diesen der verbindende Reim für jeden vierten und achten Vers, welcher in V. 4 und 8 vorhanden ist (*tůt* · *Diennůt* und durch welchen zwei regelrechte Stollen (V. 1—4 : 5—8), mit dem darauf folgenden Refrain (V. 9—14) als Abgesang, entstehen.

Der Refrain ist auch bei den Minnesingern nicht selten. Unter denen, welche sich durch die Wahl volksthümlicher Motive mit Neidhart näher berühren, erscheint er bei Geltar, Göli, Burkhart von Hohenfels, Gottfrid von Nifen, Ulrich von Winterstetten, dem Tanhuser, Steinmar und Konrad von Kirchberg. Bei Neidhart selbst fehlt er, abgesehen von einem Lied, dessen Echtheit eben des Refrains halber angezweifelt, jedoch von Haupt (I, 105) vertheidigt wird. Bei Oswald von Wolkenstein ist der Refrain ausdrücklich durch das Wort *Repeticio* (vgl. oben bei Heselloher *Rp*) bezeichnet (siehe Beda Weber's Ausgabe S. 162 – 203); bei Hugo von Montfort durch *Rep.* oder durch *Repo.* (Wackernell's Ausgabe S. 134 und 162 –66). — 11 *hanttig* bitter, unausstehlich — 12 *Schollentrit* dieser Spottname für einen Bauern auch in Heinrich Wittenweiler's „Ring" (Bibl. d. lit. Ver. Nr. XXII, S. 37, V. 41); ferner in dem Schwank „Von Mayr Betzen" (Liederbuch der Clara Hätzlerin, hrg. von Haltaus, S. 259) und im „Neithart Fuchs" (Bobertag's Ausgabe S. 229). — 13 Hs. *fytten* für *fytt.* — 14 nach *alle*: *etc.* —

1) Von derselben Hand wie I und II. Wegen des übrigen Inhaltes dieser Liederhandschrift s. Catalogus codicum manu scriptorum bibliothecae regiae Monacensis, Tom. V, p. 56–61.

15 voraus: 3). — *fiefs* „callidus hostis, diabolus“ Grimm Wb. III, 1628, wo für dieses Wort viele jünger-mhd. Stellen gesammelt sind. — 19 vor diesem Vers: 4); nachher folgen keine Ziffern mehr. — 21 (und 25) *leder* Haut, Körper. — *ſtreicht* schlägt. — 22 nach *klingen*: *Iſt* (*Ihr?*). — 26 *ein* fehlt in der Hs. — 30 *proſſe* prahle, prunke? lärme? — 31 *rewttling* vielleicht soviel als: auszureutender Baumstumpf und, übertragen: grober Mensch. Vgl. jedoch auch mhd. *riutlinc*, das eine Waffe (Messer) zu bedeuten scheint (Müller-Zarncke Wb. II, 1, 748) und „*rutel* f. die Pflugreute, Stab, der beim Pflügen zum Säubern des Pflugbrettes von der sich anhängenden Erde dient“ (Schm. II, 181; auch öfter bei Neidhart). 32 *kůcher* (2 schräge Punkte auf dem u) kann auch gelesen werden: *kucher*. — 34 Hs *das er ſich ſelber nicht bekennet* dass er sich (vor Eitelkeit) nicht mehr erkennt. *ſelber* ist wohl, nach dem Versmass zu schliessen, ein späteres Einschiebsel. Zu *bekennet* (Hs. *bekennt*) vgl. Grimm Wb. I, 1416: „im 15. Jahrhundert hat *bekennen* noch die alte Bedeutung von *erkennen*“. — 38 Hs *ſchnelleg*. — 40 *růcht* (kann auch *rucht* gelesen werden) grunzt, brüllt; mhd *ich roke* Müller-Zarncke II, 1, 760. — 41—42 Hs. *ſo kan jn nyemants vber- geben mit jůchtzen vnd mit ſchreyen*. *übergeben* übertreffen, überbieten. — 43 Hs. *tzwing*. — 47 *reſſs* = mhd. *raeze* scharf, hitzig, keck. — 48 fehlt in der Hs. — 49 *gemeſs* taktfest. — 50 Hs. offenbar entstellt: *als het dar jn gedroſchen*. Vielleicht stand der verlorne Vers auch unmittelbar vor dem letzten, und würde uns dann erst seine Kenntnis den Sinn erschliessen. — *gedroſchen* hierauf: *etc.*

IV. (Nach Cgm. 2298: Dr. Wiguleus Hundt „Bayrisch Stammenbuch“ III. Theil) Bl. 200ᵃ–200ᵈ.)

Unter den vielen in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München verwahrten Handschriften von Hundt's Stammenbuch ist diese die einzige, welche einen vollständigen Text unseres Liedes enthält. Sie gehört dem 16. Jahrhundert an. Näheres über dieselbe unten.

Eine zweite Aufzeichnung des Liedes findet sich zu Wien. Hofmann von Fallersleben „Die altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek“ (Leipzig 1841) erwähnt sie S. 183 mit den Worten: „Nr. XCII (3027 = L. 8° 89), Papier, XV. Jahrh., Bl. 172ᵇ—175ᵃ Lied von üppigen Bauern, 13 Strophen mit Melodie. *Von yppiklichen dingen ſo wil ich heben an* u. s. w.“ Wie Hoffmann ferner angibt, sind die vier ersten Stücke der Hs. (Roberti Holkot Moralitates; Aenigmata Aristotelis; Imagines Fulgentii; Declamationes Senecae) sämmtlich vom J. 1494 datirt. Der amtliche gedruckte Katalog (Tabulae codicum manu scriptorum praeter graecos et orientales in bibliotheca Palatina Vindobonensi asservatorum edidit Academia Caesarea Vindobonensis, Vol. II, Vind. 1868, p. 182) berichtet: „3027 [Lunael. 8° 89] chartaceus saec. XV et XVI . . . 172ᵇ—175ᵃ Cantilena germanica de luxuria rusticorum cum notis musicis. Incip.: *Von yppiklichen dingen* . . . Expl.: *er muesset lassen harr*“. Bei dem Alter dieser Wiener, oder richtiger: Mondseeer Handschrift war es für mich geboten, den darin enthaltenen Text kennen zu lernen. Herr Dr. Alexander von Weilen, Privat-

docent an der Universität und Beamter an der Hofbibliothek in Wien, als Forscher auf dem Gebiet der deutschen Literaturgeschichte selbst rühmlich bekannt, hatte auf meine Bitte hin die Gefälligkeit, mir eine von ihm besorgte Abschrift des Liedes zu übersenden. Betreffs des Alters der Handschrift sagt derselbe: „Der Theil, worin sich mehrmals die Datirung 1494 findet, ist sichtlich älter, als jener, welcher das Lied enthält. Letzteres ist von einer andern Hand geschrieben, sowie die ganze Hs. ein Sammelsurium bildet. Ich möchte die Niederschrift des Liedes in den Anfang des 16. Jahrhunderts (vor 1525) setzen".

Soviel ich selbst durch Vergleichung beider Handschrift-Texte ersah, steht die Wien-Mondseeer Hs. der Münchener insofern am nächsten, als beide zusammen gegenüber den alten Drucken eine weit ächtere Fassung darbieten. Die Orthographie der Mondseeer Hs. ist alterthümlicher und deutet also (ebenso, wie die Schriftzüge) an, dass diese Handschrift als solche älter ist. Gleichwohl scheint Cgm. 2298 die ältere Vorlage gehabt zu haben, weil der sprachliche Ausdruck und das Versmass in der Münchener Hs. besser erhalten sind. Es fehlt aber auch nicht an einzelnen Stellen, in welchen die Mondseeer Aufzeichnung richtiger und ursprünglicher ist, so dass beide Hss. einander ergänzen. Ich lege, dem eben Gesagten zufolge, den buchstäblichen Wortlaut der Münchener Hs. dem Text meiner Ausgabe zu grunde, nehme jedoch zu dessen Verbesserung mehrere Lesarten der Mondseeer Hs. auf, bei welchen es wahrscheinlich ist, dass sie das Aechte enthalten. Den ganzen Text der Mondseeer Hs. gebe ich in den Anmerkungen.

Von den alten Drucken, vier an der Zahl, soll später die Rede sein.

---

1 *yppiklich* nicht, was jetzt „üppig", sondern: nichtig, eitel. — 1—2 W: *Von yppiklichen dingen | fo wil ichs heben an.* — 3—4 W (= Wien-Mondseeer Handschrift) *ain wenig davon ze fingen | wye ich gefchehen han.* In einem dem Historischen Verein für Oberbayern gehörigen hsl. Exemplar von Hundt's Stammenbuch, III. Theil (Mss. 24 in fol., 16. Jh.) sind die vier ersten Verse mitgetheilt und zwar folgendermassen: *Von Ippighchen dingen | fo will ich fahen an | Ein Neues lied zu fingen | wie ichs gefchen han.* — 5—6 W: *gefchach pey aynem tanz | auff ainem eben pfat.* — 7 *fchwantzen* stolziren; zu Grunde liegt *fwanz* Schleppkleid, Tanzanzug der Frauen (Schm. II, 641). W: *da fach man embher fchwantzen.* — 8 *magt* Maid, Mädchen. W: *ain mayde in ainem krantze.* — 9 *glat von ftat* „flink vorwärts" Uhland. W: *yelat von ftat.* — 10 W.: *in hybfcher wat.* — 11 *krat* vgl. Schm. II, 58: *gerad* (ä. Sp.) hurtig, behend, gewandt, tüchtig; „*Margreth N. ein gar fchone, gerade Junckfraw*" Hundt, Stammenbuch II, 288. W: *dy mayd was grat.* — 12—13 W: *der pawer der het an ain pantzer | der mit ir embher drat.* 14—17 W: *Zw vechten hett er willen | Zw tantzen hett er luft | Ym hyren hett er grillen | er fuch yn woll ein dy pruft.* — 18 H (= Wig. Hundt's Hs., Cgm. 2298) *ehr.* W.: *wo er fein mocht pechumen.* — 19 W wie H. — 20 W: *er mache will des krummen.* — 21 W: *als gemainchlich thuen dy tumen.* — 22 H. *gar* für *gach.* — 22—23 W: *Ym gefchach fo gach | von engemach.* Die beiden Verse werden durch Uhland erklärt: „ihn brachte die

Unbequemlichkeit des Gedränges so weit". Man könnte wohl besser übersetzen „er grollte wegen einer vorausgegangenen Beleidigung"; vielleicht auch: „das Unglück wollte, dass er sich in einer reizbaren Stimmung befand". — 24 *fach* vielleicht in der älteren Bedeutung: causa, lix, querela (Schm. II, 209; in derselben Bed. alts. *faka* (Heliand, hg. v. Heyne S. 298), ags. *facu* (Grein, kl. Wb. S. 160). H (und Uhland): *grofs rach vnnd gach*. Dass letzteres Wort entstellt sei, geht schon daraus hervor, weil dasselbe (*gach*) nur 2 Verse früher bereits verwendet ist. Die Verwechslung von *gach* und *fach* wird dadurch wahrscheinlich, dass *g* und *S* in dieser Hs sich in der Form beinahe vollkommen gleichen und eigentlich nur durch die Höhe verschieden sind. W: *grofs vechten vnd rach*. — 26 *der jm verfchmacht* der ihn geringfügig dünkte; vgl. II, 10 *das ich jn alfeo verfmacht*. 25—26 W: *hett er ym füer genumen | gegen ainem der ym verfmacht*. — 27 W: *Er fuert ain langen rainen* (sic). — 28 *zu derfelben fart* dasselbige Mal, damals. W: *wol zw der der* (sic) *felben fart*. — 29—31 W.: *Da mit thet er fich zwayen | mit feinem wider pard | zw dem er hett ain grollen*. — 32 *mit gefahr* mit Absicht, Hinterlist. 32—34 W: *er ftiefs in mit gefahr | da hiefs er in ain chnollen | ain truncken vnd ain vollen*. — 35 H: *er wer mit laub* (Erlaubniss). Die ursprüngliche Lesart *nit lår* (nüchtern, vgl. 34 *ain vollen*) findet sich in der Wiener Hs. (*er wer nit ler*), sowie in dem Druck Strassburg 1537 (Böhme S. 558) und in einem Nürnberger Druck (16. Jh.) s. Arnim, Werke Bd. 21, S. 312. — 36 *ain fchnopfetzer* (W.: *der fchnepfizer*) vergl. Schm. II, 579: „*fchnopfezen* schluchzen"; also: weinendes Kind, dummer Junge. Mehr gutmüthig schilt in dem alterthümlichen Rosenheimer Weihnachtspiel ein alter Hirte die jungen *Schnopfezer* (Aug. Hartmann „Weihnachtlied und -Spiel in Oberbayern" S. 174). — 37 *mehr* Märe, Rede. W: *vnd folche mer*. — 38 *troll* Tölpel, blind leidenschaftlicher Mensch; auch 151; 101 *trollisch*. Vgl. Grimm Wb. II, 1427. W: *da fchlueg er den trollen*. — 39 *nach der fchwer* so dass er, wie eine leblose Masse, zu Boden stürzte. W: *da nider nach der fwar*. — 40—41 W: *Da cham fein prueder fteffel | vnd lieff ym vnter den fpiess*. — 42 *du füerft ain freies fcheffel* (H: *fchefft*) sprichwörtl. Redensart, wohl = „du hältst wahrlich in deinen Reden kein Mass". *das fcheffl* (mundartl. *fchäffl*) dim. von *das fchaff*, ein Getreidemass = hd. *der fcheffel* (Schm. II, 376). W: *dw fuerft ain freyefs fcheffel*. — 43 *das* dieser acc. steht bair. oft für den gen. *des*; so z. B. Münchener Weltgerichtspiel vom J. 1510, V. 288 (Hartmann „Volksschauspiele" S. 420; vgl. 426). W: *des hab ich aynen vertriefs*. — 44 W: *thuet dich der puckhel jucken*. — 45 (W wie H) *fo lain dich her an mich* lehne dich an mich her! (= nimm es mit mir auf!) vgl. Neidhart II, 92: *ir muget iuch wol mit êren ab im leinen* (vor ihm zurückziehen). — 46 *trukhen* verhöhnen (zunächst mit Beziehung auf *an mich lainen* in V. 45 gesagt). W: *du mainft, du welft vns trucken*. — 47 W: *in dem thett er da zukhen*. — 48 W: *huett dich zhut ich*. — 49 *ftee hinterfich!* weich zurück! 49—52 W: *ain ward nit fprich | ftec* (sic) *hinder fich | ich fchlach in dich ain luckhen | vnd gib dir ainen ftich*. — 53—65, in H die fünfte Strophe, bildet in W die siebente; sonst ist die Reihenfolge der Strophen in H und W dieselbe. — 53—54 W: *Von varen fchray sein vetter | der hort difen ftraws*. — 55 *retten* nicht im heutigen Sinn; vgl. Schm. II, 175: „etwas *retten*, es abwehren, dagegen Hilfe verschaffen. Den Brand, das Feuer etc. *retten* löschen. Bei Rauf-

händeln *retten, abretten* abwehren; Cod. crim von 1751, Anm p 60ᵃ. W.: *wol auff end latt vns retten.* — 56 *ein enmueth* leidenschaftliche Aufwallung und schlimmer Ausgang derselben; vgl. Schm I, 1697 W. *eh wirt ain engelek sie dar aus.* — 57 *koppesch* trotzköpfig, Grimm Wb. V, 1792. 57—58 W: *so choppesch ich in schatze meinen vettern haimeran.* — 60 *metzen* Mädchen. 59—60 W: *er latt mitt ym nit swatzen wo er ist pein matzen.* — 62 *habt* haltet. — 63 *fechten* raufen. — 64 *trätzen* (H: *Tratzen*) necken, verspotten. — 65 *jamer* Unglück. — 61—65 W: *khumbt dan auff dy pan vnd habt den man | der rechten chan vnd last sich niemant tratzen er rach ainen jamer an* (d. h. wohl: ohne dass er ein Unglück herbeiführt). — 69 *vertrag* verzeihe. — 72 *pochen* prahlen. — 78 *prein* Hirsebrei. — 66—78 W: *Zuo dem cham da herwider | der erst der vor im lag | dw schluegst mich ee da nyder | wie fram (?) ich dirs vertrag | es pleibt nit vngerochen | wol von den frewnten mein her auff vnd la dein pochen | dw wirst von vns erstochen las ein* (lies: *la fein*) *steck ein | behalt das dein | dw hast cham schrein | gee haim vnd la dir chochen | ein quetten dickhen prein.* — 79 *dem yppigen* dem eitlen, nichtigen Gesellen. — 80 *vasst* sehr. — *ee*, H: *ehe*, ebenso 91. — 82 *wass* was es. — *gestee* koste. — 79—85 W: *Das thett dem vppig zorn er tobt vast als ee | er sprach ich wil rumoren | ich acht nit wass gestee ich hab in meinem stalle zway ross vnd zehen rind die weil ich wagen alle.* — 86 *auf d'schnallen* auf den Mund; noch bei Hans Sachs (Schm II, 574). H: *auf dem schnallen*; Ambraser Liederb. *auff die schnalle*; W: *ich gib dir ains auff dy schnalle.* — 87 *vnlind*, H: *vnnd lind*; Ambr. Lb. *nicht lind*; W.: *gewindt vnd lind.* — 90 *kallen* „bellen, verächtlich: sprechen; abd. *challôn*, mhd. *kallen*" Schm. I, 1233; „laut oder viel reden" Grimm Wb V, 69, woselbst zahlreiche ältere Beispiele. In der heutigen baier. Volkssprache ist noch *kallen* für: bellen üblich. H: *knallen*; W *hor auff vnd la dein challen*; Ambr Lb.: *hör auff und nimmermehr kalle.* — 91 W. *ee ich dir ainss verpsndt.* — 94 *klampern* tönen, klappern Schm I, 1330; vgl. ebenda: „der *Klamperer, Klampferer* (salzb.) Blechschmid, Klempner". 92—96 W: *Da hueb sich ein scharmitzeln | als in ainen wilden her | ein chleppern vnd ein glitzen | von harnasch vnd von wer | churzheil thett in erleschen.* — 97 *zuletzt ward haderey* so H; W (vielleicht ursprünglicher): *von letzer* (böser) *haderey.* — 98 *resch* lebhaft, heftig Schm. II, 156). — 103 *plesschen* Hiebe. — 104 *das* vielleicht = *dass es*; vgl. 82 *wass* was es. — *tuschet* klatschte. — 98—104 W: *da sach man vil der reschen | sy thetten sam sy wolten treschen | her pey so frey | da zwen da drey | wer trostlich sey | sy gaben an ein ander plesschen das tuschelt als das pley.* — 105—108 W: *Dy weiber schriren fere | lauffi* (lies: *lauft*) *waffen huebens an | wee hait vnd ymer wee* (lies: *mere*) *| nu wo ist vnser man.* — 110 *dam* Lärm, Getümmel (Schm. I, 506). — 111 *wedl?* Schmeller handelt II, 847—49 von „*Wädel, Wadel, Wedel*"; doch keine der dort vorkommenden Bedeutungen passt hier; vgl. allenfalls bair. *wuedln* wimmeln. Im Ambr. LB. (wo übrigens die ganze Strophe stark entstellt ist): *und hat ein loch im schedel gehackt im bosen wedel* d. h. (nach dem alten Kalenderaberglauben): während einer für die Heilung ungünstigen Mondphase. — 109—112 W: *Da thett das wintzig gredel | er ist halt dortten in dem tam | da mitten in dem wedel | hatt ain loch in schedel.* — 113 *gam* dialektische Nebenform statt *gaum*! habe acht! nimm

wahrl von dem noch in der bair. Volkssprache erhaltenen *gaumen* (*gâma*), mhd. *goumen*, ahd. *gouman*, *goumjan* Acht haben, Aufsicht halten (Schm. II, 912). Goth. *gaumjan* hat noch, gerade wie in unserer Stelle, die Bedeutung wahrnehmen. Eine Form dieses Stammes mit *a* schon aus älterer Zeit begegnet in: *der Hofgamel* Hof- oder Schlossaufseher zu Regensburg und Freising; Schm. I, 913) H: *ey fchaw mein amb*, wobei *fchaw* den hier zu erwartenden Reim vermissen lässt. W: *nu gem* (oder *gam*, undeutlich) *mein am*. Zu *amb* bemerkt Uhland. „Base? amita?" vgl. auch bair. *mâm* Muhme, Base. *âm* kann aber auch zum gleichen Stamm gehören, wie *Amme*, hier vielleicht = Mutter, in welch letzterem Sinn das Wort noch im Allgäu und Oberinnthal gebräuchlich ist (*der att und d'amm* Vater und Mutter, Schm. I, 74). — 114 *wie wol mich zam* fürwahr, es dünkte mich passend, *mir zimt* bair. noch zu Anfang dieses Jh. = mich dünkt, mir scheint (Belege in meinen „Volksschauspielen"). — 114—15 W. *mich . . . vnd zam | der in nam.* — 116 *der fedel* Sitz, Stuhl (Schm. II, 223). H nur: *vnnd fuert in haimb*; die letzten Worte sind wohl deshalb ausgefallen, weil ein Abschreiber *haimb* für den Reim hielt. W: *vnd fuert in haim in den feſſel.* — 117 *pader* Chirurg. W: *vnzt daſs der pader cham.* — 118 *ambtman* bedeutete in Altbayern bis herein in unser Jahrhundert einen Gerichtsdiener, nicht das, was man in West- und Mitteldeutschland einen Amtmann nennt. Letzterer hiess in Bayern, Salzburg etc. *Pfleger.* — *vnfruetig* nicht eifrig (in seiner dienstlichen Pflicht); *„fruetig* munter, hurtig, mhd. *vrüeteg*" Schm. I, 831. — 122 *fchoſs man rigel vnther* fügte man Stützen ein (figürlich, wie von einem wankenden Bauwerk), suchte man dem Unglück zu begegnen; vgl. Schm. II, 74: der *Rigel*, zu einem gewissen Gebrauch zugerichtetes Holz von mässiger Länge und wenigstens geringerer Dicke, als der Balken; senkrecht oder schief verwendetes Bauholz, im Gegensatz der Schwelle als einer horizontal verwendeten". — 118—123 W: *Der amptman was vnfruetig , er wolt nit piethen frid | biſs das ſie worden pluetig | zu letzt da halff es nicht | das ſchos man ridel vnter , wol an dem ſchaiden hye.* — 124—125 H: *da ſach man vil der pundnen | der ſchrammeten vnnd der wundten;* W.: *an ſach man vil der wunden | der ſchramen vnd der ſchruntten.* Die Wiener Lesart *ſchruntten* d. h. Hautschürfungen dürfte den Vorzug verdienen, da Hundt's Text im Versmass und Reim uneben ist und es auch unlogisch scheint, wenn die Verbundenen vor den Verwundeten erwähnt werden. *pundnen* in H (V. 124) anstatt *wunden* mag durch Missverstehen der bair. Schreibung *bunden* (= *wunden*, vgl. oben V. 96 *churzbeil* in W) veranlasst worden sein. *ſchramen* leichtere Wunden; *ſchrammete* (H) leicht Verletzte. — 126—127 *nun wie? vnnd die? ſo laſs ich hie* „ihr fragt, wie es nun jedem Einzelnen ergangen? das Alles will ich nicht erzählen"; vgl. Neidhart 60, 8: *hie mit ſule wir die rede lâzen*; Lassberg, Liedersaal III, 471: *Von Metzen hochzit wil ich lân.* — W: *nun wye vmb dye , ſo lob ich ye.* — 128 *vergie* vor sich gieng, sich zutrug. — 130 *an* ohne, d. h. ausgenommen; H entstellt *vnnd.* — *ſie* verhaftete. — 128—130 W: *do das vergye | do ſuchen dy geſunden | an ettlich dye man vieng* — 138 *des plaben* blaue Flecken; H und W: *das plaben.* — 139 *vil leicht* sehr leicht; H: *vileuht.* — 143 *was*, H. *war.* — *verheit* verwünscht, zum Unglück ausgeschlagen; vgl. Grimm Wb. XII, 551. H: *verheutt.* — 131—143 W: *Ir wurden vil verſerelt | verwundet an den tod | ir frewd dy wirtt verheret | in kamer und in nott |*

den ain den muſt man laben | den andern horen peicht | den tritten gar pegrabn | der vierd der trueg das plaben | wie leicht ſich geit zw ſolcher zeit | ain ſchnoder ſtreitt von yppigklichen chnaben dy ſach was verheitt. — 145 *verderbt die herrſchaft nit* geht nicht (ökonomisch) zu Grunde, das will sagen: hat davon grossen Nutzen. Die gerichtlichen Strafen der Unterthanen bildeten eine Haupteinnahmsquelle für die Grundherrschaften. — 152 Uhland schreibt (nach Schmeller's Abschrift) *bei bund* für *bey pundt* der Hs. H, und erklärt es: „bei Strafe gebunden, gefesselt zu werden", *bei pundt* ist jedoch eher soviel als: Punkt für Punkt, d. h. entweder: nach den Paragraphen des Rechtsbuches, oder überhaupt: genau. Mhd. ist *punt* n. = Punkt (Müller-Zarncke II, 544); vgl. ebenda: *in allen ſtucken, punten und artikten* Urkunde v. J. 1399. — 155 *theding* = *taiding* (*tagedinc*) *tegedinc*, *in thedings weiſs* also entweder: in einer Gerichtssitzung, oder: nach den Vorschriften des Weisthumes. Doch gehört *taiding* im letzteren Sinn mehr dem Osten (Salzburg etc.) an. — 156 *ſechtzig* und *zehn* in H durch Ziffern ausgedrückt. — 144—156 W: *Am ſolichen zancke vnd hadern | verderbt dy herſchafft nicht | den amptman vnd den pader | ir waitz der pluett da mitt | ſy mugen den wol genyeſſen | vil pas wan der iſt wundt, dy ſach mag in nit entſprieſſen | den fraidigen zw verdrieſſen | pey grund vnd pund | thuet man im chund | in churzer ſtund | den ſchaden ab zw puefsen | pay IV und X phund.* — 163 *werden wieten* anfangen zu wüthen. — 164 *gůetten* entweder: die Güte, oder: das „Gütenˮ, gütliche Zureden; Schm. I, 965: „*guten* (wirzb.) zur Güte, zum Vergleich rathenˮ. H: *kain gůette*; W: *chain guette*; Ambr. Lb.: *kain gůten*. — 166 H: *vnnd kàm ainer dar*. — 167 H: *was, wann jm jar* „unter welchen Umständen und zu welcher Zeit des Jahres es auch seiˮ erklärt Uhland, doch ohne weitere Belege. W hat aber: *waus wan im iar*. Hiezu vgl. man die bair. Redensarten *waiſs wie, waiſs was*, bei Hans Sachs: *waiſs wohin*, mit Weglassung des *ich* und der Negation = ich weiss nicht wie etc., was dann als Verstärkung = „ausserordentlich, sehrˮ verstanden wird (Schmeller II, 1033—1034). Aehnlich wäre in unserem Fall der Sinn: „ich weiss nicht, wann im Jahrˮ = zu jeder (beliebigen) Zeit. — 169 Uhland (nach Schmeller's Abschrift) *er můſe*. In der betr. Hs (H) steht aber *můeffte* und es liegt kein Grund vor, dies zu ändern. — 157—169 W: *Der vns das hatt gedichtet | vnd newes hatt gemacht der hatt dy ſach wol peſichtett | vnd augentlich petracht | das er ſich maindt zu pehuetten | von grober pawern ſchar | als pold ſy werden wuettn | ſo hilfft an yn chain guette | ſo gar fur war | cham ainer dar | waus wan im iar | vnd macht ir ainen pluettn | er muſel laſsen harr.*

Hans Heselloher's obige Lieder I—III erscheinen hier zum ersten Mal veröffentlicht. Auch der Dichter ist in der deutschen Literaturgeschichte bisher wohl zu wenig beachtet worden, wie sich im Folgenden gelegentlich zeigen wird.

Die wichtigsten Nachrichten über Heselloher's Lebensumstände und Lieder begegnen im dritten Theil von Dr. Wiguleus Hundt's († 1588)

„Bayrischem Stammenbuch". Der erste und zweite Theil hievon kamen zu Ingolstadt 1585—86 im Druck heraus, während der dritte zunächst nur handschriftlich sich erhielt. Erst 1830 wurde auch dieser Theil durch Reichsarchiv-Director Freiherrn Max v. Freyberg in dessen Sammelwerk „Historische Schriften und Urkunden" (Band III) nach der Abschrift von Libius[1]) mit dessen Zusätzen veröffentlicht. Freyberg rühmt Libius als den „gelehrtesten und fleissigsten aller bayerischen Genealogen" (Vorwort, S. 161); doch wurde später von sachkundiger Seite nachgewiesen, dass Freyberg's Text an vielen Stellen, besonders in den Eigennamen, von groben Fehlern entstellt ist (Koch-Sternfeld im „Oberbayerischen Archiv" Bd. XII, 1851, S. 61 ff.), wobei es bisweilen ungewiss bleibt, wieweit Libius und wieweit Freyberg die Schuld trifft. Da zudem Orthographie, Sprache und Ausdrucksweise von Hundt's Manuscript durch Freyberg in dessen Ausgabe absichtlich geändert wurden, um sie der modernen Weise näher zu bringen, so wollen wir auf die Handschriften zurückgehn. Wir benützen zunächst das älteste, seinerzeit auch durch Schmeller ausgewählte Exemplar (Cgm. 2298, vom J. 1588), welches einst dem gelehrten Fürstbischof von Freising Johann Franz Eckher, Freiherrn zu Kapfing und Lichteneck (geb. 1648, Bischof 1695—1727), früher aber Wiguleus Hundt selbst gehört hat, wie die Zusätze von des Letzteren eigener Hand (zu dem von anderer Hand geschriebenen Haupttext) ersehen lassen. In diesem Codex liest man auf Bl. 200 unter der Ueberschrift „*Hefeloher*":

„*Der Hefeloher wappen vaſt wie der Hinterſkircher, ain Roch*[2]*), allain hat das Roch zwen Eſelsköpf, wie ſonſt Roſsköpf, auf dem Helm auch alſo.*

Niclas Richter zu wolfertzhauſen āo 1418. Er iſt auch Hertzog Ernnſts vnnd Hertzog Wilhalms zollner zu Munchen geweſen, Āo 1423. vxor Margreth. Sein Sun Andre pfleger zu päl vnnd Hanns lanndrichter daſelb, Āo 1471." (Zusatz von der Hand Wig. Hundt's): „*Heten ein gefreiten ſitz zu päl dauon ſy In die landtſtaflen beſchriben wurden laud H. Albrechtz landtafl umb die ſelb zeit.*"

(Wieder von der ersten Hand): „*Anndre vnnd Hans gebrüeder, Inen verſchriben Hertzog Johanns vnnd Sigmundt die pfleg päl ſambt dem vngelt Ir baider lebenlanng, Irer getreuen diennſt halb, die ſy Irem Anherren, vatern, vnnd Inen gelaiſtet, Āo etc. 1460.*

1) Joh. Libius (Lieb, † 1650) war Archivar unter Herzog Wilhelm V. und Churfürst Max I. Seine verdienstliche Thätigkeit in diesem Amte bespricht Felix Stieve „Zur Entstehung der Münchener Archive" in der „Allg. Zeitung" 1876, Nr. 89, Beilage.

2) Das *roch* Figur im Schachspiel, der Elephant, der Thurm (Müller-Zarncke, Mhd. Wörterbuch II, 1, 758).

Deſs Hannſen Hauffraw Anna, Seine Töchteren Barbara vxor Hannſen von Schellenberg zu Weilhaim, vnnd Anna vxor Wolfen Erſingers zu Türgenueldt.

Sy haben ain begrebnus zu päl.

Item zu Weilhaimb Ao 1474. † (Hs. Θ = obiit) *Niclas Heſeloher.*

Item Hanns. etc.

Auf dem heiligen perg haben ſy ain ſondere Capell vnnd geſtüffte meſſs. vom Anndre vnnd Hannſen.

Ao 1470 † Hannſs Heſeloer pfleger zu päl.

Anno 1470 † Anndre auch pfleger zu päl.

Hanns Heſeloer hat vil Schöner Teutſcher lächerlicher vnnd artlicher lieder gedicht, Alſs vnther anderen von ainer pauren hochzeit vnnd gefächt, Facht an, Von yppiglichen dingen, ſo well wirs heben an etc. wie hernach volgt,

Item auch ain lied von Ime ſelbs, anfachent, Hännſl Heſeloher wie lanng wilt leppiſch ſein, etc."

(In Freyberg's Abdruck): „*Item einer Jungfrau von Holnſtein zu Ehren.*"

(Folgt in der Hs.): „*Das Liedt.*" „*Von yppigklichen dingen, ſo will Ichs heben an*" (etc., 13 Strophen).

In Freyberg's Ausgabe ferner unter der Ueberschrift „*Holenſteiner*" (S. 394): „*Ein altes teutſches Geſang: Es taget von dem Holnſtein, daſs iſt einer Jungfrau dieſs Namens zu Ehren von ihrem Freyer Henſel Heſeloher gemacht*" („Zusätze Liebs").

Hinsichtlich der Lebenszeit unseres Dichters enthalten Hundt's obige Angaben offenbar Widersprüche. Wenn gesagt ist, im Jahre 1470 sei Hans Heselloher als Pfleger zu Päl gestorben, so steht dem entgegen, dass ebenda Hans Heselloher als Landrichter zu Päl 1471 genannt wird. Auch urkundlich erscheint Hans Heselloher zu Päl und dem 8 km davon entfernten Weilheim sowohl vor als nach 1470. Ich habe mit Bezug hierauf, sowie überhaupt auf des Dichters Lebensumstände, aus den im Druck veröffentlichten Quellen, aus Handschriften und aus Original-Urkunden Folgendes gesammelt:

1450 „*Hannſ Heſeloher, Andres Brueder. uxor Anna Schöndorfferin von Päall circa an. 1450*" Prey[1]) Tom. XIV, Bl. 40[v].

---

1) Cgm. 2290, vom J. 1740. Des Joh. Mich. Wilh. v. Prey, freisingischen Hofcammer-Directors, Sammlung zur Genealogie des bayerischen Adels, 31 Bände.

1453 (Montag nach Mariä Geburt) Probst Heinrich III. (Potzenhauser) von Beuerberg vertauscht mit Bewilligung Herzog Albrechts an die *Brüder Andre und Hans die Hefelocher zu Päl* zwei Höfe und ein Lehen zu *Reffelsberg* (jetzt Rösselsberg bei Pähl) gegen 50 Gulden aus dem Sedelhof zu Höhenrain (Peter Pfatrisch „Geschichte des regulierten Augustiner-Chorherrn-Stifts Beuerberg". München 1876, S. 65).

1453 (19. Oct.) *Hanns der Hefeloher* Pfleger zu Päl (Ernest Geiß „Die Reihenfolgen der Gerichts- und Verwaltungsbeamten Altbayerns" im „Oberbayerischen Archiv" Bd. XXVI, S. 106).

1454 Eine Handschrift von diesem Jahr (Cgm. 379) enthält drei Lieder Hans Heselloher's; s. oben I—III[1]).

1455 *Andreas et Johannes fratres de Hefeloch*; daneben im gleichen Jahr Otto Schondorffer, Pfleger zu Päl (Monumenta Boica T. VIII, Monum. Diessensia, p. 312, Excerpta genealogica).

1455 (17. März) Herzog Albrecht III. von Bayern vollzieht die feierliche Gründung eines Benediktinerklosters zu Andechs (anstatt des bis dahin bestandenen Chorherrenstiftes) *presentibus ... nobilibus viris ... Joanne et Andrea Hefenlocher* (Urkunde bei Meichelbeck, Chronicon Benedictoburanum, Monach. 1751, Pars II, p. 140).

1455 „*Item circa idem tempus* (festum ascensionis Domini 1455) *nobilis vir dictus Johannes heflochár prefectus jn pál dedit pro remedio et memoriali parentum juorum Nicolay videlicet et Margarete preciosum Graduale in pergameno ad predictum locum Andecz monasterium*" Clm. 19633 (= Tegerns. 1633) Bl. 156.

1457 *Johannes de Hefenloh* (Mon. Bo. X, 226, Excerpta genealogica ex monumentis Pollinganis).

1460 „*Anndre vnnd Hans* (*Hefeloher*) *gebrüeder, Inen verschriben Hertzog Johannes vnnd Sigmundt die pfleg päl sambt dem vngelt Ir*

---

1) Ich entnehme die Bestimmung der Hs als „vom Jahr 1454" zunächst Docen und Schmeller, sowie dem gedruckten Handschriftenkatalog (S. 56). Indess kann jene Jahrzahl höchstens als terminus ad quem für unsere Lieder gelten. Sie steht nicht bei den Liedern, sondern über einer erst nachher folgenden Relation vom Fürstentag zu Frankfurt im genannten Jahr (Bl. 166—171). Letztere Relation ist in einem von unseren Liedern verschiedenen Dialekt (dem schwäbisch-augsburgischen) geschrieben und weist auch andere, höchst wahrscheinlich jüngere Schriftzüge auf. Der Codex enthält übrigens nachher mehrere Stücke aus noch späterer Zeit, nämlich eine Augsburger Chronik von 1368—1462, ferner Hans Schneider's Spruchgedicht über die 1478 erfolgte Hinrichtung des Augsburger Bürgermeisters Ulrich Schwarz (letzteres Gedicht herausgegeben durch Konrad Hofmann in d. Sitz.-Ber. der Münchener Akademie 1870, phil.-hist. Cl., S. 500—511).

baider lebenlanng, Irer getreuen diennſt halb, die ſy Irem Anherren, eatern vnnd Inen gelaiſtet, Ao. 1460" (Wig. Hundt a. a. O.). Die Herzoge Johann und Sigmund traten in diesem Jahr 1460 die Herrschaft über Bayern an; deren Vater Albrecht III. der Fromme regierte 1438—60; ihr Grossvater („Anherr") Herzog Ernst mit Wilhelm III. seit 1497 und allein seit 1435.

1460 *Hanns Hefenloher* in einem Verzeichniss der Ritterschaft aus Anlass der Erbhuldigung im Sommer 1460 (Krenner „Baierische Landtagshandlungen" 5. Bd., München 1803, S. 54 „Original bei den Landständen").

1460 *„Anndre vnnd hanns (Hefeloer) haben dem Capitel zu Augſpurg etliche Güeter zu Pöll Anno 1460 vmb 370 fl. abkhaufft."* Diese dem Cgm. 2298 fehlenden Zeilen finden sich in der oben S. 465 erwähnten, dem Historischen Verein für Oberbayern gehörigen Handschrift von Hundt's Stammenbuch, III. Theil (Schrift des 16 Jahrh.); desgleichen in einer Hs. des Stammenbuches auf der Münchener Universitätsbibliothek (Cod. Mac. 504, 2°, vom J. 1637).

1460 *Joannes Hefenlocher, Weilheimenſis territorii Praefectus*, urtheilt in einem Streit des Klosters Benediktbeuern mit dem Canonicat Habach wegen eines Waldes (Meichelbeck, Chron. Benedictob. I, 194).

1467 *Hanns Heffelloher, Landrichter zu Weilheim*, wird angerufen in Erbschafts-Klage der Brüder Georg, Seiz und Wilhelm der Torringer (von Törring) gegen Hanns von Preysing (F. Töpfer „Geschichte von Seefeld" im „Oberb. Archiv" IX, 27 nach einer Urkunde im Schloss Seefeld).

1468 *Hannſs Hefenloher, lanndt vnd ſtat Richter zw weylhaym*, ertheilt einen Gerichtsbrief im Erbschaftsprozess des Jörg von Törring und seiner Brüder gegen Johanneen von Preysing, Herrn zu Wolnzach, wegen des Schlosses und der Hofmark Seefeld. *Geſchehen der Michten*[1]) *nächſt vor dem pfingſttag 1468* (Abschrift im k. Reichsarchiv).

1469 (April) *„Item an Freytag vor Philippi et Jacobi Anno 1469 zu München haben die Steuerer von Weilheim mit Namen Hanns Hefenloher Richter zu Weilheim, Jakob Airenſchmalz und Aſam Pauſer Gerichtſchreiber daſelbſt eine ganze völlige Rechnung gethan von der Landſteur, ſo Uns Herzog Albrechten von Baiern in den Gerichten zu Weilheim, Murnau, Schongau, Peitigau und Amergau gefallen iſt, das nächſt vergangene 1468te Jahr und bisher"* (Krenner „Landtags-Handlungen" V, 354).

---

1) Diese Form *„der Michten"* (am Mittwoch) auch unten 1472, sowie Mon. Bo. X, 186. Im bayer. Dialekt heutzutage *Megga* = Mittwoch.

1469 (Donnerstag vor Pfingsten) Abt Johannes (Hausmann) von Andechs vertauscht die seinem Kloster gehörige Pfarrei Pöcking gegen die bisher vom Kloster Polling innegehabte Pfarrei Erling. „*Tädinger und Spruchleut obgeſchrieben Wechſels ſind geweſen der weis und veſt Hanns Heſenlocher dy Zeit Lant- und Statrichter zu Weylhaim*“ u. A. (P. Magnus Sattler, Prior, „Chronik von Andechs“ Donauwörth 1877, S. 186).

1469 (Juli) *Hanns Heſenloher* beurkundet den Verkauf eines Waldes durch Caſper Hohenkircher an das Kloster Polling („*Ich Hanns Heſenloher, an der Zeit Lanndt- und Statrichter zu Weylhaim, bechenn offenlich mit dem Brief von Gerichts wegen, als ich an offem Lanndrechten zu Weylhaim geſeſſen bin und den Stab an der Hantt hett, auch bey mir den geſworn Gerichtſchreiber mit ſambt dem Puch*[1]), *da chom fur mich* etc.“ (Mon. Bo. T. X, Mon. Pollingana, p. 182).

1469 (17. December) „*Den nachgeſchriebenen iſt geſchrieben ſich zu rüſten: . . . Andreen und Hannſen die Haſelloher zu Paal*“ (Aufgebot gegen die mit Einfall drohenden Böhmen, bei Krenner V, 389).

1470 Hans von Schellenberg bringt das „*mittere Schloſs Päl*“ (gefreiter Sitz am südlichen Abhang des Burghügels von Hochpähl) durch Heirat mit *Barbara Heſelloherin* [einer Tochter des Hans Heselloher, vgl. o. Hundt] an sich (Jos. Ant. Brenner, Pfarrer in Pähl, „Chronik des Pfarrsprengels Pähl“ im Oberb. Arch. IX, 232). Vgl. Prey XIV, 41[a]: „*ſein* [des vorher von Prey als Dichter erwähnten *Hans Heſelloher*] *Khindter Anna vnd Barbara . . . Barbara uxor hannſ Schellenberger(s) zu Weilhaim. Mit Ir den Süz Pääll erheuratt circa an. 1470.*“

1470(?) † *Hannſs Heſeloer pfleger zu päl* (Wig. Hundt a. a. O.)

1471 *Hanns Heſeloher lanndrichter zu päl* (neben: *Andre Heſeloher, pfleger daſelb*) W. Hundt a. a. O.

1471 *Andre und Hans Heſenloher* beurkunden, dass ihnen, sowie früher ihren verstorbenen Eltern, vom Kloster Tegernsee ein Leibgeding verliehen worden sei (Reinhold Spiller „Studien über Ulrich Füetrer“ in der „Zeitschrift f. deutsches Alterthum“ Bd. 27 (N. F. 15), Berlin 1883, S. 293—4 „*gegenbrief der Heſenlocher*“ nach dem Original im k. Reichsarchiv zu München). „*Ich Andre heſenlöher* (wohl zu sprechen: *heſenloher*), *die zeit Pfleger zu pål, vnd ich hanns heſenlöher, baid geprüder, die zeit lanndt Richter zu pål vnd der Stat Weilhaim, Bekenn . . . wye vns der Erwirdig vnd gaiſtlich herr, herr Jorg Abbte des wirdigen Gotzhauſs Tegernſee, linhart Techant vnd gemainlich Aller Conuentt daſelbſt . . . zu ainem rechten leibgeding verlihen vnd verlaſſen haben*

1) Dem Landrecht Kaiser Ludwigs des Bayern.

vnſerm vater vnd mueter Niclaſen heſenloher die zeit lanndt Richter zu wolffertzhauſen, Margreten ſeiner elichen hausfrauen, den got baiden genedig welle ſein, Auch vns obgenant Andree vnd Hannſen Iren baiden elichen leiblichen Sün Alſo vierer leib lebtag vnnd nit lennger noch furbaſer Ir aigen zehent aus den hernachgeſchriben guten: von erſt aus dem Oberhof gelegen zu Eytenbach etc." Später heisst es: „*vnnd wann wir obgenannt Andre vnd Hans auch mit tode vergangen vnd nymmer ſein, da got noch lang vor well ſein*". Spiller bemerkt am Schluss: „Der Wappenschild des angehängten Sigills der Hefenlocher enthält zwei Eicheln an einem Stiele, zusammen die Form eines T bildend". Was Spiller für Eicheln hielt, waren ohne Zweifel die beiden Pferde- oder Eselsköpfe des Heselloher'schen Wappens (s. o S. 470).

1472 (Juni) *Hannſs Heſenloher an der zeyt lanndt vnd Stat Richter zu weylham* verkündet in dem Streit des Klosters Polling wider den Pfarrvicar zu Eberfing, Pölt (Hippolytus) Alber, wegen eines Grundes genannt *der pollinger perg* (oder: *pühel*), nachdem Alber an Herzog Albrecht und seine Räthe appellirt hatte, das von diesen gefällte Urtheil und gibt darüber einen Gerichtsbrief. *Geſchehen der Michten*[1] *nächt vor ſant Margretten 1472* (Perg.-Urkunde mit angehängtem Siegel Heselloher's — im Schild zwei Pferde- oder Eselsköpfe auf dem Roch, dasselbe auf dem Helm, darüber eine Palme; Umschrift nicht mehr leserlich — im k. Reichsarchiv zu München).

1472 (Juli) *Hanns der Hetzeloher Pfleger zu Weilheim 1466* — 8. Juli 1472 (Geiss a. a. O. XXVI, 149).

1472 (September) *Hanns Heſenlocher, Lanndt- und Statrichter zu Weilham*, urtheilt in einer Klagsache des Klosters Polling wider Andre Stadler von Lengenbach wegen Steinbrechens (Mon. Bo. X, p. 189—93).

1474 Asum[2] Pauss, Unter-Richter zu Weilheim, ertheilt auf Begehren *der veſten vnd weyſen Hanns Hetenloher zu Weylham und Hanns Engelſchalk zu Murnaw*, als Bevollmächtigten (*anwäld*) Herzog Albrechts von Bayern, einen Gerichtsbrief über die beschwornen Aussagen von fünfzehn als Zeugen vernommenen 50—90jährigen Männern wegen des früheren Zugs der Handelsstrasse von Partenkirchen nach Murnau und Weilheim: „*die ſag* (Aussage) *lautt alſo, das man mit Trucken* (Truhen, Kisten) *des reichs gůt von partenkirchen herab gen Murnaw nach dem Hengenſtain gefaren ſeyen vnd zu Murnaw auf die rott nyder gelegt, vnd darnach auf die rott wider auf geben hab weytter zu füeren gen weylhaim*" (etc.) Diese Strasse war einst, wie aus der Urkunde hervor-

1) Vgl. oben 1468.

2) Erasmus? „*Aſum Pauſs*" auch Mon. Bo. X, 184.

geht, wegen eines Raubritters auf der *Schonburg* bei Ohlstatt („*des reichs veint*“) durch die Kaufleute von dem Loysach- in das Ammer-Thal verlegt worden. *Geſchehen an pfintztag* (Donnerstag) *nächſt vor ſant leonhartz tag 1474* (Urkunde im k. Reichsarchiv).

(1475 spätestens) „Auch mehrere Altarbenedictionen, die Abt Johannes von Andechs (1462—75) vornahm, werden erwähnt: 1) in der unteren Reliquienkapelle (zu Andechs), welche die *Heſelocher* von Weilheim und Pähl hatten herstellen lassen“ (Sattler, Chronik von Andechs S. 192). Da Niclas H. schon 1453 verstorben war, so sind hier seine Söhne Andreas und Hans gemeint.

1476 „*Item desgleichen iſt Hannſen Heſenloher und Hannſen Engelſchalk auch geſchriben, was ſie Kundſchaft-Briefe und andere Briefe über das Weghaus haben, zu dem Tag zu ſchicken*“ (Ladung Herzog Albrecht's IV. an einen Theil der Landschaft zum Tage in Freising — 8. Oktober — bei Krenner VIII, 212).

1477 Herzog Albrecht IV. von Bayern „*alſ wir auf heut mit unſern Reten unſer Hofgericht beſeſſen haben*“ urtheilt in einem Streit der Klöster Benediktbeuern und Bernried, „*auch Hanſen deſ Heſenlochers, und Hannſen deſ Ligſalz Burger zu München anſtatt irer hausfrawen*“ eines- und des Pfarrers Georius Wenigl zu Traubing andern Theils wegen eines Zehenten zu Traubing . . . „*Es legten auch Heſenlocher und Ligſalz drey brieff in gericht, nemblich ainen brieff von dem abbt und Convent zu Beuren, darin ſie weilend Jörgen Pauſſen von Weilhaim Irm ſweher, Annen und Elſpeten ſeinen Töchteren Iren hausfrawen, Iren zechent zu Trawbing ze Leibgeting umb einen järlichen zinſ verſchreiben, des datum an ſandt Valentins tag 1473 . . . Der dritt brieff von Probſt und Convent zu Bernried, darinn ſye Jörgen Pauſſen von Weilhaim, Annen und Elsbethen ſeinen töchtern Iren aygen zechent zu Trawbing, nemblich* (u. a.) *die zway tayl auf Heſenlochers hoff, darauff der Gerber ſitzt, . . . zu Leibgeding verlichen haben* (von demselben Datum St. Valentinstag 1473). Es wird entschieden: „*das der Pfarrer von Trawbing ſoll dem Heſenlocher und Ligſalz antwurtten die newn ſchäffel Traids, auch darzu den hingefürtten zechent wider geben*“ (etc.). Beſchehen zu München „*an freytag in der quatember in der vaſten 1477*“ (Meichelbeck, Chron. Benedictob. II, 166—71).

1478 *Hanns Heſeloher*, Landrichter zu Weilheim 1469 — 8. Juni 1478 (Geiss a. a. O. XXVI, 150).

1481 „*Item auf heute Pfinztag in der Quatember zu Pfingſten Anno 1481 haben die Steuerer zu Schongau, Peutigau, Rauhenlechsberg und Murnau, mit Namen Wilhelm Areſinger, Hanns Haſenloher, und Asm Pauff Steuerſchreiber eine ganze völlige Rechnung gethan von der*

Landſteur, ſo Herzog Albrechten von Baiern in den Gerichten Paal, Schongau, Rauhenlechsberg, Peutigau und Murnau gefallen iſt das nächſtvergangene Jahr 1480 und bisher" (Krenner VIII, 336).

1483 „*Wir Andre von gottes verhengnus Abbte dezz wirdigen gotſhauſs Anndeſs auf dem heiligen perge Vnd wir der gantz Conuent da ſelb . . . Bechennen vnd thůn chuntt offentlich mit dem brieffe . . . Das die edlen vnd veſten Andre Heſelloer zů der zeit pfleger zů pâll Vnd hanns heſelloer zů den zeitten lanttrichter zu weilhaim, baid leiplich eelich geporen geprůder, Aus beſunder andacht, lieb vnd gunſt ſo ſy zu vnſerem obgenantenn wirdigen gotſhauſs vnd Conuent durch übung des heiligen geiſt empfangenn habenn, . . . mit vorbetrachtung vnd vernufft . . . vnd zu den zeitten da ſy das wol tun mochten . . . dem almächtigen gott zu lob, der magdlichen Junckfrawen der himelkůniginn Marie vnd allem himliſchen heer vnd dem Heiligen Sacrament vnd hochwirdigen heiltumb zů ere, Vnd jrer ſel, vnd ires vatter vnd můtter vnd aller irer voruordern vnd nachkumenn ſelen vnd aller der menſchen, der gůtt ſy beſeſſen vnd genoſſen haben. Vnd aller gelaubigen ſelen zů hilff vnd zetroſt, Vnd daz ſy Inn dem benannten gotſhauſs ir grebnus erbelt* (erwählt) *haben inn der Capell aller heiligen, die ſy erpaut haben vnd mit glas, geſtůl, getter* (Gitter) *vnd ander zier nach notturfft verſehen haben, als In vormals brieffe darumb ſein gegeben, Ain ewigs ſelgerâtt In vnnſerem gotſhauſs . . . geornet vnd gemacht haben, vnd geſtifft Zum Erſten ain ewige tagliche meſs In die vorgenanten Capell aller heiligen, dy In vnd iren eelich gepornen kindernn verſchriben iſt zu ainer grebnuſs, Vnd dar zů aynen Jartag mit tottenveſper vnd ainer vigili . . . vnd ainem geſungen ſeelambt vnd mit geſprochenn meſſenn auf aynen yeglichen ſant thoman tag acht tag vor oder nach, auch den laſſen verkinden auf offner kantzel ſo man predigt In dem gotſhauſs, ob ſich die freuntſchafft darzů wolt fůegen. Auch den beleuchtenn nach notturfft, als ainem ſollichen toblichen Jartag zů gepůrd vnd vnſeren eren wol anſtâtt, Auch ſy einſchreiben In vnnſer tottenpůch, vnd ſy jârlich In vnnſerem Capitell verkůnden mit befelchnuſs andâchtigs gepettz, Auch ſy verkůnden laſſen auff offner kantzell zu den gemaynen ferten ſo man das heiltumb zaigen iſt. Auch ſo haben wir ſy genomen In die gemaine vnnſer pruderſchafft vnd machen ſy tailhâfftig aller der gůttat die der almâchtig ewig got durch vnns vnd all vnſer nachkumen würckend iſt In heiligen meſſen, andâchtigen petten, vaſten, wachen, ſingen vnd leſen, keſtigung dez leibs vnd anderen geiſtlichen übung. Vmb ſollich vorgemelte ewig wochenmeſs, Jartag vnd ſelgerat haben vnns dy vor genanten edlen vnd veſten Andre vnd Hanns Heſelloer geprueder geraicht vnd par gegeben Sechshundert vnd lxx gulden Reiniſch gůtter ſwer vnd*

lantzwerung, dy wir auch treulich widervmb haben angelegt . . . an gutten ligenden gutternn nach auſweiſung vnnſers geddchtnuſs vnd ſalpůchs. Vnd darauf ſo haben wir für vnns vnd all vnſer nachkumen den obgenantten edlen vnd veſten Andre vnd hanns heſelloer gelobt vnd verſprochen, geloben vnd verſprechen jn das auch in krafft des briueſs . . . Deſs zu veſter ſtäter vnd ewiger beſtättung geben wir jn . . . dyſen brieff mit baiden vnnſeren Abbteyen vnd Conuent anhangenden Inſigel bezaichnet, Der do geben iſt (ohne Tag) *als man zalt nach Chriſti gepurt Tauſent Vierhundert Vnd dreivndAchtzigiſten Jare.*“ Andechser Urkunden-Copialbuch aus dem 15. Jahrhundert (Pergament) im k. Reichsarchiv zu München, Bl. 2—3.

148. ? (Hans Heselloher's Tod und Bestattung) „*Auſſerhalb erzelten Fürſtlichen Perſonen ſeyn noch andere mehr guthertzige vnd andechtige Chriſten, welche begert vnnd erlangt haben alhie bey ſo vil Hayligen begraben zu werden.* (Unter ihnen:) *Hans vnd Andreas die Heſſelocher, baide Pfleger zu Pehel geweſen. Hans ſtarb An. 1470, Andreas aber An. 1476; ligen baid in aller Hayligen Capell.*“ [David Aichler, Abt zu Andechs] Chronicon Andecense. Getruckt zu München bei Adam Berg 1595, Bl. 73. — „*Es ſeynd auch auſſer deren, ſo ſchon angefügt worden, noch etliche Gutthäter in der Cloſter-Kirchen zum H. Berg begraben. Als: Die Edel vnd Veſten Hannſs Heſellocher, Pfleger zu Päll, vnd Andreas ſein Bruder, Caplan*[1]) *allda. Item Anna, deſs Hannſen Gemahlin, ſambt ſeiner Tochter, in der Capell aller Heiligen begraben, wo anjetzo die vndere Heylthumb Capellen iſt.*“ [Rupertus Sutor, des Closters Andechs Professus] „Himmel auf Erden. Das ist: Der heilige Berg Andex (etc.) München. Getruckt bey Johann Lucas Straub, Anno 1715“. Ebenso in: Historiola Montis Andecensis, Augſpurg 1755, II. Theil, S. 45. — „Andreas Heselocher und sein Bruder, Inhaber des Schlosses und der Pflege Pähl, letzterer auch Stadt- und Landrichter zu Weilheim, stifteten eine tägliche Messe mit einem Capitale von 670 fl., liessen die Allerheiligenkapelle auf ihre Kosten erbauen und bedingten sich, ausser der Gemeinschaft an den guten Werken, das Sepulturrecht in derselben, welches zunächst Andreas im Jahre seines Todes 1470 und sein Bruder Johannes sammt seiner Ehefrau Anna und seiner Tochter, einer verehelichten Schellenbergerin, in Anspruch nahmen.“ (Chronik von Andechs von P. Magnus Sattler, Prior daselbst, Donauwörth 1877, S. 189). Die vorstehenden Nachrichten in den Chroniken

1) „*Caplan*“ (*capellanus*) — hier ohne Zweifel irrig statt *Caſtellan* (*caſtellanus*), wie Andreas Heselocher in einer Andechser Urkunde ausdrücklich bezeichnet wird; vgl. unten S. 482.

von Aichler und Sutor verdienen Glauben, insofern sie besagen, dass Hans und Andreas Heselloher in der Allerheiligenkapelle zu Andechs bestattet worden sind. Es ist dies nach der vorausgegangenen Stiftung ohnehin wahrscheinlich. Ihre Bezeichnung bei Sutor als „die Edel vnd Vesten" deutet auf ein historisches Document, ebenso der Beisatz, dass Hans Heselloher's Frau Anna und seine Tochter daselbst ruhen. Anders aber verhält es sich mit dem durch Aichler behaupteten Todesjahre des Hans H. („1470"), wie auch mit jenem des Andreas („1476"). Fällt gleich in's Gewicht, dass ein Abt von Andechs diese Jahre angibt, so können letztere doch gegenüber der oben S 477 mitgetheilten Urkunde von 1483 unmöglich richtig sein. Wir müssen zwar später untersuchen, ob nicht unsere, Hans und Andreas Heselloher benennenden Urkunden vielleicht mehreren Personen gleichen Namens zugehören; indessen Soviel steht doch schon jetzt fest, dass die Andechser Stifter dieses Namens nicht 1470 und 1476 verstorben sind, nachdem ihnen persönlich 1483 noch zu Andechs eine Urkunde gerade über ihre dortige Stiftung ausgestellt wird. Aichler hat die Zahl 1470 als Todesjahr des Hans H. entweder aus Wig. Hundt's selbst sehr zweifelhafter Angabe geschöpft (vgl. o. S. 471) oder mit diesem aus einer älteren, aber gleichwohl falschen Aufzeichnung. M. Sattler entnahm dann jene irrthümliche Jahrzahl ebendaher oder aus der Historiola von 1755, auf welche er bei anderen Anlässen verweist.

1486 „Auf St. Margarethen-Altar (zu Weilheim) stiftete der Bürger Jorg Pauss eine Messe, genannt die Pausser-Mess. Die oberhirthliche Bestätigung hat das Datum vom 16. Juli 1474. Mit Urkunde vom Mittwoch vor Pfingsten 1486 besserten die Pausser'sche Stiftmesse Hans Ligsalz, Bürger in München und Elsbet seine Hausfrau, des Georg Pauss Tochter, und Anna und Barbara, des Hans Heselloher, weiland Pflegers zu Pähl, seligen, Töchter und Jörg Paussers seligen Enkelinnen auf" (C. A. Böhaimb „Chronik von Weilheim" Weilh. 1865, S. 70). Herr Andreas Schmidtner, geistlicher Rath, Spitalcurat und Jubelpriester zu Weilheim, der Verfasser vieler belehrender und dankenswerther Schriften über die Geschichte von Weilheim und dessen Umgebung, hatte die Güte, mir von der obigen, im Stadtpfarrhof zu Weilheim aufbewahrten Urkunde eine vollständige, sehr genaue Abschrift mitzutheilen. Dem Wortlaut derselben sei hier dasjenige entnommen, was auf die Heselloher Bezug hat: *„Ich hanns ligsalts, burger zw Münichen vnnd Ich Elspet, sein eelich Hausfraw, Ich Barbara vnnd Ich Anna, Hannsen heſenntlohers weilent pfleger zw Pül ſeligen eelich leiplich töchter, Bekennen vnd thün kunt . . . Alls Jörg Pauſs, weylent Burger zw Weilhaim, vnnſer lieber Sweher* (= Schwiegervater),

Vater vnnd Anher ſalig . . . zulob vnd ere got dem allmechtigen, der Aller heiligſten Junckfrauen Marie vnnd der heiligen Junckfrauen vnd Martrerin Sannd Margreten . . . ein ewige tegliche Meſs zw Weilhaim in der pfarrkirchen geſtifft . . . vnnd die lehenſchafft oder preſentation mir obgenanten Ellspeten, Hannſen Ligſaltz vnnd Annen, des gedachten Hefenntlochers elichen Hausfrauen vnnd vnnſeren erben zůgeben vnnd vermacht hat, Aufsgenommen liecht, Wein vnnd brot, . . . alſo haben wir vorgeſchriben hanns ligſaltz, Ellspet ſein hausfraw, Barbara vnnd Anna gedachten hefenntlohers töchter, angeſehen ſolichen gepreſten des liechts, Wein vnnd brot der obgenanten Meſs, Souil mit dem Erſamen vnnd geiſtlichen herrn her Jorgen gebhart, die zeit Pfarrer des wirdigen Gotzhaws vnnſer frawen zw Weilhaim, vnnd mit Ainem Erſamen weyſen Rat der Stat Weilhaim, Auch mit den kirchprobſten . . . geredt, das die vnnd Ander kirchprobſt nach In künftig zw ewigen Zeiten den Altar vnnd Meſs verſehen ſullen mit zwayen Steckkertzen vnnd ainer Wanndl kertzen, vnnd zw dem Jartag mit vier ſteckkertzen vnnd Aufparen (Aufbahren) *vor dem Altar, Auch zw ſolicher Meſs Wein vnnd brot Noturfftiglich fürſehen. Darumb wir In berait* (baar; vgl. Lied I, 46) *geben vnnd aufsgericht haben fünff vnd Sybenntzig gulden Reinſch . . . Auch ſo ſullen die kirchprobſt Jarlich zw Ainem yeden Sannd Mangen tag, ſo man den obgenanten Jartag beget, geben vnnd raichen ainem yeden caplan der vorgenanten Meſs Ain pfunt pfenning, davon ſol der caplan geben dem pfarrer Sechtzigk pfenning, vnnd ſol des Nachts haben ein geſungen Vigilj vnnd des Morgenns ein geſungen Selambt vnd daſelbs über die cannzel gedencken Jorgen Pautzen vnnd Katherina ſeiner hausfrawen, hannſen hefenlochers vnnd Anna ſeiner hausfrawen vnnd Aller der, die aus den geſchlächten verſchaidten ſindt . . . Der brief ist geben an Mitichen nagſt vor dem heiligen pfingſttag nach Chriſts gepurd vierzehennhundert achtzig vnnd im ſechſten Jare.*“ Ueber einen schon von Böheimb (S. 70) erwähnten Grabstein schreibt mir Herr g. R. Schmidtner: „Er war einst in der (1624) abgebrochenen Stadtpfarrkirche Weilheim's, wurde dann — nebst andern alten Grabsteinen — in die anstossende (separate) St. Katharinenkapelle versetzt und wurde, als letztere 1788 niedergelegt ward, umgekehrt unter die Stiege des angrenzenden Rathhauses gelegt, von wo er 1848 auf den Stadtpfarr-Gottesacker in die westliche Umfangsmauer versetzt worden ist. Da die vorgenannte St. Katharinenkapelle den nördlichen oder Haupt-Eingang in die Stadtpfarrkirche bildete, so konnte man gut sagen (besonders der Fremde), der Grabstein befinde sich in der Pfarrkirche; so heisst es auch — wie mir Herr Oberbibliothekar Föringer 1843 brieflich mittheilte — im Grabschriftenbuch des Freisinger Bischofs Joh. Franc.

Eckher (Bd. I, p. 20), wo er abgezeichnet ist. Der Marmor scheint anfangs auf dem zugehörigen Grabe gelegen zu sein: denn er war bei 7 Fuss lang und ist sehr breit. Als er 1814 an besagte Stelle im Stadtpfarrgottesacker (unter einen Bogen der westl. Mauer) versetzt wurde, machte man ihn viel kürzer und oben zugerundet. Er enthält drei Wappen, ohne irgend welche Inschrift oder Umschrift je gehabt zu haben. In Bischof Eckher's Werk ist das Wappen (mit zwei Eselsköpfen) richtig als das Heselloher'sche (Eselloher'sche) gedeutet. Das Wappen mit dem Pfeile ist als das Ligsalz'sche zu deuten (nicht als das Riedler'sche). Das Wappen oberhalb der ebengenannten Wappenschilde — in der Mitte — ist wahrscheinlich das Pauser'sche. Leider ist an keiner hiesigen Urkunde das Pauss'sche Wappen oder Siegel erhalten geblieben, weder in der Pfarr-Registratur noch in der des Stadtmagistrats. Die Figur auf dem in Rede stehenden Grabstein — der seit 1876 in der jetzigen südlichen Umfassungsmauer desselben (1875 erweiterten) Gottesackers sich findet — ist ungefähr so: .[1]). Sollte diese Figur (in einander eingefügte Bauhölzer?) etwa als sprechendes Wappen sagen: „Bau's!" d. i. Pauss? NB. die Pauss in der Stadt Rain hatten, wie der selige Herr Stadtpfarrer Böhaimb ausgeforscht hat, ein ganz anderes Wappen."

1493 Wolfgang Aersinger und Anna sein eheliche Hausfrau (des Hans Heselloher Tochter) stiften ein Seelamt in das Kloster Bernried „*ze Hilf und Trost mir obgemeltem Wolfgang Aerfinger und Anne meiner elichen Hausfrawen und auch befunder der edeln und veiten Wilhalm Aerfinger, Ulrich Aerfinger fein Sun, Felicitas fein Tochter, Hanns Hefenlocher, Anne ſeiner elichen Hausfrawen, auch andre* (lies *Andre* = Andreas) *Hefenlocher und aller unſer Vordern und Nachkummen*" (Mon. Boica VIII, p. 350—52).

1499 Prey XIV, 41[a]: „*Anna* [des Hans II ältere Tochter] *uxor Wolffen von areſing zu Türggenfeldt; allda in ainem fenſter entſtehende*[2]) *Wappen: vide Mein Preyſches grabſtain buech fol. 359.*" Schon vorher sagt Prey (irrthümlich bei Anna, der Gattin Hans Heselloher's): „*Sye ligt zu Türggenfeldt begraben. In mitten deſ ſtains der Eſelocher ſchilt mit diſer vmbſchrifft: Ao. Dni. 1499 ſtarb die Edle frau Anna arſingerin den Erchtag nach Joannis gottf Tauffers der gott genedig ſey.*"

1) Wir geben dieses der Ziffer 1 ähnliche Zeichen (Hausmarke?) unten S. 486 in Abbildung Fig. 2.

2) *entstehende* = gegenüberstehende, von bair. *ent*, *enten* = jenseits. Die Wappen fehlen in der Handschrift; nur der Platz für dieselben ist frei gelassen.

Wir finden also — um das Vorausgehende zusammenzufassen — Hans Heselloher in historischen Documenten von 1450 bis 1483 als lebend und handelnd bezeugt. Im Jahre 1486 (sowie später 1493) wird seiner urkundlich als eines Verstorbenen gedacht. Zufolge Wig. Hundt's Angabe dagegen soll er schon 1470 gestorben sein. Es fragt sich nun, ob etwa zwei verschiedene Hans Heselloher anzunehmen sind, deren erster als Pfleger zu Pähl 1470 starb (Hundt), während der zweite nach dieser Zeit noch mindestens bis 1483 das Amt eines Land- und Stadtrichters zu Weilheim bekleidete? Wigulens Hund pflegte in seinem „Stammenbuch" die mannichfaltigsten historischen Daten bisweilen unvermittelt neben einander vorzutragen. Es sollten Auszüge aus seinen Quellen sein, wie sie ihm oben bei seinen reichen Studien vorkamen, und wahrlich! diese Richtung auf objective Quellenforschung muss für jene Zeit als etwas Hervorragendes und höchst Rühmliches anerkannt werden. Indessen zu vergleichender Prüfung des gefundenen Materials reichte Hundt's Musse nicht immer aus. Es ist also an sich möglich, dass Hundt in der fraglichen Stelle von zwei verschiedenen Personen, die den Namen Hans Heselloher trugen, berichtet. Doch kann auch Hundt's Angabe von Hans Heselloher's Ableben im Jahre 1470 unrichtig sein, um so mehr, als seine Meldung, des Hans Bruder, Andre Heselloher sei im gleichen Jahr 1470 gestorben, ebenfalls gegründeten Zweifeln unterliegt. Ich fand über Letzteren folgende Daten:

1443 (Prey XIV, 40r:) „*Andreas Hefelocher Pfleger zu Päll. uxor catharina Weilhaimin* (am Rand: *Weilhamer*) *von München. Bey Ihr 2 Söhn vnd 1 dochter lault def chorgerichts prothocol zu freysing de ao. 1443.*"

1453 Probst Heinrich von Beuerberg vertauscht an die *Brüder Andre und Hans die Hefelocher zu Päl* zwei Höfe und ein Lehen zu *Reffelsberg* gegen 50 Gulden aus dem Sedelhof zu Höhenrain (Pfatrisch a. a. O.).

1455 *Andreas et Joh. fratres de Hefenloch* (Mon. Bo. VIII, 312 s. o.).

1455 *Andreas* und *Joh. Hefenlocher* Zeugen bei der Stiftung des Benediktinerklosters Andechs (s. S. 472).

1460 *Andre vnd Hanns Hefeloher gebrüeder, Inen die pfleg päl verfchriben* (W. Hundt).

1460 *Anndre vnnd hanns Hefeloer* kaufen Güter zu Pähl vom Augsburger Domkapitel (s. o. S. 473).

1467 (St. Martinstag) *Andreas Hefelocher*, „Castellan zu Pähl" beurkundet den Ankauf der Hofmark Dietelhofen bei Weilheim durch Abt Johann von Andechs (Sattler „Chronik von Andechs" S. 189).

1469 (Juli) *Anndre Hefenlocher der Zeit Pfleger zu Pall* als Zeuge (Mon. Bo. X, 186).

1469 (December) *Andreen dem Hafelloher zu Paal* wird geschrieben sich zu rüsten (s. o. S. 474).

(**1460**)**1470** *Andreas Hefeloher* Landrichter zu Päl (Geiss im O. Arch. XXVI, 106).

1470(?) † *Anndre Hefeloher auch pfleger zu päl* (W. Hundt).

1471 „*Andre hefenlöher, die zeit Pfleger zu päl*" beurkundet mit seinem Bruder Hans ein Leibgeding von Tegernsee empfangen zu haben (Spiller a. a. O.).

(**1469**—)**1472** (4. März) *Andreas Hefeloher* Pfleger zu Päl (Geiss im O. A. XXVI, 106).

1474 „Bezüglich der sog. Aeresinger-Messe, gestiftet auf St. Margarethen Altar in Unser Lieben Frauen Pfarrkirche zu Weilheim, erklärt Bischof Johannes II. von Augsburg in seiner Confirmationsurkunde vom 16. Juli 1474: „„Die Erben des Stifters Georg Pauss haben zu präsentiren, zuerst Andre Hesenlocher etc.““ Dieser Adelige war der Bruder des Pflegers Hans Hesenloher von Pähl oder Landrichters von Weilheim, letzterer aber war ein Schwiegersohn des patrizischen Bürgers Georg Pauss in Weilheim. Des Hans Hesenloher zweite Tochter Anna ward Gemahlin Wolfen Ersingers zu Türkenfeld, schreibt W. Hundt." (Andreas Schmidtner im „Weilheim-Werdenfelser Wochenblatt" 12. Februar 1871 Nr. 7 „Erinnerungen an die Vorzeit. Die edlen Aeresinger betr.") Herr geistl. Rath Schmidtner war so gefällig, mir auch von dieser, im Stadtpfarrhof zu Weilheim liegenden Urkunde eine vollständige und getreue Abschrift mitzutheilen. Die für unseren Zweck in Frage kommende Stelle lautet: „*Super jure patronatus seu presentandi sic duximus ordinandum, quod ad prelibatum fundatorem* (nämlich: *Georgium Pauss Opidanum Opidi weylham*), *quamdiu vitam duxerit in humanis, et post eius obitum ad Andream Hefeloher eciam quamdiu vixerit, et deinde ad heredes prefati fundatoris debeat pertinere.*"

1475 Eine Andechser Handschrift (Clm. 3088), deren letzter Bestandtheil (Doctoris Muschelburg sermones de tempore) im Jahre 1475 zu Benediktbeuern geschrieben wurde, hat auf der Innenseite des Vorderdeckels den Eintrag: „*Andre Hefellocher*" (schon vermerkt in Schmeller's geschriebenem Katalog).

1483 Der Abt von Andechs ertheilt dem *edlen vnd vesten Andre Hefelloer, zu der zeit pfleger zu pûll*, sowie dessen Bruder Hans, eine Urkunde über ihre Stiftungen zu Andechs (s. den Wortlaut oben S. 477).

1493 *„ze Hilf und Troſt auch Andre Heſenlocher“* stiftet Wolfgang Aeresinger, des Hans H. Schwiegersohn, ein Seelamt in Berauried (Mon. Bo. VIII, 350).

Andreas Heselloher wird also 1443—1483 urkundlich als Lebender genannt. Nach Wig. Hundt wäre er schon 1470 gestorben. Wir hätten mithin, wenn Hundt's Angaben alle richtig sein sollen, gleichwie vorher zwei Hans Heselloher, so nun auch zwei Andreas Heselloher neben und unmittelbar nach einander anzunehmen. Die Sache wird jedoch meines Erachtens durch jenen „Gegenbrief der Heselloher“ von 1471 entschieden, auf welchen schon dessen Herausgeber, Reinhold Spiller, mit Recht besonderen Werth gelegt hat. In dieser Urkunde nennt sich Hans Heselloher ganz deutlich *„landt Richter zu päl vnd der Stat weilhaim“*, während Andreas als *„Pfleger zu päl“* erscheint. Beide bezeichnen sich als Brüder und sie nennen ihren Vater *„Niclaſen Heſenlocher die zeit landt Richter zu wolffertzhausen“* und ihre Mutter, *„Margreten“*. Wir wissen aber aus Hundt selbst, dass der Vater des Dichters Hans H. (sowie des Andreas H.) eben Niclas H., Richter zu Wolfratshausen, war und dass seine Mutter „Margreth“ hiess. Offenbar war also der im J. 1471 urkundlich auftretende Hans Heselloher derselbe, wie der bei Hundt aus früherer Zeit erwähnte Liederdichter, und wir vermögen nun mit Bestimmtheit zu sagen: Hundt's Angabe, Hans H. sei 1470 gestorben, ist unrichtig.

Zur Bestätigung des eben Gesagten seien auch die urkundlichen Nachrichten über dessen Vater hier beigefügt:

1410 *Niclas Heſeloher Richter zu Wolfertzhauſen* (Prey XIV, 39[a]).

1416 *Niklas Heſſenlacher, Richter ze Wolfratshauſen*, gibt in einer schon vorher bei anderen Schrannen angebrachten Klagsache des Abtes Chunrat von Rott gegen die von Granstorf wegen eines Grundstückes bei Keverlach (Käferlohe) endgiltige Entscheidung (Mon. Bo. II, 71).

1418 *Niclas Heſeloher Richter zu wolfertzhauſen* (W. Hundt).

1421 *Nikolaus der Heſeloher* Richter (Landrichter) zu Wolfratshausen 1416 (16. Okt.) — 1421 (25. Dec.) O. Arch. XXVI, 154.

1421 *Niclas Heſnlocher Richter zu Wolfertshauſen* (Freyberg Beitr. I, 133. 148).

1423 *„Niclas Heſeloher ist auch Hertzog Ernſts vnnd Hertzog Wilhalms zollner zu Munchen geweſen, Ao. 1423“* (W. Hundt).

1425 (25. Jan.) *Cylig* (Cäcilia) *die Krůginn, Wyttib vnd burgerinn zu München* verkauft ihren Hof zu Hörgenbach im Kranspergor gericht *dem erbarn vnd weiſen Nicklaſen dem Heſelloher* (Urkunden des Kl. Indersdorf hgg. durch F. H. Grafen v. Hundt im O. Arch. XXIV, 205). Diese Urkunde erwähnt schon Prey XXIV, 40[a].

1430 *Nicol. Hefenloher* Mon. Bo. X, 225, Exc. ex mon Pollinganis.

1430 *Niclas Hefeloher Pfleger vnd landt richter zu Päall, auch Richter in der Statt Weilhaim*[1]) *ao. 1430. Brieff zu Benedict Bayrn fol. 9b* (Prey XIV, 40a).

1433 (2. Dec.) *Nicolaus Hefloher, Pfleger zu Päall*, sass zu Krandsberg mit Andern am Rechten, als Hans Smidhauser im Namen des Priors Erhard von Indersdorf vor Wolf Warbiser, Richter von Krandsberg, wider Thoman Alberzhofer klagte, der dem Kloster mit Brand gedroht hatte (F. H. Graf v. Hundt im O. Arch. XXIV, 237).

1435 (8. Mai) *Nikolaus der Hefeloher* Richter (Landrichter) zu Päl (Geiss im O. A. XXVI, 106).

1436 *Nikolaus Hefeloher* 1433 (20. Febr.) — 1436 (8. Mai) Pfleger zu Päl (Geiss ebenda).

1437 *Nicol. de Hefenloch* Richter? (Mon. Bo. X, 225, Excerpta ex mon. Pollinganis).

1453 Prey XIV, 39b: „*Niclas Hefeloher. uxor Margaretta lungin. Er ligt zu Päll in der Kirchen begraben. sein stein an der Wandt. darin sein schilt vnd helm allain mit dieser Vmbschrifft:*

Annô Dni. 1453 starb Nicolas Hefeloher
. . . starb
Margarett sein Hausfrau an Sanct veiths
Tag den.

vid. Mein Preyisches grabstain buech fol. 558. Sein vnd der lungin Kindter 3 Söhn Andreas, Hanns vnnd Niclas." Das in der kgl. Hof- und Staatsbibliothek vorhandene Exemplar von Prey's (Eckher's) Grabsteinbuch (Cod. germ. 2267) enthält die Abbildung des durch Prey vorerwähnten Wappens in Bd. I, Bl. 68 alter oder 128 neuer Zählung. Die Inschrift stimmt mit der oben angegebenen, abgesehen von orthographischen Verschiedenheiten, überein.

1471 *Andre* und Hans H. beurkunden, dass ihnen und früher ihren verstorbenen Eltern, *Niclasen hefenloher, die zeit* (d. h. damals) *lanndt Richter zu wolffertzhausen*, und *Margreten seiner Hausfrauen*, von Kl. Tegernsee ein Leibgeding verliehen wurde (s. oben).

1474 Prey XIV, 40a: „*Niclas Hefelocher, Nicolai Sohn, ist gestorben ao. 1474. ligt in der Kirchen zu Weilhaimb begraben. auf*

1) Also dieselbe Vereinigung beider Aemter in einer Person, wie bei Hans Heselloher; ebenso schon zu Ende des 14. Jh.: „*Ich Jobst Findiger zu den Zeiten Pfleger ze Weilhaimb, und auch Richter ze Bäll* (Päbl) *und ze Weilhaim*" Gerichtsspruch vom J. 1397, Mon. Bo. VIII, 265; ferner im J. 1445: „*Ich Ludwig Haring dye Zeyt Landtrichter ze Pal und in der Stat Weylham*" Mon. Bo. X, 173.

den ſtain 3 ſchilt, In obern diſes zaichen . . .[1]) *gleich darvnter Rechter ſeittſ der Heſelocher vnd linckher handt davon der Ridleriſche ſchildt. Mich geduncht, Er hab 2 haufsfrauen gehabt, worvndter aine Ridlerin geweſen. die ſchrifft iſt alle hingetretten, vnd nit mehr leſlich. Gleich darneben ligt widerumben ain ſtain. In mitten der Heſelocheriſcher ſchilt vnd helm allain. die Vmbſchrift iſt ganz hinweckh getretten. vide mein Preyiſches grabſtain buech fol. 48 et 49.*" Die beiden hier durch Prey beschriebenen Steindenkmale sind im Grabsteinbuch (Cgm. 2267, T. I, Bl. 20 alter oder 34 neuer Zählung) so abgebildet:

Fig. 1.

Fig. 2.

Der durch Prey an erster Stelle erwähnte Denkstein (Fig. 2) bezieht sich in Wirklichkeit wohl nicht, wie Prey annimmt, auf das Grab des Niclas Heselloher II, sondern auf die oben (S. 479—81) urkundlich nachgewiesene, in derselben Kirche errichtete — Prey aber unbekannt gebliebene — Stiftung, welche Hans Ligsalz und Elspet, seine Hausfrau, dann Barbara und Anna, des Hans Heselloher Töchter, dem frommen Andenken ihres Schwiegervaters, Vaters und Grossvaters Georg Pauss (sowie zugleich des Hans Heselloher) widmeten. Das durch Prey unerklärt gelassene obere Wappen ist wohl, wie schon A. Schmidtner ausspricht, das Pauss'sche. Den links neben dem Heselloher'schen stehenden Schild mit dem gefiederten Pfeil im Schrägbalken hat Schmidtner gewiss richtig als den Ligsalz'schen gedeutet gegenüber Prey, der ihn dem Münchener Geschlecht der Riedler zuschreibt. Allerdings enthält auch das Wappen der den Ligsalz nahe verwandten Riedler einen solchen Pfeil[2]); doch im vorliegenden Fall weist der Zusammenhang jener Stiftungsurkunde klar auf den daselbst neben Pauss

1) Flüchtige Skizze des einem arab. 1 ähnlichen Zeichens, das wir gleich nachher (S. 486, Fig. 2) genauer wiedergeben.

2) O. T. v. Hefner „Siegel und Wappen der Münchner Geschlechter" (im Oberb. Arch. Bd. XI, S. 87—88 und Taf. II).

und Heselloher genannten Ligsalz hin. Dass ein Niclas Heselloher II, Bruder des Hans und Andreas, existirt hat, ist anzunehmen, da Prey diese Nachricht wohl ebenso aus archivalischer Quelle schöpfte, wie andere Daten, bei denen er solche Quellen ausdrücklich benennt. Diesem Niclas II dürfte aber dann der Stein nur mit dem Heselloher'schen Wappen (Fig. 1) gelten. Sollte auch der Stein mit den drei Wappen wirklich ein Grabmal sein, dann gehört er offenbar dem Jörg Pauss zu und deutet zugleich auf die an jener Stiftung betheiligten Personen, nämlich auf des Jörg Pauss Tochter Elspet und deren Gatten Hans Ligsalz, sowie auf des Pauss Enkelinnen Barbara und Anna, die Töchter Hans Heselloher's.

Einen chronologischen Anhalt für Hans Heselloher will man auch aus einer Stelle Ulrich Fürtrer's (Füeterer's), des Malers und Dichters, gewinnen. Im Epilog zum „Abentewr von herrn Lohergrim", welches den sechsten Abschnitt seiner grossen Sammlung und Bearbeitung ritterlicher Epen bildet, nennt Fürtrer zwei bayerische Poeten seiner Zeit, von denen er bescheiden erklärt, dass sie ihn selbst weit überträfen. Ich gebe die Stelle nach Cgm. 1 (Bl. 74ᵛ):

Iſt das werk nicht ausplündig
mit ſilben zal vnd maß,
das macht: mir iſt nicht kündig
Rethorik noch geometrey dye ſtraß.
auf künsten pfat ich ſelten mich han pflichtet,
als ye taten die weyſen.
darumb (*Hs.* drumb) der kunſt mein werk iſt vnperichtet.

Hye ſtet der ſtam vnd eſſte
der lauber gar geſundertt.
ewr gnad Ratt ich das peſſte,
ſeyd dar zue höret ettwas mer dann hundert:
euch werd ein man der kunſt dar zue erkoren,
der ſeine wortt ſo plüeme,
das ſein arbait nicht haiß ain mile verloren!

Ewr gnad der mangen vindet,
das ich red vngenött,
der ſichs auch vnderwindet,
das ich ſcham kunſthalb ſten vor im gerött.
Jörg von eyſenhouen iſt der aine
vnnd Andre heſenlocher,
fur war ſein[1]) ticht an künſten iſt nicht klaine.

1) Cgm. 247, welcher nur die ersten sechs Abenteuer, und als Schluss (Bl. 181ᵛ) die obigen Strophen enthält, hat *der* statt *ſein*; ebenso die Wiener Handschrift.

Geftirftet hoch uil Edel
ewr gwallt zue mir gepiet!
ich wige ring alls ein medel,
wo ich mich ewrs willens ymmer nyet.
fol ichs lan ſtan oder aber fürbas enden,
wye ir das ymmer mainet,
des willens mag mich nymer man erwennden.

Die dritte dieser Strophen hat zuerst F. H. von der Hagen in seiner Abhandlung „Altdeutsche Handschriften der Kaiserlichen Bibliothek zu Wien“ (im „Museum für Altdeutsche Literatur“ I. Bd. 1809, 2. Stück, S. 571) nach einer Wiener Handschrift veröffentlicht. Bernh. Jos. Docen bemerkt im geschriebenen Handschriftenkatalog der Hof- und Staatsbibliothek zu München, S. 1: „Das erste Blatt (von Cod. germ. 1, Fürtrer) enthält das Allianzwappen von Baiern und Oesterreich, woraus hervorgeht, dass diese Handschrift, welche für den baierischen Herzog Albrecht IV († 1508) verfertigt worden, erst seit dem Jahr 1487 könne geschrieben sein, in welchem Jahre Albrecht sich mit Cunigunde, einer Tochter Kaiser Friedrich's vermählte.“ Da nun Fürtrer an jener Stelle offenbar von Heselloher als einem noch Lebenden spricht, so schliesst man, dass Heselloher 1487 noch gelebt habe. Doch wäre diese Folgerung nur dann sicher, wenn der Codex mit dem Allianzwappen nachweisbar die Urhandschrift wäre. Dies ist aber nicht einmal wahrscheinlich. Der erwähnte riesige Codex enthält sämmtliche von Fürtrer gedichteten Abenteuer. Gerade aus obigen Versen aber sehen wir, dass Fürtrer beim sechsten Abenteuer (Lohengrin), dessen Schluss jene Verse bilden, Halt machte und die Fortsetzung seiner Arbeit dem Wunsche des Herzogs anheimstellte. Es können also jene Verse ganz wohl vor 1487 gedichtet und dem Herzog vorgelegt, dann aber später in eine mit dem Allianzwappen versehene und durch viele weitere Abenteuer vermehrte Abschrift unverändert wieder aufgenommen worden sein. Die Stelle bei Fürtrer widerspricht also, wenn sie sich auf Hans Heselloher bezieht, nicht der Weilheimer Stiftungsurkunde von 1486 (s. oben S. 479), welche des „*Hans Hefenloher, weiland Pflegers zu Päl, ſeligen*“ gedenkt.

Freilich ist in der angeführten Stelle von Andre (Andreas) Heselloher die Rede, und man könnte hieraus schliessen, dass der diesen Vornamen führende Bruder Hans Heselloher's ebenfalls Dichter gewesen sei[1]), oder etwa, dass Fürtrer beide Brüder verwechselt habe.

1) Dass Hans Heselloher dichtete, geht nicht bloss aus Hundt's Zeugniss hervor, sondern namentlich aus dem Anfang jenes Liedes: „*Hannſl Hefelloher! wie laung wilt leppiſch ſein?*“

Unterdessen erklärt sich die Schwierigkeit wohl vielmehr aus einer Textverderbniss. In Docen's und Schmeller's Handexemplar vom „Museum für Altdeutsche Literatur", das nach Schmeller's Ableben durch die Münchener Staatsbibliothek aus dem Besitz eines Antiquars käuflich erworben ward (jetzt L.[ibri] impr.[essi] c.[um] n.[otis] mss. 32. 8°) hat Docen zu Hagen's erwähnter Mittheilung (Mus. I, 2, 571) den Worten „*Vnnd Anndre Hefenlocher*" handschriftlich beigefügt: „*l. der andre*" („*Vnnd Anndre*" unterstrichen). Mit dieser Emendation lauten die betreffenden Verse:

Jörg von eysenhouen iſt der aine,
der ander hefenlocher;
fur war ſein (oder: der) ticht an künſten iſt nicht klaine.

In der That fordert schon der Gegensatz von „*der aine*" zu lesen: „*der andre*". Eine ähnliche Verwechslung der Worte „*Andre*" (Andreas) und „*andre*" (andere) hat auch bei der oben (S. 481) erwähnten Urkunde durch den Herausgeber oder Abschreiber für die Mon. Boica (VIII, 350) stattgefunden, indem statt „*Andre Hefenlocher*" gesetzt wurde: „*andre Hefenlocher*", was im dortigen Zusammenhang schon aus grammatikalischen Gründen sich als unrichtig erweist. Die Fürtrer-Handschrift Cgm. 1 ist nicht etwa ganz vom Dichter, sondern von verschiedenen Händen zusammengeschrieben[1]). Was aber die angedeutete Möglichkeit einer Verwechslung der Vornamen von Seite Fürtrer's betrifft, so zeigt sich dieser sonst über Personen des bayerischen Hofes und Landes wohl unterrichtet[2]) und wir dürfen ihm deshalb keine solche Unkenntniss zutrauen, dass er den Namen des von ihm gepriesenen landsmännischen Dichters nicht wusste — umsomehr, da er so zu sagen eine literarhistorische Ader besass, wofür die bekannten in seinen Werken vorkommenden „literarischen Stellen" zeugen.

Neben diesem bei Fürtrer sich findenden Hinweis auf Heselloher's Dichtung besitzen wir entweder aus dem nämlichen 15. oder aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts noch eine Quelle, die in eigenthümlicher Weise von einem Lied Heselloher's Kunde gibt. Es ist der alte Druck „Neithart Fuchs". Man kennt drei Ausgaben desselben. Ueber die früheste (auf der Hamburger Stadtbibliothek) hat J. M. Lappenberg in den „Jahrbüchern der Literatur" Wien 1828, S. 17—18 Nachricht gegeben; sie ist betitelt: *Hye nach volget gar hüpſche abenteurige*

1) Vergl. hiefür Paul Hamburger „Untersuchungen über Ulrich Fürtrer's Dichtung von dem Gral und der Tafelrunde" Strassb. 1882, S. 1; ferner Spiller S. 264.

2) Belege Spiller S. 265, 282, 285—86.

gidicht ſo gar kurczweillyg ſind (sic) *zeleſſenn vnd zeſingen die der edel vn geſtreng herre, Neithart fuchs geporen auſs meichſſenn. Rytter der durchleüchtigē hochgeporn fürſten vnd herrn Herr Otten vnd fridrichen herczogen zů öſterreych ſaligen diener by ſeine zeyttenn gemacht vnd volbracht hatt mit den paurenn zů zeichellmaur in öſtereich vnd ander halbſen.* Dieser Druck ist nach Lappenberg „wahrscheinlich ein Augsburger, und scheint dem funfzehnten Jahrhundert oder doch dem Anfang des sechzehnten anzugehören". Moritz Haupt, welcher den Druck in Händen hatte, urtheilt (Neidhart v. R. S. VIII), Lappenberg setze denselben mit Recht noch in das 15. Jh. Eine jüngere Ausgabe (in der Bibliothek des Gymnasiums zu Zwickau) trägt die Jahrzahl 1537; eine dritte (in der Berliner k. Bibliothek) ist zu Frankfurt a. M. 1566 gedruckt.

Der unbekannte Bearbeiter des Volksbuches reiht in demselben 36 Neidhart-Lieder und -Schwänke so einander, dass sie eine Art Biographie seines Helden geben sollen. Neidhart's Persönlichkeit erscheint in jenem verzerrten Bild, das eine vielfach getrübte Ueberlieferung allmählich hatte entstehen lassen. Von Neidhart's echten Liedern lassen sich nur wenige in der Sammlung nachweisen. Die übrigen Lieder der letzteren sind zwar ebenfalls — wie Haupt (S. IX) sagt — wichtig für die Geschichte der Sprache, der Sitten und der Poesie, rühren aber von späteren Verfassern her.

Eines dieser Lieder des „Neithart Fuchs" nun stimmt in überraschender Weise mit dem obigen dritten Lied Hans Heselloher's überein, was bisher noch Niemand erkannt hat. Die erste Ausgabe des Liedes findet sich in v. d. Hagen's „Minnesingern" Bd. III (Leipz. 1838) S. 305—6 und zwar nach dem jüngsten Druck des „Neithart Fuchs" von 1566, welchen Hagen selbst besass. Nach der ältesten Ausgabe (15. Jahrhundert) ist das Lied neugedruckt in: „Narrenbuch. Kalenberger. Peter Leu. Neithart Fuchs. Markolf. Bruder Rausch. Herausgeg. und erläutert von Felix Bobertag" (Deutsche National-Litteratur, hgg. v. J. Kürschner, Bd. 11, Berlin u. Stuttgart c. 1884) S. 234—37. Es lautet daselbst:

Hie nach ſagt Neithart von dem hofertigoſten tōrpel, den er ie geſehen hat.

Der mei iſt wider in daz land,
der winter hat vns tan gar and,
ir megt nun frōet eūch alle ſant,
wie ir ſend genant,
wir wöllen mit eūch reien.
*mir iſt geſagt von einem gaten,

*wie er kan am dancz vmbhin waten,
*er meint, man kind fein nit geraten,
vil bőffer daten
der tůt er menger leie.
*ander tőrpel er überfeigt,
*ja wen er wil, so haters gefchweigt,
*fo er fich zů der Meczen neigt,
man auf in zeigt
vmb fein lepifch gefchreie.

*Er ift freidig, faur für fi all,
*vnd noch handiger wan ein gal,
mit der Meczen fchleichet er den pal.
in einem ftall
da kan er mit der gabel.
er důt den andern wider drieß,
(*)er fiert in feiner hand ein fpieß,
da man in auf den kirchtag ließ,
wie faft er ftiest!
dooh fchlůg man auf fein fchnabel.
der tőrpel ift fo gogelreich,
*niemand er auß dem wege weicht,
*mangen er in daz löder ftreicht,
was er in zeicht,
das er můß von im zabeln.

*Der felbig paur der hat ein fchwert,
*es ift eins ganczen pfundes wert,
*er ftreich ein in das leder fert,
er in gewert
*einer wunden lang als ellen.
*der felbig tőrpel hat die art,
*am feirtag fchirt er ab den part,
*daz er gefal der Greden zart,
mit tanczen hart
důt er die fies verbellen.
*derfelbig genftöffel vnuerzeit,
*der tregt ein köcher, der ift fo preit,
(*)er ift leppefch vnd auch verbeit,
ze dorf er fchreit
gleich fam die kölber bellen.

Und wen er hat im kopf den moft,
fo fpant er auf fein armproft,
er wil nun fein der forderoft,
wan man hin hofcht,

er tůt faſt vmbe gaffen.
*ja auf ſein proſt ſchlecht er ein pfeil
*vnd tregez geſpannen ein halbe meil,
*darum daz in niemand übereil,
(*)ſo truckt er, das es müß klaffen.
*der ſelbig paur der gat gern wein
*ſo errochet ſam ein eberſchwein,
*es kan in niemant über grein,
er tůt in pein
(*)mit ſchlagen vnd (mit) raffen.

*Es wil der ſelbig öſselezwing,
*daz man ein lidlin von im ſing
*vnd daz wol auf der geigen kling,
ſo man es ſpring
zů Praittenſteten zetancze.
*der ſelb paur der iſt ſo reß,
ob tiſch hat er ein wild gefreß,
er acht nit momen noch der beß,
einen ſchaff keß
den friſt er alſo ganczen.
ſo horend, wie der iſt genant,
das eüch der tőrpel ſei erkant,
ei daz im würd ſein maul ertrant
hin durch die zend!
er heiſt der junge Glancze.

Ich habe die mit Heselloher übereinstimmenden Verse durch vorgesetzte Sternchen hervorgehoben. Vergleicht man den Text im „Neithart Fuchs“ und den bei Heselloher, so ergibt sich, dass letzterer Text der ursprüngliche ist. Die bei Heselloher sich nicht findenden Verse, welche „Neithart Fuchs“ gibt, sprechen zum Theil zwar im ersten Augenblick durch eine gewisse Keckheit, womit sie hingeworfen sind, an; doch schon bei einiger näheren Prüfung sieht man, dass diese Verse eigentlich meist entweder sehr matte, oder sehr gesuchte Gedanken, ja — im Hinblick auf den Zusammenhang — sogar Unsinn enthalten, so dass ihr Charakter als der blosser Flickverse nicht zu leugnen ist. Mehrere entstellte Wortformen, wie V. 56 *errochet*, V. 60 *öſselszwing*, die auch dem Herausgeber Bobertag unverständlich blieben, deuten ebenfalls an, dass seinerzeit schon dem Umdichter des ganzen Liedes die betr. Verse in einer von ihm vermuthlich unrichtig gelesenen Handschrift vorlagen. Andererseits aber bieten die mit Heselloher übereinstimmenden Verse eine lehrreiche Bestätigung für den ausserdem nur in einer einzigen Handschrift (Cgm. 379) erhaltenen Text

unseres III. Heselloher'schen Liedes, von welchem man sonst Manches anzweifeln würde.

Zugleich ergibt sich hier ein Rückschluss auf das Alter des „Neithart Fuchs". Bobertag sagt in seiner Ausgabe desselben S. 147: „Die Zeit, in der der Verfasser schrieb, ist so unsicher, wie die des Dichters des Kalenbergers." Jetzt nun lehrt uns die Aufnahme eines Liedes von Heselloher, dass „Neithart Fuchs" in der uns vorliegenden Gestalt nicht über das 15. Jahrhundert zurückgehen kann, da dies auch von Heselloher's Liedern gilt.

Wir müssen zur Beleuchtung dieses Verhältnisses überhaupt die Quellen des „Neithart Fuchs" noch etwas näher in's Auge fassen, als schon oben (S. 490) geschehen ist. Bobertag hat nur von einem einzigen Lied des „Neithart Fuchs" (Nr. XXVIII) bemerkt, es sei „nach einem echten Liede Neidhart's von Reuenthal"[1]). Von Letzterem sind aber noch ausserdem Nr. XXIII *Nun ist der liechte sumer hin gescheiden* (7 Strophen; hierunter 1—5 = Str. 1—5 in Neidhart's Lied *Nu ist der liebe sumer hin gescheiden* Haupt's Ausg. S. 55—57); ferner Nr. XXIV *Die trüben tag vnd so leidliche klag hand mir freud benummen* (6 Strophen; hierunter 1—3 und 5 = Str. 1—3 und 5 in Neidhart's Lied *Dise trüeben tage dar zuo leitlichiu klage hânt mir vreude benomen* Haupt's A. S. 61—62). Bobertag sagt S. 147 über den Bearbeiter des „Neithart Fuchs": „Zum Glück waren seine Vorlagen insofern gut, als sie . . . wichtige Gedichte uns allein erhalten haben, wie das Fresslied und das üppige Gedicht Nr. XXV". Dies ist nicht richtig. Das Fresslied (N. Fuchs XXXI „des Neitharcz gfreß") findet sich unter demselben Titel auch bei der Hätzlerin (Nr. 69) und in der grösseren Kolmarer Meistersingerhandschrift (Cgm. 4997, Bl. 50; vgl. Bartsch „Meisterlieder" S. 7). Nr. XXV des „Neithart Fuchs" aber (*Ir alten weib nun frôet euch mit den jungen was euch der kalte winter hat bezeungen das wil der mei mit geschrei jungen*) erinnert nach Inhalt, Stil und Sprache ungemein lebhaft an Oswald von Wolkenstein und steht wirklich — und ohne Zweifel mit vollem Recht — unter dessen Gedichten (Beda Weber's Ausgabe S. 114 *Ir alten weib, nû freut euch mit den jungen was uns der kalte winter hât betwungen das wil der maye mit geschraye dungen* etc.). Auch das im „Neithart Fuchs" unmittelbar folgende Lied XXVI *Ein graferin pat in der Kaſtein* ist wohl von Oswald und dürfte in keiner künftigen Ausgabe des Letzteren zu übergehen sein (vgl. Oswald LXIV *Ain graserin durch*

1) Die ersten drei Strophen sind = Str. 2—4 des Neidhart'schen Liedes *Wender, uns wil din gewalt in die stuben dringen* (Haupt's Ausgabe S. 35—36).

küelen tau etc.). Der Zusammensteller des „Neithart Fuchs“ hat diese Oswald'schen Lieder ebenso, wie jene Verse Hesellohers, in sein Werk aufgenommen entweder weil er sie für Neidhartisch hielt, oder überhaupt weil sie in seinen Plan passten.

Bobertag sagt S. 147: „Wenn dem Verfasser des „Neithart Fuchs“ das Gedicht, welches er in dem Drucke als Bogenfüllung beifügt, zugeschrieben werden könnte, müsste er eine gewisse Bildung besessen haben, namentlich in der Musik.“ Was dieses durch Bobertag erwähnte, aber nicht mitgetheilte Gedicht anlangt (Von fraw Ehren wie sie dem Tichtor von der Weitlauff sagt *Nun freuet euch jr frechen kinder vergangen ist der kalte winter* kurz erwähnt bei Hagen Minnes. IV, 902), so möchte ich darauf hinweisen, dass es ebenfalls auch im Liederbuch der Clara Hätzlerin (Haltaus S. 36—39) vorkommt. Die letzte Strophe lautet dort:

Ich hüb da an, von der geſchicht
Ze ſingen hie all ditz geticht,
Als es Jörig Schilher hatt gericht
Mit ſeiner ler,
Als es fraw Er
Weißlich verchünden tett.

Es bleibt unklar, ob der Genannte als Verfasser oder als Quelle bezeichnet wird. In beiden Fällen aber werden wir, da der Meistersinger Jörg Schilcher im 15. Jahrhundert lebte[1]), bezüglich des „Neithart Fuchs“ hier auf die gleiche Zeit verwiesen, wie durch das Vorkommen zahlreicher Verse Hans Hesellohers in demselben.

Das Gedicht im „Neithart Fuchs“, welches die erwähnten Stellen aus Heselloher enthält (vgl. oben S. 490—92) beginnt mit den Versen:

Der mei iſt wider in daz land,
der winter hat vns tan gar and.
ir megt, nun fröet eüch alle ſant!

Sollten sie nicht vielleicht ebenfalls aus dem ursprünglichen Lied Hesellohers stammen? Ich halte dies für sehr möglich, da auch Hesellohers erstes Lied (gleich jenem ein Spottlied gegen die Bauern) den aus den Minnesingern und insbesondere aus Neidhart gewohnten Natur-Eingang zeigt (I, 1—6):

Wes ſol ich beginnen?
die frȫd wil mir zerrinnen.
kain püllin kan ich gewinnen.

---

1) Gödeke „Grundriss“ 2. Aufl. I, 314. — Riezler „Geschichte Baierns“ III, 866.

der ſummer wil von hynen.
die zeit hat ſich gereckt,
der winter iſt auffgeweckt.

Wir hätten dann neben letzterem Herbst- oder Winterliede auch ein Frühlingslied von Heselloher, wobei freilich jene lyrischen Accorde der Eingänge (vgl. noch die schöne zweite Strophe von Lied I) nur als ein leiser, aber trotzdem lieblich anmuthender Nachklang alter Kunstsitte erscheinen.

Durch Fehlen des Natureinganges vielleicht auffallend, sonst aber Hans Heselloher's oben als I. mitgetheiltem Gedichte sehr ähnlich ist ein Lied, welches J. C. v. Fichard nach einer ihm gehörigen Handschrift veröffentlicht hat („Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Litteratur und Geschichte" III. Theil, Frankf. 1815, S. 283—85, Nr. LVII). Fichard berichtet S. 196: „Dieser Codex ist von einer und derselben Hand, mit den unleugbaren Zügen des XV. Jahrhunderts geschrieben. Die Folge des in demselben Enthaltenen macht es möglich, dieser Sammlung die Mitte des XV. Jahrhunderts als den bestimmten Zeitpunkt, in welchem sie niedergeschrieben ward, anzuweisen. Das 3. dieser Lieder handelt von dem Constanzer Concilium und ist mit der Jahrzahl 1415 bezeichnet. Das 50. und die folgende 55. und 56. betreffen Vorfälle aus dem vierten und dem Anfang des fünften Dezenniums des erwähnten Jahrhunderts. Es muss dieser Codex demnach um die Mitte desselben geschrieben sein. Mit neuerer Hand sind auf den letzten Seiten drei Gedichte über die Schlacht bei Seckenheim im Jahre 1462 hinzugefügt."

Diese Liederhandschrift ist gegenwärtig, wie mir Herr Stadtbibliothekar Dr. Ebrard gefälligst mittheilt, nicht mehr in Frankfurt. Man erinnert sich dort noch, dass alle Fichard'schen Handschriften, welche nicht speciell Francofurtensia enthielten, 1831, einige Jahre nach Fichard's Tod, öffentlich versteigert wurden. Wohin die Handschrift gelangte, ist unbekannt[1]). Ich gebe also das fragliche Lied nach Fichard:

1) Ein Nachweis über den jetzigen Standort dieser verschollenen Handschrift wäre recht dankenswerth. Wie ich nebenbei bemerken möchte, enthält dieselbe (S. 258 bei Fichard) ein sehr heiteres Zecher-Lied, das in Beda Weber's Ausgabe (S. 49) unter die Werke Oswald's von Wolkenstein aufgenommen ist (*Wolauff, wir wellen slaffen! hausknecht, nü zündt ain liechtel* etc.) Ob es dem Letzteren zugehört, darf man wegen der ausgeprägten Volksthümlichkeit des Liedes bezweifeln. Dasselbe Gedicht steht in dem auch unsere drei ersten Heselloher-Lieder enthaltenden Cgm. 379, Bl. 111.

Ich weiß ein dörppel, heißt der Glantz;
er ſpringt gar höfflich an dem dantz.
die Metz gyt ym ein roſenkrantz.
er meint, der rey wer doch nit gantz,
und kem er nit daran
der ſelbe höfflich man.

Wie bald er nu dem pfeiffer winckt:
„mach mir den reyen, den man hynckt,
den — — uff und nieder ſinckt!
ſo wil ich dantzen, das es ſtinckt
für der Metzen gut.
ſie gyt mir hohen mut.“

Er nam die Metzen by der hant,
er dantzet umbin nach der want.
er wont, er dient dem gantzen land.
die ſprung det er alleſant.
er dragt ſich für ir umb
der ſelbe dörppel drom.

Er rumpt ir heymlich in ein or:
‚wann ich nu ſpring, ſchupff mich enbor!‘
ſie gedacht: „du biſt ein rechter dor.
ich bin dir nit als holt als vor.
du gnappeſt mit dem kopff
und biſt ein rechter dropff“.

Zu der Metzen iſt im gech.
er dreit zwen ſchuw, ſin glat und zech,
und ein barchet, der iſt wech;
mit rotten ſtriechen iſt er ſpech,
die über die achſel gond
und uff dem irmel ſton.

Er hat ein grüne kappen;
daran hangen lappen.
der ſelbe dieledappe
er kan wol ummer gnappen
von der Metzen zart.
ſie kömpt von hoher art.

Er gnappet hyn und gnappet her.
für ir ſo gat er als ein zwerg.
er dut recht als ein wilder ber.
er dutz ye lenger und ye mer
vil mengen hohen ſprung
der ſelbe dörppel drom.

Er hat ein har, das iſt gel und krom,
und dreyt ein ſyden gürttel umb,
ift ran als des von Wirttenberg ſtom,
und ein horn, das iſt krom,
das er an ym dreyt,
damit er ira verücht.

1 *dörppel* vgl. Heselloher's Lied I, 70 *torpel*. — *Glantz* dieser Name eines Bauern auch oben S. 492: *er heiſt der junge Glancze*; ferner Neithart Fuchs V. 407: *Oeczel, Woczel, Röczel, Stroczel end ein paur, hieſs Glancze*; ebenda V. 1702: *der Goſswein, Röczel und der Glancz*. — 3 *Metz* vgl. Hesell. I, 67. 84. — 4–5 vgl. Hesell. III, 3 *wir künnen fein über zar nit geraten*. — 5 *und kem er nit daran* wenn er etc. — 6 *der ſelbe hofflich man* vgl. Hes. I, 36: *der ſelbe edelman*, sowie unten V. 18 und 42. — 7 bei Fichard *pfiffer*, wohl zu lesen *pfeiffer*. — 9 fehlen zwei Silben. — 12 vgl. Hes. I, 72: *er hat ein üppigen můt*. — 15 *er wont* (wähnt) vgl. Hes. II, 12 *ich wand* (was also nicht *wönd* zu lesen ist). — *er dient dem gantzen land* er vollbringe (mit seinem Tanzen) eine Sache von grösster Wichtigkeit. — 16 *die ſprung* die „Pas". — 17 *dragt* dreht (heutzutage bair. *drát*). — 18 *drom* (auch 42) wohl = das *Trum*, Stück, plumpe Masse. Fichard erklärt: „*drom*, ein Balken, eine Stange"; allein *tram* Balken (Schm. I, 662) hat bair. ein helles *a*. — 19 *rumpt* raunt, flüstert. — 20 *ſchupff* schwing! — 23 *gnappeſt* (wackelst) vgl Hes 39 *gnappen* und unten V. 34 und 37. — 25 *gech* bei Fichard: *gehe*. *Zu der Metzen iſt im gech* vgl. Hes. I 67: *mit der Mätzen macht ers zách* (letzteres Wort in Schmeller's Abschrift falsch: *jach*). — 27 *wech* vgl. Hes. I, 70 *wách*. — 28 *ſpech* kunstvoll geschmückt; mhd. *spæhe*. — 30 *ermel* (Aermel) ächt bairische Form. — 31—32 vgl. Hes. I, 37—38; im vorliegenden Text fehlen wohl einige Worte. — 35 *der Metzen zart* vgl. Hes. III, 29 *der lieben zart*. — 39 *ber* vgl Hes. I, 117. — 41 *vil*, Hds. *fiel*. — *ſprung* vgl. Hes. I, 81. — 43 *krom* = *krumb*, krumm, gelockt. — 45 *ran* schlank (mhd. *rán* oder *ran* Müller-Zarncke II, 552; Schm II, 102); hier (mit Hinsicht auf *ſtom*): hochgewölbt. — *ſtom* = *ſtuben*. *des von Wirttenberg ſt.* ein Saal in dem noch stehenden „alten Schloss" zu Stuttgart. „Im Jahre 1417 werden erwähnt: . . . die *Ritterstube* oben im Haus (alten Schloss zu Stuttgart)" (Memminger. Beschreibung von Württemberg, Bd. 36, 1856, S. 114). „Im Mittelstocke befand sich die Wohnung des Fürsten, ausser Anderm der noch im 16. Jahrhundert gewöhnlich „*Ritterstube*" genannte Rittersaal, seit der Palas verlassen worden, der wichtigste Raum des ganzen Schlosses, der auch zu Festlichkeiten aller Art diente" (ebenda S. 116). — 46 *horn* vgl Hes. I, 91. — *krom* = *krumb*. — 48 *verücht* wohl entstellt; vgl. etwa Hes. I, 48. —

Wie man sieht, ist das Versmass genau dasselbe als in Heselloher's Lied I „*Wes ſol ich beginnen?*". Die Sprache trägt entschieden bairisches Gepräge, obwohl einige Stellen (13 *öy*; 18 und 42 *drom*; 19 *rumpt*; 29 *gond*; 30 *ſton*; 43 und 46 *krom*; 45 *ſtom*) zeigen, dass der Text durch die Hand eines alemannisch-schwäbischen Sammlers

oder Schreibers gegangen ist, während manche andere Stücke der in der Hs. enthaltenen Liedersammlung ursprünglich alemannisch waren (z. B. Nr. L). Inhalt und Stil erinnern sehr nahe an Heselloher, ebenso der Sprachgebrauch, wie soeben in den Anmerkungen hervorgehoben wurde. Das Lied ist also entweder von Heselloher, was ich für höchst wahrscheinlich halte, oder, wenn dies unrichtig wäre, doch als Nachahmung nach Heselloher interessant.

Wir gehen nun von den alten Zeugnissen auf die einschlägige neuere Literatur über. Indem wir letztere chronologisch vorführen, beabsichtigen wir, neben einer Kritik derselben, eine Anzahl theils von uns gefundener, theils schon von anderer Seite beigebrachter Materialien zusammenzustellen.

Der Erste, welcher in unserem Jahrhundert wieder auf Hans Heselloher aufmerksam machte, war B. J. Docen. Im „Neuen Literarischen Anzeiger" II. Jahrg. München 1807 S. 158 schreibt derselbe: „Ulrich Fürtrer, ein baierischer Mahler und Dichter zu Ende des XV. Jahrhunderts, nennt zwei seiner Zeitgenossen, den *Jörg von Eyfenhofen* und den *Hefenlocher*, welchen beiden er den Vorrang in der Poesie vor sich selbst zuerkennt[1]). Man wünscht zu erfahren, ob nicht von diesen zweien altbaierischen Dichtern sonst Nachrichten, oder etwa auch einige ihre Gedichte selbst vorhanden sind. Vermuthlich wird dieser Hesenlocher mit dem Verfasser des „Schmähelieds gegen die Schweizer" (in des Knaben Wunderhorn, von H. v. Arnim und Brentano) eine und dieselbe Person sein." Letztere Vermuthung freilich ist ganz unbegründet. Uebrigens ist dem sorgsamen Docen hier ein kleiner lapsus memoriae untergelaufen. Das Lied, welches Aeg. Tschudi „Chronicon Helveticum" II. Theil, Basel 1736, S. 412 alemannisch unter dem Titel gibt: „ein Schmach-Lied, so in diſen Tagen der Iſenhofer von Waltzhut für die Oeſterricher wider die Eydgenoſſen macht. Anno 1444" („*Woluf ich hör ein nüw Getön, Der edlen Vöglen Gſang* etc.") und wovon das Wunderhorn I, 360—362 eine schlechte hochdeutsche Uebertragung liefert[2]), hat mit Heselloher nur den Spott gegen die Bauern gemein; eigentlich aber dachte Docen ohne Zweifel daran, dass der durch

1) Vergl. den Abdruck und die Erörterung dieser Stelle aus Fürtrer oben S. 487—88.

2) Der beste Text bei Liliencron I, 383, N. 79. Tschudi II, 219—20 nennt ao. 1436 einen *Iſenhofer* als österr. Vogt der Veste Freudenberg (Liliencron).

Fürtrer neben Heselloher genannte „Jörg von Eysenhofen“ mit jenem Liederdichter Isenhofer dieselbe Person sein möchte[1]).

In dem sehr anerkennenswerthen „Versuch einer vollständigen Literatur der älteren deutschen Poesie. Erste Abtheilung, das Verzeichniss sämmtlicher Dichter von 800 bis 1500 enthaltend“ („Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst“ Bd. I, Berlin 1809, S. 176 sagt Docen: „Der *Hefenloher*, ein baierischer Dichter im 15. Jahrh., dessen Fürtrer um 1478 als eines noch Lebenden erwähnt. Einige Lieder von ihm, z. B „*Efeloher von dem pawrenknecht zu Stracing*“, stehen in einer Handschrift vom J. 1454, worüber eine besondere Anzeige folgen wird.“ Diese Anzeige ist leider nicht erfolgt. In seinem Handexemplar macht Docen noch die handschriftliche Randbemerkung: „von Heßlinlohe im Neuburgischen?“

Wir nehmen hieraus Veranlassung, über die Herkunft des Namens „*Hefelloher*“ Einiges zu sagen. Der durch Docen erwähnte Ort bei Neuburg an der Donau (jetzt Hesselloh, Dorf in der Pfarrei und Gemeinde Ried, Bez.-A. Neuburg) erscheint urkundlich im J. 1339 (Ludwig, römischer Kaiser, versetzt Ludwigen dem Sweppferman zwei Höfe zu Heselloh bei Neuburg: Oberb. Arch. V, 334). Es liegen jedoch keinerlei historische Anhaltspunkte vor, welche auf einen Zusammenhang des Geschlechtes der Heselloher mit diesem Ort bei Neuburg hindeuten. Lautlich betrachtet, kann der Familienname ebensogut von

---

1) Jörg von Eisenhofen war aber ein Bayer. Sein Stammsitz Eisenhofen liegt im jetzigen Bezirksamt Dachau (Oberbayern). Wig. Hundt (I, 590) sagt: „*Eysenhouer ein alts Geschlecht, hat man vor Jaren genannt vnnd geschriben Aysenhouer, vom Schloss Aysenhouen an der Glan, alias Ysenhouen.*“ Hundt S. 195: „*Herr Georg Ritter. Diser Herr Jorg Ritter Hertzog Albrechts Landthofmeister zu Munchen. Er hat Eysolzried von Hertzog Sigmunden kaufft Anno etc. 1479.*“ Mehrere weitere Daten über Jörg von Eisenhofen hat Spiller a. a. O beigebracht; hienach wird derselbe in Urkunden und Akten aus den J. 1470—1497 häufig genannt. Herzog Albrecht IV. „ordnete im Febr. 1487 den ersten Mann seines Hofes, den Hofmeister Jörg von Eisenhofen an Kaiser Friedrich III. ab, um diesen versöhnlicher zu stimmen“ (Sigm. Riezler, Sitz.-Ber. der bayr. Akad., hist. Cl., 1888, S. 392). — Von Dichtungen Jörg's von Eisenhofen ist nichts erhalten, und wir haben ausser jener Stelle bei Fürtrer keine Nachricht, dass er Dichter gewesen sei. Fürtrer erwähnt ihn auch in seiner „Bayerischen Chronik“ folgendermassen: „*ist aber in meinem werck icht verjaumbt, das mag Ewr gnad beuelchen Jorgen von Eyfenhofen, Ewr furſtlich gnaden hofmaiſter, der diſer ſachen vaſt pas dann ich bericht iſt; damit mag Ewr gnad ſchaffen, das er davon nem vnnd hinzuſetz nach ſeinem gut bedunken.*“ (F. Würthmann „Ausgewählte Stellen aus Ulrich Fürtrer's ungedruckter Chronik von Bayern“ im Oberb. Arch. V, 52).

Heselloh an der Isar (10 km oberhalb München) herrühren[1]) und hiefür spricht mit vieler Wahrscheinlichkeit der Umstand, dass die Heselloher, soweit wir von ihnen wissen, niemals nördlich der Donau begegnen, sondern immer nur im südlichen Oberbayern. Der älteste Träger des Namens tritt im J. 1257 auf: *Notum ſit omnibus, quod Wernherus de Heſenloh contulit eccleſiae* (dem Kloster Ranshofen bei Braunau, im jetzt österreich. Innviertel) *predium.* Mon. Bo. III, p. 287; O. T. v. Hefner „Stammbuch des Adels in Deutschland" II, 149. Da das *predium* nicht genannt ist, so bleibt es zweifelhaft, wohin dieser *Wernherus de Heſenloh* gehört. Hans Heselloher's Vater war, wie wir wissen, 1410—1421 Richter zu Wolfratshausen (unweit der Einmündung der Loisach in die Isar) und hier, zu Wolfratshausen, dürfte auch Hans H. geboren sein.

Heselloh an der Isar finden wir schon im J. 776 erwähnt. Herzog Tassilo von Bayern übergibt *omnia quae habuit Hatto ad Heſinloch* zur Kirche des heil. Dionysius an der Isar (Kloster Schäftlarn) Mon. Bo. VIII, 365. Dieser Hatto zeigt sich auch in einer andern Urkunde vom gleichen Jahr 776 als an der Isar begütert, indem er seine Besitzungen *ad Pubenhuſen et ad Paierbrunen* (Bogenhausen nächst München und Bayerbrunn oberhalb Heselloh) nach Schäftlarn schenkt (Mon. Bo. VIII, 364). Im J. 792 begegnet die wahrscheinlich in der letzten Silbe entstellte Form *Heſilinlich* (Freilassungsurkunde daselbst ausgestellt, Mon. Bo. VII, 373). Unter den Zeugen ist wieder ein *Hato* und ausserdem ein *Ehſo*. Riezler („Die Ortsnamen der Münchener Gegend" im Oberb. Arch. XLIV, 39) regt die Frage an, ob die Schreibung *Ehſo* hier nicht vielleicht *Heſo* bedeuten soll und in diesem Fall *Heſinloch* (776) mit jenem Personennamen *Heſo* zusammenhänge (Wald des Heso)? Ich möchte hinzufügen, dass auch in der nur wenig früheren Stiftungsurkunde von Schäftlarn (762, Mon. Bo. VIII, 363—4) unter den Zeugen ausser *Atto* ein *Ezzilo* vorkommt.

Später ging Heselloh wieder in anderen Besitz über. Den Wald daselbst (*Ezzol*, lies *Ezzlo*, *ſilvam*) gab Herzog Otto der Erlauchte (1231—53) zum Heiliggeistspitale in München, wie ein alter lat. Vers, den Krenner im Archive des Angerklosters entdeckte, versichert („Statistische Beschreibung des Erzbisthums München-Freising" von Anton Mayer, fortgesetzt von Georg Westermayer, Bd. II, S. 547).

---

1) Auch Prey XIV, 39[a] sagt: „*Hefelocher zu Paall. An der Iſaare ob der Statt Minchen iſt ain gehilz vnd ſchwaig der Hefeloher* (sic) *genandt. Etwan hiervon diſs herkommen vnnd Namen.*"

Chunrad von Baibrun (Bayerbrunn a. d. Isar), der Herzoge in Bayern Truchsess, verkauft 1301 dem Spital zu München seinen Hof zu *Hefelohe* (Oberb. Arch. XXI, 58). Das Heiliggeistspital behielt dieses Gut bis 1808 (Mayer-Westermayer ebenda).

Heutzutage ist das einsame Heselloh wegen der herrlichen Wald- und Flusslandschaft in seiner Nähe mit Recht ein beliebter Ausflugsort der Münchener. Vielleicht verhältnissmässig noch mehr war es dies im vorigen Jahrhundert, worüber so manche Nachrichten erhalten sind (damals „*das Hefelloh*"). Um die Zeit des dreissigjährigen Krieges besang es Jacobus Balde als *Heseloïa Tempe*[1]). In einem Jagdregister Herzog Wilhelms IV. vom J. 1545 heisst es „*das Hefloch*" (Oberb. Arch. XV, 205). Bei der grossen Bekanntheit des Oertleins schreibe ich nach dem jetzt üblichen Namen desselben auch unseren Dichter „*Hefelloher*", was zwischen „*Hefenlocher*", wie die ältere urkundliche Form des Familiennamens lautet, und „*Heffelohe*", wie der Ortsname in neuester Zeit amtlich, aber nicht musterhaft, geschrieben wird, die richtige Vermittlung darstellen dürfte[2]).

Den Text eines Heselloher'schen Gedichtes veröffentlichte 1819 mit der Ueberschrift „Das Lied von einer Bauern-Hochzeit" ein Ungenannter im „Baierischen Nationalblatt" herausgegeben zu München durch Jos. v. Obernberg und Xav. v. Caspar, Nr. 17, Sp. 129—132 „Hans Heselloher, Richter zu Päl (Weilheim) lebte um's Jahr 1471, berühmt durch seine fröhliche Laune und lustigen Humor. Dr. Hund bewahrte uns noch ein Gedicht von ihm. Dasselbe eröffnet einen Blick in das Volks-Leben und Gerichtswesen des XV. Jahrhunderts und darum verdient es sich hier einen Platz. Die jetzt fremden Worte dieses Liedes zu erklären, möchte zu weitschichtig sein." Hieran schliesst sich ein Abdruck des vollständigen Textes (*Von üppiglichen Dingen*) nach Hundt, aber sehr ungenau und fehlerhaft.

A. M. Kobolt „Baierisches Gelehrten-Lexikon. Ergänzungen, nebst Nachträgen von Gandershofer" Landshut 1824, S. 156 wiederholt das bei Wig. Hundt und das bei Docen im N. Literar. Anzeiger über Hans Heselloher Gesagte. Aus dessen Liedern kennt er nur zwei: „*Von üppertichen* (sic) *Dingen*" und „*Hänsel hafeloher* (sic), *wie lang willtu tappisch* (ungenau statt: *teppisch*) *sein*".

Im J. 1831 brachte das „Taschenbuch für vaterländische Geschichte"

1) Silvae (ed. 2ª, Coloniae 1646) IX, 27.

2) Die Form *Heffeloher* hat allerdings schon Lied II, Vers 2 (oben S. 452); doch in den Urkunden finden wir fast immer nur ein *f*.

herausgegeben von Freih. Jos. v. Hormayr den schon kurz erwähnten Aufsatz: „Hanns der Heselloher, ein humoristischer Volksdichter im XV. Jahrhundert“ unterzeichnet „Zkr“ d. h Ludwig Zenker, Reichsarchivsekretär, wie der Verfasser des nächstfolgenden Aufsatzes in der Inhaltsübersicht bezeichnet wird. Der uns hier interessirende Artikel handelt zuerst von dem Ort Heselloh bei München, dann von dem Geschlecht der Heselloher zu Päl, ohne Quellenangabe, doch offenbar fast durchaus nach W. Hundt und Prey. Hierauf fährt Zenker fort: „Hanns Hesellocher war ein munterer aufgeweckter Kopf, ein lustiger Bruder, der sich in allerlei Kurzweil und Schwänken gefiel. Diese originelle Laune strömte in mancherlei Reimstücken und Liedern aus, welche er in burleskem Ton und nach der Weise gedichtet, die wir mit dem Namen Volksmanier bezeichnen. Von allen diesen „G'sangeln“, so in jener Zeit von Mund zu Mund liefen und gar ergötzlich gefunden wurden, ist nur ein Einziges, welches die Schilderung einer argen Rauferei bei einem Bauerntanze enthält, bis auf uns gekommen; wir geben dem Leser dieses Lied nicht als etwas Gelungenes, sondern weil es sowohl als Probe des Zeitgeschmackes, als zur Charakteristik des Dichters dient, und als ein treffendes Seitenstück zu dem Bauernliede gelten kann, welches G. von Bretschneider im zweiten Stück von Meusels historisch-literarisch-bibliographischem Magazin mitgetheilt hat.“ Es folgt nun ein Abdruck des vorerwähnten Liedes Heselloher's (*Von vppiglichen Dingen ſo will ich heben an* etc.) mit erklärenden Anmerkungen, die freilich, ebenso wie auch hier der Text, manches Falsche enthalten. Das geringschätzende Urtheil, welches über dieses Lied vom Herausgeber gefällt wird, („wir geben es nicht als etwas Gelungenes“) beruht auf Vorurtheil und sprachlicher Unkenntniss. In Wahrheit haben wir ein treffliches Gedicht vor uns. Den Stoff mag man etwa mit einigem Grund derb finden, hat aber auch zu bedenken, dass es sich eben um eine „Dorfgeschichte“ handelt, wie wir heute sagen würden. Wenn Zenker beifügt, dieses Lied könne als ein treffendes Seitenstück zu dem durch Bretschneider mitgetheilten „Bauernlied“ gelten, so fällt er hiemit selbst ein treffendes Urtheil. Das handschriftliche Bruchstück, welches Bretschneider a. a. O. sogar in Facsimile (Kupfer) herausgab, enthält nämlich Strophe 2—5 von Neidhart's Lied „*Sinc, ein guldin huon; ich gibe dir weize*“; der Schluss lautet in diesem Fragment (= Haupt's Hs. *K*): „*gutes gib ich ir dy wal. reuental do iſt mein eygen. dor czu hoen ſin.*“ Obwohl nun weder Bretschneider noch Zenker auch nur den Namen Neidharts von Reuenthal kannten, so hat doch Ersterer das Richtige geahnt, indem er Heselloher mit jenem freilich weit früheren und kunstreicheren Sänger zusammen-

stellte, mit dem derselbe immerhin die meiste Verwandtschaft hat und dessen Vorbild wohl in ihm fortwirkte[1]).

Der gleiche Aufsatz Zenker's findet sich buchstäblich wieder abgedruckt und ebenfalls mit „Zkr" unterzeichnet im „Vaterländischen Magazin" München 1841, S 145—148.

Schon vor 1838 beschäftigte sich J. A. Schmeller mit unserem Heselloher. Als Nachfolger Docen's im Katalogisiren der handschriftlichen Schätze in der Münchener Staatsbibliothek setzte er auch dessen literargeschichtliche Studien über die darin vertretenen altdeutschen Dichter, die grossen wie die kleineren, fort. Er fand den Heselloher interessant genug, um alle von ihm in Münchener Handschriften überlieferten Texte nebst den biographischen Angaben bei Wiguleus Hundt und Fürtrer in einem eigenen Hefte zu sammeln. Als aber Ludwig Uhland seine „Volkslieder" vorbereitete und sich, wie es scheint, um Beiträge an Schmeller wandte, überliess dieser in bekannter Selbstlosigkeit seine ganze Arbeit an Uhland. Von des Letzteren Sammlung: „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" erschien der I. Band, 2. Abtheilung im J. 1845 und brachte S 653 als Nr. 249 mit der Ueberschrift „*Heselloher*" das Lied „*Von üppiglichen dingen jo will ichs heben an*". Den Text (nach Cgm. 2298, Bl. 200ᵃ—200ᵈ) entnahm Uhland der Abschrift Schmeller's, welche er schon im August 1838 benützt hatte, wie ein Vermerk Schmeller's in dessen Manuscript (Schmellerana 59, Bl. 10) andeutet. Uhland weist ausserdem vier alte Drucke des Liedes (16. Jahrhundert) nach, nämlich ein fliegendes Blatt, Nürnberg durch Jobst Gutknecht; „65 teutsche Lieder etc. Argentor." Nr. 62; „Frankfurter Liederbuch" (dessen ältere Ausgabe als „Ambraser Liederbuch" bekannt ist) Nr. 129; „Erfurter Liederbuch" Nr. 130. „Diese Drucke geben einen überarbeiteten Text, woraus die drei meist abweichenden Strophen beigesetzt und einige Stellen zur Berichtigung benützt sind." Die im gleichen Band von Uhland's Volksliedern, wie der Text, enthaltenen Anmerkungen sagen u. a.: „Der Verf. des Liedes, Hans Heselloher, starb 1470 als Pfleger zu Pal in Oberbaiern". (Diese Jahrzahl unrichtig; vgl. oben S. 484).

Seb. Dachauer in seiner 1843 erschienenen „Chronik mehrerer Ortschaften aus der Umgegend von Brannenburg" (Oberb. Arch. Bd. V) kommt auf Hans Heselloher zu sprechen, indem er (S. 222—301) über „Holenstein, Castrum Holnstein" handelt. Letzteres sucht Dachauer in

1) Nach Zeit und Sprache wäre Heselloher natürlich eher als Nachfolger Oswald's von Wolkenstein († 1445) zu bezeichnen. Schade, dass uns von den „vielen" Liedern, welche er laut W. Hundt's Angabe dichtete, nur so wenige erhalten sind!

dem jetzigen „Bauergut Hölnstein", das „hoch oben am nördlichen Ende des grossen Brannenberges, kaum eine halbe Stunde südlich von Brannenburg steht, mit einer sehr schönen Aussicht in die östlichen Gebirge und länge dem Inn hinab". „Ein Originalbrief, auf Pergament geschrieben, gibt uns Kunde von Hannsen dem Holensteiner zu Hölenstein, wie er von Markus Höggner, Bürger zu Markt Hall im Innthal, ein kleines Güt zu Tegerndorf, genannt auf der Höggen, erkauft. Der Brief ist gesiegelt von Friedrich Zimmerauer, Pfleger zu Falkenstein. Dem Sohne dieses Hannsen von Hölenstein, Namens Heinrich, gab im Jahre 1437 der Propst von St. Petersberg am Madron, Ulrich Aresinger, *„die schöne Alpe im Schönfeuchta hinterhalb des großen Venbaches in die Schwaig, genannt Hölenstein im Falkenstainer Gericht, damit die Schwaig gebeffert und uns und unserm Gotteshaus St. Petersberg die Forderung und der Dienst defter pafs davon gefallen*[1] *möge*" (noch im Original zu Hölenstein). Diese schöne Alpe wurde ganz unentgeltlich zum Hölensteiner Gut gegeben und nicht einmal eine jährliche Gilt und Stift darauf gelegt, was doch bei ähnlichen Schenkungen gewöhnlich war. Woher mag wohl dieses grosse Wohlwollen für den Besitzer von Hölenstein rühren? Es möchte aus Folgendem sich erklären lassen: Hund, im dritten Theil seines Stammbuchs, erzählt bei dem Geschlechte der Heselober von einem Hanns Heselober, welcher Pfleger zu Päl gewesen war. „Dieser hat viele deutsche Lieder gemacht, unter andern eines . . . das er als Freier einer Jungfrau von Hölenstein gemacht hat: *Es taget von dem Hölenstein.*" „Sehr wahrscheinlich ist es (fährt Dachauer fort), dass diese Jungfrau eine Tochter des Hannsen von Hölenstein gewesen und Hannsen Heselobers Gemahlin geworden sei. Hanns Heselober hatte zwei Töchter: Barbara, Gemahlin des Hannsen von Schellenberg zu Weilheim; und Anna, Gemahlin des Wolf Aresinger zu Dürgenfeld. Ulrich Aresinger, der Probst von St. Petersberg, war mit den Hölensteinern verwandt. Urkundlich kann ich jedoch solches nicht nachweisen."

Dieser Versuch, über das uns nur dem Eingang nach erhaltene Gedicht Heselober's einiges Licht zu verbreiten, ist interessant, aber doch ungenügend. Dachauer selbst, der von „Hölnstein" schon früher (Oberb. Arch. I, 1839, S. 287—90) gehandelt hat, musste dort (S. 288) zugeben, dass bei dem Hölenstein unweit Brannenburg „keine Spur und keine Sage mehr von dem Castrum übrig ist. Es ist dieses Höllnstein oder Hüllnstein, wie es auf beide Weise auch jetzt genannt wird, wenigstens seit 400 Jahren schon ein einfaches Bauergut". Doch fügt

1) zufallen, eingehen.

Dachauer hinzu: „Ausser diesen Hölensteinern zu Holenstein finden wir in dieser Zeit, um das J. 1470, die Brüder Konrad und Hanns die Hölensteiner, den ersten zu Willing, den andern zu Kirchdorf; beide waren Landstände (Buchner's Gesch. v. Bayern VI. Buch)." Von den obengenannten Orten liegt Kirchdorf ganz nahe bei dem erwähnten Höllnstein, und auch Willing (Dorf bei Aibling) fällt noch in dieselbe Gegend. Holnsteiner ritterlichen Standes sind in der That gerade aus dieser Gegend und Zeit auch sonst bekannt[1]). Dass aber jene Holnsteinerin, welcher zu Ehren Hans Heselloher ein Lied dichtete, seine Braut geworden, ist nicht nachweisbar. Wir wissen vielmehr nur, dass er (um 1450) mit Anna Schondorfferin von Pöl (s. o. S. 471) und dann — wohl in zweiter Ehe — mit Anna, einer Tochter des Georg Pauss von Weilheim (s. S. 479), verheiratet war.

Dachauer führt sodann (I, 288) mit Bezug auf das fragliche Holnstein eine Urkunde in Meichelbeck's Historia Frisingensis I, 2, S. 573 an: *Item comparavit* (Bischof Otto II. von Freising, 1184—1220) *pro 30 marcis duas curias et unam heubam* (= huebam) *in villa Wihse sub castro Hollnstein sitas a quodam nobili viro Ottone de Rutte* etc. „Dass das jetzige Bauerngut Höllnstein nahe bei Brannenburg jenes bei Meichelbeck genannte sei, wird mir daraus klar, weil nach der tabellarischen Beschreibung des Erzbisthums München-Freising nur das einzige Höllnstein in ganz Oberbayern ist. Das *Wihse sub castro Hollnstein* kann kein anderer Ort sein, als die zerstreuten Häuser an der Landstrasse zwischen Brannenburg und Reischenhart, welche jetzt zusammen Wiesenhausen, auch Isenhausen genannt werden." Es ist nun nicht richtig, dass ausser Höllnstein bei Brannenburg kein anderer Ort dieses oder ähnlichen Namens in Oberbayern vorkommt. Schon Wig. Hundt III, 393 bemerkt: „*Das Oberhaus ob dem Stain, ob der Traun bey Bämburg heisst der Hollenstein; ob sie* (die Holensteiner) *vielleicht ihren Namen von selbem haben?*" Eine Einöde Holnstein liegt gegenwärtig in der Gemeinde und Pfarrei Obersiegsdorf, Bez.-A. Traunstein. F. H. Graf v. Hundt in seiner gründlichen Abhandlung „Das Edelgeschlecht der Waldecker auf Pastberg, Holnstein, Miesbach und Hohenwaldeck bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts" (Oberb. Arch. XXXI, 104) vermuthet das *Wihse* jener Urkunde im heutigen

1) Wig. Hundt (bei Freyberg) III, 393: „*Konrad Holensteiner zu Wilting Aiblinger Landgerichts circa Anno 1470 Landtafl. Hans Holensteiner zu Kirchdorf anno ibidem*" (sic). Prey XIV, 315 beschreibt den Grabstein „*des edlen und vöſten*" Hanns Hollensteiner († 1483) in der Pfarrkirche zu Kirchdorf. Vgl. auch die Urkunden im Oberb. Arch V, 346—47.

Wiechs (Amtsger. Aibling, Pfarrei Au); dieses „mag zu der Ruine gehört haben, welche über den Quellen des Auerbaches vom Director v. Obernberg entdeckt ward, und nun in der Gemeinde Niklasreut, an jenen *de Rutte* erinnernd, aber immer noch in der Pfarrei Au, liegt. Hier suchen wir das Stammschloss Holenstein". Seb. Freudensprung „Die im I. Tomus der Meichelbeck'schen Historia Frising. aufgeführten Oertlichkeiten" (Freising 1856) erklärt S. 39 die Stelle *villa Wihſe ſub caſtro Hollnſtein* als „Höhlenstein, verschwundenes Schloss, zu dessen Fuss Weichs, jetzt Weiler in der Pfarrei Ohlstadt, Landgerichts Weilheim". Doch liegt letzteres Höhlenstein von Weichs bei Ohlstadt immerhin 7 km. entfernt. Zudem ist es von demselben nicht nur durch den Loisachfluss getrennt, sondern auch durch den ganz nahe bei Höhlenstein sich erhebenden „Vestbühel", den Hügel der alten Grafenburg Eschenlohe[1]). Bei Ohlstadt erhob sich einst die später zerstörte Schaumburg und man könnte daher von dem nahen Weichs wohl füglicher sagen, dass es *„ſub caſtro Scouenburc"* lag. Ob irgendwelche örtliche Spuren, geschriebene oder mündliche Ueberlieferungen berechtigen, bei dem Höhlenstein hinter Eschenlohe mit Freudensprung von einem „verschwundenen Schloss" zu reden, konnte ich bisher nicht feststellen. Wäre es der Fall, dann hätte allerdings dieses Höhlenstein oder, wie es im „Topographischen Atlas von Bayern" (Blatt Murnau) heisst: Höllenstein, wegen seiner Nähe bei Weilheim und bei Pähl vielleicht mehr, als die übrigen gleichnamigen Orte in Oberbayern, Anspruch, mit dem durch Heselloher in seinem Lied genannten Holnstein in Verbindung gebracht zu werden.

Hans Heselloher's Vater Niclas tritt, wie oben S. 484 erwähnt, im J. 1416 als Richter zu Wolfratshausen auf (Mon. Bo. II, 71). Sein unmittelbarer Vorgänger in diesem Amt oder, wenn man will, sein Amtsgenosse, da Niclas Heselloher auch schon 1410 als Richter von Wolfratshausen erscheint, war Hanns der Höllensteiner (urkundlich genannt als Richter von Wolfratshausen im J. 1415, den 16. Juli und 7. September, s. Geiss im Oberb. Arch. XXVI, 154). So mag es gekommen sein, dass Hans Heselloher von Jugend auf mit den Höllensteinern in näherem Verkehr stand.

1847 veröffentlichte Jos. Ant. Brenner, Pfarrer in Pähl, seine schon angeführte „Chronik des Pfarrsprengels Pähl, k. Landgerichts Weilheim" (Oberb. Arch. IX, 219—253). Diese Chronik handelt u. a. ziemlich ausführlich von Hochpähl oder dem meist sogenannten „Hoch-

1) J. A. Daisenberger „Die Grafen von Eschenloh" im Oberbayer. Arch. XXXVI, 200—233.

schloss", dann vom „mitteren" und vom „unteren Schloss Pähl". Beim Hochschlosse erwähnt Brenner kurz die Heselloher, eingehender bei dem von Pähl südlich $^1/_2$ Stunde entfernten Schlosse Rösselsberg, wo die Heselloher ebenfalls einen gefreiten Sitz[1]) hatten. „Andrä Heselloher liegt in der Kirche Pähl begraben. Sein Grabstein, der bei dem letzten Kirchenbaue dem Grabe entrückt und zerbrochen wurde, findet sich umgewendet unten an den westlichen Stufen der Stiege, welche zum Gottesacker führt, worauf noch in altdeutschen Buchstaben zu lesen ist: . . . *starb andrä hefelloher* . . . ." Sind diese Angaben und ihre Deutung richtig, dann widersprechen sie den oben gesammelten Nachrichten, laut deren Andreas (und Hans) Heselloher zu Andechs begraben liegt. Indess konnte ich mich selbst durch Besichtigung des fraglichen Grabsteines überzeugen, dass Brenner die Inschrift falsch gelesen hat und in Wirklichkeit das Denkmal des Niclas Heselloher, Vaters von Andrä und Hans, vorliegt, welches schon Prey in seinem genealogischen Werke, sowie in seinem Grabsteinbuch uns überliefert hat (s. oben S. 485). Der Stein wurde unlängst (beiläufig 1886) an eine geschütztere Stelle verbracht. Herr Hugo Arnold, k. Hauptmann a. D. und Schriftsteller zu München, macht mir darüber folgende gefällige Mittheilung: „Der Stein, rother Marmor, war als Treppenstufe auf der hohen, zum Kirchhofe führenden Stiege verwendet und hier bereits in zwei Theile zerbrochen, so dass das darauf befindliche Wappen der Heselloher — Esels- oder Pferdeköpfe im Schild und auf dem Stechhelm, mit üppiger Helmzier und einer Palme auf deren oberstem Theil — beschädigt ist. Er wurde auf meine Veranlassung und auf Kosten von Herrn Czermak, Schloss- und Gutsbesitzer auf Pähl, und unter Leitung von Herrn Ludwig Hartmann, Kunstmaler (München), ausgehoben und an der Osthälfte der nördlichen Friedhofsmauer (Aussenseite) eingemauert, da der Widerstand des Kirchenpflegers gegen die Anbringung im Innern der Kirche nicht zu besiegen war: es hiess: die Gemeinde werde es nicht dulden." Wappen und Inschrift des stattlichen Monumentes sind begreiflicherweise nicht mehr so gut erhalten als vor 200 Jahren, zur Zeit Prey's, aber doch jetzt wieder deutlicher sichtbar, als zur Zeit Brenner's, wo sie durch Einfügung in jene Treppe grösstentheils verdeckt waren. Das Wappen, obgleich verwittert und lückenhaft, ist als das Heselloher'sche, wie es bei Prey erscheint, bestimmt erkennbar. Von der Umschrift vermochte ich noch zu lesen: (oben) „. . . *cccclii starb niclas hefjell* . . ." — (links unten): „. . . *tein*

1) So Brenner. Ueber die Erwerbung eines Lehens zu Rösselsberg durch Andrä und Hans Heselloher im J. 1453 s. o. S. 472.

Hau . . (sfraw)". Ein Theil der übrigen Worte ist an sich gut lesbar, wurde aber zur Zeit meiner Anwesenheit durch davor gelagerte Baumstämme unzugänglich gemacht. Uebrigens genügt das eben Angeführte, um jeden Zweifel auszuschliessen, dass hier das schon bei Prey abgebildete Grabmal vorliegt. Dass aber auch Brenner kein anderes meinte, beweist dessen handschriftliche Pähler Chronik, die mir der jetzige Herr Pfarrer Burkard freundlichst vorlegte. In dieser liest man (mit nachgezeichneten Buchstaben): *„ccccliii . . . ſtaarb antres heſſelloher"* — wobei nur *„antres"* irrthümlich für *„niclas"* gelesen ist, die Jahrzahl aber schon an sich auf Niclas Heselloher schliessen lässt.

Brenner berichtet in seiner gedruckten Chronik weiter: „Eine Denksäule aus Granit, 9 Schuh hoch, am westlichen Abhange von Rösselsberg, verkündet noch das vormalige Dasein der Heselloher auf dem Rösselsberge. Ihr Wappen, das sie von den Rösselsbergern beibehielten, und in einem doppelten Pferdkopfe im weissen Felde besteht, findet sich nebst der Jahrzahl 1483 auf dieser Säule, wie auch an alten Ofenfüssen im Schlosse Rösselsberg." Die hier beschriebene Säule steht auch gegenwärtig noch wohlbehalten, wenn gleich von hohem Alter geschwärzt, im blumigen Grund und erfreut durch hübsche gothische Formen. Der obere Theil, ein kapellenartiger Aufsatz, erinnert in seinem Umriss an eine sogen. Todtenleuchte[1]). Die Vorderseite dieses Theiles enthält in einer tiefen Nische die plastische Darstellung der Kreuzigung (Jesus am Kreuz und zwei Figuren, wohl Maria und Johannes, daneben); die Seite links vom Beschauer in einer ähnlichen Nische den Oelberg (Jesus und zwei Jünger); die Rückseite in sehr hübscher Arbeit das Heselloher'sche Wappen, ähnlich wie auf dem vorbeschriebenen Grabstein; endlich die Seite rechts in Zügen des 15. Jahrhunderts eine Zahl, wovon die drei ersten Stellen 148. noch vollkommen deutlich sind. Die letzte konnte ich bei der Kürze meiner Anwesenheit nicht sicher feststellen, da sie stark mit Flechten überwachsen war; doch ergab seitdem eine auf Anordnung des Gutspächters von Rösselsberg, Herrn Süsskind, vorgenommene Reinigung laut brieflicher Nachricht die Zahl 1483. Der Historische Verein von Oberbayern besitzt schon aus dem Jahre 1833 von diesem Objekt eine schöne und grosse Abbildung (Sepia und Tusche); vergl. 9. Jahresbericht für 1843, München 1844, S. 69: „Die alte *Betſäule* bei dem gräflich Viereggischen Schlosse Rösselsberg an der Strasse von Weilheim nach Tutzing, nach der Natur gezeichnet durch Maler C. A. Lebschée"; dann Oberb. Arch. X, 145

1) Vergl. Otte „Archäologisches Wörterbuch" 2. A. 1877, S. 249. Die Abbildung einer „Todtenleuchte" im Oberb. Arch. V, 134.

und „Die Sammlungen des Histor. Ver. von Oberb." II Abth., 2. Heft, Münch. 1880, S. 4. Auch diese Abbildung lässt die, allerdings in der letzten Ziffer verschnörkelte Zahl 1483 ersehen. Wir treffen hiemit in die Jahre 1483—86, innerhalb welches Zeitraums, wie o. S. 477—79 gezeigt, Hans Heselloher gestorben ist. Sollte also nicht ihm dieses Denkmal gelten? Es ist auf dem Land in Südbayern eine alte, noch jetzt geübte Sitte, die Erinnerung an einen Familienangehörigen, welcher unter freiem Himmel durch einen Unfall oder sonst unerwartet rasch vom Tode ereilt wurde, durch ein kleines religiöses Monument (in der Volkssprache „*Marterſaul'n*" genannt) festzuhalten und ihn dadurch dem Gebete der Vorüberwandernden zu empfehlen[1]). Dass diese Sitte einst auch beim bayerischen Adel herrschte, lehrt z. B. das an der Strasse zwischen Prien und Schloss Wildenwart liegende Erinnerungsmal einen Freiherrn von Schurff, welcher, zu Wildenwart heimisch, im 17. oder 18. Jahrhundert an jener Stelle durch einen Sturz vom Pferde verunglückte. Aehnlich mag vielleicht auch die Säule unweit Rösselsberg ein Sterbedenkmal Hans Heselloher's, oder auch seines Bruders Andreas, darstellen. Ihr Geschlecht scheint, wenigstens im Mannesstamm weltlichen Standes, mit ihnen erloschen zu sein[2]).

Wenn Brenner weiter berichtet, der Heselloher Wappen finde sich auch „an alten Ofenfüssen im Schlosse Rösselsberg", so ist dies unrichtig. Ein Zimmer des ersten Stockwerkes enthält einen riesigen, grünglasirten Ofen von interessanter kunstgewerblicher Arbeit. Die Füsse dieses Ofens haben die Gestalt hockender Bären, mit je einem farbigen Wappen vor sich, jedoch nicht dem der Heselloher, sondern der Herren von Berndorf und mit der Jahrzahl 1699. Mehrere Grabsteine der Letztern mit dem gleichen Wappen (Bären und Zangen) sieht man noch jetzt in der Pfarrkirche zu Pähl; ebensolche (aus Pähl) sind abgebildet in Prey's Grabsteinbuch I, 129 und beschrieben in Gailler's Vindelicia sacra (Augsb. 1756) III, 245.

1) Vgl. Karl Gruber's treffliche kulturhistorische Skizze „Marterl und Taferl" Zeitschr. des d. u. ö. Alpenvereins 1888, S. 129—136 sowie meine „Volksschauspiele" S. 179.

2) Einen Hanns Heselloher geistlichen Standes, sowie einen älteren Ulrich Heselloher weist Prey T. XIV, Bl. 39—40ª urkundlich also nach:

„*Vlrich Heſeloher etwan Nicolai brueder richter zu Wolfertshauſen ao. 1432. aufs dem freyſingeſchen conſiſtorial prothocol de dato 20. octb.*"

„*herr Hanns Heſelocher ut puto vlrichs Sohn Pfarrer zu haimbhauſen ao. 1443 et 63. ex prothocol. friſ[ingenſi] ſein Namen ſtehet auch zu Tegernſee im creuzgang, aber ohne Wappen.*"

Vgl. Freyberg Beitr. I, 148: „*Ulrich Heſellocher zu Wolfertshausen 1425; Ulrich H., Burger daſelbst 1446*".

Wilhelm Wackernagel in der „Deutschen Literaturgeschichte“ (Basel 1851—55, S. 261) bemerkt: „So weicht (im 15. Jahrh.) die Lyrik des Volkes von jener der Höfe und deshalb noch entschiedener von der meistersingerischen ab. Gleichwohl konnte sie der Nachahmung der einen wie der andern sich nicht völlig enthalten. Daher jetzt im Munde der Bürger, wie einst der Höflinge der Neithartische Spott gegen das Bauernvolk“ (Hiezu die Anmerkung:) „Uhland 653 von Hans Heselloher, einem Baiern“. (Ebenso in der II Aufl., Basel 1879, S. 334). Wackernagel sieht also (soviel sich aus seiner bündigen, Vieles zusammenfassenden Darstellung entnehmen lässt) in Heselloher einen Vertreter der bürgerlichen Dichtung. Letzteres ist mit Bezug auf den Stand desselben unrichtig. Mit jenem Citat aus Uhland bezeichnet Wackernagel das Lied „*Von üppiglichen dingen*“.

In den 1854 erschienenen vierten Band des „Wunderhorn's“, aus A. v. Arnim's handschriftlichem Nachlass herausgegeben von L. Erk, findet sich auch Heselloher's Lied „*Von üppiglichen Dingen*“ (ohne Bezeichnung des Verfassers) aufgenommen (S. 312—18). Arnim gibt diesen Text nach einem fliegenden Blatt „*Ein Lied von dem yppigen Pawren*“, gedr. Nürnberg durch Jobst Gutknecht (den Herausgebern zufolge „um 1515—1536“). Offenbar ein Exemplar desselben Druckes ist auf der Staatsbibliothek zu München (Einbl. I, 5) „*Von dem yppigen pawren*“, wovon nur der Anfang des Titels („*Ein Lied*“) sowie am Schluss die Angabe des Druckortes und Druckers weggeschnitten sind. Links oben befindet sich ein Holzschnitt: zwei mit Seitengewehren und Rucksäcken versehene Bauern, im Gespräch einander gegenüberstehend. Der Text ist jenem im Ambraser (Frankfurter) Liederbuch fast völlig gleich.

Dr. Hyacinth Holland in seiner verdienstlichen „Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern“ (Regensburg 1862) hebt hervor, wie unser Heselloher „ein Neidhart in neuer verjüngter Auflage“ sei. „Als Dichter steht der Heselloher weit hinter Neidhart, doch ist er gleich unbändig, fröhlich und ein Freund des Bauernlebens. Auch er schildert den bäuerlichen Hochmuth, der selbst beim Tanze gepanzert einhertritt, böse Händel anfängt, worauf sich eine tüchtige Prügelei, ein Scharmützel und Dreschen anhebt, das mit Löchern in den Köpfen und blauen Flecken endet.“ Hier ist das Lied von „*Von üppiglichen Dingen*“ gemeint. Holland erwähnt ausserdem die von Wig. Hundt mit ihren Anfängen citirten Lieder: „*Hänsel Heseloher, wie lang* etc.“ und „*Es taget von dem Holenstein*“.

Eine für uns wichtige Nachricht bringt der als Heraldiker ehrenvoll bekannte Dr. Otto Titan v. Hefner in seinem zu München 1866 erschienenen Werke „Des denkwürdigen und nützlichen Bayerischen

Antiquarius Erste Abtheilung: Adelicher Antiquarius. Aus unverwerflichen Urkunden gearbeitet und herausgegeben" Bd. I, S. 106. Nachdem Hefner zuerst über Holnstein bei Beilngries im Reg.-Bez. Mittelfranken gehandelt, fährt er fort: „Ein anderes Holnstein bei Brannenburg am Inn war das Stammhaus des althayerischen Geschlechtes der Holnsteiner, welche zu Anfang des XVI Jahrhunderts ausgestorben sind und ein Widderhorn (bald silbern in Roth, bald schwarz in Gold und umgekehrt) im Schilde führten. Hans Hesseloher, ein Edelmann und Volksdichter aus dem Ende des XV. Jahrhunderts war der unglückliche Freier einer Jungfrau Elisabet von Holnstein und hat ihr zu Ehren ein Gedicht gemacht, das wegen seiner Schönheit und Herzlichkeit damals vom Volke gesungen wurde, wenn auch die holprigen Verse der altdeutschen Dichtkunst nicht so geläufig klingen, als unsere modernen. Leider kennen wir von dem Liede nicht mehr als die Anfangsstrophe, welche aber an sich verständlich genug, wie in allen Zeiten und bei allen Völkern das Lied der Liebe, spricht:

Es taget von dem Holenſtain
In hellem Glanz als (wie) ein Rubein
Mein Morgenſtern.
Er hat erglaſt (erglänzt) mit ſeinem Schein
Sein Nam' iſt Els vom Holenſtain;
So ſollt' ich's loben gern,
Wo (wenn) meine Pein
Die Jungfrau wollt' mit Gunst erhören —"

Hefner berichtet nicht, wo er diese Verse gefunden. In der „Vorbemerkung" zum ersten Band sagt er S. IV: „Ueber die benützten, grösstentheils handschriftlichen Quellen werde ich am Schlusse des Buches mich kritisch verbreiten" und S. V: „Der Bayerische Antiquarius wird etwa 3 Bändchen zu je 5 Lieferungen oder ungefähr 400 Seiten betragen. Das letzte Bändchen soll das kritische Verzeichniss der benützten Quellen enthalten." Doch ist der 3. Band und damit das Quellenverzeichniss nie erschienen, da Hefner schon im J. 1870 von einem allzufrühen Tode hingerafft wurde. Mündliche Nachfragen bei Freunden des auch mir einst persönlich wohlbekannten Historikers blieben ohne Ergebniss.

Allem Anschein nach müssen wir Hefner dankbar sein, dass er aus dem reichen Schatz seiner Forschungen und gesammelten Documente uns dieses kleine poetische Bruchstück erhalten und bekannt gemacht hat; gleichwohl bleibt die unterlassene Nennung seiner Quelle sehr bedauerlich. Hefner pflegte im „Antiquarius" die von ihm angeführten Stellen aus altdeutschen Gedichten in die jetzige Sprache zu

übertragen[1]) und Gleiches war wohl bei vorliegender Strophe der Fall. Wir haben keine genügende Veranlassung etwa gar anzunehmen, die ganze Strophe sei, abgesehen von dem schon bei Hundt (Lieb) vorkommenden ersten Verse, ein untergeschobenes Machwerk des Herausgebers; immerhin aber müsste man Hefner's Quelle wissen, um deren Verlässigkeit beurtheilen zu können, wobei sich dann auch die richtige sprachliche und metrische Form vielleicht genauer feststellen liesse. Aus diesen Gründen war die erwähnte Strophe unter Heselloher's Lieder (oben S. 449—59) vorläufig nicht einzureihen. Wir wagen aber wenigstens den Versuch, dieselbe — ihre Echtheit vorausgesetzt — nachstehend mittelst verbesserter Interpunction und einiger Erläuterungen in ihrem Charakter klarer hervortreten zu lassen. Man hätte etwa zu schreiben:

„Es taget von dem Holenſtein
in hellem glanz als ein rubein
mein morgenſtern.
er hat erglaſt mit ſeinem ſchein;
ſein nam iſt Els vom Holenſtein!“ —
ſo wollt ich ſ' loben gern,
wo meine pein
die jungfrau wollt mit gunſt erhören.“

Vers 1—2 der Reim *-ein* oder *-ain* = mhd. *-ein* auf *-ein* = mhd. *-în* (*Holenſtain : rubein : ſchein : pein*) ist auffallend und kommt in den vier vollständig erhaltenen Liedern Heselloher's nirgends vor. — 2—3 die uns heutzutage befremdende Vergleichung des Morgensterns mit einem Rubin findet sich auch in Hartman's Iwein: *ein alsô gelpfer rubîn, der morgensterne möhte ein niht schœner, swenne er ûf gât.* — 4 *erglaſt* = *erglaſtet*. Vgl. Müller-Zarncke Wb. I, 547 *ergleste* swv. leuchte auf, von *gleste* glänze, praet. *gleste* oder *glaste*; *ich fich ergleſten ain ſtern* Hätzlerin S. 29; *du biſt mein gleſtig morgenſtern* Hätzl. S. 148. — *er hat erglaſt* (was keinen recht befriedigenden Sinn gibt) vielleicht zu lesen: *er vaſt erglaſt* = er leuchtet sehr. — 6 *ſo* bezieht sich auf Vers 1—5. — *ſollt ich* würde (werde) ich; *ſ'* = *ſie* (nicht: *es*, wie nach Hefner's Interpunction *'s*). — 8 *erhören* wohl nicht (etwa in der Schreibung *erhern*) Reim auf *morgenſtern* und *gern*, sondern eher ein Waise (durch das Metrum vorgeschriebener reimloser Vers).

Uhland's ausführliche Anmerkungen zu den „Volksliedern“ erschienen erst nach seinem Tod, im Jahre 1869, herausgegeben von Wilh. Ludwig Holland (Uhland's „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“ Bd. 4). Ueber den Heselloher handelt Uhland hier S. 222—30. Es wiederholt zuerst auszugsweise die Angaben

1) So z. B. I, 223—25 Stellen aus dem sog. Fadinger-Lied, dessen alte Form wir kennen.

Wig. Hundt's (nach Schmeller's Manuscript) und nennt dabei ausser dem durch ihn in seine „Volkslieder" aufgenommenen „*Von üppiglichen dingen*" noch die Lieder „*Hänsel Hefferlloher, wie lang* etc." und „*Item einer Jungfrau von Holnstein zu Ehren*", ohne dass er den Anfang des letzteren („*Es taget con dem Holenstein*") kennt. Nachher sagt er: „Eine handschriftliche Liedersammlung des 15. Jahrhunderts auf der Münchener Bibliothek (Cod. germ. 379, Papier, 4°, nach Hrn. Franz Pfeiffers Bemerkung vom Jahre 1454) enthält weitere Lieder des Heselohers." Uhland theilt jedoch von diesen Liedern (durchaus nach Schmeller's Vorarbeit) nur wenige Proben, nämlich 36 von 200 Versen mit. Am Schlusse stellt Uhland (hier auf Grund eigener Studien) eine Anzahl Dichtungen im Versmass von Heselloher's Lied „*Von üppiglichen dingen*" und mit gleichem oder ähnlichem Anfang zusammen, so „*ain news gedicht von fürwicz der welt*" in einem „Druckblatt in Folio, o. O. u. J., auf der Berliner Bibliothek[1]"; ein Lied auf die Pest (1516), eine Art Todtentanz[2]); eines „*von den faulen hawßmayden*" (in derselben Handschrift) gedichtet durch „*Mathias Wurgenbock von Gretz*" (d. h. wohl: Greiz, nicht Graz); ein Lied auf den Bauernkrieg und die Bestürmung der Würzburger Veste 1525 von Fritz Beck in 68 Strophen[3]); ein Spottlied auf Murner (1526); ein ironisches Lied auf die Besserung der Geistlichkeit (1539); ein Lied „*von der Narren Kappen*" d. h. den Buhlern, in einem Druck aus der Zeit zwischen 1560 und 1570[4]); endlich ein „*neues Liedt von der Rebellischen Pauren krieg*" (in Oesterreich unter der Enns, 1597). Bei mehreren dieser Nachdichtungen ist jedoch das Versmass kunstloser gemacht und dadurch seines Charakters entkleidet.

1) Ein Druck dieses kulturgeschichtlich sehr merkwürdigen Liedes, dessen Inhalt man treffender bezeichnen könnte: „Ueber die Fremdländerei in Bayern" (*Was newes nun vor handen | Und vor gewesen nye* etc.) ist auch auf der Münchener Staatsbibliothek (Einbl. I, 7[m]). Riezler „Geschichte Baierns" III, 864 vermuthet als Entstehungszeit das erste und zweite Dezennium des 16. Jahrhunderts.

2) *Von üppiglichen dingen, geistlichen zu singen. Von wunderlichen dingen so will ich heben an* etc. Der Text lehnt sich auch nach dem Eingang noch an den Wortlaut von Heselloher's Lied an.

3) Ign. Gropp, Wirzb. Chronik, 1. Theil, Wirzburg 1754, S. 141—163; O. L. B. Wolff „Sammlung historischer Volkslieder" Stuttg. 1830, S. 236—266; Fr. Jacobs und F. A. Ukert „Beiträge zur älteren Litteratur" Leipz. 1836, II. 202 nach einer Gothaer Handschrift; Liliencron Bd. III, S. 471—82. Ein zweites Lied über dieselbe Belagerung, in abgekürztem Versmass, aber ganz mit Heselloher's Eingang (*Von uppiglichen dingen so will ich heben an*) theilt Liliencron S. 468—71 mit.

4) Dasselbe Lied findet sich auch in der oben genannten Wien-Mondseeer Hs. 3027, unmittelbar nach Heselloher's „*Von yppiglichen dingen*".

1874 habe ich selbst in meiner Schrift „Weihnachtlied und -Spiel in Oberbayern“ (im Druck erschienen 1875) auf Heselloher Bezug genommen. Viele Weihnachtlieder des Volkes in Altbayern und Oesterreich erinnern in ihrem Rhythmus wie in ihrem kunstvollen Strophenbau mehr an die altdeutsche als an die moderne Metrik. „Die Tradition, aus welcher sie (und verwandte weltliche Lieder) schöpfen, geht in's Mittelalter zurück. In der humoristischen Darstellung von Scenen aus dem Bauernleben, speciell in dem Aufzählen bekannter — hier freilich nur erdichteter — Personen aus der Nachbarschaft, in deren satirischer Schilderung und dem gleichzeitigen Anschluss an Tanzweisen berühren sie sich mit Neidhart und seinen Nachahmern . . . Von dem oberbayerischen Dichter Heselloher, der nicht so fast ein Nachahmer, als vielmehr ein Fortsetzer Neidhart's ist, erscheint wenigstens ein Lied gedruckt noch 1584. Dasselbe Lied wurde 1526—1597 in nicht weniger als sechs verschiedenen Gedichten parodirt.“

Prof. Franz M. Böhme im „Altdeutschen Liederbuch“ (Leipz. 1877, bei Breitkopf & Härtel) gibt S. 558—560 die Melodie (Tenor) des Liedes „*Von üppiglichen dingen*“ nach Peter Schöffer und Apiarius „65 teutsche Lieder. Argentor. c. 1537“. Da der älteste Text (nach Cgm. 2298, 16. Jh.) schon bei Uhland veröffentlicht war, so bringt Böhme auch den durch viele Varianten bemerkenswerthen, aber freilich entschieden jüngeren Text aus Schöffer's Liederbuch[1]). Er nennt die schon durch Uhland angeführten alten Drucke und gedenkt auch kurz der Wiener Hschr. (s. o. S. 464). Er wiederholt dann Uhland's Zusammenstellung der zahlreichen Nachbildungen nach Heselloher's Lied „*Von üppiglichen dingen*“ und verweist ausserdem auf eine in verschiedenen Handschriften und alten Drucken, zuerst 1505, vorkommende geistliche Bearbeitung der oben (S. 513) erwähnten „Narrenkappe“ (nach Heselloher). Böhme zeigt ferner, dass Bruchstücke vom Text und Ton desselben Heselloher'schen Liedes in Quodlibeten des 16. Jahrhunderts (bei Forster und bei Schmeltzl) vorkommen, „welches letztere allemal für Beliebtheit spricht“; auch in Werlin's Liederwerk (1646) finde sich noch die erste Textstrophe nebst Melodie[2]). Die übrigen handschriftlich er-

1) Ebenfalls nach Schöffer und Apiarius, aber im mehrstimmigen Satze gibt das Lied R. Frh. v. Liliencron „Deutsches Leben im Volkslied um 1530“ Berl. 1885, S. 304, vgl. XVII.

2) Der Text in Werlin's Handschrift (Cgm. 3640, S. 3746—3750) stimmt mit jenem im sogen. Ambraser Liederbuch von 1582 (abgedruckt Bibl. d. lit. Ver. XII, 149) so gut als buchstäblich überein und ist wohl daher entnommen.

haltenen Lieder Heselloher's erwähnt Böhme nur ganz kurz nach Uhland's Auszug.

In der „Allgemeinen deutschen Biographie" (hgg. durch Liliencron und Wegele Bd. 12, Leipzig 1880 S. 271) widmete Karl Bartsch unserem Poeten einige Zeilen, die aber beinahe nichts als Falsches enthalten. „Der Heselloher, Dichter, ohne Zweifel aus der Nähe von München, nach seinem Geburtsorte Hesellohe (Grosshesellohe) benannt. Wir besitzen von ihm noch vier frische Liebeslieder in volksthümlichem Stile. Die Zeit seines Dichtens bestimmt sich daraus, dass er von Ulrich Füterer um 1478 noch als Lebender erwähnt wird." Wenn man sieht, wie ein so verehrungswürdiger Kenner unserer alten Dichtung in diesem Fall lauter Irriges vorbringen konnte, so muss man auch zugeben, dass Hans Heselloher bisher nicht gebührend beachtet war. Wir haben nicht den geringsten Grund, anzunehmen, dass Heselloh bei München Geburtsort des Hans Heselloher gewesen; vielmehr dürfte er eher zu Wolfratshausen, wo sein Vater herzoglicher Richter war, das Licht der Welt erblickt haben. Sein Familienname rührt wohl wahrscheinlich, wie oben gezeigt, aber doch nicht „ohne Zweifel" von dem Heselloh an der Isar her. Wir besitzen von Hans Heselloher keine „vier Liebeslieder", sondern nur den Eingang von einem solchen (*„Es taget von dem Holenstein"*); die vier Lieder, welche wir von ihm besitzen, sind keine Liebeslieder. Die „Zeit seines Dichtens" bestimmt sich viel eher daraus, dass drei seiner Lieder schon in einer Handschrift von 1454 oder früher enthalten sind, als aus dem Umstand, dass er „von Ulrich Füterer um 1478 als Lebender erwähnt wird". Die letztere, durch Combination gewonnene Jahrzahl ist gar nicht 1478, sondern 1487; übrigens sahen wir oben (S. 488), dass jene Combination einer sorgfältigen Prüfung nicht Stich hält.

Als in den siebziger Jahren zu München ein neues Rathhaus gebaut wurde, beschloss man, den grössten Saal in demselben mit einem Bild aus der Stadtgeschichte zu schmücken. Der Künstler wählte hiezu die symbolische Nebeneinanderstellung von hervorragenden Personen, welche im Lauf der Jahrhunderte zu München gewirkt haben. In einer Gruppe dieses Bildes nun erscheint auch Hans Heselloher. Vgl. Karl Theodor Heigel „München's Geschichte 1158—1806. Ein Kommentar zu Karl von Piloty's Kolossalgemälde" München 1882, S. 14. — Georg Hauberrisser „Das neue Rathhaus in München, herausgegeben in 20 photographischen Bildern mit Text (etc.) vom Erbauer" München 1883, Tafel 23 (Saal der Gemeindebevollmächtigten mit Piloty's Oelbild.

Auf dem im Saal vor dem Gemälde befindlichen, in eine Marmorplatte eingegrabenen Erklärungsschema ist die Heselloher darstellende Figur mit 25 bezeichnet).

R. Spiller in seinen „Studien über Ulrich Füetrer“ (1883) kommt nebenbei auf Heselloher zu sprechen, von dem er eine bisher unbekannte Urkunde (s. o. S. 474—75) anführt. Spiller bemerkt (S. 285): „Die Lieder Heselloher's haben einen frischen, volksmässigen, nicht zu derben Ton und halten sich fern von allen unsittlichen Späßen. Aus der ehrenvollen Erwähnung bei Füetrer ist zu ersehen, dass diese Lieder sehr beliebt waren und auch am Hofe gerne gehört wurden.“

Der treffliche Gödeke kennt in der ersten Auflage seines „Grundrisses“ (1862) unseren Dichter gar nicht. In der zweiten (1884, Bd. I, S. 298) hat er nur Einiges aus Wig. Hundt's Nachrichten, und auch dies nur auf Grund der ungenauen Wiedergabe in Kobolt's „Baierischem Gelehrten-Lexikon“. Gödeke erwähnt nach dieser Quelle das Lied „*Von üppiglichen Dingen*“ und „*Hänſel Heſeloher, wie lang wiltu tappiſch*[1]) *ſein?*“ Von Heselloher's Tagelied und von dessen drei in Cgm. 379 erhaltenen Liedern weiss er nichts; ebensowenig von Uhland's Ausgabe eines Liedes und Auszug der übrigen.

Es war also wohl an der Zeit, von den vier uns erhaltenen Liedern Heselloher's die drei bisher noch ungedruckten endlich einmal herauszugeben, was oben auf Grund von Cgm. 379 geschehen ist.

Wie früher bemerkt, hat schon Schmeller eine Abschrift dieser Lieder hinterlassen; dieselbe eignet sich jedoch nicht zu wörtlichem Abdruck. Sie enthält - abgesehen von mehreren Lesefehlern[2]) — eine sehr stark vereinfachte Schreibung, die sich von der Handschrift etwas weiter entfernt, als im vorliegenden Fall ratsam sein dürfte[3]). Bei

1) Bei Hundt steht: „*leppiſch*“.

2) I, 8 *bringen dz werck* statt *pringend werck*. — 13 *getligen* st. *getling*. — 20 *zimetrind* st. *zimenrind* (vergl. lat. *cinnamum*, *cinnamomum*, sowie Schmeller Wb. II, 1125: *zimmerrind*, *zimmerrörlin* nach einer Münchener Hs. vom J. 1437). — 46 *gab* st. *gâb*. — 67 *jach* st. *zâch* (das *z* allerdings etwas undeutlich). — 96 *fein* st. *fein*. — 102 *am* st. *am*. — 104 *fy* st. *fy*. — II, 29 *zwiw* st. *zwüe* (*zwûe*). — III, 15 *ſiefs* st. *ſiefs*. — IV, 82 *geſchee* st. *geſtee*. — 169 *mueffe* st. *mueffte* oder *mûeffte*.

3) So z. B. I, 3 *buelen* für *pûlin*. — 7 *ſament* für *ſâment* (allerdings kann hier *á* auch *a* bedeuten). — 22 *ward* für *word* (Hs. *wôrd*). — 48 *möcht* für *mâcht*. — II, 6 *hofjunkfrauen* für *hoffejunckfrawen* (vgl. mhd. *hove-*). — III, 19 *gleich* für *geleich*. — IV, 152 *bund* für *pundt* (was einen andern Sinn gibt).

einem Denkmal, das einer sprachlich wie orthographisch so sehr schwankenden Uebergangsperiode angehört, das wenigstens zum Theil dialektisch gefärbt und nur in einer einzigen Aufzeichnung überliefert ist, wird man gerne den Charakter der Handschrift schon im Text nicht ganz verwischt sehen. Ohne dass ich hiemit einem rohen Abdruck das Wort reden möchte, hielt ich es für geboten, mich so enge als möglich an die Handschrift zu halten, umsomehr, als Verschiedenes erkennen lässt, dass Meister Schmeller jene Abschrift nicht unmittelbar für den Druck bestimmt hatte

Freilich stösst das Streben, den handschriftlichen Befund schon im Text möglichst treu vorzuführen, bei unserem Cod. germ. 379, dem Lied I—III entnommen sind, auf einige Schwierigkeiten paläographischer Natur, besonders hinsichtlich der Vocalbezeichnung. Wie man weiss, haben erfahrene Handschriftenleser keinen Anstand genommen, die Verlegenheit zu gestehen, in welche sie bei deutschen Urkunden, Chroniken etc. des 15. Jahrhunderts eben mit Bezug auf die Vocale versetzt wurden[1]). Das dem *a* oder *o* übergeschriebene *e* kann sowohl den Umlaut, als die Länge dieser Vocale bezeichnen und findet sich, wenn auch missbräuchlich, sogar über kurzem *a*. Gleiches gilt von den (ursprünglich aus dem *e* entstandenen) schräg von links nach rechts emporsteigenden Punkten über *a* oder *o*. — *ů* und *u* mit schrägen Punkten bezeichnen sowohl die Brechung (*uɛ*), als den Umlaut (*ü*), ja auch den Umlaut der Brechung (*üɛ*). *ů* und *ů́* sind nicht immer leicht zu unterscheiden, und das Zeichen *ů* wird bisweilen sogar für kurzes *u* verwendet. All diese Fälle sind in unserer Handschrift bei Heselloher's Liedern vertreten. Ich habe nun das übergeschriebene *o* und *e* da gesetzt, wo es deutlich zu erkennen war und den Lautgesetzen gemäss eine Brechung oder einen Umlaut ausdrückt. Wo es dagegen die Länge andeutet oder gar nur aus Nachlässigkeit eingedrungen scheint, berichten darüber die Anmerkungen[2]). Für die schrägen Punkte setze ich — deren Herkunft entsprechend — *ů́*, wenn sie einen Umlaut bedeuten, sonst aber im Text nur einfachen Vocal.

1) Stickel „Die Texte der in den Monumenta graphica medii aevi enthaltenen Schrifttafeln" (1859) S. V. — Lexer „Chroniken der deutschen Städte" Bd. I (1862) S. 300—301 — Weizsäcker „Reichstagsakten" Bd. I (1867) S. LXXVI—LXXVIII. - Riezler „Fürstenbergisches Urkundenbuch" Bd. I (1877) S. XV.

2) Es würde ebensosehr gegen Handschriften- wie gegen Sprachkunde verstossen im Text etwa zu setzen I, 13 *hofen*; 14 *kofen*; 19 *prot*; 21 *fott*; 22 *wórd*; 44 und 100 *gröfs*; 63 *kůfs*; 103 *kóm*; II, 19 *ward*; 26 *fchúlt*.

Den wechselnden Gebrauch von *i*, *j* und *y*, sowie von *u*, *v* und *w* liess ich unverändert. Das *v* mit Punkten (in vocalischem Anlaut) gab ich durch *v̈*. Für die Eigennamen wählte ich grosse statt der in der Handschrift gebrauchten kleinen Anfangsbuchstaben. Getrennt geschriebene Zusammensetzungen wurden verbunden.

Auch bei dem vierten Lied habe ich mich in der Orthographie möglichst eng an die Handschrift (Cgm. 2298, 16. Jahrh.) gehalten. Die daselbst in einer Minderzahl von Fällen verwendeten grossen Anfangsbuchstaben wurden durch kleine ersetzt, ausgenommen die Eigennamen und ersten Worte der Strophen. Die Bezeichnung des Umlautes entweder durch übergeschriebenes *e* oder durch Punkte folgt in diesem Liede ganz der Handschrift.

München, September 1889.

Zur Ueberlieferung der Chronik von Morea.

Von

John Schmitt.

Von allen Handschriften, welche uns die Geschichte des Fürstentums Achaja überliefern, gebührt dem Copenhagener Codex der erste Rang[1]). Er enthält eine bedeutend grössere Summe von historischen Material als der Livre de la Conqueste, und seine Diction ist in jeder Beziehung altertümlicher und urwüchsiger als die des Pariser Codex, dessen Sprache und Metrum von der Hand eines etwas stilgewandteren Correctors eine Veränderung erfuhren Durch die ausführlichen Schilderungen der beiden griechischen Chroniken gewinnen wir ein anschauliches Bild von den im dreizehnten und im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts im eigentlichen Griechenland herrschenden Zuständen. Ein neues Gebiet, welches man aus unzusammenhängenden Fragmenten nicht mehr herstellen zu können glaubte, wurde durch die Veröffentlichung und Erklärung der Chronik, sowie durch die Berichtigung ihrer Irrtümer an der Hand von zahlreichen Dokumenten und Urkunden, wieder für die Geschichtsforschung genommen. Buchon, welcher das durch die griechischen Freiheitskämpfe wiedererwachte Interesse des

1) Der Pariser Codex wurde von Buchon herausgegeben in seinem Sammelwerk: Chroniques étrangères, Paris 1841; der Copenhagener Codex und der Livre de la Conqueste unter dem Titel: Recherches sur la Principauté Française de Morée, Paris 1845. In meiner in München 1889 erschienenen Dissertation „die Chronik von Morea" werden die hier angedeuteten Fragen über das gegenseitige Verhältnis der Chroniken ausführlich behandelt. Es sei mir bei Erwähnung dieser Arbeit gestattet, auf einen von mir übersehenen Artikel in den Sitzungsberichten der Akademie von Besançon 1880 pag. 217 hinzuweisen, in welchem Herr Marquis Terrier de Loray die Originalität der gr. Chronik zu beweisen sucht. Die Kenntnis dieses Artikels verdanke ich Herrn Prof. H. Suchier, dem ich hiermit meinen verbindlichen Dank ausspreche.

Abendlandes auch auf die mittelalterliche Geschichte des hellenischen Volkes lenkte, hat sich dadurch ein bleibendes Verdienst erworben.

Eine Ergänzung zu den von Buchon ins Leben gerufenen rein historischen Forschungen dürften die Betrachtungen über die Kultur und Sprache jener Epoche bilden. Auch über diese Fragen bietet uns die Chronik eine so mannigfache Belehrung, dass wir mit Recht behaupten dürfen, ihr kulturhistorischer Wert sei nicht weniger bedeutend als das durch sie der historischen Forschung zugeführte neue Material. Ich möchte bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, dass die Chronik von grosser Bedeutung für das Feudalrecht ist. Wir lernen jene eigentümlichen Rechtsverhältnisse kennen, welche sich während der fränkischen Feudalherrschaft in Syrien ausgebildet hatten. Das in der Chronik häufig erwähnte *βιβλίον*, welches bei wichtigen Gelegenheiten befragt wurde, ist jedenfalls nichts anders als eine Modification der Assises de Jerusalem[1]). Die Principien des Feudalrechts werden in einer den neuen Verhältnissen angemessenen Weise weiter ausgebildet. Die Barone und Ritter waren nicht allein tapfere Krieger, sondern auch tüchtige Juristen, die ihre ganze Beredtsamkeit aufboten und keine List verschmähten, wenn es sich darum handelte einen Prozess zu gewinnen. Fürst Wilhelm übernimmt selbst einmal die Rolle eines Advocaten. Die vor Gericht gehaltenen Reden bilden oft ganze Tiraden, und das Interesse an solchen Debatten ist überall ersichtlich. In keinem Werke erfahren wir so viele Einzelheiten über die Gepflogenheiten der Haute Court. Die Formalitäten, welche im Verkehr zwischen fränkischen Rittern, oder zwischen diesen und hochgestellten Griechen üblich waren, sind ebenfalls von Interesse. Der Uebermut der Franken, welche gegenüber den Unterjochten nur das auf ihr gutes Schwert gegründete Recht gelten liessen, kommt oft mit seiner ganzen Gewalt zum Durchbruch.

Die Sprache, deren sich der Verfasser bedient, ist höchst beachtenswert; sie ist ein getreuer Reflex jener Redeweise, welche frei von allen gelehrten Einwirkungen, sich im Laufe der Zeit im Verkehr zwischen

1) Man vergleiche hierzu Beugnot's Einleitung sowie seine Anmerkungen zu den Assises de Jérusalem, im Recueil des Hist. des Croisades. B. führt aus wie die neugegründeten Rechtsverhältnisse von Syrien auf Cypern, dann auf das lateinische Kaiserreich und endlich auf das Fürstentum Achaja übertragen wurden, wo sie bekanntlich am längsten in Kraft blieben. Des Weiteren bemerkt er p. 305 Anm.: on ne trouve ni dans les Olim ni dans aucun monument historique du XIII siecle autant de renseignements sur la forme des délibérations de la Cour du Roi, que dans cette chronique grecque qui, à nos yeux, offre le tableau le plus animé et le plus exact des moeurs féodales.

gräzisierten Franken und romanisierten Griechen herausgebildet hatte. Zum ersten Mal kommt jene enge Verschmelzung von griechischem und fränkischem Wesen zum Ausdruck. Die Sprache trägt den Stempel ihrer Zeit; das ihr eigentümliche Colorit vermag besser als alles Andere diese neugeschaffenen Kulturzustände zu beleuchten.

Aber gerade die Bedeutung der Chronik in sprachlicher Beziehung ist vom Herausgeber nicht genügend hervorgehoben worden. Dass dadurch auch der Text nicht die verdiente Berücksichtigung erfuhr, ist selbstverständlich; doch dürfen auch andrerseits nicht allzu hohe Ansprüche an eine Ausgabe gestellt werden, die einer Zeit entstammt, welche noch keine kritischen Ausgaben in unserm Sinne kannte. Auch auf romanischem Gebiete, wo sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eine rührige Thätigkeit zu entfalten beginnt, war man noch nicht viel weiter vorgeschritten. Immer noch beschränkten sich die Herausgeber auf den Abdruck einer Handschrift, und das Aeusserste was man verlangen konnte, war eine getreue und zuverlässige Wiedergabe derselben. Erst Friedrich Diez und Konrad Hofmann vermochten tiefer in die Kenntnis mittelalterlicher Texte einzudringen. Sie eröffneten der romanischen Sprachforschung neue Bahnen, indem sie die Texte nicht nur möglichst getreu wiedergaben, sondern auch die Fehler der Handschriften mit Erfolg verbesserten. Sie haben glänzende Vorbilder geschaffen, an welchen sich die jüngere Generation heranbilden konnte.

Zur Zeit als Buchon seine Chroniken herausgab, fehlte es noch — wenn wir von den Leistungen des allein dastehenden Korais absehen — an nennenswerten Vorarbeiten, welche die Kenntnis des Vulgärgriechischen fördern konnten. Dazu kam noch, dass Buchon keinen Sinn für den Text als solchen hatte. Er gab auch ohne weiteres zu, dass es ihm nicht um die Erforschung der Sprache zu thun sei, und wollte daher die Besorgung einer korrekteren Ausgabe einem Fachmann überlassen[1]). Für ihn war die Chronik nur eine Fundgrube, aus welcher er Material für seine historischen Forschungen schöpfen könnte. Daher kommt es, dass wir in seinem Text eine grosse Anzahl von Fehlern finden, welche teils aus der Behandlung der Vulgärsprache nach den Gesetzen der Klassicität, teils aus blosser Nachlässigkeit, Uebereilung und Verwirrung entstanden sind. Ausserdem noch bietet die Ausgabe des C. Cod. ein eigentümliches Gemisch von Formen, welche, wie wir weiter unten an einigen Beispielen sehen werden, durch eine nachlässige Collation auf Grund der P. Cod. entstanden sind.

1) Im Nachtrag wird dieser Punkt ausführlich behandelt.

Buchons Ausgabe ist also bei weitem nicht das, was sie sein will, nämlich eine getreue Wiedergabe der Handschrift. Ich konnte nach einer sorgfältigen Vergleichung der Handschrift mit dem Texte Buchons nur die Ueberzeugung gewinnen, dass die ganze Arbeit mit Berücksichtigung sämmtlicher Versionen wieder von neuem begonnen werden muss, wenn dieses wichtige Denkmal in einer brauchbaren Ausgabe zugänglich gemacht werden soll.

In der vorliegenden Schrift beschränke ich mich darauf, die zwischen der Ausgabe und der Copenhagener Handschrift bestehenden Differenzen nach übersichtlichen Gesichtspunkten zu ordnen. Es konnten hierbei nur die Verse, die den Prolog bilden, in Betracht gezogen werden, da ein Vergleich des Ganzen den mir gestatteten Raum überschreiten würde. Doch treten auch hier schon die wichtigsten Züge der Handschrift deutlich genug hervor. Hierauf folgen alsdann einige allgemeine Mittheilungen über die Handschrift; im Nachtrage werden die Verdienste hervorgehoben, welche sich der verstorbene Landois um die Chronik erworben hat

I. Auslassungen. Im Ganzen beläuft sich die Zahl der vom Herausgeber übersehenen Verse auf fünfzehn. Er folgt auf

Vers 31 fol. 4b *Ὅπου ἠσασιν εἰς τὴν βουλὴν καὶ εἰς τὸ ταξίδι ἐκεῖνο*
„ 661 „ 57b *Ὁ κατὰ εἰς νὰ ἐκπληρῇ δουλειαν μὲ τὸ κορμί του*
„ 1759 „ 86a *Ἐκεῖνον ἐπαράδωκεν τὸ δεσποτάτον ὅλον*
„ 2823 „ 112b *Οὔτε εἰς πτωχόν μου γείτονα νὰ ἐπάρῃ τὸ ἐδικόν του.*
„ 3579 „ 129b *Ἡ μηχανία καὶ πονηρία κερδίζει τὴν ἀνδρείαν*
„ 4949 „ 163b *Ὅταν τοῦ ἦλθε θάνατος εἰς τὴν ὥραν τῆς θανῆς του*
„ 5184 „ 169b *Ἀπὸ τὸν πρίγγιπα Μοραίως ἐκεῖνον τὸν Γυλιάμον*
„ 5456 „ 176b *Ἐντἀνθα ἐπεριεπάτησεν ὅλην τὴν Ἀλαμάνιαν*
„ 5795 „ 184b *Καὶ ἀφήκασιν τὸ τέρμενον ὅπου εἶχαν μετ' ἐκεῖνον*
„ 5828 „ 185b *Μετὰ φουσάτα καὶ λαὸν ὅπου εἶχεν μετ' ἐκεῖνον*
„ 6694 „ 207b *Τοῦ γυναικαδελφοῦ του τὴν γυνὴν εὐλογήθη εἰς γυναῖκαν*
„ 6706 „ 207b *Καὶ εἶχεν εἰς ἀβοσρίαν αὐτοῦ τὸν Γγίον ντὲ Λαρόττζε Ἕως οὗ ἔζη ἡ μητέρα του ἡ δούκισσα ἐκείνη*
„ 6926 „ 213a *Τὴν ὅποιαν ἐκτῆσαν καὶ ἔπηκαν ἐκεῖνοι οἱ συγγενεῖς μου*
„ 6981 „ 214b *Ὁ ἕνας ἀπὸ αὐτοὺς τὸ ἐγραψεν ὅπου ἔξευρεν νὰ γράφῃ.*

II. Viele in meiner Dissertation zitierte Stellen waren mir unklar geblieben, und erst die Benutzung der Handschrift sollte mir Klarheit

über sie verschaffen. Eine Anzahl von Fehlern, die ich früher der Unwissenheit des Verfassers, seiner Unkenntnis des Griechischen oder auch der mangelhaften Ueberlieferung zuschrieb, lassen sich zum grossen Theil durch die blosse Nachlässigkeit des Herausgebers erklären. So heisst es im Text V. 405 *Μὲ τοῦ λαοῦ του ἐτέρους* — fol. 11[b] *Μὲ τὸν λαὸν του καὶ ἕτερους*. Mit Recht hatte ich *μὲ* mit dem Genitiv als ungewöhnlich bezeichnet. Die Nachlässigkeit führt oft zu Neubildungen: V. 614 *ὄντως τὸ ἐπηκῶσαν* — fol. 17[b] *ὄντως τὸ ἐπληρῶσαν*. Oft werden die ohnehin schon fehlerhaften Verse noch mehr verstümmelt: V. 46 *Καὶ δυνηθῇς νὰ ὑποσχεθῇς τοῦ πάπα τοῦτο τῆς Ρώμης* — fol. 13[b] *τοῦ πάπα τῆς Ρώμης ἐτοῦτο*; V. 963 *Διατὶ εἶναι εὐγενὴς καὶ ἄξιος* — fol. 28[a] *Διατὶ ἔνι ἄξιος καὶ εὐγενής*; im Parisinus steht: *διὸν ἔναι εὐγενὴς καὶ ἄξιος*. Aus dieser sowie aus zahlreichen andern Stellen können wir uns einen Begriff von der Zuverlässigkeit des Herausgebers bilden. Er hat den C. Cod. nicht abgeschrieben, sondern blos collationiert; dass die Collation aber eine äusserst oberflächliche war, beweist der Umstand, dass *διατὶ* (*εἶναι*) dem C. Cod. und *εὐγ. κ. ἄξιος* in dieser Reihenfolge dem Pariser Cod. angehören. Ausserdem sei noch erwähnt, dass *εἶναι* eine ganz willkürliche Correktur ist. Im Parisinus steht *ἔναι*, welches als eine Mittelstufe zwischen dem mgr. *ἔνι* und dem heutigen *εἶναι* anzusehen ist. V. 1310 *στὸ στρέμμα τοῦ νὰ στραφῇ ὅπου ἠλπιζεν ἀπ' ἐκεῖθεν* — fol. 38[a] *Εἰς τὸ στρέμμα ὅπου ἠλπιζεν τοῦ νὰ στραφῇ ἀπ' ἐκεῖθεν*; dabei ist zu bemerken, dass *τοῦ νὰ στραφῇ* zusammenzufassen, als ein aufgelöster Infinitiv zu betrachten und mit *ἠλπιζεν* zu verbinden ist, was hier einen guten Sinn giebt.

III. Substantive. Besonders ist hier die Pluralbildung einiger Substantive der ersten Deklination zu bemerken, welche in die dritte übergehen, wodurch eine grosse Schwankung in der Orthographie entsteht, da *ες* und *αις* gleichlautend sind. In Griechenland ist diese Schreibweise mit *αις* noch vielfach üblich, weil man früher Formen wie *χαραίς, γραφαίς* als äolisch zu erklären suchte. Wir führen hier einige Beispiele an, in welchen der Herausgeber gegen den Wortlaut der Handschrift eine gleichmässige Schreibweise herzustellen sucht. So finden wir in der Hs: *συνθήκες, ὀπιστιές*[1]), *συμφωνιές, φύλαξες, παραπόνεσες, ξύλινες, Ἀνδριανοπολίτες* fol. 32[a] statt *Ἀνδριανοπολῖται*

1) Der Schreiber der Hs. bekundet eine grosse Fertigkeit, aber in der Orthographie ist er weniger bewandert. Seine Vertrautheit mit altgr. Schriftstücken bringt es mit sich, dass er, dem Metrum zuwider, *ἀπιστίαις, συμφωνίαις* betont; aber häufig entschlüpfen ihm Formen, die wir als die echten volkstümlichen hier registrirt haben.

V. 1115 etc. *τοὺς ἄρχοντες* fol. 17ᵃ statt *τοὺς ἄρχοντας* V. 594, 922, ganz im Sinne der Volkssprache. Ebenso ist statt der Schreibweise *ἡ* in der Handschrift das richtige *οἱ* überwiegend, und verdient daher in einer neuen Ausgabe in den Text aufgenommen zu werden. Für *οἱ γραφαὶς* steht *αἱ γ.* 805, für *οἱ χωσίαις* dagegen *ἡ* in V. 1066. Man vergleiche noch *οἱ μάχαις καὶ οἱ στρατίαις*, wofür die Ausgabe *ἡ* V. 1080 liest[1]) Das Zusammenfallen des männlichen und weiblichen Artikels im Plural kommt auch sonst vor; im Französischen ist „les", und im deutschen „die" für beide Geschlechter gebräuchlich; im Picardischen findet sogar „le" auch als weiblicher Artikel Verwendung, und Aehnlichem begegnen wir auch im dänischen Fælleskjön. Merkwürdig ist ebenfalls *τὰ κάστροι* wofür nie, wie in der Ausgabe *τὰ κάστρη* gesetzt wird. Die Hs. setzt stets das in mittelgr. Texten übliche auslautende *ν*, wie im Acc. Sing. der 3. Dekl.: *τὸν ῥήγαν, τὸν βασιλέαν, ἕναν* etc., auch *τὸ ἄλλον, δι' ἐμέν.* Doch wurde es nicht mehr ausgesprochen, wie aus der ersten Person Plur. des Verbums hervorgeht: *ἀποφληθοῖμε, χαρίσωμε, ζητοῦμε*, wo der Herausgeber ein *ν* setzen zu müssen glaubt 609, 428, 429 Ebenso verhält es sich in einigen andern Wörtern: *τὸ ῥηγάτο, τὸν Μισὺρ Νιζεφρέ, τὸ μαντάτο* 337, 338. In *τὸ κουμοῦ* (= commun) wird ähnlich wie in *παρλαμᾶ* und andern frz. Wörtern ein ehrlicher Versuch gemacht, den frz. Nasallaut wiederzugeben. Buchon setzt dafür *τὸ κουμὸν, τὸ κουμμοῦν* 385, 950, 1278. Man lese ferner stets *τὸ πασσάτζο*, dem frz. passage entsprechend, statt *πασσάτζιο* wie der P. Cod. schreibt. Hierbei ist zu bemerken, dass die romanischen Fremdwörter im C. Codex eine frz., im Pariser aber eher eine italienische Gestalt annehmen; darin liegt ein Beweis, dass die Abfassung des C. Cod. in eine Zeit fällt, wo in Griechenland die frz. Sprache noch nicht der ital. zu weichen begann. Diese Ungenauigkeiten sind meist in der oben erwähnten Weise vom P. in den C. Cod. gekommen. Man lese *μαρκέσης* statt *μαρκέζης* 227 etc. Auch die Eigennamen haben in der Hs. eine viel korrektere Gestalt: *Βιλαρντουῆ*, nicht *δουῆ* 161; *Μπουργούνιαν*, nicht *Πουρ.* 203; *Μπονιφάτζος*, nicht *ιος* wie im ital. Bonifazio 224; *Μουφαρᾶ*, nicht das ital. *Μονφαράτ* 322. Im zweiten Buch finden sich noch zutreffendere Beispiele: *Γαλερᾶν*, nicht *Γαλερᾶν*, weil in der Hs. *γγ* einem romanischen harten g entspricht 5220, 5240, 5371; *Γγὶς* (Guy), nicht *Γῆς* 5924, 5929; *Γατιέρης*, dem frz. Gautier, nicht dem ital. Gualtiero entsprechend, also nicht *Γαλτιέρης* 5927 etc. Auch hier wäre *γγ* zu setzen. Wichtiger ist die Bestätigung, dass altfrz. j (= dj) consequent mit *ντζ* wieder-

1) Zur Chronologie dieser und anderer Artikelformen s. J. Psichari, Essais de grammaire historique neo-grecque, 2 voll., Paris 1886—89.

gegeben wird; so findet sich in der Hs. stets *Ντζᾶ*, und nie *Τζᾶ* für Jean (welches ich schon in meiner Dissertation p. 75 Anm. als Ausnahme bezeichnete). Der Chronist weiss sehr wohl zwischen j und ch (= tch) zu unterscheiden, wenn er Jean de Chauderon durch *ὁ μισὲρ Ντζᾶς ὁ Τζαρδρουῦς* (vgl. 6480) und *τοῦ μισὲρ Ντζᾶ ντὲ Τζαδρουῦ* (vgl. 7316) mit mit peinlicher Sorgfalt wiedergiebt. Sogar ein Reflex der altfrz. Deklination lässt sich nachweisen: *Φλορᾶς* im Nomin. nicht selten, dagegen *Φλοράντ* fol. 224 im Cas. obl.: *μισὲρ Φλοράντ τοῦ πρίγγιπος*; auch dies wurde in der Ausgabe übersehen.

IV. Das Verbum. Auch in der Wiedergabe des Verbums gehen viele der Chronik eigentümliche Züge verloren. Die Handschrift unterscheidet genau zwischen *ἐνι*, immer 3. Person Sing., und *εἶναι*, welches nur im Plural vorkommt. In der Ausgabe wird irrthümlicherweise *εἶναι*, wie in der heutigen Sprache, auch für den Singular verwandt. Eine scheinbare Ausnahme entsteht, wenn *εἶναι* sich auf einen Collectivbegriff bezieht, da nach einem solchen gewöhnlich der Plural steht: *ὁ λαὸς ὅπου ἤλθασι*. Formen wie *νὰ ἔνῃ, νὰ ἦναι* 473 sind der Hs. unbekannt, weil in derselben der Conjunctiv meist mit dem Indicativ zusammenfällt. So ist es auch im Conj. Aor. Act. der Fall: *νὰ ὑπομείνουσι νὰ προφέρουσιν*, nur in wenigen Fällen mit *ωσιν*, wie es die Ausgabe 227, 1065 etc. und andern unrechten Stellen setzt. Merkwürdig ist die oft vorkommende Bildung der 3. Person Pluralis. Im Singular sagt man: *ἐθανάτωσέ τον*, da im Mgr. das Fürwort als Object dem Verbum nachgestellt wird, ein Zug der sich in der heutigen Sprache nur dialektisch (Cypern u. s. w.) erhalten hat. Die am Ausgang eines Verses beliebten Pluralbildungen mit *ε* wie *ἐθανατώσανέ τον* lassen sich durch Uebereinstimmung mit dem Sing. erklären, wenn man nicht die Analogie mit der entsprechenden Person des Passivs z. B. mit *ἀγαπιοῦνται* vorzieht, nach welcher man *εἴχανε* u. s. w. gebildet hätte um einen Unterschied zwischen *εἶχα* 1. P. Sing. und *εἶχα(ν)* 3. P. Plur. zu bezeichnen, da in letzterer Form des *ν* vor Spiranten verstummt. Auch hier glaubt der Herausgeber die volkstümlichen Bildungen im Sinne der Schriftsprache verbessern zu müssen und schreibt: *καὶ ἐθανάτωσάν τον* 740, 916, wobei zu bemerken ist, dass auch dem P. Cod. die Form auf *ανέ* unbekannt ist. Es ist daher überall die Lesart der Hs. herzustellen; *κατεδοξεύανέ τους* 1072; *οὐκ ἐζυγώνανέ τους*, nicht *οὐκ ἐζύγωνάν τους* 1074, wo eine Silbe verloren geht. *ἐξεμανλήσανέ τους* 1146. *ἀπεκτείνανέ τους* etc. Aehnlich verhält es sich auch mit der Lautgruppe *εύσω* und *αύσω*, wofür die Chronik in den meisten Fällen *έψω* und *άψω* setzt, da sie einen besondern Widerwillen gegen das Zusammentreffen von Spirans

(hier $v = \varphi$) mit Spirans bekundet, und hier statt des ersten Spiranten eine Tenuis setzt. Daher *ἐφονέψαν*, *ἐπλέψασιν* nicht *ἐφονεῦσαν*, *ἐπλεύσασιν* 739, 746. In der Betonung des Aorist Act. herrscht grosse Freiheit: *ἐπλεψαν*, *ἐπλέψαν* und *ἐπλέψασιν* können je nach Bedürfnis des Versmasses verwendet werden. Die Hs. bindet sich nicht streng an die Accente und vernachlässigt dieselben häufig, so dass es oft dem Herausgeber überlassen blieb, dieselben nach eigenem Ermessen zu verwenden. Er hätte daher wohl Versausgänge wie *ἐζήτησαν* 302, *εὐχαρίστησαν* 353 in der vom Metrum gebotenen Weise betonen können, und ganz besonders hier, wo die Hs. thatsächlich *ἐζητῆσαν* und *εὐχαριστῆσαν* liest. Auch folgende Betonungen werden falsch wiedergegeben. *ἐλογίασε* 736, 1150; *ἐθρονίασεν* 775, *ἐγνωμίασεν* 650, die nirgends im C., wohl aber im P. Codex zu finden sind, also *ἐλόγιασεν* etc. Einige Verba kommen stets ohne doppeltes Augment vor: *ἐδιάβη*, nicht *ἐδιέβη*. In *ἀπῆραν* beachtete die ältere Sprache noch die Präposition *ἀπό* (*ἀπαίρω*), also nicht *ἐπῆρεν* zu lesen. Ferner *ἐξεύρω*, *ἐξευρεν*, nie *ἠξευρεν*; *ἀρχάσαν*, nicht *ἄρχισαν*; *στήκω*, nicht *στέκω*.

Die Participien beginnen bereits zu erstarren. Neben undeklinirbaren Nominativformen finden sich auch Accusativformen, welche sich mit einem Subject in der Mehrzahl verbinden können. Da solche Formen dem Herausgeber oft unbequem waren, suchte er sie zu beseitigen, entweder indem er sie einfach umschrieb, oder indem er sie deklinirbar machte. Die am meisten gebräuchliche Form des Participiums ist der Accusativ des Präsens: *ἀκουοντα*. Doch begegnen wir auch dem aus dem Aorist gebildeten: *ἀκούσοντα*: ausserdem kommt auch der undeklinirbare Nominativ vor: *ἀκοῦσον*. Einige Beispiele werden zeigen, wie in der Ausgabe damit aufgeräumt wird:

Ἀκούσοντα τὸ οἱ ἄρχοντες — *ὡς τὸ ἤκουσαν οἱ α.* 350.
Ἀκοῦσον ταῦτα ὁ Μαρκίσης — *ἀκούσας τ.* 377, 475.
Ἀκοῦσον τὸ ὁ βασιλεύς — *ὡς τὸ ἤκουσεν ὁ β.* 653.
Ἀκοῦσον ταῦτα οἱ ἀρχηγοί — *ἀκούσαντες ταῦτα οἱ α.* 639.
Ἀκοῦσον ταῦτὰ οἱ δώδεκα — *ἤκουσαν ταῦτα οἱ δ.* 965, 980.
Ἰδὸν οἱ ἄρχοντες ῥωμαῖοι — *ὡς εἶδαν.* 1207.

Wichtig ist auch der Umstand, dass in der Hs. das Participium Präsens noch kein flexivisches s bekommt; auch dies ist nicht in allen Fällen berücksichtigt worden: *θαρρῶντα*, *ἐλπίζοντα*, *φεύγοντα*, und nicht *θαρρῶντας* etc. 616, 1312, 1144. Ferner: *διαβόντα γὰρ χρόνοι πολλοί* nicht *διαβάντες* 794; *ἦτον ἀποθάνοντα*, nicht *ἦτον ἀποθανών* 1274. In vielen Fällen sind diese Abweichungen keine absichtliche Verbesserungen, sondern nur Lesarten aus dem Paris. C., welche durch ein Versehen in die Ausgabe gelangt sind.

Aehnlich verhält es sich auch mit dem Infinitiv. In einer lebhaften Wendung pflegt man im Deutschen zu sagen: ihn sehen und auf ihn losstürzen, war eins, wobei der Infinitiv in absoluter Weise gebraucht wird.

So sagt auch der Chronist in ähnlicher Weise: *τὸ ἀκοίσει, ἰδεῖ τὴν ταραχήν . . . εὐθέως ἀρματόνονται*; auch diese Eigentümlichkeit wird oft zu vermeiden gesucht: *τὸ ἀκούσασιν τὴν ταραχήν* 631. Ferner liest die Hs.: *τὸ ἰδεῖ τον*, nicht *ὡς εἶδαν τον* 256; *τὸ ἰδεῖ τὸ πλῆθος τῶν Φραγκῶν*, nicht *τὸ ἰδοὺν τὸ* 554. Auch ein anderer der wenigen noch erhaltenen Infinitive ist übersehen worden: *ὁρίζει γράφει γράμματα*, er befiehlt Briefe zu schreiben, nicht *ὁρίζει, γράφει* 388 noch *ὁρίζει γράφουν* 678. — Der Imperativ *εἰπές μου* (heute *πές μου*) ist in *εἰπέ μου* 661, *χράτησον τά* in *χράτησε τά* 1117 verwandelt

Der Dialekt, in welchem die Chronik verfasst ist, duldet nicht gerne zwei stimmlose Spiranten neben einander, beide werden daher häufig in Tenues verwandelt: *νὰ στερκτοῖν*, nicht *νὰ στερχθοῦν* 317; *ὠρέκτικε*, nicht *ὠρέχτικε* 1083 etc. Ebenso wird *σ* + *θ* vermieden[1]): *ἐσκανδαλίστη*, nicht *ἐσθη* 186; *ἀσπάστηκεν, ἐβιάστηκεν, ἰσιάστησαν, ἐσυμβιβαστηκεν, εἵσται* etc. 295, 413, 511, 1277, 168.

Zum Schluss mögen noch einige ungenau wiedergegebene Verbalformen erwähnt werden: *νὰ θαρρέσῳ*, nicht *νὰ θαρρεύσῳ*, wofür die Hs. eher *θαρρέψῳ* setzen würde 728; ebenso *ἐκαθοδήγησε*, nicht *καθωδήγευσεν* 998; *ἐμαχόντησαν*, nicht *ἐμαχεύθησαν* 1079; *καταλοῦν* (wohl aus *καταλουν*)[2]), nicht *καθελοῦν* 1132; *ἀξιοπαρακαλῶ σας* ist als ein Wort zu lesen, nicht *ἀξιῶ, παρακαλῶ σας* 718, 1006, da man *ἀξιόνω* sagen würde, und *ἀξιο* häufig in zusammengesetzten Wörtern vorkommt; *ἐμετασταθηκε*, nicht *ἐμετέστηκε* 1234.

V. In Bezug auf die Orthographie ist zu bemerken, dass sowohl in der Handschrift als in der Ausgabe consequent *πάλαι* statt *πάλε*, (Nebenform von *πάλιν*) steht, ein Fehler der hätte verbessert werden müssen, da er zu Misaverständnissen führen kann. Die Hs. setzt stets *ὑπορῶ*, nie *ἠμπορῶ*; stets *φλάμουρα, φλαμουριαρίους* statt *φλάμπουρα, φλαμπουριάρους* 643, 1175, 1180. Merkwürdigerweise finden sich vulgärgriechische Formen in der Ausgabe, die nicht in der Hs. stehen: *ἤρθασιν* 1115, statt *ἤλθασιν*; *ἀποθάναν* 1161 statt *ἀπέθαναν*; sie gehören dem P. Cod. an.

---

1) Vgl. C. Foy, Lautsystem d. gr. Vulgärspr. S. 9 f.

2) Vgl. K. Krumbacher, Sitzungsber. d. phil.-philol. u. hist. Cl. der k. bayer. Akademie d. Wiss. 1886, S. 392 Anm.

VI. Die Adjective werden oft willkürlich nach den Gesetzen der Kunstsprache behandelt: *δύναμιν εἶχε φοβερήν* ist zu lesen, nicht *φοβερᾶν* 210. Betonungen wie: *ὡσαύτως καὶ εἰς τοὺς ἑτέρους* 679 tragen viel zur Verdunkelung des Metrums bei und werden auch meist in der Hs. gemieden; *τοὺς ἄπιστους*, nicht *ἀπίστους* 685; *τοῦ παράξενον, τοὺς φρόνιμους, τοὺς καλιώτερους* statt der Betonung in 744, 944, 326. Ferner *καλιώτερον*, nicht *καλήτερον* 506. Für die Betonung *ἐκεινούς, ἐκεινῶν* bietet die Hs. viele durch das Metrum gestützte Beispiele[1], die nicht in der Ausgabe beachtet werden, auch *μακαριτοῦ* 164 kommt vor.

VII. Adverbien: *πρόθυμα*, nicht *προθύμα* 477; *ὅλορθα*, nicht *ὁλορθὰ* 528; *ἀκομή*, nicht wie jetzt *ἀκόμη* betont 610, 796, 1028. *παρευθίς*, nicht *πάρευθυς* 250.

VIII. Fürwörter. Dies aus der Präposition *κατὰ* und dem unbestimmten Artikel *εἰς* gebildete Fürwort *κατὰ εἰς*, in der Hs. noch getrennt geschrieben (vgl. sp. cada uno, prov. cadaus, it cadauno), wird häufig entweder durch das moderne *καθείς*, oder durch das nur im P. Cod. vorkommende *κάθε εἰς* wiedergegeben. Wie *κατὰ εἰς* wurde auch das indeklinable *πᾶσα* gebraucht. Im Kretischen ist noch heute *κάθα εἰς* und *πᾶσα εἰς* üblich. Jeannaraki, kret. Volkslieder, Leipzig 1876 p. 332. Aus diesem Beispiel ersehen wir ferner wie die gegenseitige Attraktion die beiden Wörter einander ähnlich gemacht hat. Wenn daher die Hs. sagt: *πᾶσα στρατιώτης*, so durfte in V. 1160 nicht *πᾶς* gesetzt werden.

IX. Conjunctionen. Ein wahrer Störenfried für das Metrum ist das häufig wiederkehrende *ἐπειδή*; in der Handschrift steht aber *ἐπεὶ*, und dieses ist palāographisch dadurch zu erklären, dass auch die Accente in manchen Fällen doppelt gesetzt wurden, ebenso wie sich in unserer Hs. stets zwei Punkte über dem *ι* und *υ* befinden. (Gardthausen, Gr. Palāographie, S. 287.) *Ἀφῶν* wird oft durch das gebräuchlichere *ἀφοῦ* wiedergegeben 729, 731; eigentümlich ist das handschriftliche *περὶ* statt *παρά* 837. *Κάλλιον ἔχω τὸν θάνατον . . . περὶ νὰ ὑποῦσιν* (wohl *εἰποῦσιν*) *ἀλλαχοῦ νὰ μὲ κατηγορήσουν*, nicht *παρὰ νὰ ὑπᾶσιν* etc. 1135; *διατί*, nicht *διόν* 1114.

X. Volkstümliche Wörter. *γαυρός*, nicht *γαμπρὸς* wie 244, 1211, eher *γαβρός* zu schreiben, ist ein interessanter Fall, da gewöhnlich durch die Gruppe *μπ* die ursprüngliche Aussprache des b gewahrt wird.

1) Vgl. K. Krumbacher, KZ. 27 (1884) 523.

Neben *γαβρός* haben wir das ebenfalls volksthümliche *γαμπρός*. Eine ähnliche Doppelform ist *λαμ(β δα* wo *β* zwischen Consonanten in der Aussprache verstummt, und *λάμδα*, welches handschriftlich bezeugt ist. J. Psichari, Essais, T. II. p. CIII. *ἐμᾶς* nicht *ἡμᾶς* 697. 670, *ἀφέντευε*, nicht *αὐθέντευε* 1275. *βοιδια*, nicht *βόας* 1126. Ferner: *εἴπρεπον*, nicht *ἔμπρεπον* 109, wie im P. Cod.; *ζηας μᾶνας σωζάτος*, nicht *σωσάτος* 591. Auch in Versuchen den Text zu verbessern war der Herausgeber nicht glücklich:

fol. 15ᵃ *ὡς ἄρμενος τὴν προσορμῶ, τρίγωνος γὰρ ὑπάρχει*
V. 532 *ὡς ἄρμενον τριπρόσωπον τρίγωνος γὰρ ὑπάρχει.*

Man vergleiche Buchon P. Cod. p. 15 Nota 1, in welcher gesagt wird, dass im P. Cod. *τριπρόσωμον* steht: dafür liest er *τριπρόσωπον* und nimmt diese Conjectur in den Text des Pariser Codex auf; wie er sie aber gegen die Lesart der Hs auch in den Copenhagener Text bringen konnte, ist unerklärlich. Am besten wird wohl *τὴν προσορῶ* zu lesen sein. *Ἄρμενον* wäre freilich besser, doch nach *ὡς* kann sowohl der Nom. als der Acc stehen, wie im heutigen *ὡς ἀν* = *σὰν*: man sagt *εἶναι σὰν αὐτός* oder *αὐτόν*. Aehnliches findet sich auch in der Hs., wo *ὡς* mit dem Nominativ sich auf ein vorhergehendes Object im Acc. bezieht; *Ἐπαρακαλέσαν . . . τὸν μισὺρ Νιζεφρὲ τὸν πρῶτον τῆς βουλῆς τους . . . ὡς ἄξιος, φρονιμότερος, . . . νἀπέλθῃ εἰς τὴν* B., 313. In der Ausgabe wird hier *ὡς ἄξιον, φρονιμότερον* verbessert.

Der Codex befindet sich auf der Copenhagener Universitätsbibliothek und ist im Catalog der Fabriciussammlung mit der Zahl 57 (in quart.) bezeichnet. Die Schrift ist sehr deutlich und leserlich. Der Schreiber ist offenbar aus einer guten Schule hervorgegangen, in der er sich vor allem eine grosse mechanische Fertigkeit angeeignet hat. Dass er ein Grieche war, ist sehr wahrscheinlich, da solche flotte und schwungvolle Buchstabenverbindungen kaum von einem abendländischen Schreiber herrühren können. Dennoch ist aus seiner mangelhaften Ortographie ersichtlich, dass er nur wenig Gelehrsamkeit besass, wenn ihm auch, was hier die Hauptsache ist, die Volkssprache völlig geläufig war. Ein Fremder hätte dieses Idiom wohl schwerlich mit so viel Freiheit behandeln können. Die Annahme, dass der C. Cod. älter und ursprünglicher als der P. Cod sei, lässt sich auch paläographisch rechtfertigen; jedenfalls findet sich nichts, was derselben widersprechen würde. Die Form des *τ* in Verbindung mit *α* von *τσ* u. *γγ*, in welchen das erste vom zweiten überragt wird, des *ζ*, ähnlich einem arabischem 2,

des φ, fast wie ein Violinschlüssel, nur dass der untere Strich gerade bleibt, das ϑ, ς, ν und η sowie andere Merkmale lassen auf die letzten Dezennien des vierzehnten Jahrhunderts schliessen. Dieses Gutachten über das Alter der Hs. verdanke ich Herrn Omont, dem ich einen phototypischen Abdruck eines Blattes derselben vorlegte.

Das Papier ist hellbraun, sehr stark und gerippt; die Textkolonne ist verhältnissmässig schmal, und lässt oben, unten und an der Seite einen fast gleich breiten, grossen Rand übrig, wodurch die Hs. ein luxuriöses Aussehen gewinnt.

Die drei ersten Blätter sind verloren gegangen. Die Handschrift beginnt mit |*Ἀνϑέντη*| *τὸν ἐπήκασιν*, dem 105. Vers der Pariser Version. Jeder Vers beginnt mit einer in rother Tinte ausgeführten grossen Initial, und bis zu fol 6ᵇ auch mit einer neuen Zeile; später aber folgen die Verse auf einander wie Prosa, doch werden die rothen Anfangsbuchstaben bis zum Schluss beibehalten, ein Beweis, dass die zahlreichen fehlerhaften Verse nicht als eine Auflösung in Prosa zu betrachten sind.

Das vierte Blatt, mit welchem der Codex beginnt, ist sehr wichtig, weil sich darauf einige Aufzeichnungen befinden, vermöge welcher wir das Schicksal desselben verfolgen können. Oben in der Mitte findet sich in fast verblichener Schrift der Name Thomae Bartholin, und in der rechten Ecke, etwas deutlicher Jo. Grammii. Darunter hatte man den Titel Vocabularium graecum gesetzt, doch wurde derselbe wieder ausgestrichen. Darüber und darunter finden sich folgende Bemerkungen, die von Fabricius' Hand herrühren:

a Meursio citatus. Memorat de bello sacro de capta a Francis CPoli-AC 1304.

a Cangio De bellis Francorum in Morea Circa 1277 infra p. 202. Versibus politicis graecobarbaris.

Unten befinden sich einige Buchstaben, vermuthlich Federproben, in alter Schrift, aber nicht vom Schreiber der Hs. herrührend:

ο ϑοδωρος της νηφερέγομὰρηα ης. Diese Buchstaben sind etwas plump und können auch von einem Abendländer herrühren, der sie aus der Hs. abzeichnete, um sie sich besser einzuprägen. Unten in der Ecke rechts ist deutlich zu lesen: ex dono Cl(arissimi) Grammii, Jo. Albert Fabricius A. 1726.

Aus diesen Andeutungen lässt sich die Geschichte des Codex theilweise herstellen. Wir erfahren daraus, dass die Chronik bereits von Johannes Meursius dem älteren, benützt wurde; und in der That wird unsere Chronik, deren Verfasser unbekannt geblieben ist, unter dem Titel Anonymus De bello sacro häufig in seinem Glossarium graeco-

barbarum (Leiden 1610) citiert[1]). Da Meursius einen Ruf nach Dänemark erhielt, wo er als Professor der Geschichte an der Akademie zu Sorö angestellt wurde, und von 1625 bis zu seinem Tode 1639 verblieb, so liegt die Vermuthung nahe, dass er die Hs aus den Niederlanden, wo man eher ein Interesse für diesen Gegenstand haben konnte, nach Dänemark gebracht habe. Aber es verhält sich doch anders; dagegen spricht die gewichtige Thatsache, dass Meursius, wie aus seinen Citaten hervorgeht, die Chronik nur in der P. Version gekannt hat[2]). Wie unsere Handschrift nach Dänemark gelangte, lässt sich nicht ermitteln; jedenfalls ist sie, wie sich nachweisen lässt, ungefähr ein Jahrhundert lang daselbst geblieben. Der erste Besitzer, der sich mit Bestimmtheit nachweisen lässt, war Thomas Bartholin; nur wissen wir nicht wer unter diesem Namen gemeint ist, da die Familie sehr zahlreich war und viele Gelehrte aufzuweisen hatte. Entweder ist es Thomas Bartholin, der Professor der Medizin (1616 — 1680) oder der gleichnamige Archivsekretär († 1690). Dann ging sie auf Johannes Grammus (Hans Gram 1685 -1748), den Professor der griechischen Sprache und Geschichte an der Copenhagener Universität über. Dieser Gelehrte stand mit Fabricius in einem lebhaften Briefwechsel und beide tauschten ihre Schriften gegenseitig aus. So kam es, dass Gram im Jahre 1725 auf den Gedanken kam, die für ihn vollständig werthlose und unverständliche Chronik seinem Freunde Fabricius zu Weihnachten zu schenken[3]).

1) Eine zweite Auflage erlebte dieses Glossar Lugd. Bat. 1614, wo es bedeutend bereichert ist; die dritte in Florenz 1744 im vierten Bande von J. Meursii opera omnia. Meursius konnte sich mit den barbarischen Wörtern oft nicht zurechtfinden, und begnügt sich in vielen Fällen damit, die Verse in denen sie enthalten sind, ohne weitere Erklärung anzuführen. *Βήμι* (= *φίλι*, fiefs) sowie viele andere Wörter sind ihm unverständlich geblieben. Erst Du Cange konnte mit grossem Scharfsinn die Bedeutung und oft auch die Etymologie solcher Wörter feststellen. Immerhin sind die oft vergeblichen Versuche von Meursius anerkennenswerth, und es ist nur zu beklagen, dass unter den Nachfolgern der Humanisten das Interesse für mittelgr. Studien fast ganz verloren gegangen ist.

2) Man vergleiche: *προβιδοῦρος* exoticum; der C. Cod. setzt hier das dem Frz. entlehnte *προβουέρης* 7314, der P. Cod. aber das venetianische (?) *προβιδοῦρος* p. 193. Ferner erklärt M.: *ποΐει*, italicum poi, postea. Im C. Cod. steht: *ἐκεῖ εἰς τὴν τέντα ἐρχόμενον* 3490; der P. Cod. 180 r. 2 setzt: *τὰς τὴν σκην πτέντων*, wofür M. *ποΐει* und Buchon (*ὁ*)*πδιοι*, infolge des undeutl. *σ* lesen. Auch hier stimmt der von M citierte Vers mit dem P. Cod. überein, wie aus dem missverstandenen *ποΐει* hervorgeht.

3) Die auf die Hs. bezüglichen Briefe sind in mehr als einer Beziehung von Interesse. Wir erfahren aus denselben wie wenig man sich im achtzehnten Jahrhundert mit Mittelgriechisch befasste und dass gegenüber dem 17. Jahrhundert nur ein Rückgang zu verzeichnen war. Gram's Brief an Fabricius lautet folgender-

Fabricius behielt die Handschrift bis zu seinem im Jahre 1736 erfolgten Tode. Als seine Bibliothek sowie sämmtliche Papiere und Briefe auf käuflichem Wege im Jahre 1775 an die Universitätsbibliothek in Kopenhagen gelangten, legte auch unser Codex zum zweiten Mal den Weg nach Dänemark zurück. In der genannten Bibliothek befindet sich ein Auktionskatalog, in welchem sämmtliche aus der Hinter-

---

massen: . . . Nunc quoniam ad finem properare video divinum illud et incomparabile opus tuum, quo universam Graeciae historiam litterariam es complexus, etiamsi non certum habeo, statutumne tibi sit, nullos nisi veteri lingua graeca usos in catalogum tuum recipere, an vero aliquando ad eos, qui nova et corrupta illa sumpserunt, curam tuam sis porrecturus, consilium tamen cepi, codicem ad te mittendi, quem vides. Equidem gaudebo, si munusculum, etiamsi nullius pretii aut momenti, tamen haud ingratum fuisse scivero, teque, ut ab illo profectum, a quo majora, si suppeterent, merito expectares, istud haud respuisse. Ego quidnam illud sit historiae, ob barbariem idiomatis, fateor me haud satis intelligere. Venetianum, Constantinopoleos, Regis et Reginae Francine aliorumque nominum mentionem ubique deprehendo. Mutilatum a longo jam tempore fuisse librum, tribus ab initio foliis, facile apparet. Caeterum quid de eo judicandum sit, quemque vel apud te, vel alios (forsitan, nisi indignus videatur, apud Inclytum Wallachiae Principem) obtinere locum possit, totum tuo arbitrio relinquo . . .

Havniae a. d. XXI Decembris MDCCXXV.

Clarissimo eruditissimo Viro, Joanni Grammio, S. P. D.

Jo. Albertus Fabricius.

Multum tibi debeo, Vir Celeberrime, pro jucundissimo munere, quo me supellectilemque meam librariam superiore anno mactasti, oblato scriptore diu desiderato qui post captam a Francis A. C. 1304 C. Polin, bella eorundem in Morea circa A. C. 1277 gesta, versibus politicis descripsit. Nihil habeo in praesenti quod ἀντιδώρου tenuis vicem ad te mittam quam volumen XIII Bibliothecae meae, quod ut benevole a me accipias etiam atque etiam rogo . . . .

Hamb X Cal. Sept. CIↃIↃCCXXVI.

Tanti equidem aestimare nunquam potui laceras illas semibarbari codicis reliquias, quamvis, quod a te demum edoctus fui, aliquo numero auctor argumentumve illius censeri debeat, ut luculento adeo ἀντιδώρῳ me beandum fore speraverim. Unica certe, cum illud mitterem, ratio mihi fuit, in tuum commune illud Graeciae totius armarium id genus utensilium deferre, quod otiosum penes me esset perpetuoque foret, cujusque qualecumque alus videatur, tibi in eruditorum coetu fere unico et pretium et usus et ratio omnium rectissime demum constarent . . .

Der im ersten Briefe Gram's erwähnte Princeps Wallachiae war Joh. Nicolaus Alex Maurocordatos, der 1719 ein Buch *περὶ καθηκόντων* veröffentlicht hat. In der Bibliotheca graeca des Fabricius geschieht keine Erwähnung der Chronik, da er erst in Besitz derselben gelangte, als sich sein Werk dem Abschluss nahte. Auch in den Werken von Meursius habe ich keine Notiz über dieselbe finden können, doch erfährt sie eine reichliche Verwendung in seinem Glossar.

lassenschaft des Fabricius stammende Schriften angeführt werden. Die Chronik wird dort folgendermassen erwähnt: Nr. 166 Anonymus Scriptor ad historiam Byzantinam spectans, agensque de bellis Francorum in Morea, (ita citatur a Cangio in Indice scriptorum Anonymorum T 2 Glossarii Graeco-barbari) stilo graeco-barbaro, sed ab initio atque in fine aliquot foliis mutilatus.

Zu beachten ist auf fol. 4 die Erwähnung der Zahl A. C. 1304. Zwischen C. Poli und dieser Zahl ist eine schadhafte Stelle. Will Fabricius damit andeuten, dass der Codex bis 1304 reichte? Genau bis zu diesem Jahre geht ja auch der Livre de la Conqueste, und Fabricius hätte dann ein fast vollständiges Exemplar besessen. Gram spricht auch nur von den fehlenden drei ersten Blättern. Oder hat sich Fabricius verschrieben, indem er die Einnahme Constantinopels in das Jahr 1304 verlegte? Dagegen scheint der Hinweis auf das Todesjahr des Fürsten Wilhelm im Jahre 1277, auf fol. 202 zu sprechen. Auf dieser Seite wird vom Chronisten ein neuer Abschnitt mit den in rother Tinte geschriebenen Worten: *ἕως ἐδῶ ὁ βίος τοῦ πρίγκιπα Γυλιάμου. ὅταν δὲ ἀπέθανε ἦτον ἔτους ϛψπε* eingeleitet. Am Rande setzt Fabricius die byzantinische Zeitrechnung in die abendländische um, indem er von 6785 die Zahl 5508 subtrahiert, und die Jahreszahl 1277 gewinnt. Die Frage ist nunmehr als gelöst zu betrachten, da Fabricius sich in der That geirrt hat Wir begegnen diesem Irrthum zum zweiten Male in seinem oben mitgetheilten Briefe an Gram, in welchem er ausdrücklich sagt, post captam a Francis A. C. 1304 C. Polin. Dies steht mit der Notiz, dass die Kämpfe um 1277 stattfanden, in offenem Widerspruch.

Die Handschrift ist auf dreierlei Weise numeriert. Ursprünglich sind nur die Lagen, welche aus Quinternionen, d. h. 10 Blättern bestehen, mit griechischen Zahlen versehen. Daneben findet sich eine doppelte Bezeichnung nach Folioseiten, in arabischen und griechischen Zahlen. Die arabischen rühren von Fabricius her und reichen von fol 4—237, also bis zum Schluss; die griechischen beginnen mit *δ* und gehen nur bis *ρμέ*, fol. 145, wo irrtümlicherweise eine Lücke von 2 Blättern angenommen wurde, da alsdann auf fol. 145 die Zahl 148 folgt; in Wirklichkeit ist es nur ein Blatt, da wir aus dem Pariser Codex nur eine Lücke von 41 Versen ergänzen können, und eine solche genau dem Umfang von einem Blatt entspricht, indem eine Seite durchschnittlich 16—22 Verse enthält. Auf die nämliche Weise können wir durch den Umfang der andern Lücken feststellen; nach fol. 120 fehlen 39 Verse, nach fol. 128 blos 22, was nicht einem ganzen Blatt entspricht, nach fol 139 fehlen dagegen 32 Verse; auch hier fehlt ein Blatt, da manchmal nur 15—16 Verse auf eine Seite gehen.

Auch die Eintheilung in Quinternionen weist auf eine Lücke hin, aber nicht an der von Fabricius bezeichneten Stelle. Die Ziffern sind manchmal verblasst und unkenntlich, aber in den meisten Fällen sind sie durch die Beschneidung des Randes verloren gegangen. Doch haben sich viele noch erhalten. So entspricht fol. 31 — δ'; 41 — ε'; 51 — ς'; 61 — ζ'; 71 — η'; 91 — ι; 101 — $\iota\alpha'$; 111 — ein undeutliches Zeichen; dann 129 — $\iota\delta'$; 189 — $\varkappa'$; 199 — $\varkappa\alpha'$; 209 $\varkappa\beta'$; auf 219 und 219 ist nur noch ein undeutliches $\varkappa'$ erkennbar. Aus diesem Vergleich entnehmen wir, dass zwischen fol. 111 und 129 zwei Blätter fehlen; vielleicht sind es die nach fol. 120 und 128 fehlenden Aber das eine kann auch nach fol. 126 ausgerissen sein, wie der Zustand der Hs. an dieser Stelle vermuthen lässt. Der P. Cod. bietet hier nichts Entsprechendes; auch dem Sinne nach müssen hier einige Verse fehlen. Da aber die Quinternionsziffer keine Rücksicht auf die nach fol. 139 und 145 befindlichen Lücken nimmt, so ist anzunehmen, dass der Codex von Anfang an nicht ganz vollständig war, somit nicht die Urschrift sein kann.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass sich auf fol. 27^b vier und auf fol. 28^a drei Pentalphas befinden, die aber keine Bedeutung zu haben scheinen. Ferner ist auf fol. 184^b und 185^a *ἄνομοι*, auf 186^a *ἄπιστοι*, womit die Rhomäer qualifiziert werden, durchgestrichen, vermuthlich von der Feder eines patriotischen Griechen. Wir können seine Mässigung nur loben, denn wenn er es mit allen anstössigen Stellen ebenso gemacht hätte, dann hätte die Handschrift ein ziemlich schwärzliches Aussehen bekommen.

Zum Schluss sage ich noch Herrn Oberbibliothekar Justizrath Dr. Bruun, Herrn Dr. J. L. Heiberg, Herrn Universitätsbibliothekar Birket Smith, so wie den Herren Bibliothekaren Dr. Kaalund und Hannover meinen verbindlichsten Dank für die mir erwiesenen Gefälligkeiten.

Copenhagen, September 1889.

1) Bemerkenswerth ist hier der Umstand, dass sämmtliche angeführten Lücken nur am Ende eines Blattes vorkommen, und sich daher nur durch das Abhandenkommen von Blättern aus einer älteren Hs. erklären lassen. Dem Schreiber des Parisinus lag auch eine nicht vollständig erhaltene Hs. vor, deren Lücken sich aber an andern Stellen befanden. Merkwürdig ist es immerhin, dass der Schreiber der Cop. Hs. in seiner Copie eine genaue Uebereinstimmung mit der Vorlage, Blatt für Blatt beobachtet haben muss. Zwei Beispiele für ein solches Verfahren finden sich in Archimedis opera ed Heiberg III, p. XVIII. Vielleicht wurde von der fränkischen Regierung auf Morea die Herstellung von einer Anzahl möglichst übereinstimmender Exemplare zur Vertheilung unter die Barone angeordnet, damit sie sich, durch eine eingehendere Kenntnis der geschichtl Entwicklung des complizierten Lehnswesens so wie des Gewohnheitsrechtes, genauer nach den Bestimmungen ihrer Vorgänger richten konnten.

Nachtrag.

Da ich bei einer anderen Gelegenheit ausführlicher über den Pariser Cod. 2898 in fol. zu handeln gedenke, möge hier nur kurz erwähnt werden, dass derselbe, nach Herrn Omonts Ansicht, in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zu setzen sei. Er ist also über ein volles Jahrhundert jünger als der Copenhagener Cod. Diese Thatsche enthält einen weiteren Beweis für die Priorität des Letzteren.

In seiner Ausgabe des Pariser Cod. i. J. 1841 (p. 202 Anm.) erwähnt Buchon nur mit kurzen Worten, dass Landois eine kritische Ausgabe der Chronik im Bonner Corpus zu veröffentlichen gedenke. In der Ausgabe des Copenhagener Cod. i. J. 1845 wird der Name Landois überhaupt nicht mehr genannt, und in meiner Dissertation (p. 81) citiere ich die Worte Buchons nur mit der kurzen Bemerkung, dass die von Landois geplante Ausgabe überhaupt nicht erschienen sei. Landois war also in der philologischen Welt völlig unbekannt geblieben. Als ich nach Paris kam erhielt ich von Herrn Omont, dem Bibliothekar der Handschriftenabtheilung, die überraschende Mittheilung, dass sich auf der Nationalbibliothek zwei Bände befinden, welche Landois' schriftlichen Nachlass enthalten. Beide Bände (Suppl. Gr. 901 und 901*) wurden mir zur Verfügung gestellt, und ich gewann alsbald die Ueberzeugung, dass Landois nicht allein eine kritische Ausgabe versprochen, sondern dass er auch umfassende Arbeiten zu einer solchen gemacht hatte. Im ersten Bande hatte er den einen Theil des C. Cod. auf Grund des Pariser collationiert, und den andern Theil desselben direkt nach der Hs. abgeschrieben. Der zweite Band enthält eine grosse Anzahl von Notizen, welche sowohl zur Herstellung des Textes als auch zu einem philologischen Commentar desselben dienen sollten. Beide Bände wurden nach Landois' Tode von seiner Wittwe der Nationalbibliothek überreicht, in der freundlichen Absicht, die Aufgabe des künftigen Herausgebers der Chronik damit zu erleichtern, oder wenigstens zur Herstellung eines vulgärgriechischen Wörterbuches oder einer Neuausgabe des Glossars von Du Cange beitragen zu helfen.

Wie kam es denn, dass Landois nicht zur Ausführung seines Planes gelangte? Ueber diese Frage finden wir genügende Aufklärung in dem Vorwort, welches dem ersten der genannten Bände beigefügt ist. Aus demselben geht hervor, dass Landois sich schon längere Zeit mit der Chronik beschäftigt hatte, schon vor 1836, als sein Lehrer Hase ihn mit der Herausgabe der Chronik im Bonner Corpus beauftragte. Es ist

bekannt, dass Buchon schon im Jahre 1825 den Prolog des P. Cod. auf griechisch, das ganze Werk aber in einer französischen Uebersetzung veröffentlicht hatte. Als Landois noch mit der Abschrift des P. Cod. beschäftigt war, erfuhr er, dass sich eine zweite Hs. der Chronik in Copenhagen befinde; sogleich liess er sie kommen und begann sich ausführlich mit ihr zu beschäftigen. Nach einem sorgfältigen Studium derselben gelangte er zur Ueberzeugung, dass dieselbe nicht allein bedeutend werthvoller, sondern auch ursprünglicher als die P. Hs. sei, und fasste den Entschluss, dieselbe seiner Ausgabe zu Grunde zu legen. Die P. Hs hatte also schon damals ihre Bedeutung verloren, und konnte nur noch zur Ausfüllung einiger Lücken und zweifelhaften Stellen dienen. Trotzdem aber kam Buchon, der genau über diese Umstände unterrichtet war, auf den Gedanken, den P. Cod., den er irrthümlicherweise für den wichtigeren hielt, in seinem ganzen Umfange zu edieren

Landois war ihm dabei behülflich, indem er ihm zur Ausfüllung der Lücken die ergänzenden Stellen aus dem C. Cod in einer französischen Uebersetzung diktierte. Einige Zeit darauf musste Landois diese Hs. an die dänische Gesandtschaft zurückgeben, welche in dringender Weise die Rückgabe derselben verlangte. Unmittelbar darauf gelangte sie in die Hände Buchons, und dieser liess sie, da er des Griechischen nicht mächtig war, in Zeit von drei Monaten von einem Griechen abschreiben um sie alsbald im zweiten Bande seiner Recherches Historiques zu veröffentlichen In diesem Werke geschieht überhaupt keine Erwähnung der Arbeiten, denen Landois so viel Sorgfalt gewidmet hatte; erst geraume Zeit nachher erfuhr er, auf welche Weise er um die Frucht seiner Mühen gekommen war Da nun einmal beide Versionen veröffentlicht waren, und sich damals kein Bedürfnis nach einer kritischen Ausgabe geltend machte, gab Landois seinen Plan gänzlich auf; und dies um so mehr, als Buchon die Originalität des Livre de la Conqueste mit hinfälligen Argumenten gestützt und dadurch die Autorität der griechischen Chronik stark erschüttert hatte. Die von Landois bearbeitete Chronik, welche in den Augen der meisten Gelehrten nur noch als eine Uebersetzung des Livre de la Conqueste galt, hätte nur noch ausnahmsweise einen Platz im Bonner Corpus finden können.

Wir dürfen diesen Auseinandersetzungen unbedingten Glauben schenken, da wir in den von Landois hinterlassenen Papieren einen unumstösslichen Beweis für die Wahrheit derselben in Händen haben. Merkwürdig ist dabei der Umstand, dass Landois schon vor ungefähr fünfzig Jahren zu den nämlichen Resultaten gelangt war, welche ich in meiner

Dissertation zum ersten Male zu begründen glaubte. Aus dem Nachlass ersehen wir ferner, wie Landois allmählig zu dieser Ansicht gelangte; und selbst als er schon die Vorzüge des C Cod erkannt hatte, glaubte er immer noch, den Text zu seiner Ausgabe aus den beiden genannten Versionen herstellen zu dürfen. Endlich aber fasste er den Entschluss, sich ausschliesslich, ausser in einigen wenigen und seltenen Fällen, an den C Cod. zu halten. In der That war dies die einzige Möglichkeit um einen brauchbaren Text herzustellen: denn beide Versionen repräsentieren nicht nur verschiedene Mundarten, sondern auch verschiedene Epochen, und, was den Inhalt anlangt, sogar zwei entgegengesetzte Tendenzen. Eine solche Mischung von verschiedenartigen Elementen zu wollen, wäre geradezu unsinnig gewesen. Was nun Buchon anlangt, so hätte er, wenn es ihm überhaupt um einen methodischen Plan zu thun war, durch seine Separatausgaben der beiden Texte den Uebelstand einer Contamination leicht vermeiden können; und zwar um so mehr, als seine Publicationen nur eine Berechtigung hatten, wenn sie der Sprachforschung nützlich sein konnten, da in beiden der historische Inhalt ungefähr der gleiche ist. Aber gerade das Gegentheil war der Fall; denn erstens wurden die Lücken des C. Cod mit Versen aus dem P. Cod. ausgefüllt, was wir hier nicht rügen wollen, da Buchon die eingeschalteten Verse als solche bezeichnete; jedenfalls aber war es überflüssig, da der P. Cod bereits in einer Ausgabe vorlag Zweitens aber dürfen wir uns nicht verhehlen, dass Buchon, welcher behauptet die Hs. selbst abgeschrieben zu haben, das Publikum täuschte und wiederum seinerseits getäuscht wurde. Wir haben schon oben bemerkt, dass die Ausgabe des C. Cod. ein eigenthümliches Gemisch von Lesarten aus beiden Handschriften enthält, und wir wissen auch jetzt — wenn wir Landois Glauben schenken wollen — dass der Urheber dieses kunterbunten Textes kein anderer als der von Buchon beauftragte Grieche gewesen ist, der jedenfalls seiner Aufgabe nicht gewachsen war und sich auch nicht die Zeit nahm oder nehmen durfte, die zu einer zuverlässigen Abschrift der Hs. nöthig war. Die Unzuverlässigkeit der Buchon'schen Ausgabe tritt nach obigem Vergleich mit der Hs. klar genug zu Tage; anderseits ist auch nicht zu bezweifeln, dass Landois seine Aufgabe in durchaus befriedigender Weise gelöst hätte, da er schon lange bevor ihm die Hs entzogen wurde, eine sorgfältige Abschrift des Textes veranstaltet hatte, und nur noch mit einigen sich auf das feinere philologische Detail beziehenden Fragen beschäftigt war. Buchon, der damals einen grossen Ruf als Historiker erlangt hatte, hatte gewiss keinen Grund, einen tüchtigen, gewissenhaften und bescheidenen Gelehrten um Ruhm und Lohn zu bringen

Doch steht es uns nicht zu die Fehler und Schwächen eines Mannes zu rügen, dessen grosse Vorzüge wir im Uebrigen sehr wohl zu schätzen wissen. Wenn wir einige Augenblicke bei dieser peinlichen Erörterung verweilten, so ist unsere Absicht eine andere; wir wollen nur die Verdienste eines Mannes hervorheben, welche durch die Schuld eines Andern unbekannt geblieben sind. Landois besass alle Eigenschaften, welche zur Lösung seiner Aufgabe erforderlich waren; seine Abschriften sind, abgesehen von einigen unvermeidlichen Korrekturen, in jeder Beziehung exact und zuverlässig, seine Anmerkungen und Notizen sind zahlreich und wertvoll, und legen Zeugnis von einer grossen Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit ab; ausserdem hat er seinen Arbeiten viel Zeit, mehr als ein Dezennium geopfert, und ist tief in das Verständnis des Textes eingedrungen. Es ist dabei nur zu bedauern, dass er infolge anderweitiger Beschäftigungen sein Werk nicht zum Abschluss bringen konnte. Wäre seine Ausgabe zu Stande gekommen, so hätte sie der Wissenschaft gute Dienste geleistet und seinem Namen Ehre gemacht.

In diesem Sinne sind die Zeilen, die wir dem verstorbenen Landois widmen, nicht überflüssig; sie sollen seinem Verdienste eine Anerkennung darbringen, die ihm im Leben nicht zu Theil geworden ist.

Eine Art visionärer Höllenschilderung aus dem indischen Mittelalter.

Nebst einigen Bemerkungen über die älteren Vorstellungen der Inder von einer strafenden Vergeltung nach dem Tode.

Von

Lucian Scherman.

Das innige Verlangen, die tiefe Kluft zwischen der vergänglichen Sinnenwelt und einem ewigen, göttlichen Reiche zu überbrücken, ist seit undenklichen Zeiten in das Gemüth des Menschen eingepflanzt und hat der Religion wie der Wissenschaft ein weites, unermüdliche Thätigkeit erheischendes Arbeitsfeld eröffnet. Im Mittelpunkte aber dieses grossen geistigen Centralplatzes steht die Frage, an welcher auch schon die primitivsten Anschauungen der Völker und ihrer Religionen Antheil haben, die Frage nach dem Zustande, welchem der Mensch nach Beendigung seiner irdischen Laufbahn entgegengehe. In diesem Mittelpunkte eben trafen Religion und Ethik in ihren Grundpfeilern zusammen[1].

In der Litteratur, welche sich in Ausführungen über die Vergeltung des Guten und Bösen in einem jenseitigen Leben ergeht, möchte ich im Gegensatze zu den objectiv gehaltenen Erzählungen und Belehrungen einen bestimmten Abschnitt als principiell subjectiv bezeichnen — ich meine die zahlreichen Visionslegenden, in welchen das menschliche Hasten und Streben, von einem undurchdringlichen Geheimniss den Schleier zu lüften, am bezeichnendsten zum Ausdrucke kommt[2].

1) Eine stoffreiche psychologische Analyse des zu Grunde liegenden Themas gibt Runze, Die vierfache Wurzel des ausserchristlichen Unsterblichkeitsglaubens, Theol. Studien und Kritiken Bd. LXII (1889) p. 670 ff., LXIII (1890) p. 39 ff.

2) „Wenn das Geheimniss des Todes, in den Erinnerungen an die Abgeschiedenen, zu anderen Geheimnissen weiter führt, bis in Mysterien stärkender Zauberkraft, dann erstehen auch für das erwachende Sehnen in mächtigen an-

Aus einer Reihe derselben hat bekanntlich Dante mehr oder minder bedeutsame Züge für seine „Commedia" entlehnt, welche sich des vielbenutzten scholastischen Stoffes wieder bemächtigte, diesen aber auch poetisch so vollendet zu gestalten wusste, dass nicht nur das neu erstandene dichterische Kunstwerk, sondern auch der alte Grundkern sich für alle Zeiten eine lebendige Erinnerung sicherte.

Die von Dante verwertheten Sagen anderen ähnlichen an die Seite zu stellen sie mit ihnen, wo angängig, in innere Verbindung zu bringen und die allerältesten gemeinsamen Bestandtheile herauszuschälen, wäre trotz der bereits über diesen Gegenstand da und dort verstreuten Aufschlüsse keine unlohnende Aufgabe. Dazu gehört aber eine grundsätzliche Berücksichtigung der religiösen und mythologischen Vorstellungen, welche die einzelnen Völker über das Leben nach dem Tode in sich aufgenommen, und ihrer allmählichen Entwicklung[3]); und diese Nachforschungen dürfen sich nicht damit begnügen, die einschlägigen Producte eines der grossen Sprachstämme, wie etwa des indogermanischen, in den Kreis der Untersuchung zu ziehen. Dies verbietet sich schon durch die Natur der in Betracht kommenden litterarischen Werke, dann aber vornehmlich auch durch die Erwägung, dass die Möglichkeit einer um jene Schranken unbekümmerten Entlehnung nirgend so nahe liegt, als da, wo es sich um elementare religiöse Begriffe und ihre Weiterbildung handelt.

Bevor aber eine so umfassende Aufgabe, wie die angedeutete, einer erspriesslichen Lösung entgegengehen kann, fällt es der Specialforschung zu, das Material in seinen einzelnen Theilen möglichst zu vervollständigen; nicht mit der Forderung, dass einst alle gebotenen Details wiedergegeben werden müssten, sondern einzig in der Absicht, das

schwellenden Ahnungen bald seine Helfer, die mit geklärtem Blick in's Jenseits schauend, mit der Stimme des Propheten von dort zu künden vermögen, von Himmel und Hölle, oder was weiter dazu gehört." Bastian, Religions-Philosophische Probleme auf dem Forschungsfelde buddhistischer Psychologie und der vergleichenden Mythologie (1884) II p. 6.

3) In dem Buche von Spiess, Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode (1877), tritt das eigentlich comparative Element zu sehr in den Hintergrund, indem der Verfasser in den weitaus meisten Abschnitten darauf verzichtet, die zahlreichen Analoga vereinigt zusammenzustellen, vielmehr es bei einer blossen parallelen Längsdarstellung bewenden lässt. — Wie übrigens ein kritisches Material zur vergleichenden Religionsforschung auf Grund einer solchen Schätzung der einzelnen Disciplinen sich gewinnen lässt, wie sie Spiess p. 181 f. Anm. hinsichtlich der Aegyptologie und Assyriologie kundgibt, ist nicht leicht fasslich.

Gesichtsfeld zu weiten und einem thunlichst zuverlässigen Endergebnisse vorzuarbeiten. In diesem Sinne auch ein Weniges beizusteuern, ist der Zweck der folgenden Zeilen, deren Stoff aus dem Geistesleben des indischen Volkes entlehnt ist, welchem die Wissenschaft, seit sie seiner Cultur und Litteratur näher getreten, so kostbare Errungenschaften zu verdanken hat. Was ich aber hier an erster Stelle mittheilen will, ist keine „Vision" im gewöhnlichen Sinne des Wortes; es fehlt streng genommen jegliches Wunder, indem alles sich durch eine Hauptgrundlage des gleichzeitigen Glaubens ziemlich einfach erklärt: durch die psychologisch wie ethnographisch so überaus merkwürdige Lehre der Seelenwanderung.

Dass diese Theorie, über deren Ursprung und Verbreitungsgang — gleich tanzenden Irrlichtern sehen wir sie an den verschiedensten Enden aufleuchten[4]) — wir, wie im allgemeinen, so auch bezüglich Indiens nur recht unvollkommen unterrichtet sind[5]), den alten Indern zur Zeit der Abfassung der Veda-Hymnen unbekannt war, ist zweifellos. Sie taucht erst in den späteren Brâhmaṇa's auf und entfaltet sich in den Upaniṣhad's zur vollen Blüthe, gehört also zu den Vorläufern des indischen Mittelalters[6]), in welchem sie alle Auseinandersetzungen über die minutiöse Vergeltung

4) S. die Materialien bei Bastian, Die Völker des östlichen Asien III (1867) p. 391 f. und ausführlicher bei Tylor, Die Anfänge der Cultur, deutsche Ausg. II (1873) p. 2—15. Zum Wiedergeburtsglauben in der Edda vgl. Mannhardt, Germanische Mythen (1858) p. 729 f. und für die neueste Zeit Wilh. Friedrich, Lessings Lehre von der Seelenwanderung (1890).

5) Whitney, Oriental and Linguistic Studies I (1877) p. 61 betont die Schwierigkeit einer genaueren Untersuchung noch wie Weber l. J. 1854. Indische Streifen I (1868) p. 20; vgl. auch Whitney in den Proceedings of the American Oriental Society, May 1886 p. CIV; L. v. Schroeder, Indiens Literatur und Cultur (1887) p. 245. Namentlich können wir nicht entscheiden, ob die Lehre in Indien sich urwüchsig aus arischem Denken entfaltete oder ob — was sehr wahrscheinlich — Einflüsse des Glaubens der eingeborenen Bevölkerung mitwirkten: Weber a. a. O.; Gough, Ancient Indian Metaphysics, Calcutta Review Bd. 63 (1876) p. 298 ff.; Oldenberg, Buddha (1881) p. 45; L. von Schroeder, Pythagoras und die Inder (1884) p. 26; 28; Indiens Lit. p 247; etc. Zur Erläuterung ihrer Genesis vgl. Deussen, Das System des Vedânta (1883) p. 405; Schroeder, Ind. Lit. p. 209 f.; in diesem Zusammenhange erscheint auch der 6. Vers des kosmologischen Hymnus Atharva-Veda XI, 8 sehr bemerkenswerth: *tapaç caivâsâm karma cantar mahaty arṇave | tapo ha yajñe karmaṇas tat te jyeshṭham upâsata*; cf. Weber, Ind. Literaturgesch.[2] (1876) p. 305 f.

6) Es ist hier zu bemerken, dass man den Beginn des indischen Mittelalters nicht unserer Chronologie conform zu denken, sondern in das 6. vorchristliche Jahrhundert zu verlegen hat; cf. Schroeder a. a. O. p. 381 ff.

einer jeden Gutthat und Sünde lenkend beeinflusst. Dem steten Kreislaufe der Geburten gegenüber ist sowohl der Aufenthalt in der Hölle wie der im Himmel nur ein zeitlich begrenzter[7]), ebenso wie die böse oder gute Handlung, deren Folge er ist, aus der Vergänglichkeit ihre Entstehung ableitet. Für die Ethik entsprosst aus dieser Lehre der eine Gewinn, dass dadurch so manche scheinbare Ungerechtigkeit ausgeglichen wird; denn der Mensch geniesst nicht nur die Frucht der im letzten Dasein vollführten Werke, sondern auch die Nachwirkungen aus seinen in lange Vergangenheit zurückreichenden Praeexistenzen[8]).

An den Begriff der Metempsychose, nachdem er einmal im Lande feste Wurzeln geschlagen hatte, klammerte sich das indische Gemüth immer inniger[9]); kein Wunder also, dass auch die jüngere buddhistische

7) So wird Mahâbhârata III, 15467 ff. in der beständigen Furcht vor dem Ende des himmlischen Glücks nach dem Aufbrauch der persönlichen Verdienste geradezu eine Schattenseite, eine Mangelhaftigkeit des Aufenthalts im Himmel erblickt; ebenso Mârk.-Pur. XI, 26 f., Vishnu-Pur. VI, 5 (Wilson, Works X (1870) p. 208).

8) Das Gesetzbuch des Yâjñavalkya I, 348 bezeichnet das Schicksal als „die That des Mannes in einem früheren Leben." Vgl. hierzu Roth, Ueber die Vorstellung vom Schicksal in der indischen Spruchweisheit (Tübinger Universitätsschriften 1866) p. 5 ff.

9) Interessant ist, was Garbe in dieser Beziehung von den gebildetsten Indern der Jetztzeit berichtet (Indische Reiseskizzen (1889) p. 88 f.): „Im Allgemeinen scheint mir der Pandit zu glauben, dass er die höchste Erkenntniss erreicht und demnach keine neue Existenz nach dem Abschluss dieses Leibeslebens zu erwarten habe. Wenn ich direkt danach fragte, erhielt ich ausweichende Antworten oder gelegentlich die bescheidene Andeutung, dass wohl noch eine Wiedergeburt möglich sei, aber eine Wiedergeburt in göttlicher Würde, z. B. in der Person des Indra. Auf meine Frage, ob denn im entscheidenden Augenblicke der Posten des Indra frei sein und der gegenwärtige Indra gerade seine Existenz zum Aufstieg oder Abstieg wechseln werde, um dem Pandit Platz zu machen, wurde mir erwidert: „Es braucht ja nicht der Indra in diesem Weltsystem zu sein, sondern der Indra in irgend einer der unzähligen anderen Welten. (Vgl. hierzu die spassige Geschichte von dem schlauen Spieler, der Yama überlistete, Kathâsaritsâgara XVIII, 121, 188 ff. Anm. d. Verf.) ... Der Glaube an die Metempsychose, die allen indischen Philosophemen ein Axiom ist, ... geht dem Abendländer gegen die Natur. Versucht man aber ganz unparteiisch zu urtheilen, so ist derselbe genau so berechtigt wie die Lehre der Religionen von der einstigen Vergeltung. Beide Ideen beruhen auf dem instinktiven Gefühl, dass man die masslose Ungleichheit der Vertheilung von Freude und Schmerz, von Glück und Elend in dieser Welt nicht als einen blinden Zufall und eine einfache Thatsache hinnehmen dürfe; der Gedanke einer Ausgleichung erscheint als eine moralische Nothwendigkeit. Die Religionen suchen diese Ausgleichung in der Zukunft, das Brahmanenthum sieht sie in der Gegenwart, die

Religion an seine Ausmerzung nicht im entferntesten dachte[10]). Im Gegentheil: unter den vielen Berührungspunkten, welche die letztere mit dem Brahmanismus aufweist, scheint mir keiner so tiefeinschneidend und gewichtig, als jene Vorstellung des Wiedergeborenwerdens[11]). In dem einen wie dem andern Glauben als Uebel, als Leiden erkannt, fällt beiden die Aufhebung desselben mit der Tilgung des Nichtwissens zusammen; der diametrale Gegensatz dieses letzteren ist im Brahmanismus[12]) die Erkenntniss des pantheistisch gedachten Weltgeistes, welche zur Einheit mit diesem (sei er Brahman, Purusha, Âtman oder anders genannt) gelangen lässt, in der buddhistischen Tochterreligion eine ganz entsprechende philosophische Selbstversenkung,

---

für dasselbe nichts anderes ist als das Produkt des guten und bösen Thuns der Individuen in den früheren Existenzen. So lange die Pandits sind und denken wie heute, muss jeder Versuch, sie zum Christenthum zu bekehren, erfolglos bleiben, sie sehen in den Grundlehren desselben nichts als logische Fehler und spotten über den Gedanken, dass Christus die Sünde der Menschheit auf sich genommen und für sie gebüsst habe. Der Grundsatz, dass Jeder die Früchte seines Thuns bis auf den letzten Rest zu geniessen habe, sei es auch erst in der tausendsten Wiedergeburt, und dass absolut jedes, auch das kleinste Werk seine Frucht tragen müsse, wofern nicht die „unsichtbare Kraft" der früheren Werke durch die erlösende Erkenntniss vernichtet wird, gilt ihnen mit derselben Nothwendigkeit, wie der Satz, dass zwei mal zwei vier ist."

10) Es ist kein Zweifel, dass der Buddhismus diesen Begriff vom Brahmanismus überkommen hat. In dem Satze bei Ludwig, Der Rigveda III (1878) p. 11, die Theorie der Seelenwanderung sei dem Buddhismus entnommen, ist der Nachdruck auf das Wort „Theorie" zu legen, wie auch IV (1881) p. XXXII f. ausführlicher dargelegt wird. Ueber das frühe Auftauchen specifisch buddhistischer Ideen auch bezüglich dieser Theorie vgl. Deussen a. a. O. p. 405.

11) Ich glaube nicht, dass auf die im Buddhismus durch die Leugnung der Seele — die ja auch nicht wörtlich verstanden werden darf — Oldenberg, a. a. O. p. 258 ff., namentlich p. 267 alterirte Form der Wiedergeburt (vgl. Rhys Davids, Buddhism (1877) p. 100 f.; Williams, On Buddhism in its relation to Brâhmanism, Journal of the Royal Asiatic Society, New Series XVIII (1886) p. 144 ff.) ein sonderliches Gewicht zu legen ist; man darf wohl trotzdem in beiden Systemen schlechthin von einer „Seelenwanderung" sprechen.

12) Ich berücksichtige hier nicht die gewöhnliche Scheidung des Brahmanismus in einen „philosophisch-esoterischen" Theil, welcher auf den Upanishad's sich aufbaut, und einen „populär-exoterischen", der auf den Purâna's basirt, denn beide werden nicht etwa durchgehends in der Litteratur streng unterschieden und gesondert behandelt und zeigen auch in sich wesentliche Berührungen. Cf. Williams, Modern India and the Indians (1878) p. 209 ff. Für principiell unzulässig hält diese Terminologie Wi[ndisch] in der Besprechung von Deussen's System des Vedânta, Liter. Centralblatt 1884, Spalte 957 f.

welche alle Wirkungen des Karman, d. i der menschlichen Werke auslöschen und den „Vollendeten" zur seligen Ruhe des Nirvâṇa führen soll[13].

Die Seelenwanderung hat nicht etwa das Bewusstsein des Zusammenhanges der verschiedenen Geburten in der Weise einer klaren Erinnerung an letztere seitens des Einzelindividuums zur selbstverständlichen Folge. Vielmehr trat diese nur bei demjenigen ein, der an der Schwelle der Vollendung angelangt war; ihm allein, dem alle Trennung und Sonderung sich in das Gegentheil strengst concentrirter Einheit verwandelt hatte, konnte sich das Geheimniss des Weltzusammenhangs auch in einem visionären Gedenken seiner Praeexistenzen erschliessen[14] — durch die wunderbare Kraft seines eigenen Meditirens, worin wir das genau entsprechende Gegenstück der Ekstase finden, welche die Seele eines Ardâi-Vîrâf, eines Godskalk, eines Tundalus und anderer religiöser Phantasten für die Vision empfänglich macht[15]. Wie wir auf buddhistischer Seite den Religionsstifter selbst den Stoff seiner moralisirenden Erzählungen aus der Kette seiner früheren Geburten entnehmen sehen[16], so begegnet uns auch in einem episch-didaktischen Werke der brahmanischen Litteratur, im Mârkaṇḍeya Purâṇa[17], eine

13) Vgl. hierzu die belangreichen Ausführungen bei Oldenberg a. a. O. p. 246 ff und Bastian, Der Buddhismus in seiner Psychologie (1882) p. 165 ff. u passim.

14) So sagt V. 423 des Dhammapada, der berühmten buddhistischen Sittenlehre. „Wer die früheren Existenzen kennt, Himmel und Hölle erschaut, das Ende der Geburten erlangt hat, der vollendetes Wissen besitzende Weise — den die Vollendung alles Vollendeten Besitzenden nenne ich einen Brâhmaṇa." — Für die sogleich zu besprechende Episode cf. Märk.-Pur. X, 42.

15) Vgl. Oldenberg a. a. O. p. 324.

16) Auf den entsprechenden Zug bei Pythagoras hat Schroeder, Pythagoras und die Inder p 20 f; 30 aufmerksam gemacht.

17) Allgemeineres über die Purâṇa's enthalten die bekannten litterargeschichtlichen Werke von Lassen, Müller, Weber, Williams und Schroeder, sodann namentlich die im III. und VI. Vol. der „Works" Wilson's vereinigten Purâṇa-Analysen und die einleitenden Bemerkungen der Burnouf'schen Prachtausgabe des Bhâgavata-Purâṇa (3 Bde, 1840—1847); ferner F. Nève, Les Pourânas (1852) und für die ältere Bibliographie Gildemeister, Bibliothecae Sanscritae Specimen (1847) p. 54 ff.

Das Mârkaṇḍeya-Purâṇa ist sicherlich wohl das älteste uns erhaltene Werk dieser Gattung und wird gewöhnlich in das 8.—10. nachchristl. Jahrh. verlegt; vgl. aber p. 26 f. der Vorrede zu Banerjea's Ausgabe (1862). Obwohl in der schematischen Classificirung den brahmanischen P. beigezählt, ist es doch thatsächlich überhaupt nicht sectarisch und steht ganz auf dem Boden der epischen Mytho-

Episode, in welcher der Brahmanensohn Sumati von seinem aus der gleichen Quelle geschöpften alldurchdringenden Wissen Zeugniss ablegt.

logie, welche die alten nationalen Götter noch anthropomorphistischer gestaltete, als sie schon vordem gedacht wurden (vgl. Holtzmann, Die Apsaras im Mahâbhârata, Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XXXIII (1879) p. 644 und desselben Verfassers Brahman im Mahâbh., a. a. O. XXXVIII (1884) p. 167).

Hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Brahmanen und Buddhisten in Indien um die Zeit der Abfassung des Mârk.-Pur. sehen wir uns auf Angaben wenig bestimmter Natur beschränkt. Schroeder (a. a. O. p 315 f.) nennt die Beziehungen beider Religionen im 6 -7. Jahrhundert „leidlich gute" und setzt die vollständige Verdrängung der Buddhisten etwa ins 8—10. Jahrh., s. hierzu auch Weber, Indische Skizzen (1857) p. 20; 25; 57; Cunningham, Archaeological survey of India I (1871) p. 237. Gegen die gewöhnliche Annahme einer systematischen Unterdrückung der buddhistischen Religion wendet sich Monier Williams; er betont (Hinduism (1878) p. 81 f.), wie im 7. Jahrh. selbst zu Benares Buddhisten und Brahmanisten „amicably side by side" lebten und bezweifelt, ob überhaupt jemals mit Ausnahme eines vereinzelt auftretenden Fanatismus (hierzu cf. Weber, Indische Stud. III (1855) p. 353; interessant ist auch das von Weber, Ind. Stud. XIII (1873) p. 340 ausgehobene Beispiel aus Patañjali's Mahâbhâshya, wobei wir allerdings chronologisch arg im Unklaren bleiben: a. a. O. p. 319 f.) irgendwo in Indien gewaltsame Verfolgungen und Verdrängungen der Buddhisten stattgehabt. Das Hinschwinden ihrer Macht im Lande erklärt Williams, Modern India p. 218: „Buddhism does not seem to have been driven forcibly out of India, it simply pined away and died out. It could not maintain a hold upon the Hindûs, who are essentially a religious people, and must have a religion of some kind. Take away Brâhmanism, and they cannot again become Buddhists. They must become Christians, Muslims, or Theists." Vgl. auch Rhys Davids, Buddhism p. 245 f.

Ist die oben bezeichnete Datirung des M. P. richtig, so ist es wohl noch im westlichen Hindostan abgefasst worden, wo wir die Heimath des goldenen Zeitalters der Sanskrit-Litteratur, die Sammelplätze für Dichter und Gelehrte zu suchen haben. Als um 1000 n. Chr. die mohammedanische Fremdherrschaft begann, wurde das brahmanische Element ganz aus Hindostan verdrängt und zog sich nach dem Dekhan, wo die spätere Litteratur und somit auch die meisten Purâna's entstanden sind; doch ist ein litterarischer Zusammenhang über ganz Indien auch während des 11. -12. Jahrh. nachzuweisen. Vgl. Weber, Ind. Skizzen p. 29 f.; 119; Ind. Stud. XV (1878) p. 192.

Eine vollständige europäische Uebers. des M. P. besitzen wir nicht (in dem mir nicht zugänglichen Werke von Jibânanda Bidyâsâgara betitelt „Markandeya Purâna. Hindu Mythology and Tradition as contained in the Purâna of that Name." (Calcutta 1879) vermuthe ich einen blossen Textnachdruck). Banerjea's „Purâna Sangraha or a collection of the Purânas in the original Sanscrit with an English translation" (Calcutta 1851) enthält Text und Uebertr. von

In der Entwicklung seiner encyclopädischen Weisheit, welcher der eigene Vater, der vordem seinen Sohn für einfältig gehalten (daher dessen Beiname Jaḍa), in bewundernder Aufmerksamkeit lauscht, tritt die Schilderung des menschlichen Schicksals nach dem Tode ganz besonders in den Vordergrund, und vorzüglich ist es der Aufenthalt in der Hölle, welchem der — uns unbekannte — Dichter den deutlichsten Stempel des Selbstgeschauten und Selbstgefühlten aufgeprägt hat: in Büssung vormals begangener Sünde hat nämlich der jetzige Brahmane am eigenen Körper die bitteren Qualen kosten müssen.

Der erste Theil dieser Höllenbeschreibung, auf welche wir nun etwas näher einzugehen haben, ist mehr objectiv gehalten; die eigene Person des Erzählenden wird erst im zweiten Abschnitte eingeführt, in welchem er sich über den Grund seiner vorzeitigen Erlösung aus der Hölle verbreitet.

Ueber das Loos der Sündhaften unmittelbar nach ihrem Absterben erfahren wir im wesentlichen Folgendes (X, 59 ff.): die schlimmen Boten des Todesgottes Yama kommen heran; diese furchterregenden Gestalten verbreiten einen Faulgeruch und tragen in der Hand einen

M. P. I—VIII, 21 und ist nicht weiter fortgesetzt worden (hiernach ist die Notiz in Dowson's Classical Dictionary of Hindu Mythology etc. (1879) p. 204 zu berichtigen). Cap. VII—VIII (die Sage vom König Hariçcandra, vgl. VIII, 128 ff. seinen Traum von Himmel, Hölle und Wiedergeburt) ist mit einigen Kürzungen übers. von Rückert, Ztschr. d. D. Morgenl. Gesellsch. XIII (1859) p. 103 ff.; Wortham, Journ. of the Royal As. Soc. New Ser. XIII (1881) p. 355 ff.; ins Italienische, wie ich aus Trübner's Record 1888 p. 81 entnehme, von A. Beltrami (1888); vgl. auch die Besprechung bei Muir, Original Sanskrit Text I[2] (1868) p. 379 ff.; Weber, Ind. Studien XV (1878) p. 414 ff.; Fritze in dem Vorworte zu seiner Uebers. des Drama Caṇḍakauçika (1882 Reclam's Universalbibl. Nr. 1726) p. 4 ff. — XV, 47—49 hat Rückert, Zeitschr. d. D. Morg. Ges. XII (1858) p. 336 ff übersetzt. Mehrmalige gesonderte Ausgaben und Uebertragungen hat die Devî-Mahâtmya-Episode (Cap LXXXI XCIII) gefunden, neuerdings hat sie Wortham übers. a. a. O. XVII (1885) p. 221 ff.; die frühere Litteratur ist hier p. 223 und bei Haas, Catalogue of Sanskrit and Pâli Books in the British Museum (1876) p. 109 zusammengestellt; vgl. auch Burnouf (fils), Analyse et extrait du Devi Mahatmyam, Journ. Asiatique IV (1824) p. 24—32.

Ueber handschriftliche (von Wilson redigirte) Uebersetzungen der Purâṇa's im Besitze der Asiatic Society of Bengal vgl. die Proceedings dieser Gesellsch. vom August 1888 p. 177 ff. Vom Mârk.-Pur. fehlen auch hier mehrere Abschnitte; überhaupt sind die Uebers. „neither complete nor perfect" (p. 177). [Leider erst nach Abschluss dieser Arbeit gehen mir die ersten beiden Fascikel von Pargiter's englischer Uebers. des Mârk.-Pur. in der Bibliotheca Indica (Calcutta 1888/89) zu.]

Strick und einen Hammer[18]). Bei ihrem Nahen überläuft ein Beben den Uebelthäter; mit unverständlicher, eintöniger Stimme ruft er nach Eltern, Geschwistern und Kindern; in Angst irrt sein Blick umher, und die Seufzer trocknen seinen Mund aus. Aechzend und gebrochenen Blicks verlässt er in Schmerzen seinen alten Körper und erlangt, dem Winde nachfolgend[19]), einen neuen Leib, welcher für die ihm bevorstehenden Qualen bestimmt ist[20]). Darauf bindet ihn einer der Yamaboten mit Stricken und schleppt ihn mit Stockschlägen nach Süden (wo Yama's Reich sich befindet)[21]). Nun beginnt der zwölftägige

18) Das Petersburger Wörterbuch erklärt kûṭamudgara als „eine versteckte hammerähnliche Waffe"; ich ziehe es jedoch vor, das Wort als Dvandva-Compositum zu fassen (vgl. auch Mahâbh. XIII, 5490 , da das Binden des Todten mit Stricken einen stereotypen Zug aller derartigen Erzählungen bildet und dann auch ein versteckles Tragen der Waffe keinen ersichtlichen Grund hätte.

19) Dies erinnert an die alte Vorstellung vom Uebergange der Seele des Todten in den Wind; vgl. ausser Rig-Veda X, 16, 3 z. B. Atharva-Veda XVIII, 2, 26 „Ausbauch und Athem [des Todten] sind in den Wind gegangen", VIII, 2, 3 „Vom Winde her habe ich deinen [des Schwerkranken] Athem gefunden". Nach Bṛihad-Âraṇyaka-Upanishad III, 7, 2 ist der Wind das Bindeglied zwischen den beiden Welten und derjenige, welcher die Glieder des Sterbenden zusammenbindet. — Cf. Weber, Indische Studien II (1853) p. 229 f.; IX (1865) p. 361; Indische Streifen I, p. 22.

20) Das Gesetzbuch des Manu sagt XII, 81 am Schlusse seiner Höllenschilderung: „Mit welcher Gesinnung man irgend eine That vollführt, mit einem dem entsprechenden Körper erlangt man ihre Vergeltung"; vgl. auch Manu XII, 16—22. — „Die lichtvollen Körper der Seligen im Himmel (die nach anderer über Indien hinaus geläufiger Vorstellung auch als Sterne, im eigenen Lichte erstrahlend, oder ferner als Sonnenstrahlen gedacht werden, sind durch die Thaten, nicht von Mutter und Vater geboren": Mahâbhârata III, 15453; mit dem eigenen Körper den Himmel zu erreichen, ist eine besondere Auszeichnung Yudhishṭhira's: XVII, 78; 100.

21) Den Grund, warum Yama unter den acht göttlichen Schirmherren der verschiedenen Weltgegenden der Süden zufiel, vermuthet Weber, Ind. Stud. XVII (1885) p. 296 f. in den schlimmen politischen und klimatischen Erfahrungen, die die Arier bei weiterem Vorrücken nach dem Süden machten. Kern's Ansicht, welche in stetiger Anwendung der Sonnenmythus-Theorie den Süden deshalb Yama gehören lässt, weil die Sonne am 21. December sich im südlichsten Punkte ihrer jährlichen Bahn befindet (Der Buddhismus, deutsche Ausgabe I (1882) p. 359 f.), dürfte wenig Anhänger finden. — Bemerkungen über die nördliche Lage der altiranischen Hölle gibt Jackson, Proceedings of the Amer. Orient. Society, Octob. 1885 p. LX f. Vgl. auch die diesbezüglichen Angaben aus der semitischen Litteratur bei Grünbaum, Ueber Ḳedem, Ḳâdim, Thômâu u. s. w., Ztschr. d. D. Morgenl. Ges. XXI (1867) p. 592 ff.

Wilford, Asiat. Researches VIII p. 280 wagt es sogar, die semitische Wurzel

Weg[22]) zu Yama, auf welchem der Verstorbene schon einen Vorgeschmack der späteren Strafen erhält: er leidet durch spitze Steine, Feuer, Sonnengluth, wird von Schakalen angefressen u. dgl. m. Während dieser zwölf Tage behält er seine irdische Heimath im Gesicht, und die von den hinterbliebenen Verwandten gespendeten Manenopfer dienen ihm zur Nahrung[23]) Dann aber langt er bei der Yama-Burg an, wo er bald den von Krankheiten und Toden umgebenen, rothäugigen, finsterschauenden Gebieter erblickt, nach dessen Urtheilspruch nun der Mensch seine fernere Wanderung antritt. Dem Sündigen eröffnet sich jetzt eine ganze Flucht von Höllenabtheilungen, deren Schrecken, genau wie im Dante'schen Systeme, stetig intensiver werden und deren Zahl hier in einer anderen Berichten[24]) gegenüber massvoll zu nennenden Beschränkung auf sieben angegeben ist.

---

jamana, welche „rechts" (= südlich) und „glücklich" bedeutet, mit der „Yama-Gegend" zusammenzubringen!

22) Die Entfernung der Yama-Welt von dieser Erde wird gewöhnlich mit 86,000 Yojana's (s. Anmerk. 26) angegeben. Mahâbh. III, 13395 f; Agni-Pur. 370, 11 etc. — Bei Ansetzung der zwölftägigen Frist scheint mir ein Bezug auf die Todtenritualvorschriften obzuwalten, worüber Caland, Ueber Totenverehrung bei einigen der indogermanischen Völker (Verhandelingen der k. Akademie van Wetenschappen. Afdeeling Letterkunde XVII, Amsterdam 1888), namentlich p. 29 f. zu vergleichen ist.

23) Von dem Manenopfer sind schon im Veda die Seligen in gewissem Sinne abhängig; vgl. Whitney, Or. and Linguist Stud. I p. 50; ferner Donner, Pindapitriyajña (1879) p. 11. Ueber die buddhistische Anschauung, wonach Almosengeben den todten Verwandten nützt, vgl. Hardy, Manual of Buddhism (1853) p. 458; Weber [in Besprechung dieses Buches] Indische Stud. III p. 125; über die iranische Spiegel, Eranische Alterthumskunde III (1878) p. 705. Nicht unmöglich ist es auch, dass an unserer Stelle die so geläufige (cf. Tylor a. a. O. II p. 29 ff.) mythische Vorstellung zum Durchbruche kommt, dass die Seelen der Verstorbenen eine Zeit lang zu ihren Wohnungen zurückkehren (Seelengespenster) und von den dort ihnen aufgestellten Speisen geniessen.

24) Vgl. Benfey „Hermes, Minos, Tartaros" (Abhandl. der kgl. Gesellsch. der Wiss. zu Göttingen XXII, 1877) p. 36 f.; Teza, Sentenze Indiane, Pisa 1878 (Estratto dal tomo XVI° degli Annali delle Università Toscane) p 42 f. Im Vergleiche zur Angabe des Garuda-Purâṇa, wonach es 8,400,000 Höllen gäbe (cf Bhâgavata-Pur. V, 26, 37: „Solche Höllen — wie die eben beschriebenen 28 — sind im Yama-Reiche nach Hunderten und Tausenden; alle sind sie bevölkert." Ganz ähnlich Vishṇu-Pur. II, 6 (Wilson, Works VII (1865) p 220), ist der gelegentlich beliebte buddhistische Ansatz von 136 Höllen — 8 Haupt- und 128 Nebenhöllen — ganz gering. — Die sieben Höllen der Purâṇa's erwähnt auch Brahmasûtra III, 1, 15.

Zuerst hören wir (X, 80 ff.) von der Raurava- (— brüllend)[25] Hölle; ihre Ausdehnung beträgt 2000 Yojana's[26]. Eine knietiefe Grube ist angefüllt mit glühenden Kohlen, welche den ganzen Erdboden in Brand halten. In diese durch die Yama-Diener hineingeworfen läuft dort der Sünder, welcher die Strafe seiner Lügen büsst, in heftigem Feuer umher und muss Tag und Nacht seine Füsse dieser Folter aussetzen. Hat er 1000 Yojana's durchschritten, dann harren andere Höllen seiner, und — was eigentlich nicht mehr zur Schilderung speciell dieser Abtheilung gehört — nachdem er sie alle durchgemacht hat, gelangt er zu den verschiedenen Thiergeburten, dann zu menschlicher Existenz, erst elend und verachtet durch Kaste und Körpergestalt, allmählich aber mit dem abnehmenden Masse seiner noch verbleibenden Sünden zu immer besserem Loose, das ihn, wenn anders sein Wandel keinen Rückfall bedingt, schliesslich bis zu den Göttern erhebt[27].

25) Intens. von ru; cf. Deussen a. a. O. p. 413, wo auf Ev. Matth 24, 51 verwiesen ist, und die Erklärung im Mahâvastu, ed. Senart I (1882) p. 24: *kena tam rauravam | tatra te nairayikâ rodantâ na çaknonti ambeti vâ tâteti vâ bândhavân upetum | tenedam rauravanti saṃjñâtam.* || Bhâgavata-Pur. V, 26, 11 leitet raurava von dem Thiernamen ruru ab: *ye te 'ha yatkaiçâmunâ vihiṃsitâ jantavaḥ paratra yamayâtanâm upagatam ta eva ruravo bhûtvâ tathâ tam eva vihiṃsanti tasmâd rauravam ity âhuḥ rurur iti sarpâd atikrûrasattvâpadeçaḥ.*

26) Die Grössenberechnungen dieses Wegmasses weichen sehr untereinander ab; oft wird 1 Yojana noch geringer als 1 deutsche Meile angesetzt, anderwärts, namentlich in buddhistischen Angaben, finden wir eine doppelt so hohe Bemessung. Vgl. das Petersburger Wörterbuch s. v. 3) und Childers, Dictionary of the Pâli language (1875) s. v.; Rémusat, Mélanges posthumes (1843) p. 73 f.; Cunningham, The ancient geography of India I (1871) p. 571 ff.; Colebrooke, Essays I (1873) p. 539 f.; Rhys Davids, Ancient Coins and Measures (1877) p. 16 f.

27) Wir sehen also, wie all diesen Schrecken der Höllen- und Wiedergeburtsstrafen das erleichternde Moment der zeitlichen Begrenztheit innewohnt; von dem entsetzlichen Dogma einer Ewigkeit der Höllenqualen blieb der Brahmanismus und Buddhismus verschont. Dauern die Strafen schwerer Verbrecher auch fast unsagbar lange (vgl z. B. die Berechnung aus dem Çiva-Pur. bei Wollheim da Fonseca, Mythologie des alten Indien (1856) p. 24; Sutta-Nipâta 657; Buddhaghosha's Parables, translat. by Rogers (1870) p. 128 ff), und werden sie bisweilen in rhetorischer Hyperbel sogar „ewig" genannt, so ist thatsächlich doch ein Ende abzusehen, und auch die kleinste Gutthat muss einmal zu ihrem Rechte der Vergeltung gelangen. (Ein jüngstes Gericht kennen die Inder nicht, und von einem Weltuntergange ist nur in sofern die Rede, als eine neue generell gleiche Welt an Stelle der alten zur Erschaffung kommt.)

Mahâraurava (= stark brüllend) nennt sich die nächste Hölle (XII, 3 ff.), welche 35000 Yojana's im Umkreise misst. Der Erdboden ist hier aus Kupfer, welches durch die Hitze des darunter befindlichen Feuers mondhell funkelt. Gefesselt an Händen und Füssen werden die Opfer diesem Raume überantwortet, nachdem sie schon auf dem Wege von allerhand Thieren angefressen und zerfleischt worden sind; jammernd rufen sie in der Gluthenqual nach ihren Angehörigen.

Im Gegensatz zu dieser Hitze herrscht in der Tamas (= Finsterniss) Hölle (XII, 10 ff.) grimme Kälte mit grausem Dunkel gepaart; hierzu gesellen sich noch Hunger und Durst und andere Widerwärtigkeiten. Der Frost schüttelt die Bewohner dieser Region und bricht ihre Zähne; ein Eisstücke mit sich führender Wind reisst ihnen die Knochen auf und presst ihr Mark und Blut heraus, das sie sich gegenseitig vor Hunger ablecken, so oft sie bei ihrem Herumirren zusammentreffen und vor Kälte einander umschlingen.

Immer raffinirter werden nun die Qualen. In der Nikṛintana- (= Zerschneiden) Hölle (XII, 15 ff.) werden die Sündigen auf eine Töpferscheibe gestellt, welche in unablässiger Drehung begriffen ist; mit dem in den Fingern der Yama-Diener befindlichen kâlasûtra, dem Faden des Todes, werden sie vom Scheitel bis zur Fusssohle zerschnitten. Was aber noch schlimmer — dieselbe Procedur wiederholt sich fortwährend, indem sie niemals einen endgültigen Tod herbeiführt, sondern der gespaltene Körper immer wieder sich zu einem Ganzen vereint.

Die Pein der Apratishṭha- (= ohne Stütze, grundlos tief) Hölle (XII, 19 ff.) ähnelt der eben beschriebenen; eine Art von Ziehbrunnen mit Rädern sind die Folterwerkzeuge, an welche die Elenden befestigt sind; Blut stürzt ihnen aus dem Munde, Thränen strömen aus den Augen. Selbstverständlich wiederholt sich auch diese Qual „so lange tausend Jahre dauern, ist ihr Zustand kein anderer".

Der Name der nächstfolgenden Hölle (XII, 24 ff.) kehrt auch sonst in der indischen Litteratur bei entsprechenden Angaben mit besonderer Vorliebe wieder, und in der That verirrt sich hier die Phantasie in Erfindung höllischer Martern wohl am weitesten. Die Asipatravana- (= Schwertblätterwald) Hölle ist in ihrer tausend Yojana's umfassenden Ausdehnung mit flammendem Feuer bedeckt, in welches die Büssenden, auch von oben durch glühende Sonnenstrahlen erhitzt, niederfallen. In der Mitte dieses Höllenreiches erblickt man einen Laubwald, dessen Blätter aber Schwertklingen bilden. Angelockt durch den lieblichen Anblick, welchen dieser Wald von ferne gewährt, und durch die an seinem Eingange herrschende schattige Kühle, gehen die Menschen hinein, um von ihrem Durst und Schmerz Erholung zu suchen. Statt

ihrer aber weht der Wind die Schwertblätter auf sie herab, und sie sinken auf den aus Flammenhaufen bestehenden Erdboden nieder. Myriaden[28]) scheckiger Hunde fallen hier über sie her; tigerartig zerreissen sie mit ihren grossen Mäulern und Fangzähnen den Weinenden bei lebendigem Leibe die Glieder.

Den Beschluss bildet die Taptakumbha (= mit glühenden Krügen versehen) genannte Hölle (XII, 34 ff.). Hier werden die Bösewichte mit dem Kopfe nach unten in Krüge geworfen und in Oel und Eisenstaub gekocht. Der Schädel und alle Knochen bersten, das Mark spritzt heraus, und die zerfetzten Gliedmassen werden von Geiern gefressen. Und wieder und wieder werden sie dem siedenden Oel überantwortet, und die Yama-Schergen rühren mit einem Löffel im Wirbel die zu flüssigem Brei gewordenen Menschentheile um.

Nach diesem schematischen Ueberblicke über die Eintheilung des Höllenınnern beginnt der lebensvollere Abschnitt, in welchem auch die Person des erzählenden Brahmanen mitwirkend resp. mitleidend erscheint. Die Gliederung in einzelne Höllenabtheilungen tritt jetzt ganz in den Hintergrund; der Ort der strafenden Vergeltung wird nun mehr als einheitliches Ganze dargestellt. Die causa movens, welche in dieses der Freude verschlossene Gebiet eine plötzliche, ungewohnte Veränderung hineinbringt, legt der Dichter des Mârkaṇḍeya-Purâṇa — oder sagen wir vorsichtiger: dieses Theiles des Werkes — in den Besuch, welchen ein durch Tugend hervorragender König im Yama-Reiche abstattet. „In einem Geschlechte der Vaiçya-Kaste geboren", so spricht der erleuchtete Brahmanensohn (XIII, 1 ff.), „nachdem ich die siebente Existenz vor dieser jetzigen überwunden hatte, hielt ich einst Kühe von der Tränke zurück. In Vergeltung dieser That gelangte ich in die so grause Hölle, welche schrecklich ist durch Feuerflammen, angefüllt von Vögeln mit ehernen Schnäbeln und voll von Schlamm, der aus dem Blutstrome der in Maschinen gepeinigten Glieder entsteht; in diesen fallen zerschnitten die Uebelthäter unter lautem Jammer. Dort verstrich mir ein Aufenthalt von hundert Jahren, während ich in sengender Gluth gepeinigt und von brennendem Durst erfüllt war. Da plötzlich verspürte ich einen Erholung spendenden, angenehm kühlenden Windhauch mitten in den heissen Sandbrei enthaltenden Töpfen. Infolge seiner Berührung hörten die Qualen aller auf, und auch ich em-

28) Für ayutaçobhitâḥ, das wörtlich nur mit dem hier gar nicht passenden Ausdrucke „sehr schmuck" wiederzugeben wäre, conjeire ich ayutaço mitaḥ „nach Myriaden bemessen".

pfand ein Gefühl wie die höchste Wonne der Seligen im Himmel. Was ist dies? so fragend erblickten wir mit vor Freude nassen Augen in unserer Nähe die schönste Perle der Männer."

Diese Erscheinung, welche den Höllengräuel mit so wunderbarer Macht Einhalt gebieten konnte, ist der Videha-König Vipaçcit (= der Weise), welcher von einem Yama-Diener geleitet in die Hölle eingetreten ist. Betroffen von dem gräßlichen Anblick, der sich hier ihm bietet, und zugleich von Mitleid bewegt wendet er sich an seinen Begleiter mit der Frage, welcher Fehltritt ihn an diesen schrecklichen Ort gebracht habe. Er erinnert an die Gewissenhaftigkeit, mit der er als König seinen Pflichten gegen die Unterthanen gerecht geworden, und an den Eifer, der ihn in der Beobachtung des Rechts und der Opfervorschriften erfüllt habe. Darauf wird ihm die Antwort (XIV, 2 ff): „O grosser König, was du da sagst, darüber herrscht ja kein Zweifel. Jedoch eine sehr kleine Sünde hast du begangen, an die ich dich nun mahnen will. Deiner Gattin Pîvarî ist einst von dir aus Liebe zu der schönen Kaikeyî der zum Beischlaf geeignete Zeitabschnitt unfruchtbar gelassen worden. Infolge dieser Vernachlässigung bist du in die schreckliche Hölle gekommen; denn wie Agni zur Opferzeit den Fall des Opferschmalzes erwartet, so erwartet der Herr der Geschöpfe in jener Periode den Samenfall. Wer aber diese, sonst seiner Pflicht bewusst, ausser Acht lässt und sich dem Liebesgenuss bei anderen Frauen hingibt, der fällt durch diese gegen die Manen[29]) begangene Versündigung in die Hölle. Da aber ausserdem bei dir keine andere Sünde zu finden ist, so gehe nun, o König, weiter zum Genusse deiner guten Thaten."

Der König aber, welcher die ihn umgebenden Schrecknisse gewahrt und sieht, wie den Einen Augen und Zungen herausgerissen, die Anderen aufgeschlitzt, in siedendem Oel gekocht oder an allen Gliedern verrenkt werden — diesem Widerspruche gegen die oben erwähnte Angabe, dass der Eintritt des Vipaçcit die Foltern unterbrochen, begegnen wir auch noch weiterhin —, frägt den Yama-Diener nach den Thaten, für welche jene so hart büssen müssen, und nun (XIV, 15 ff.) beginnt die ausführliche Beantwortung durch den letzteren, welcher die Höllenbewohner und somit auch der im Kreislaufe der Geburten in den Brahmanenstand Erhobene zuhören. Nachdem in weitschweifiger Ausführung (XIV, 15—37) der oberste Grundsatz beleuchtet worden, ge-

29) die als Nachkommenschaft verleihend gedacht werden und denen man die Fortpflanzung des Geschlechtes schuldig ist.

müss welchem der Mensch für jede in That, Gedanken oder Worten[30]) begangene gute oder böse Handlung nach dem Tode die Vergeltung in Himmel, Hölle und Wiedergeburt erlangt, erführt der König durch seinen Führer der Reihe nach die auf die verschiedenen Laster gesetzten Höllenstrafen und sodann auch die diesen folgenden Wiedergeburten.

Um nicht durch eine vollständige Uebertragung dieser etwas monotonen Capitel (XIV, 38 — XV, 45) zu ermüden, hebe ich nur eine grössere Anzahl von Beispielen aus ihnen heraus. Ein Theil der angeführten Strafen steht, ganz ähnlich wie in Dante's Inferno, mit der Natur der betreffenden Verbrechen in deutlichem Zusammenhange. So reissen Vögel mit diamantenharten Schnäbeln die Augen derjenigen aus, welche mit lüsternen Blicken nach den Frauen und dem Besitzthum anderer Begierde gezeigt haben, und immer wachsen die Augen zu gleicher Qual wieder nach, welche so viele tausend Jahre währt, wie viele Augenblicke von jenen Böses gethan wurde (XIV, 39 — 41). In derselben Weise ergeht es den Zungen derer, welche durch falsche Belehrung die richtige Einsicht niedergehalten haben — eine Handlungsweise, die auch Feinden gegenüber nichts von ihrer Strafbarkeit einbüsst[31]) —, und mit ihnen theilen das gleiche Schicksal die Lügner

30) Diese Dreitheilung, die namentlich im Avesta und im Buddhismus (auch Eingange der weiter unten berührten Erzählung aus dem Devadûta-Vagga, Anguttara-Nikâya III, 35, 1, begegnen wir ihr) eine grosse Rolle spielt, ist auch der älteren indischen Litteratur durchaus nicht unbekannt: s. die Bemerkungen bei Weber, Ind. Stud. III p. 133; 483; Ueber ein Fragment der Bhagavatî II (1867) p. 173; Ind. Streifen I p. 133 f; 209; Cowell „Thought, Word, and Deed" im Journal of Philology III (1871) p. 215 ff (p. 216 Z. 17 lies Taitt. Âr. X, 1, 12); Pischel, Vedische Studien I (1889) p. 230 f. und schliesslich bei Brunnhofer, Iran und Turan (1889) p. 189 ff. (dessen auf Av. IV, 16 erschlossene Consequenzen ich mir jedoch nicht aneignen möchte).

31) Vgl. Mârk.-Pur XV, 60: Schutzflehende und Leidende muss man aufnehmen, auch wenn es Feinde sind. — Unleugbar ist der buddhistische Einfluss auf die brahmanische Ethik in dieser Beziehung schwerer wiegend als die durch selbsteigene Kraft erfolgte Veredelung der letzteren. Vgl. Schröder, Ind. Lit. p. 397: Oft gleichen die Moralsprüche der brahmanischen Bücher fast Wort für Wort denen der buddhistischen. Die ersten Keime und Anfänge dieser Gedanken finden sich jedenfalls schon in den vorbuddhistischen Werken der Brahmanen. Dann sind sie von Buddha machtvoll erfasst, vertieft und begeistert verkündigt, und wohl liegt die Vermuthung nicht so ferne, dass die Predigt des Çâkyasohnes auch auf die ethischen Lehrer der Gegner nicht ohne Einfluss gewesen, dass auch die Brahmanen im gleichen Sinne ihr System immer mehr und

und die Lästerer der Götter, Veden[32]), Priester und Lehrer. Hingegen werden die Zungen der Verläumder durch scharfe Scheermesser zerschnitten (XIV, 42—44; 51).

Wer mit seinen Händen, ohne nach dem Essen die vorgeschriebene Reinigung vollzogen zu haben, die (den Indern besonders heilige) Kuh, den Brahmanen oder das Feuer berührt hat, dessen Hände werden in der Hölle in feurige Töpfe gethan. Wer mit der gleichen Nachlässigkeit Sonne, Mond und Sterne absichtlich anschaute, dem wird Feuer ins Auge gelegt (XIV, 57 f.).

Wer Personen, denen er Ehrerbietung schuldet oder Kühe oder das Feuer mit dem Fusse berührt hat, wird an den Füssen mit im Feuer erhitzten metallenen Ketten gefesselt und mitten in einen flammenden Kohlenhaufen gestellt (XIV, 59 f.).

Feurige Pflöcke werden denen in die Ohren gestossen, welche mit innerlicher Freude den Lästerungen anderer zugehört haben (XIV, 63 f.). Auf die Störung der Eintracht zusammengehöriger Personen ist die Strafe des Aufschlitzens vermittelst einer Säge gesetzt (XIV, 45 f.). Wer anderen Leuten hinter dem Rücken Uebles nachredet (wörtlich bezeichnet das Sanskrit dies: „wer das Rückenfleisch der Leute verzehrt"), diesem wird der Rücken von schrecklichen Wölfen zerfressen (XIV, 85).

In anderen Fällen mangelt diese Beziehung zu dem ursächlichen Vergehen, oder sie tritt doch minder klar zu Tage; so, wenn die Undankbaren mit einem Steine zermahlen werden oder blind, taub, stumm und hungerleidend herumwandeln (XIV, 72; 86); wenn diejenigen, welche nur auf ihre Ernährung bedacht waren und Angehörige, Gäste und Diener darben liessen, glühende Kohlen verzehren oder hungrig das eigene Fleisch geniessen, welches ihnen die Yama-Schergen ausreissen und in den Mund geben (XIV, 84; 69 f.), u. s. w. — Die schwersten Verbrecher, d. s. diejenigen, welche Gold gestohlen, einen Brahmanen

---

mehr vertieften. Eins müssen wir jedenfalls behaupten: die Ethik des Buddha und die neue Ethik der Brahmanen, sie tragen den Stempel ein und derselben Zeit, sie sind aus demselben Geiste geboren — dem Geiste des indischen Mittelalters"; s. auch Rhys Davids, Buddhist Birth Stories, Translat. I (1880) p. XXVII f. Dass auch in alter Zeit Unrecht gegen Fremde — und in dieser Verbindung sind ja die Begriffe „Fremder" und „Feind" gleichbedeutend — als Sünde gerechnet wurde, zeigt Rv. V, 85, 7; vgl. ferner Ludwig a. a. O. V (1883) p. 566.

32) Nebenbei bemerkt bezeugt Sumati selbst gerade nicht die ehrfurchtsvollste Werthschätzung des Veda, wie X, 27; 42 erweist.

getödtet, Branntwein getrunken oder das Ehebett des Guru (der Eltern oder des Lehrers) geschändet haben[33]), brennen viele tausend Jahre ringsum in nach oben und nach unten flammendem Feuer: dann werden sie wiedergeboren als Menschen, gezeichnet durch Aussatz, Auszehrung, Krankheit u. dgl., und nach dem Tode wartet ihrer abermals die Hölle und nach der neuen Wiedergeburt die gleiche Krankheit, und so fort bis zum Ende der Weltperiode (XIV, 91—93).

Weit geringeres Interesse bietet die specialisirte Aufzählung der Wiedergeburtsstrafen (XV, 1 ff.), die ganz analog auch in anderen Werken genannt sind[34]); so erfahren wir, dass der Vertrauensbruch eine Fischgeburt zur Folge hat (XV, 7), der Entwender eines anvertrauten Guts als Wurm (XV, 6), der Ehebrecher nacheinander als Wolf, Hund, Schakal etc. (XV, 9 f.) zur Welt kommt; auf Diebstahl stehen die verschiedenartigsten thierischen Wiedergeburten, und zwar je nach der Art des gestohlenen Gutes; so wird der Entwender von Eisen zur Krähe (XV, 25), der von Kuchen zur Ameise (XV, 24), der von Holz ein Holzwurm (XV, 31) u. s. w. Alle diese Geburten treten erst nach Verbüssung der Höllenstrafen ein und sind schon ein fernerer Schritt auf der Bahn zur Tilgung der Sünden[35]).

Als der Yama-Diener seine Erklärungen zu Ende geführt hatte, forderte er Vipaçcit auf, nun mit ihm die Hölle zu verlassen. Dieser schickt sich an, dem Befehle Folge zu leisten, als sein Schritt durch den Ruf der Höllenbewohner gehemmt wird[36]): „Erweise uns die Gnade,

---

33) Vgl. die bemerkenswerthen Erläuterungen zu diesen Hauptsünden bei Leist, Alt-Arisches Jus Gentium (1889) p. 316 ff.

34) Aus den Angaben bei Manu und Yájñavalkya sind z. B. bei Duncker, Gesch. des Alterthums III[5] (1879) p. 107 f. (p. 106 Anm. sind irrthümlich 8 statt 21 Höllennamen bei Manu IV, 88—90 angedeutet) und Schroeder, a. a. O. p. 402 f. Auszüge mitgetheilt. — Die Wiedergeburt nach den Upanishad's bespricht Regnaud, Matériaux pour servir à l'histoire de la philosophie de l'Inde II (1878) p. 136 ff.

35) Schroeder a. a. O. p. 249: „Naturgemäss fordert das Gerechtigkeitsgefühl, dass es zwischen der Höllenpein und dem höchsten Heil eine Reihe von Zwischenstufen geben müsse für alle die, welche das höchste Heil noch nicht erreichen konnten, aber doch auch durchaus keine verdammungswürdige Existenz geführt. Da bieten sich nun sehr erwünscht die vielen verschiedenen, oft recht elenden und gequälten Existenzen, in welchen der Mensch immer wieder und wieder des Todes Beute wird. Es sind dies Läuterungsstufen zwischen Hölle und Himmel, dem katholischen Fegefeuer nicht ganz unähnlich."

36) Ich verweise nochmals auf Rückert's wörtl. Uebers. (Zeitschr. d. D. Morgenl. Gesellsch. XII, 336—340) des nun folgenden Schlusstheils der Episode (XV, 47—79), bei welchem Carriere's Urtheil über den litterarästhetischen

bleibe noch einen Augenblick hier! Denn der von deinem Körper ausgehende Hauch bereitet uns Erquickung und entfernt den Schmerz samt allen Folterpeinen; übe Erbarmen, o Erdenherr!" Erstaunt frägt der König nach der Ursache dieser von ihm jenen Elenden erwirkten Wohlthat; der Yama-Diener erwidert ihm, dass sein frommer, den Göttern wohlgefälliger Lebenswandel den wunderbaren Einfluss seiner Person erkläre. Als Vipaçcit dies erfuhren, gibt er seinem Begleiter den Entschluss kund, den Himmelsfreuden entsagen zu wollen, hier werde er ausharren, auch wenn die Qualen sich auf ihn erstrecken sollten, um so das höhere Glück zu geniessen, welches die Erlösung leidender Menschen gewähre. Bei diesem Vorsatze beharrt er auch, als Yama und der Götterkönig Indra erscheinen, um ihn persönlich in den Himmel zu geleiten; denn auf endlose Seligkeit habe er durch seine Verdienste und namentlich durch das eben bethätigte Erbarmen das erste Anrecht erworben. Nun aber zeigt sich Vipaçcit's edler Sinn in noch schönerem Lichte: „was von mir Gutes gethan ward, mögen dadurch die gepeinigten Sünder aus der Hölle erlöst werden." Freudig gewährt Indra die Bitte; aber die Gutthaten des Königs sollen darum nicht erschöpft und aufgewogen sein, sondern im Gegentheile ihn noch zu höherem Range führen.

„Und nun", so endet diese Erzählung des Brahmanensohnes, „erlangten auch wir, ich und die anderen Höllenbewohner, der Qualen ledig eine andere Existenz, jeder in der Art, wie seine Thaten sie bestimmten" (XV, 79).

Nach dieser kurzen Zusammenfassung des wesentlichsten Inhalts unserer Episode möchte ich auch ihre Beziehungen zur älteren indischen Litteratur[37]) zu skizziren versuchen, soweit dies sich bei der hier ge-

---

Werth der Puráṇa's vollauf zutrifft: „In den Pur. erscheint vieles noch massloser als in den späteren Theilen des Epos, und manches ist völlig absurd; dazwischen aber erklingen wieder Töne von einer seelenvollen Innigkeit, und grosse oder sittlich schöne Gedanken durchbrechen oder tragen die phantastische Wunderwelt." (Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst[2] (1871) p. 512.)

37) Auch den jüngeren Puráṇa's fehlt es natürlich nicht an detaillirten Höllenschilderungen. Aus dem Garuḍa-Pur theilt eine solche mit Teza a. a. O. p. 41 ff.; aus Handschriften des Padma-P. Wilson, Works III p. 33 f. und namentlich Wolfheim a. a. O. p. 19 ff.; des Varáha-P. und Skanda-P. Aufrecht, Catalogus Codicum Sanscr. Bibl. Bodl. (1869) p. 60 f.; 69. Sodann vgl. besonders Bhágavata-P. III, 30, 20—29; V, 26, 5—37; Vishṇu-P. II, 6 und VI, 5; Agni P. cap. 203 und 370; Sahyádri-Khaṇḍa des Skanda-P. IV, 44 ff.; Bṛihannáradíya-P. cap. 29. (Die auffallend vielen Uebereinstimmungen aller dieser Abschnitte in der Behand-

botenen Rücksichtnahme auf den Raum wenigstens durch Anziehung der interessantesten zum Vergleiche einladenden Stellen ermöglichen lässt. Ebenso wie die ganze vorangehende Schilderung in dem originellen Gewande lebendiger Subjectivität ihres Gleichen in der älteren brahmanischen Dichtung[38]) — wenigstens meines Wissens, wie ich bei dem unübersehbaren Umfang derselben vorsichtig hinzufügen will — nicht mehr findet, so kehrt auch ein derart der reinsten Nächstenliebe entspringendes Mitleid, wie es Vipaçcit bethätigt hat, sonst nirgends wieder. Zwar sind Höllenbesuche seitens tugendhafter Helden nichts Seltenes, und auch Proben persönlicher Selbstverleugnung wird man bei diesen keineswegs vergeblich suchen. Als nächstliegende Parallele erscheint hier der Schlussabschnitt des indischen Nationalepos, des Mahâbhârata, welcher die letzte Probe Yudhishṭhira's durch die Götter

---

lung ihres Gegenstandes lassen mit Sicherheit auf eine gemeinsame ältere Quelle schliessen, wie ja in der That mit dem Namen Purâna auch weit ältere, auf uns nicht überkommene, Werke bezeichnet werden.) Und so hat der indische Volksglauben diese Sagengebilde von Jahrhundert zu Jahrhundert übernommen:

„Worldly joy here seemeth sweet;
Hereafter the pains of Yama are dreadfull.
They strike, they cut, they horribly slash —
Those servants of Yama — for many years.
There is a tree with sword-like leaves; live coals of *khair*,
Flames of boiling oil come forth;
They are made to walk on burning floors;
They embrace fiery pillars with their arms.
Therefore, says Tuká, my heart is sorrowfull;
Enough of coming and going and being born."

(Uebers. von J. Murray Mitchell, Indian Antiquary XI (1882) p. 65) — so lässt den altbekannten Sang auch Tukârâm wieder ertönen, der Nationaldichter der Marathen, welcher in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. lebte und als Anhänger der Vithoba-Sekte sich zu einer eigenartig eklektischen Mischform der buddhistischen und vishnuitischen Religion bekannte; vgl. besonders den Aufsatz von Alex. Grant, Fortnightly Review, January 1867 p. 27 ff. Und Ward, A view of the history, literature and religion of the Hindoos I[3] (1817) p. 75 sagt: „I have heard of some Hindoos, who, rejecting the worship of other gods worship only Yŭmŭ; alleging that their future state is to be determined only by Yŭmŭ, and that they have nothing therefore to hope or to fear from any beside him."

38) Aus einem jüngeren Werke, dem (unedirten) Padma-Pur. behandeln einige Verse (Kriyâyogasâra XX, 57—63) einen gleichartigen Stoff; s. d. Uebers. Wollheim's a. a. O. p. 19; ferner sei hier noch auf das von Ward a. a. O. I p. 77 f. Berichtete aufmerksam gemacht.

zum Gegenstande hat[39]). Als dieser nämlich zum Himmel emporgestiegen war, erblickte er dort seine ehemaligen Feinde, während er vergebens nach den Genossen und namentlich nach Gattin und Brüdern umschaut. In erregten Worten verlangt er von den Göttern, zu diesen geführt zu werden und ihren Aufenthaltsort theilen zu dürfen. „Ohne sie begehre ich nicht hier zu weilen; dorthin will ich gehen, wo meine Brüder und Draupadî sind. . . . Was ist für mich der Himmel, wenn ich getrennt von den Brüdern bin; nur wo diese sind, da ist mein Himmel“ (Buch XVII, Schluss; XVIII, 38). Die Götter gewähren ihm seinen Wunsch und lassen durch einen Boten ihn zur Hölle geleiten. Grausenerregend ist der Weg; seine Finsternis wird erhellt durch die ringsum flammende Gluth, welche auf allen Seiten berghoch aufgethürmte verstümmelte Leichname erleuchtet, die Nahrung der Würmer und gieriger Raubvögel. Entsetzt geht der König mitten durch den Aasgeruch; er sieht den unüberschreitbaren, von heissem Wasser erfüllten Vaitaraṇî-Strom, den Schwertblätterwald, den kochenden Breisand und die eisernen Felsen, die kupfernen Töpfe mit dem siedenden Oel und den Marterbaum mit seinen spitzigen Stacheln. Bereits erblickt er die Qualen der Uebelthäter, und ungeduldig erwartet er das Ende des Weges und die Wiederbegegnung mit den Seinen. Der Bote aber weist ihn weiter auf dem gleichen Pfade, erklärt jedoch, selbst umkehren zu müssen und fordert ihn auf, falls er ermüdet sei, dasselbe zu thun. Schon denkt Yudhishṭhira, betäubt von dem Geruche, verzweifelnd an die Umkehr, als er plötzlich von allen Seiten die kläglichen Rufe vernimmt: O edler, hehrer Pâṇḍu-Sohn, uns zu Gefallen bleibe hier noch einen Augenblick; wenn du nahst, weht ein reiner Wind uns Wohlempfinden zu und unterbricht die Folter unserer Qualen.“ Von Mitleid bezwungen bleibt Yudhishṭhira stehen und, da er wieder die jammernden Zurufe hört, die einzelnen Stimmen aber nicht unterscheiden kann, frägt er: „Wer seid ihr und warum weilt ihr hier?“ Als ihm hierauf die Namen der heissersehnten Lieben entgegenklingen, forscht er lange in seinem Gemüthe, durch welches Verbrechen jene,

39) Vgl. die Uebersetzung der letzten beiden Bücher des Mahâbh. (d. h. nur bis XVIII, 125) von Edwin Arnold, International Review X (1881) p. 36—51; 297—306; jedoch sind dieses nicht, wie der Verf. angibt, die ersten Uebertragungen: das Svargârohaṇika-Parvan hat theilweise Eichhoff, Poésie héroique des Indiens (1860) p. 219 ff.; 295 ff.; 385 ff. französisch wiedergegeben (mit transscribirtem Text), das Mahâprasthânika-P. aber Foucaux schon 1856 von V. 47 an, (Revue de l'Orient, Nouv. Série III p. 469 ff.), und vollständig 1862 (Le Mahabharata. Onze Episodes . . . traduits en français p. 407 ff.).

deren tugendhaften Wandel er ja kannte, einem so bösen Geschicke überantwortet sein könnten. „Schlafe oder wache ich, denke ich oder denke ich nicht? Ist dies eine Trübung oder ein Wahngebilde meines Geistes?“ So erwog er vielfach, und in heftigem Zorne tadelte er dann die Götter und Yama. Und aller ihn umgebenden Widrigkeiten vergessend sprach er zum Götterboten: „Gehe du zu denen, deren Bote du bist, ich aber werde nicht mitkommen; ich bin hier geblieben — so magst du melden — denn durch mein Verweilen sind meine geplagten Brüder glücklich.“ Der Bote thut, wie ihm geheissen; die Götter aber und mit ihnen Yama suchen jenen, nachdem sie ihn kurze Frist allein gelassen, in der Hölle auf. Bei ihrem Erscheinen entschwinden vor den Augen des Königs all die entsetzlichen Martern, der üble Geruch verfliegt, und an seine Stelle tritt ein labender kühler Wind. Indra spricht nun Yudhishṭhira freundlich zu, seinen Unmuth zu besänftigen und ihm in die von ihm ersiegten Himmelswelten zu folgen. „Alle Könige müssen die Hölle sehen; denn zweierlei gibt es, Gutes und Schlechtes; wem zuerst das Verdienst gelohnt wird, der geht nachher in die Hölle, und wer zuerst die Sünde büsst, geht nachher in den Himmel; wer aber zumeist Böses gethan, erlangt diesen zuerst; deshalb habe ich, um dein Heil besorgt, deinen Weg so eingerichtet.“ Und nun erklärt er ihm die Sünde, welche er sowohl — indem so sein eigener Wunsch als göttliche Bestimmung ausgelegt wird — als auch seine Brüder und Draupadî durch den kurzen Aufenthalt in der Hölle hätten verbüssen müssen [40]), deren Sühne jetzt aber für sie alle beendet sei. Auch Yama (den die Sage als Vater Yudhishṭhira's bezeichnet) ergreift noch, ganz wie oben in der Apotheose Vipaçcit's, das Wort, um Indra's Entscheidung zu bekräftigen, und die Pâṇḍu's alle treten mit Yudhishṭhira an der Spitze den Weg nach den himmlischen Regionen an.

Aehnlich wie hier persönliche Beziehungen zu bestimmten Bewohnern der Höllenwelt und nicht mehr die ungleich höhere Tugend des allgemeinen Erbarmens, das einen Vipaçcit beseelt, die Ursache eines selbstlosen Verzichtes auf die eigene Seligkeit bilden, tritt

40) Droṇa, der Anführer des feindlichen Kuru-Heeres, war von den Pâṇḍu-Söhnen durch die fingirte Nachricht von dem Tode seines Sohnes Açvatthâman entmuthigt und in seiner Bestürzung über diese unglückbringende Kunde niedergeschlagen worden. — Er wird also, wie wir schon oben in der Erzählung vom Könige Vipaçcit sahen, niemals eine böse That durch eine gute aufgewogen, sondern jede einzeln vergolten; cf. Mahâbh. XI, 530: *na hi nâço 'sti . . karmaṇoḥ çubhapâpayoḥ.*

uns in einem anderen Theile desselben Riesenepos (III, 10500 ff.) die aufopfernde Anhänglichkeit eines Königs zu seinem Priester entgegen. Um an Stelle seines einzigen Sohnes hundert männliche Nachkommen zu erlangen, hat König Somaka ersteren, ohne Rücksicht auf die damit etwa begangene Sünde (kâryaṃ vâ yadi vâ 'kâryam: V. 10487), geopfert. Der Brahmane, welcher ihm diesen Gedanken eingegeben und auch das Opfer selbst verrichtet hat, stirbt, und als nach einiger Zeit auch der König das Zeitliche segnet, gewahrt er auf seinem Wege zu den jenseitigen Welten ersteren im höllischen Feuer. Auf die Frage, wodurch er dies Schicksal verschuldet, gibt der Brahmane eben jenes Opfer als Ursache an, und schnell entschlossen tritt Somaka vor Yama, den Herrscher des Rechts: „Ich will hier eintreten, mein Priester möge frei werden, denn an meiner Statt brät der Ausgezeichnete im Höllenfeuer." Der ablehnende Bescheid, dass niemals ein anderer als der Handelnde selbst der Vergeltung theilhaftig werde, veranlasst ihn, seinen Verzicht auf die ihm zugesprochene Seligkeit zu erklären: „Mit meinem Brahmanen will ich entweder in der Götterwohnung oder in der Hölle weilen, denn gleich bin ich ihm an That; die Frucht für Gutes und Schlechtes möge uns beiden die nämliche sein."

Hier aber setzt ein Unterschied gegen die vorher mitgetheilten Legenden ein. Denn der Priester wird nicht etwa von Yama, der, wenn er auch in seiner strengen Gerechtigkeit keinen Unterschied zwischen Freund und Feind kennt[41]), so doch in Ausnahmsfällen sich erweichen lässt, seiner Busse enthoben, sondern das Angebot des Königs buchstäblich angenommen, und beide gehen nach ihrer Reinigung von der Sünde gemeinsam den erlösenden Pfad.

Im Anschlusse an diese Höllenbesuche von Personen, welche ihre irdische Laufbahn bereits abgeschlossen haben, will ich nicht unterlassen, mit einigen Worten auch diejenigen Sagen anzudeuten, in welchen die Yama-Welt von solchen erschaut wird, welche dann bereichert an Wissen und geläuterten Sinnes ihren alten Platz im Bereiche der Lebenden wieder einnehmen. In erster Linie ist da auf die Legende aus dem Çatapatha-Brâhmaṇa zu verweisen, welche Weber, Indische Streifen I (1868) p. 20 ff. mitgetheilt und in sehr interessanten Erörterungen näher beleuchtet hat[42]). Wie diese berichtet, hat Gott

41) Manu VIII, 173; IX, 307; Mârk.-Pur. XXVII, 24 etc.

42) Eine andere Version der Sage theilt aus dem Talavakâra-Brâhm. Burnell, Atti del IV congresso internazionale degli Orientalisti II (1881) p. 97 ff. mit. In derselben kommt es deutlicher zum Ausdrucke, dass Varuṇa seinem

Varuṇa seinen Sohn Bhṛigu, der sich über den Vater an Wissen überheben will, nach den verschiedenen Himmelsgegenden entsendet, um ihn dort die Strafen der Sündigen sehen zu lassen. Die Qualen, die er auf seiner Wanderung erblickt, beschränken sich auf das Zerstückeln und Verschlingen der Uebelthäter, wobei aber bemerkenswerth ist, dass die Menschen, denen die Sünder Uebles gethan, in eigener Person die rächende Vergeltung ausüben. Wir müssen hieraus entnehmen, dass Gute und Böse in einem Raume beisammen gedacht werden, eine Vorstellung, welche auch durch andere Berichte (s. u. p. 577) über den Aufenthalt beider Kategorieen unterstützt wird — ohne dass in diesen allerdings jener Lynchjustiz Erwähnung geschieht[43]). Ungewöhnlicher sind die beiden, Verdienst und Sünde darstellenden, Frauengestalten, welche zu Seiten Yama's stehen[44]), ein Charakteristikum, welches wohl auch Spiegel, dem hervorragenden Kenner des iranischen Alterthums, die Vermuthung einer Entlehnung der Legende aus dem Parsismus nahegelegt hat[45]).

Sohne das Leben nimmt, um ihn die jenseitige Vergeltung schauen zu lassen, und dass Bhṛigu hernach wieder ins Leben zurückkehrt (§ 42 Anfang) und vom Vater die nähere Erklärung des Geschehenen hört. Dass aber deshalb „Varuṇa here appears in his primitive character, as a death-causing god", wie Burnell p. 105 meint, scheint mir zu viel gesagt.

43) Diese finde ich nur in der oben Anm. 25 aus dem Bhâgavata-Pur. citirten Stelle über die Raurava-Hölle ganz analog wieder.

44) Der von Hillebrandt, Varuṇa und Mitra (1877) p. 68 ff. vorgeschlagenen Interpretation kann ich mich, so richtig es auch ist, dass Yama einige integrirende Charakterzüge von dem altvedischen Varuṇa überkommen hat, nicht anschliessen. Wohl mit Unrecht stützt sich H.'s Auslegung auf Weber's Darstellung, da auch diese in dem schwarzen, gelbaugigen Manne mit dem Stock in der Hand (Çat. Brâhm. XI, 6, 1, 7 u. 13) den Todtenrichter, d. i. also Yama, erkennt.

45) Spiegel, Erân. Alterthumskunde I (1871) p. 458: „Gerade das Çatapatha-Brâhmaṇa zeigt uns so manche Anklänge an den Parsismus, die sonst nirgends in älterer Zeit von indischen Schriftstellern unterstützt werden; dahin rechne ich ausser dem Fluthmythus die Legende von der Vergeltung nach dem Tode . . ."; cf. ebenda II (1873) p. 151; 165.

Ueber die Eschatologie nach der Avesta- und Pehlevi-Litteratur handeln ausser den bekannten grundlegenden Werken mehr oder minder ausführlich: Jnati, Ueber die zoroastrische Religion, Ausland 1871 Nr. 10 u. 11; Monier Williams, Pârsî funeral and initiatory rites and the Pârsî religion, Ind Antiquary VI (1877) p. 311 ff.; Hübschmann, Die parsische Lehre vom Jenseits und jüngsten Gericht, Jahrbücher für protestantische Theologie V (1879) p. 203 ff.; Kohut, Was hat die talmudische Eschatologie aus dem Parsismus aufgenommen?, Ztschr. d. D. Morg. Gesellsch. XXI p. 552 ff.; Casartelli, La philosophie religieuse du

Von geringerem Belange für unsere Zwecke ist der (auch von Weber a. a. O. p. 28 angezogene) Bericht der Kaṭha-Upanishad von dem Aufenthalte des Naciketas bei Yama, da hier der wesentlichste Inhalt in dem philosophischen Dialoge zwischen Yama und den von ihm belehrten Naciketas über Wissen, Nichtwissen und Tod besteht, dagegen über das Innere der Hölle keine Andeutung fällt[46]).

Mazdéisme sous les Sassanides (1884) p 167 ff Ein Manuscript Marcus Müller's über die zoroastrische Lehre von den letzten Dingen, wie sie in den Pehlevi-, Pâzend- und neupersischen Büchern dargestellt ist, verwahrt die Münchener Hof- und Staatsbibliothek als cod. or. mixt. 43. Aus dem reichlichen in diesen Abhandlungen verwendeten Material wird man sehr viele Berührungspunkte mit den oben bedeuteten indischen Mythen fixiren können; besonders hervorgehoben zu werden verdient hier die Vision des Ardâ-Virâf, die doch kaum inhaltlich so unabhängig von älteren Quellen ist, als dies Haug, Sitzungsberichte der k. bayer Akademie der Wissenschaften 1870 I p. 361 ff gegen Spiegel behauptet hat, vgl. des letzteren Er. Alterth. III p. 794 ff.; ferner die Einleitung zu Barthélemy's französ Uebers. (1877) p. XVIII ff; Justi, Beilage zur Allgemeinen Zeitung v. 11. November 1888 „Himmel und Hölle der Parsen."

Wieviel an der späteren indischen Ueberlieferung ureigenes Naturproduct des Menschengeistes ist, wieviel bewusst entlehnt und der einheimischen Tradition angepasst wurde, ist unmöglich jemals genau feststellen; im allgemeinen jedoch wird man sich vor zu schneller Anwendung des Schlagwortes „Entlehnung" hüten müssen, da gerade in Auseinandersetzungen über Seligkeit und Höllenverdammniss unwillkürliche Anklänge – man denke nur an den so naturgemässen Begriff einer Abwägung der Thaten, eines überbrückten Flusses zwischen Himmel und Hölle, eines Geleiters für die den Körper verlassende Seele u. a. m. — auf Grund einer einheitlichen Veranlagung des menschlichen Denkvermögens äusserst wahrscheinlich sind.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit nicht verabsäumen, auf die bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit indischen und parsischen Vorstellungen hinzuweisen, welche uns in dem eschatologischen Glauben der Juden in den kaukasischen Bergen entgegentritt; s. die Mittheilungen C. Hahn's (nach Anisimoff) in den Beil. zur Allgem. Zeitung vom 27.—29. Sept. u. 1. Octob. 1889.

46) Dieses entspricht auch ganz dem ernsten philosophisirenden Charakter der Up, saṃsâra „der Kreislauf der Geburten", ist hier der Kernpunkt. Die spätere Dichtung hat in diesem Stoffe einen willkommenen Vorwurf zu einer specialisirten Höllenschilderung gefunden: im Varâha-Purâna (cap. 209–228) erzählt Naciketas sehr ausführlich, was er in der Hölle gesehen; cf. Aufrecht, Catalogus p. 60 f.

Die alte, schon im Taittiriya-Âraṇyaka enthaltene, Legende vom Naciketas ist, ebenso wie die Kaṭha-Up. überhaupt mit Vorliebe übersetzt wurde, wiederholt behandelt worden, so von Regnaud, a. a. O. II p. 163 ff.; Muir, Metrical Translations from Sanskrit Writers (1879) p. 54 ff.; 252 ff. (vgl. Orig. Sanskr. Texts V (1872)

Was diesen letzteren Punkt anbetrifft, so sind auch die buddhistischen Texte nicht unergiebig, welche wieder in allen hauptsächlichen Details sich mit denen der Mârkaṇḍeya-Purâṇa-Episode decken[47]). Es ist dies auch, da die hier in Betracht kommenden Religionen so innig mit einander verwachsen sind, kaum anders zu erwarten, zumal der Buddhismus, allerdings im Widerspruch mit seinen Grundprincipien, ein gut Theil der alten nationalen Mythologie ins neue Lager mit hinübergenommen hatte. So begegnet uns also auch hier wieder Yama als Todtenrichter und Oberherr der Hölle oder vielmehr der Höllen, deren Zahl die buddhistische Litteratur ebenso masslos ansetzt wie die brahmanische, und seine Schergen führen die Todten zur Abtheilung herbei.

Eine lebensvolle Darstellung eines solchen Transportes zur Hölle gewährt eine Scene im Vimâna-Vatthu[48]). Die Sünderin Revatî wird von den Yama-Boten, zwei grossen rothäugigen Yakkha's, ergriffen und zur Hölle geschleppt. „Erhebe dich, o du sehr sündhafte Revatî, wir wollen dich zu dem Thore führen, das nicht verschlossen ist für denjenigen, welcher die Freigebigkeit nicht kennt — dorthin, wo die Elenden von höllischem Schmerze gequält werden." Der Weg führt sie an einem der prächtigen Paläste vorüber, in welchen die Guten in Belohnung ihrer Verdienste ein wonnevolles Leben geniessen. „Wer besitzt, des Himmels theilhaftig geworden, jenes sonnengleich erstrahlende Schloss?" frägt Revatî, und es wird ihr die Antwort, dass hier ihr

---

p. 329 ff.); Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion (1880) p. 378 ff.; Oldenberg, Buddha p. 55 ff.; Whitney, Proceed. of the Am. Or. Soc. May 1886 p. CIII ff. E. Arnold's „The secret of death: being a version, in a popular and novel form, of the Katha-Up. from the Sanskrit" (1885) konnte ich nicht einsehen. — Den Grundstock zu dem Dialoge zwischen Yama und Naciketas vermuthet Wilson, Rig-Veda Sanhitâ VI (ed. by Webster 1888) p. 363 in Rv. X, 135 nach der entsprechenden Bemerkung Sâyaṇa's zu V. 1 dieses Liedes; vgl. auch Oldenberg, Ztschr. d. D. Morgl. Ges. IXL (1885) p. 79.

47) Ich brauche wohl nicht erst zu bemerken, dass diese Details sich durch Mitberücksichtigung anderer epischer Quellen und namentlich der jüngeren Purâṇa's noch ansehnlich vermehren liessen; so erwähne ich nur des Beispiels halber Citragupta, welcher als Schreiber Yama's das Sündenregister unter sich hat und über den Weber, Ind. Stud. III, p. 125; Muir a. a. O. V p. 302; Teza a. a. O. p. 42; 46; sodann bezüglich der entsprech. buddhistischen Vorstellung Hardy a. a. O. p. 51 zu vergleichen sind.

48) ed. E. R. Gooneratne (1886) cap. 52. Vorher ist die Revatî-Episode in Text und Uebers. von Minayeff in seiner Pâli-Grammatik, französ. Ausgabe (1874) p. XIX ff. mitgetheilt.

Gatte Nandiya in dem durch seine Tugenden ersiegten Glücke schwelge. — „Des Nandiya Frau und Hausgenossin bin ich, o ihr Herren aller Geschlechter, in des Gatten Palaste will ich mich jetzt ergötzen, nicht begehre ich, die Hölle zu schauen." Aber weiter geht der Marsch; ein durchdringender übler Geruch verbreitet sich: „dies ist die tiefe Hölle Saṃsâvaka, in der die Menschen brennen und wo du, o Revati, tausend Jahre braten wirst .... man schneidet hier ab Hände und Füsse, man schneidet ab Ohren und Nase; Schaaren von Raben stürzen vereinigt los und verschlingen das zuckende Fleisch." Vergeblich verhallt das Flehen der Revati, sie nicht dem Schreckensorte zu überliefern, vergeblich ihre Betheuerung, im nächsten Leben allen Vorschriften gerecht zu werden und unablässig Gutes zu vollbringen. Nicht hilft ihr Jammern und Sträuben „und sie warfen sie in die schreckliche Hölle, den Kopf nach unten, die Füsse nach oben gerichtet". Und ihre letzten Worte sind das Geständniss: „Selbstsüchtig war ich ehemals, ich beleidigte Asketen und Brahmanen und täuschte meinen Gatten durch Unwahrheit, deshalb gehe ich nun in die grausige Hölle."

Hat so auch die Lehre Buddha's die alten realistischen Anschauungen vom Uebergange des Menschen zum Yama-Reiche bewahrt, so verabsäumt sie es doch nicht, dieselben in ähnlicher Weise sittlich zu vertiefen, wie dies ihr mit so vielen Glaubensartikeln gelungen ist. Eine wunderschöne Stelle im Aṅguttara-Nikâya[49]) behandelt die Aburtheilung eines Missethäters, den die Höllenwächter vor den Richterstuhl Yama's gebracht haben. Dieser frägt ihn, ob er denn nicht auf Erden seinen ersten Boten gesehen habe, das Alter, abgesandt, um den Menschen durch die Mahnung, dass auch er diesem unterworfen, zu reinem Wandel anzuspornen. Gesehen hat nun jener allerdings die alte Person, deren Aeusseres Yama ihm genau in Erinnerung bringt, aber ihre Wesenheit hat er damals nicht begriffen und so in seiner Achtlosigkeit auch sein ferneres Leben nicht weise gelenkt. Und dasselbe Geständniss seiner Indifferenz gegen die höchsten Zwecke des irdischen Daseins muss er auch betreffs des zweiten und dritten Götterboten wiederholen, welche als Personificirung der Krankheit und des Todes auf die Erde abgesandt sind[50]). — Sein Urtheil wird gefällt, die Höllenwächter ergreifen ihn, und wieder hören wir vom Fesseln, Stechen, Schlagen, Stossen, Schleifen, Verbrennen und Sieden in der von Eisen und Feuergluth strotzenden Hölle, von diesen tödtlichen

49) ed. Morris (1885) III, 35; cf. Oldenberg, Buddha p. 249 f.

50) Die Wanderung dieser Fabel nach dem Abendlande bespricht der interessante Aufsatz von Morris im Journal of the Pâli-Text-Society 1885 p. 62 ff.

Qualen, aus denen der Unglückliche immer wieder zu neuem Leben und gleichem Schicksale erwacht, bis auch der letzte Rest der Sünde seine Sühnung gefunden.

Und ganz entsprechend wiederholt sich auch in der Höllenschilderung, welche das Kokâliya-Sutta des Sutta-Nipâta[51]) Buddha in den Mund legt, die Marter der Spiesse, Pflöcke, Hammer und Kohlenhaufen; es sieden die Bösewichte in Töpfen, welche durch ihre nach allen Seiten gleich abschüssige Form ein Entrinnen unmöglich machen, während andere im Schwertblätterwalde, in den schneidenden Fluthen der Vaitaraṇî[52]) oder unter den Bissen der hungrigen Thiere leiden.

Ein noch weit höher anzuschlagendes ethisches Motiv, als uns in der oben beregten Erzählung des Aṅguttara-Nikâya entgegentritt, bildet — um mit einem Beispiele aus dem nördlichen Buddhismus unsern Streifzug in das Gebiet der Religion Çâkyamuni's zu beschliessen[53]) — den Grundgedanken der im buddhistischen Sanskrit überlieferten Legende vom Bodhisattva Avalokiteçvara. In Bewahrheitung der schon im Saddharma-Puṇḍarîka (Cap. XXIV) gegebenen Verheissung, dass Avalokiteçvara aller Trauer, jedem Kummer und Elend und selbst den Qualen im Yama-Reiche ein Ende bereiten werde, besucht dieser von

---

51) Der Text ist edirt von Fausböll 1884; von ebendemselben die vollständige Uebersetzung in den Sacred Books of the East X, Part II (1881); eine Theilübers. ist 1874 durch Coomâra Swâmy veröffentlicht worden.

52) Zumeist wird diese lediglich als Höllenstrom genannt, vom Ueberschreiten desselben seitens der Guten ist verhältnissmässig selten die Rede. Auch in Saṃyutta-Nikâya (ed. Léon Feer 1884 88) I, 4, 3, 6 „der Gute gelangt die Vaitaraṇî Yama's überschreitend zu den himmlischen Orten" ist es fraglich, ob atikamma wörtlich oder allgemeiner im Sinne von „überwindend, nicht theilhaftig werdend" zu verstehen ist; am deutlichsten ist die Ausführung des Garuḍa-Pur.: Tessa a. a. O. p. 45.

53) Vgl. auch Saddharma-Puṇḍarîka III, 114 ff. (translat. by Kern, Sacred Books of the East XXI (1884) p. 92 ff. = III, 108 ff. bei Burnouf, Lotus de la bonne loi (1852) p. 59—61). Stofflich nicht unergiebig ist der langathmige Bericht über das von Maudgalyâyana auf einer seiner Höllenfahrten Erschaute im Mahâvastu ed. Senart p. 4 ff.; da er jedoch jeder interessanteren Einkleidung ermangelt, haben wir keinen Anlass, an dieser Stelle näher darauf einzugehen. Es genüge vielmehr, hier noch zu verweisen auf Burnouf, Introduction à l'histoire du Bouddhisme Indien (1844) p. 201; 366 f.; Hardy a. a. O. p. 26 ff.; 58 ff; Koeppen, Die Religion des Buddha I (1857) p. 239 ff; Kern, Der Buddhismus I p. 369; 381 f; Bastian, Rel.-Phil. Probleme, I. Anhang p. 115 ff., namentlich p 134 f., und auf die Mittheil. aus chinesischen Uebersetzungen bei Beal, A Catena of Buddhist Scriptures from the Chinese (1871) p. 56 ff.

dem Glorienschein der wundersamsten Mythen umstrahlte Heilige[54]) auch die Hölle Avîci. Wie ein Fürst hält er seinen Einzug; die ihm entströmende Lichtfülle dringt — man erinnert sich des in den Ueberlieferungen wiederholt erwähnten Lichtstrahles, der von Buddha ausgeht und alle Weltregionen bis hinab zu den tiefsten Unterwelten erleuchtet — bis zur Oberwelt in den Jetavana-Park, wo Buddha selbst seinen Jüngern Avalokiteçvara's Preis verkündet. Dieser befreit indessen — Realismus und Allegorie beleben abwechselnd die Schilderung — die Höllenopfer von ihren Schmerzen; an Stelle der brennenden Gluth treten milde Lüfte; der mit wallendem Wasser angefüllte Topf, in welchem Millionen von Menschen wie Hülsenfrüchte kochen, berstet, ein Teich mit süssem Nass und Lotusblüthen ersetzt das frühere Feuermeer. Rathlos gehen die Diener zu Yama, die unerhörte Störung ihres Amtes zu melden; sobald aber dieser den Fremdling erkannt hat, bezeugt auch er ihm seine Verehrung, ohne seiner Thätigkeit irgendwelchen Widerstand zu bieten[55]). Avalokiteçvara seinerseits setzt das erlösende Werk in Pretanagara fort. An diesem (nicht mehr zu den eigentlichen Höllen gehörigen) Orte der Verdammniss wandeln Hunderttausende von entsetzlichen Gestalten, verbrannten Pfeilern und Knochengerippen gleich anzuschauen, mit berghohen Bäuchen und mit Mäulern von der Grösse eines Nadelöhrs. Auch ihrer Noth setzt Avalokiteçvara ein Ziel: er spendet ihnen Trank und Kühlung, erlöst sie aus ihrem Körper, verleiht ihnen die Gabe richtigen Denkens und der wahren Erkenntniss und führt sie schliesslich als Bodhisattva's in die Sukhâvatî-Welt, das paradiesische Reich der Freude, wo der Buddha Amitâbha[56]), dessen emanirter Sohn

54) Von genaueren Mittheilungen über Avalokiteçvara nenne ich hier nur Burnouf, Introduction à l'hist. du Bouddh. Indien p. 115; 226 und Koeppen, Die Religion des Buddha II (1859) p. 20 ff. u. ö.; in Kern's solarer Mythenreihe ist Aval. „der sichtbare Sonnengott" und auch der Zustand eines Höllenwesens nur ein mythologischer Ausdruck, dessen realer Hintergrund der Stand der Sonne und anderer Himmelslichter im Nadir (= Avîci) ist: a. a. O. I p. 417, 531. — Ueber den visionären Höllenbesuch der dem Avalokiteçvara aequivalenten chinesischen Gottheit Kwan-yin, bei deren Erscheinen die Hölle sich zum Paradies verwandelte, s. Eitel, Three lectures on Buddhism (1871) p. 33, in Uebers. mitgetheilt von Wurm, Geschichte der indischen Religion (1874) p. 193 f.

55) Dagegen liefert uns der Mahâpratisârakalpa ein Beispiel, dass Yama einen Brahmanen, bei dessen Erscheinen in der Hölle auch alle Qualen enden, aus seinem Reiche entfernt: Râjendralâla Mitra, The Sanskrit Buddhist Literature of Nepal (1882) p. 168.

56) Kern in der Uebers. des Saddharma Puṇḍarika a. a. O. p. 178 A. 4 er-

Avalokiteçvara ist, thront. In dieser Weise bethätigt er sein gnadenvolles Wirken an Tausenden und Abertausenden in den verschiedenen Höllen schmachtender Wesen, und erst wenn das letzte derselben durch ihn reif für das Licht der Wahrheit und der Erlösung theilhaftig geworden, will auch Avalokiteçvara „die Leuchte der Blinden, der Schattenspender für die von der Sonnengluth Versengten, der belebende Quell für die von Durst Bedrängten, der Tröster der Fürchtenden, der Arzt der Kranken, er, der an den Unglücklichen Elternstelle versieht und den zur Hölle Verdammten den Weg zum Nirvâṇa zeigt“ die Bodhisattva-Würde mit der höchsten Buddhaschaft vertauschen — ein echt christlicher Gedanke, der sein würdiges Gegenstück findet in der transcendentalen Auffassung der Geburt des Meisters selber[57]), welcher den Tushita-Himmel verlassen habe, um durch sein Erdenleben die Menschen von Leid und Sünde zu reinigen.

Die vorstehende Erzählung, welche, natürlich in gewohnt weitschweifiger Ausführung, mehrere Kapitel des Kâraṇḍavyûha[58]) füllt, hat Cowell[59]) übersetzt, indem er zugleich ihre — übrigens nicht sonderlich frappante — Aehnlichkeit mit der im apokryphen Evangelium des Nikodemus geschilderten Höllenfahrt Christi vermerkt.

Im Laufe unserer Darstellung sind wir allmählich — ohne zwar eine retrogressive chronologische Folge durchgehends zu beobachten, wie besonders das letztangeführte, einem relativ sehr jungen Texte ent-

läutert Amitâbha „the ruler of the blessed dead in the city of Bliss“ als „a variety of Yama“, was richtig verstanden sicherlich zutreffend ist. Vollends aber in Amitâbha nichts weiter als „another name of Yama“ zu erkennen, wie Kern p. 417 Anm. 3 aus Saddh.-Pund. XXIV, 30 folgert, ist doch im Hinblicke auf die bei Yama scharf hervorstechende, mit Amitâbha's Wesen aber gar nicht zu vereinigende und auch nirgends vereinigte infernalische Seite nicht angängig.

57) Natürlich erstreckt sich auch Buddha's Erbarmen auf die in Sünde Verstorbenen, wie dies neben anderen Andeutungen besonders sein bei Schiefner „Eine tibetische Lebensbeschreibung Çâkjamuni's“ in den Mémoires présentés à l'Acad. Imp. des Sciences de St. Pétersbourg VI (1851) p. 300 ff. geschilderter Höllenbesuch darthut.

58) ed. Satya Brata Samasrami, Calcutta 1873, p. 7—14; vgl. auch p. 18, 48, 50, 66 f., 88 f. Am Schlusse, p. 97 f., folgt wieder eine lange Aufzählung von Höllenstrafen. — Die Benützung dieses etwas entlegenen Textes ermöglichte mir die Güte Prof. Kuhn's, der ich auch eine Reihe von Litteraturnachweisen verdanke.

59) The Northern Buddhist legend of Avalokiteçvara's descent into the hell Avîci: Journal of Philology VI (1876) p. 222 ff.

nommene Beispiel erweist — in eine unserem ersten Ausgangspunkte um mehr als ein Jahrtausend fern liegende Vergangenheit (so datirt man das oben auch erwähnte Çatapatha-Brâhmaṇa gewöhnlich in das 8. vorchristliche Jahrhundert) geführt worden, in eine Zeit, in welche auch die Ausläufer der ältesten Denkmäler indischer — und sagen wir zugleich indogermanischer[60]) — Litteratur zu verlegen sein dürften. Wollen wir diese, die Hymnen des Rig-Veda, welche zum grösseren Theile zweifellos in eine noch weit frühere Periode zurückreichen, unsern Zwecken dienstbar machen, indem wir aus ihnen die ältesten Bestandtheile der oben berührten Schilderungen zu erschliessen versuchen, so sehen wir uns alsbald vor die elementare Frage gestellt, ob überhaupt dieser ältesten vedischen Religion eine Hölle, d. i. eine strafende Vergeltung nach dem Tode, bekannt ist. Die Antwort hierauf ist seitens der bedeutendsten Indologen keineswegs einhellig ausgefallen, und in der That bieten uns die erwähnten Texte nicht solche Anhaltspunkte, aus welchen ein über jeden Zweifel erhabenes Resultat gewonnen werden könnte. Mit allgemein philosophirenden Deductionen über naive und ursprüngliche Anschauung des indogermanischen Volkes, mit vergleichenden Bezugnahmen auf die Unbestimmtheit der Angaben bei Homer u. dgl. ist hier nicht gedient; den integrirendsten Theil der Untersuchung wird man immer auf den Wortlaut der ältesten Ueberlieferung selbst basiren müssen, welche aber ihrerseits auch nicht selten von späteren Werken manchen bezeichnenden Schlagschatten erhält[61]).

Gegenüber dem himmlischen Aufenthalte der Frommen tritt uns im Rig-Veda der Bereich der Tiefe und der Finsternis als der Bestimmungsort für die Bösen entgegen. Man hat nun, veranlasst durch die geringe Anzahl und knappe Form solcher Textesandeutungen sowie durch die Ermangelung aller näheren Strafenspecialisirung folgern zu dürfen ge-

60) womit aber keineswegs dem Rig Veda selbst ein indogermanischer Charakter auf Kosten seines nationalindischen Gepräges vindicirt werden soll. Ich theile hierin ganz die Anschauungen von Pischel und Geldner, Vedische Studien I (1889) Einleit. p. XXI ff.

61) Indien ist nicht das Land plötzlicher Umwälzung, sondern allmählicher Entwicklung (cf. Whitney, Or. and Ling. Stud. I p. 62: „there have no been in India no violent movements, no sweeping reformations, no lasting and successfull rebellions against the constituted authorities, civil and religious, of the nation"), und so greift auch die jüngere Litteratur immer wieder pietätvoll auf die altgeheiligten Ueberlieferungen zurück, zu deren Verständniss sie ungeachtet mancher schiefen Auslegungen doch vieles in sich enthält. Vgl. A Kuhn in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung II (1853) p. 313; Spiegel, Die arische Periode (1887) p. 145.

meint, dass im Gegensatze zu der Unsterblichkeit des Guten — wenn man nicht gar jede Scheidewand entfernte und allen Menschen die Seligkeit vindicirte[62]) — die Existenz des Bösen mit dem Niederfall in jene tiefinsteren Regionen ihren jähen Abschluss fände und so gewissermassen keiner weiteren Darlegung mehr fähig sei. Gegen diese Argumentation hat sich am entschiedensten — wie wir glauben, mit vollem Rechte — Zimmer ausgesprochen, indem er vornehmlich darauf hinweist, wie dem allgemeinen Charakter der Rig-Veda-Lieder überhaupt alles Reflectiren über das, was etwa dem Tode folge, fern liegend und ungewohnt erscheint: „Nehmen wir einmal die Todtenlieder des X. Mandala und Rv. IX, 113, 7 ff. weg, wie oft wird des glückseligen Lebens im Rig-Veda gedacht? nicht viel mehr und nicht viel deutlicher wird es erwähnt, als das zukünftige der Bösen[63])." Die Annahme einer Unsterblichkeit, zu welcher Idee nach Roth's treffender Bemerkung[64]) jedes begabte Volk selbstständig gelangt, involvirt aber, wie auch Zimmer betont[65]), zugleich die Statuirung einer persönlichen Verantwortung, einer Strafe für den Sündigen, welche mit der einfachen Vernichtung desselben durch den Tod sich nicht bescheiden kann.

Den oben beregten Indicien eines Aufenthaltsortes speciell der Missethäter, der Tiefe und der Finsterniss, für welche bereits Muir[66]) und Zimmer[67]) eine Reihe von Belegen ausgehoben haben, könnten möglicherweise aus dem Rig-Veda (den ich hier mit Absicht ausschliesslich berücksichtige) noch weitere beigesellt werden aus X, 95, 14, wo uns als Paraphrase des Todes die Wendung „in dem Schooss der Nirṛiti (= Verderben, Verwesung) liegen und von Wölfen gefressen werden" begegnet, welche sogleich an den öfter citirten Vers II, 29, 6 gemahnt, der den Schutz der Götter „vor des Wolfes Verzehren[68]) und vor dem

62) So Hübschmann a. a. O. p. 239.

63) Zimmer, Altindisches Leben (1879) p. 418.

64) Ztschr. d. D. Morgenl. Ges. IV p. 427.

65) Zimmer a. a. O. p. 416.

66) Original Sanskrit Texts V p. 311 f.

67) Zimmer a. a. O. p. 418 ff.

68) Ludwig's Uebers., Rigveda I (1876) p. 210 „vor dem Tode des Wolfes" (IV p. 197 als „der elende Tod des abgehetzten ruhelosen Wolfes" erklärt) ist schwerlich zutreffend; X, 95, 14 f. zeigt da den richtigen Weg; vgl. Aufrecht, Ztschr. f vgl. Sprachf. XXVII (1885) p. 609 f. Das Pet. Wtb. deutet nijur als „Verbrennen, Versengen", Wurzel jûrv Zur Sache selbst vgl. Weber, Ind. Stud. I (1850) p. 412 f. (W. vermuthet hier Unterweltswölfe, welche die Sünder peinigten, trotzdem pflichtet er Ind. Streifen I p. 22 f. für die älteste Zeit der

Fall in den Abgrund" anruft; der „balkenlose Raum der Nirṛiti" aber wird VII, 58, 1 geradezu dem höchsten Himmelsraume (nâka) gegenübergestellt. Sodann erscheint der Berücksichtigung werth I, 121, 13, wonach Indra „die Gottlosen in den Abgrund schleudert, sie über neunzig Ströme werfend[69]"; die hieraus erschliessbare Verstossung des Bösen in die Ferne, eine in den Atharva-Liedern häufig zum Ausdruck gebrachte Vorstellung[70], verhält sich zu dem sonst in gleichem Sinne genannten Bereich der Tiefe genau wie die verschiedenen Angaben Homer's über die Unterwelt zu einander, welche ja auch bald am äussersten Ende, bald in den innersten Tiefen der Erde gedacht wird[71].

Darf im Hinblick auf die bezeichneten Verse der Vermuthung Raum gegeben werden, dass die Erwähnung der gefürchteten Wölfe direct auf eine der später ausführlich beschriebenen Höllenstrafen deutet, so sind vielleicht auch IV, 5, 4 und VII, 59, 8 (und nach der Erklärung des Pet. Wtb. auch II, 29, 6 s. Anm. 68) in dieselbe Waagschaale zu werfen, indem hier die Vernichtung des Sünders und des Feindes durch die „glühendste Flamme", den „glühendsten Stoss" der Götter (Agni's resp. der Marut's) erbeten wird; doch erkenne ich selbst diese These als sehr gewagt an. Unbedingt verneinen möchte ich hingegen die Frage, ob die „zu den merkwürdigsten Zügen in der Mythologie der Menschheit gehörige[72]" Vorstellung von einem die himmlischen

---

Roth'schen Ansicht von einer jähen Vernichtung der Bösen bei); III p. 465 f.; XIII p. 191 f.

Oder ist von jeder mythologischen Auslegung abzusehen und der Sinn einfach in der Furcht vor den reissenden Wolfen zu suchen, die ja in Hindostan so zahlreich sind (cf. Zimmer a. a. O. p. 81; Schlagintweit, Indien in Wort und Bild I (1880) p. 6)?

69) Ich zweifle nicht, dass zu prâsya als Object ayujyûn zu ziehen ist; andere Ludwig a. a O. II p. 37. S auch Pischel, Ved. Stud I p. 42.

70) Auch parâvat paramâ als „Jenseits" in Rv X, 95, 14 (vgl Geldner, Ved. Stud. I. p. 281) ist vielleicht hier von Belang, vgl ferner Taitt. S VII, 2, 7, 5: „die fernen Gefilde des Todes".

71) Die ganz entsprechende Vorstellung der Babylonier entwickelt Jensen, Die Kosmologie der Babylonier (1890) p. 225 f — Unter der Erde und unter dem Wasser liegen nach Vishṇu-Pur. II, 6 (Wilson, Works VII p. 214) die Höllen, dagegen nach Bhâgavata-Pur. V, 26, 5 unter der Erde und über dem Wasser, während Taittirîya-Âranyaka I, 8, 6 ihre Lage gar als „rodasyor antardeçebhu", also zwischen Himmel und Erde bezeichnet; Widersprüche, wie sie die Volksphantasie auf diesem Gebiete noch in grösserer Anzahl ersonnen hat.

72) Tylor a. a. O. II p. 92.

und höllischen Orte scheidenden Wasser (der späteren Vaitaraṇī) und einem mit verschiedenem Erfolge zu überschreitenden Brückenpfade[73]) bereits auf X, 63, 10 und IX, 41, 2 zurückzuleiten ist, wie dies mehrfach versucht worden[74]); allenfalls dürfte hierfür zurückgegriffen werden auf X, 135, 4 und besonders auf X, 56, 7, wo der Weg des Todten zu den Göttern mit einer Schifffahrt verglichen und das tertium

73) Vgl. Kuhn, Namen der Milchstrasse und des Höllenhunds, Ztschr. f. vgl. Sprachf. II p. 311 ff.; Weber, Ind. Stud. I p. 398 ff.; III p 363; Ind. Skizzen p. 10, sowie die Litteraturnachweise und Materialien zur vergleichenden Mythologie bei Liebrecht, Des Gervasius von Tilbury Otia Imperialia (1856) p. 90—92; Tylor, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit, deutsche Ausg (1867) p. 451—455; Gaston Paris, Romania XII (1883) p. 508 ff. und ergänzend hierzu Gaidoz, Revue Celtique VI (1885) p. 269 f. (bezüglich der hier p. 269 citirten Aufsätze von Gaston Paris „Études sur les romans de la Table-Ronde" ist die Angabe „Romania X, 445—496 und XIII, 459—534" in „R. X, 465—496 und XII, 459—534" zu ändern). — Interessante Notizen bringt auch der kurze Aufsatz von Murray-Aynsley, Some ideas about the future life, Indian Antiquary XV (1886) p. 124 ff., der u. a. p. 125 berichtet: . . . „It is still a common notion in the East that the souls of the dead must pass over water, or over a bridge before they can arrive at their final resting-place. In the native State of Chambá, in the Panjáb Himálayas, there is such a bridge, over which all corpses must be carried on their way to the burning ghât near the river where the bodies are cremated, and though there is another perfectly easy and safe path, the bearers of the dead always traverse this perilous causeway, which is hardly more than 18 inches wide and not protected at the sides in any way. The people of Chambá are Hindûs." Auffällig stimmt hiermit die Mittheilung Murray-Aynsley's (a. a. O.) und Tylor's (Die Anfänge der Cultur II p. 65) überein, dass man in der Gemeinde Plonguiel (Bretagne) die Leiche nicht auf dem kürzeren Wege zu Lande nach dem Kirchhofe führt, sondern auf einem Boote durch einen kleinen Meeresarm, den „Passage de l'enfer"

74) Zimmer a. a. O. p 409; Kaegi, Der Rigveda (1881) p. 208; Wilhelm Geiger, Ostiranische Kultur (1882) p. 276. Ludwig reiht in dem Index zu seinem „Rigveda", VI (1888) p. 140 Rv. IX, 41, 2 der Rubrik „Brücken" mit einem Fragezeichen ein. Für X, 63, 10 erachte ich die von Hillebrandt, Varuna und Mitra p. 26 f. (vgl. auch H., Ueber die Göttin Aditi (1876) p. 48) gegebene Commentirung, wonach nur bildlich von einer Schifffahrt über das eine der beiden Meere, als welche Tag und Nacht angesehen werden, die Rede ist, als allein zulässig, und ich glaube, dass die gleiche Interpretation wohl auch bei IX, 41, 2 zu Recht bestehen kann.

Himmlische Gewässer erwähnt Rv. IX, 113, 3 und X, 14, 9; einige Uebersetzer (so neuerlich auch Florenz, Das sechste Buch der Atharva-saṃhitâ (1887) p. 38) ziehen auch Rv. X, 14, 1 hierher.

comparationis von den vielen Gefahren, den durgâṇi viçvâ, gebildet wird[75]).

Als sicherste Anhaltspunkte bleiben uns somit vor allem die Begriffe der Tiefe und des Dunkels, welch letzteres ja auch weiterhin fortwährend mit dem Todbringenden, Schädlichen, Schlechten und dann auch mit dem hiermit identischen Nichtwissen vereinigt wurde[76]). Ebenso unzweideutig ergibt sich auch schon aus dem Rig-Veda der weitverbreitete Mythus von den Hunden, welche das Yama-Reich bewachen und dem Bösen sich in ihrer schreckhaften Natur zeigen[77]).

75) obwohl nicht vergessen werden darf, dass derartige Gleichnisse im Rig-Veda sehr beliebt sind; cf. Hillebrandt, Varuṇa und Mitra p. 26; Ludwig u. a. O. VI p. 214 f. In seinem Commentare (V p. 427) erklärt L. übrigens unsere Strophe so, dass Bṛihaduktha seine Nachkommenschaft dem Pitṛiloka entrückte; man wird doch wohl mit Sây. gerade den entgegengesetzten Sinn hineinzulegen haben, dass nämlich B. seinen gestorbenen Sohn in die Väterwelt gebührend einsetzt.

76) Vgl Müller, Vorl. üb. d. Urspr. u. d. Entw. d. Rel. p. 264; Rapp, Zeitschr. d. D. Morgl. Ges. XX (1866) p. 137; Spiegel, Er. Alterthumsk. II p. 18 f.; gegenüber Sp.'s Bemerkung (hier u. l p. 438), dass im Veda keine bewusste Abneigung gegen die Finsternis herrsche, vgl. Myriantheus, Die Açvins (1876 p. 61.

77) Die Bemerkung Bartholomae's über çarvara, Bezzenberger Beitr XV (1889) p. 211 deckt sich im wesentlichen mit den früheren Erörterungen Max Müller's; s. dessen Selected Essays I (1883) p. 493 f., wo sich auch, wie bereits bei Kuhn, Zeitschr. f. vgl. Sprachf. II, p. 315, der interessante Hinweis findet, dass die Gleichung çarvara = *Κέρβερος* schon im J. 1792 statuirt worden ist und zwar von Wilford, Asiat. Researches III p. 408 f. (so ist für p. 405 bei Müller zu lesen). Hiernach ist also auch Weber, Ind Literaturg.[2] p. 38 und Benfey, Nachrichten der K. Ges. d. Wissenschaften zu Göttingen 1877 p. 66 zu ergänzen. — Principiell gegen alle die comparativen Ausführungen wendet sich Gruppe, Die griechischen Culte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orientalischen Religionen I (1887) p. 113 ff., dessen Hauptargument aber, dass nämlich çabala = „bunt" sei, *Κέρβερος* aber wahrscheinlich „farblos" oder „dunkel", namentlich in seinem ersten Theile schwach gestützt ist; s. besonders Bartholomae an eben angeführten Orte. Müller sieht bekanntlich in den beiden Todtenhunden die düstere Dämmerung des Morgens und Abends, in der Saramâ die Morgenröthe (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache II[2] (1870) p. 509 f.) Dem Versuche Râjendralâla Mitra's, dieser Theorie erst den eigentlichen Boden zu schaffen durch Berufung darauf, dass in Ausübung des altarischen Gebrauchs, die Todten durch Thiere zerfleischen zu lassen — woraus sich eben die Mythe von den den Eingang zur Todtenwelt bewachenden Hunden gebildet habe — „the removal of the dead in primitive times was generally effected at early morn (On the origin of the myth about Kerberos, Proceedings of the As. Soc. of Bengal

Indem wir so auf Yama selbst, den Beherrscher der Verstorbenen, zu sprechen kommen, gewinnen wir schon viel festeren Boden und sehen uns nicht mehr auf die Deutung von Texten angewiesen, die durch ihren Mangel decisiver Klarheit doch nur eine mehr oder minder wahrscheinliche Auslegung ermöglichen; immerhin werden wir aber auch auf dem hier zu beschreitenden Orientirungswege noch durch manches Gestrüpp gehemmt.

Vor allem ist festzuhalten, dass die natürlichste Ursache der durch die gesamte indische Litteratur sich hinziehenden Verbindung Yama's mit den Gestorbenen in dem Satze wurzelt: Yama ist erster Mensch (als Zwilling, wie sein Name sagt, mit seiner Schwester Yamî geboren) und hat so auch als erster Sterbender die jenseitigen Gefilde errungen und hier die Oberherrschaft über die nachfolgenden Geschlechter, welchen er den Weg gewiesen, erlangt[78]). Gegenüber diesem Alpha und Omega der Wesenserklärung Yama's, welche von den Texten in nicht misszuverstehender Deutlichkeit geboten wird und wie sie mit dem nöthigen Nachdrucke zuerst von Roth[79]) zur

---

May 1881 p. 96), scheint mir keinerlei überzeugende Kraft innezuwohnen. — Eingehender handelt über diesen Mythenkreis van den Gheyn, Cerbere (1883), allgemeiner sodann über die Beziehungen der Hunde zu den Verstorbenen im Glauben der verschiedenen Völker Wsevolod Miller, Sur le rôle du chien dans quelques croyances mythologiques, Atti del IV congresso internazionale degli Orientalisti II p. 39 ff (dass er p. 46 f. den Yama-Hunden die Fähigkeit, die Todten ins Leben zurückzurufen, zuerkennt, beruht auf einer irrigen Auffassung von Rv. X, 14, 11—12; V. 11 spricht von den Freuden im Paradiese, nicht in einem erneuten irdischen Leben, V. 12 aber ist von Grassmann, auf welchen M. Bezug nimmt, unrichtig übersetzt worden: der Sinn ist natürlich der, dass die Theilnehmer an der Leichenfeier für sich um Verlängerung des Lebens, um Schutz vor den Todesboten bitten); Bastian, Rel.-Phil. Probleme II p. 34; 49 und die Anm. auf p. (16) u. (29).

78) Dass dieser indische Ideengang nicht nur für unsere Denkweise leicht fasslich ist, sondern thatsächlich nichts Gezwungenes an sich hat, beweist der Umstand, dass auch im Glauben der Kamtschadalen — also eines auf relativ sehr niederer Culturstufe befindlichen Volkes — der Herr in der Welt der Verstorbenen, welcher die neuen Ankömmlinge empfängt und über ihr ferneres Loos entscheidet, Haëtsch, einer der ältesten Söhne des obersten Gottes Kutka und der erste Mensch von allen denen ist, welche auf Kamtschatka verstorben sind: Steller, Beschreibung von dem Lande Kamtschatka (1774) p. 267; 271 f. (citirt von Tylor a. a. O. II p. 45).

79) Zeitschr. d. D. Morgenl. Gesellsch. IV p. 425 ff.; Ind. Stud. XIV (1876) p. 392 f. — Vgl. auch die kleine Erzählung Taitt. S. II, 6, 6, 4 f.: Agni war in jener Welt, Yama in dieser. Die Götter sprachen: diese beiden wollen wir her-

Darlegung gebracht wurde, ist jede Identificirung des Todesgottes mit göttlichen Kräften oder Phänomenen, wie sie von mehreren Gelehrten hinsichtlich des Feuers, des Blitzes, der untergehenden Sonne, des Abendzwielichts und schliesslich gar auch der beiden Dämmerungen[80]) versucht wurde, gezwungen und aller klar überzeugenden Beweisfähigkeit bar; und wenn auch unleugbar manche geistreich aufgestellte und bestechende Gedankenverbindung zu solchen Folgerungen verlocken mag, so gilt doch hier am ehesten das Wort Mannhardt's: „Eine befriedigende Erklärung aus den wirklich bezeugten Bildungen einer dem Zeitalter der Aufzeichnung näher stehenden Epoche darf im allgemeinen schon von vorne herein eine grössere Wahrscheinlichkeit beanspruchen, als das Zurückgehen auf die Erinnerung an eine durch blosse Vermuthung hergestellte, seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden vergessene oder verdunkelte Urbedeutung[81])."

beiführen. Durch Speise veranlassten die Götter Agni zum Kommen, durch die Königsherrschaft die Väter den Yama; deshalb ist Agni der Speiseverzehrer der Götter, Yama der König der Väter.

80) S. Kern, Der Buddhismus I p. 361; 372 und in der Uebersetzung des Saddharma-Pundarika a. a. O. p. 65 f. Die ausführlichsten Erörterungen auf Grund solch solaren Substrats findet man bei Müller, Vorles über die Wiss. der Spr. II[2] p. 541 ff. Während auch hier (p. 545) ausdrücklich davon Umgang genommen wird, yama „Zwilling" mit Wurzel yam zu vereinigen (cf. Bugge in der Ztschr. f. vgl. Sprachf. XIX (1870) p. 423 f. gegen die Bemerk. Schweizer's ebenda III (1854) p. 344; XII (1863) p. 307 f.; Grassmann's XI (1862) p. 13 f. (ebenso die Angaben in seinem Wörterbuch); Sonne's XIII (1864) p. 411; Ebel's XIV (1865) p. 156), erklärt — im übrigen auf gleichem Boden wie Max Müller stehend — de Gubernatis, Letture sopra la Mitologia vedica (1874) p. 234 Yama kurzweg als „il legato, l'infrenato, propriamente il legante, l'infrenante sè stesso" (vgl. vorher Windischmann, Ursagen der arischen Völker (1852) p. 11 ff.; Kuhn in der Ztschr. f. vgl. Sprachf. I (1852) p. 468), und auch die weiteren Deductionen dieses „Il dio Yama" betitelten Capitels (p. 233—248) setzen etwas zu unbekümmert über Stock und Stein. — Aehnliche transcendente Auffassungen vertreten Burnouf, Bhâgavata-Pur. III p. LIII ff.; Kuhn a. a. O. I p. 449 u. ö.; Bergaigne, Religion védique I (1878) p. 88 ff. und Myrianthens a. a. O. p. 58 ff.; vgl. auch den feuilletonistischen Umriss von W. Geiger, Die Mythen vom Tod und Jenseits, in Bd. XI (1879) von „Nord und Süd" p. 84 ff., namentl. p. 90—93; andere populäre Zeitschriftenartikel übergehe ich. Auf der thatsächlich gegebenen Grundlage baut sich, wie das wiederholt citirte Capitel bei Muir, der Abschnitt „Yama und Yima" bei Spiegel, Die arische Periode p. 243 ff. auf.

81) Mythologische Forschungen aus dem Nachlasse Wilhelm Mannhardt's (1884) p. 275 f.

Im Grossen und Ganzen ist der vedische Yama — der ja die Spuren des ersten Menschen, wenn wir von dem tendenziösen Hymnus X, 10 absehen, auch nur mehr in der Erinnerung an sich trägt — und der epische Yama genau dieselbe Erscheinung, und der so oft hervorgehobene Unterschied zwischen der wohlwollenden lichtvollen Gestalt des ersteren und dem finsteren Ernste des späteren Todtenrichters wird auf ein weit geringeres Mass zu beschränken sein[82]), wenn man in beiden Litteraturperioden ohne die vorgefasste Meinung, dass in den Hymnen des Rig-Veda überall eine naive Heiterkeit des Gemüthes den Ton angeben müsse, objective Beobachtungen anstellt. Ueberdies ist zu bedenken, dass nur die jüngeren Theile des Rig-Veda hier in Betracht kommen, da die ältesten Bücher desselben (II—VII) jedweder Erwähnung des Yama-Mythus ermangeln. —

Man geht in der oben gekennzeichneten Charakteristik Yama's gewöhnlich von der Beschreibung aus, welche Rv. IX, 113, 7—11 von dem Aufenthaltsorte der Seligen gibt:

7. Wo Licht ist, welches nie erlischt,
   und wo der Himmelsglanz erstrahlt,
   Dahin, in die Unsterblichkeit,
   die ewige bringe Soma mich!
8. Wo König ist Vaivasvata (Vivasvat's Sohn = Yama),
   und wo des Himmels innerstes,
   Wo jene ewigen Wasser sind, —
   o Soma, mach unsterblich mich!
9. Wo man nach Wunsch sich regt, bewegt
   in dritter Höh' des Himmelreichs,
   Wo glanzvoll alle Räume sind, —
   o Soma, mach unsterblich mich!
10. Wo Wunsch und Sehnsucht sind gestillt
   an rother Sonne Gipfelpunkt,
   Wo Lust und Sättigung zugleich, —
   o Soma, mach unsterblich mich!

82) Vgl. auch Muir a. a. O. V p. 302 f. und die zutreffende Bemerkung bei de Gubernatis a. a. O. p. 240: „Evidentemente il vedico Yama si dimostra già in un duplice aspetto, l'uno paradisiaco, l'altro infernale. Esso ha i suoi protetti, e quelli che caddero nella sua disgrazia; i protetti saranno beati, e quelli dovranno ora ama, erreranno incerti o dannati." Eduard Hugo Meyer, Indogermanische Mythen I (1883) p. 231: „Yama ist im Rigveda überall der erste verstorbene Mensch, der fromme Pfadfinder zum Jenseits, der freundliche König desselben, der Herrscher und Wirth der Pitri's, aber auch der grimme Gott des Todes und Richter der Unterwelt."

11. Wo Lust und Freud' und Fröhlichkeit
und Wonne wohnen, wo der Wunsch
Des wünschenden Erfüllung hat, —
o Soma, mach unsterblich mich[83])!

Hieraus und aus ähnlichen Stellen[84]) aber, welche Yama mit Gott Varuṇa vereint die Seligkeit im Himmel geniessen oder in Gesellschaft der Götter und Väter (d. i. der seligen Verstorbenen) unter schönbelaubtem Baume zechen lassen[85]), zu entnehmen, dass Yama's Thätigkeit sich auf die Pflege solch vergnügter Genossenschaft concentrire und in ihr erschöpfe, ist ein ebenso einseitiges Urtheil, als wenn man ganz den gleichen Schluss an Schilderungen des Yama-Palastes knüpfen wollte, wie wir sie z. B. Mahâbhârata II, 311—351 finden. Auch dieser ist goldstrahlend wie die Sonne, erfüllt von Wonne und Labsal, frei von allem Kummer und Gebrechen, ausgestattet mit der Erfüllung aller himmlischen und menschlichen Wünsche, und die fröhlichen Schaaren

83) Nach der Uebers. von Geldner und Kaegi, Siebenzig Lieder des Rigveda (1875) p. 111.

84) Die Gegenüberstellung des Yama-Reiches und der Höllenwelt in Av. XII, 4, 36 beweist ebenso wenig Yama selbst wohnt eben nicht in der Hölle, zu welcher er die Frevler verdammt als Richter, der aber sonst die ehrende Gesellschaft der Götter geniesst; s. die richtigen Bemerkungen über die Unentschiedenheit in Bestimmung von Yama's Wohnsitz bei Lippert, Allgemeine Geschichte des Priesterthums II (1884) p. 363 u. 365. (Deshalb wird auch die in's andere Extrem verfallende Erklärung Sâyaṇa's zu Rv. X, 14, 1 janânâm samgamanam = pâpinâm s. (cf. die entsprech. Interpretation Çankara's zu Brahmasûtra III, 1, 13) Yama's Wesenheit nicht gerecht; ebenso wenig wird man der von Ludwig für Rv. I, 35, 6 gegebenen und auch von Spiegel, Die arische Periode p. 247 übernommenen Erklärung (s. auch schon Benfey, Orient und Occident I (1862) p. 54) beistimmen können, wenn man die von Kaegi a. a. O. p. 211; Weber, Ind. Stud. IX p. 361 und Pischel, Vedische Studien I p. 211 f. angeführten Parallelstellen in Vergleich zieht). — Uebrigens vgl. man auch Av. VI, 93, 1 und neben den vielen Gleichungen: Tod, Verwesung = Finsterniss, Fessel Av. IX, 10, 24: mṛityuḥ sâdhyânâm adhirâjâ „der Tod der Oberherr der Seligen".

85) wie überhaupt die Schilderung des Paradieses eine ausgesprochen materialistische ist und dort lediglich irdische Freuden in höchster Potenzirung erhofft werden (denselben Glauben theilen bekanntlich viele cultivirte und uncultivirte Nationen). Dies entspricht aber ganz den Lebensanschauungen des alten indischen Volkes, und wir sehen gerade darin den Ausdruck wirklicher glaubensinniger Ueberzeugung, nicht blos den Reflex kindlicher Märchen, wie de Gubernatis a. a. O. p. 247: „come ai nostri bambini cattolici si promettono tuttora le mele d'oro del paradiso, così ai bambini vedici si prometteva il latte, il miele, l'ambrosia nel regno dei Pitaras, nel cielo . . . ."

der Apsaras und Gandharvas sorgen für Scherz, Tanz und Musik. Lange Reihen von Brahmanen und Helden, deren Körper in Belohnung ihrer guten Werke strahlende Schönheit angenommen haben, und die Väter alle umgeben verehrungsvoll den Beherrscher dieses Reiches. Aber unter dessen Bewohnern erscheinen auch die dunkleren Gestalten der Yama-Boten, der verschiedenen Todespersonificirungen und der Uebelthäter; dass jedoch diesen letzteren an dem Glücke der ehemals Frommen kein Antheil gegönnt ist, wissen wir auch, ohne dass gerade dieser Bericht Näheres hierüber anführt. Im übrigen können wir die Ergänzung aus M. V, 3779—3799 entlehnen, wo als Bewohner der „dakshiṇâ diç", der dem Yama gehörigen südlichen Weltgegend, eben sowohl die mit den Göttern zusammen weilenden Väter und Weisen als auch die Bösen, welche im Feuer und in den Fluthen der Vaitaraṇî zu leiden haben, genannt werden[86]).

Dass eine derartige Ausführung in utramque partem die oben citirten Rig-Veda-Verse vermissen lassen, kann nicht überraschen; denn erstlich steht hier die ganze Tendenz des Liedes entgegen, welches zu Gott Soma ein Gebet um positive Heilgewährung, nicht negativ um Abwendung des Uebels emporsendet, und für's zweite haben jedenfalls nach den ältesten Anschauungen der Inder die Bösen, über deren Zukunft nach dem Tode so gar wenig verlautet, räumlich keine Gemeinschaft mit den Guten, sobald eben ihr Schicksal entschieden ist[87]). Damit ist aber noch nicht gesagt, dass ebenso jede Beziehung zu Yama ausgeschlossen ist; denn doch nur für die Bösen können diesem die beiden wegbehütenden Hunde beigegeben worden sein[88]), und auf seinen Richterspruch weisen wohl auch die Stellen, in denen (für einen Verstorbenen) die Gunst Yama's, Glück und Leidlosigkeit (anamîvam Rv. X, 14, 11) erfleht wird[89]).

---

86) Vgl. auch Mârk.-Pur. XI, 25 und Vishṇu-Pur. II, 6 (Wilson Works VII p. 221), wo ausdrücklich gesagt wird, dass die Himmels- und Höllenbewohner einander sehen können; über die ganz gleiche Anschauung der Rabbinen s. Wünsche, Die Vorstellungen vom Zust. nach d. Tode nach Apokryphen, Talmud und Kirchenvätern, Jahrbücher f. protest. Theologie VI (1880) p. 497.

87) Auch diese Ansicht kehrt in späteren Angaben wieder; stricte Methodisirung darf man eben auf solchem Gebiete, wo der freien Phantasie und den Variationen volksthümlicher Vorstellungen Thür und Thor geöffnet, nicht erwarten. Auch das Vedânta-System konnte in seiner Eschatologie zu keiner endgültig bestimmten Gliederung gelangen; cf. Deussen a. a. O. p. 411 f. Vgl. auch oben Anm. 71.

88) Vgl. auch Kuhn, Ztschr. f. vgl. Sprachf. II p. 313 f

89) Es ist vielleicht nicht unthunlich, in allgemeinerem Sinne auch Rv. X, 164, 2 hierher zu ziehen (mit Grassmann, Rig-Veda II (1877) p. 501: „heilsamen An-

Detaillirte Angaben über Bestrafungen der Sünder nach dem Tode und über Höllengräuel, die in der später auftretenden Lehre des Wiedersterbens[90]) einen ungleich fruchtbareren Boden fanden, mangeln nun einmal im Rig-Veda; aber schon aus ihm wird man wohl die richterliche Thätigkeit Yama's, also seine Macht über Fromme und Unfromme, in ihren Grundzügen herauszulesen haben, wenn auch dieselbe sich noch nicht in den verschiedenen Modis von Verurtheilungen zu einer der zahlreichen Höllen äussert, wie überschwängliche Phantasieen einer späteren Zeit sie ersonnen haben

Aber noch eins: ist denn nach den in Rede stehenden Hymnen Yama wirklich ausschliesslich der gütige, wohlwollende Gott, von welchen der Mensch, falls er je mit ihm in Berührung kommt, nur himmlische Genüsse und Freuden zu erwarten hat? Ich glaube kaum: vielmehr verbindet sich auch im Rig-Veda bereits mit ihm der Begriff des düsteren Todes, der überall störend und unwillkommen eingreift. Ganz offen wird Rv. X, 135, 2 von seinem „so üblen Herankommen" gesprochen, womit also zugleich angedeutet ist, dass Yama die Menschen von der Erde holt; da diese Function sonst seinen „Boten" zufällt, so ist es fraglich, ob jenes „Herankommen" wörtlich d. h. mit Beziehung auf Yama selbst zu verstehen ist oder ob damit nur das Ausschicken seiner Boten gemeint sein soll. Dass auch der erstere Fall sehr wohl möglich, erweist die Thatsache, dass nach epischen Erzählungen in Ausnahmsfällen (man vergegenwärtige sich Yama's Auftreten in der Sâvitrî-Episode des Mahâbh.) auch der Gott selbst das sonst seinen Dienern zufallende Amt übernimmt[91]). — Yama ist, wie uns X, 165, 4 lehrt, eben einfach der Tod, der, nirgends gerne gesehen, durch schmeichelnde Loblieder günstig gestimmt werden soll[92]); bei der Genesung eines Schwerkranken wird als hohes Glück gepriesen, dass sein Geist von Yama zurückgebracht wurde (X, 58, 1; 60, 10) und vor „Yama's Fessel[93])" (X, 97, 16) will der Betende nicht minder befreit bleiben

---

blick wünscht man bei Yama"; Sâyaṇa erklärt hier Yama als den böse Träume sendenden Gott).

90) Dies ist nämlich der Grundgedanke des Seelenwanderungsdogma: Oldenberg a. a. O. p. 45 f.

91) Siehe darüber auch Kuhn a. a. O.

92) Vgl. auch die Anbetung der mit Yama eng verwandten (cf. Taitt. S. IV, 2, 5, 2 f.) Nirṛiti Av. V, 7, 9 (cf. Rv. VII, 37, 7, wo sie das Prädicat einer Göttin erhält) gegenüber Rv. X, 36, 2 In gewissem Sinne gehört hierher auch die bekannte Einleitungsformel „çri ganeçâya".

93) Diese Uebersetzung des Wortes paḍbîça (nicht „Fussfessel) beruht auf den Nachweisen von Pischel, Ved. Stud. I, p. 228 ff, namentlich p. 235. Dass

als vor der ebenso harten Verurtheilung, „den Pfad Yama's zu gehen“ (I, 38, 5).

Als Genius des Todes und als Todtenrichter zugleich hat er also naturgemäss zwei Seiten[94]); denn, wie Mahâbh. V, 1581 sagt, er ist gut gegen die Guten, nicht gut gegen die nicht Guten, und auch das Mârkaṇḍeya-Purâṇa vergisst in seiner eschatologischen Schilderung nicht, auch von dem schönen Wege (puṇyâ gatiḥ) zu erzählen, welchen die Frommen nach der Anweisung Yama's gehen; ihrer harren Herrlichkeiten und Vergnügungen aller Art, und nach Ablauf der entsprechenden Zeit (s. oben p. 542 und Anmerk. 7) kommen sie in edlen Königsgeschlechtern zur Wiedergeburt u. s. w. (X, 91 ff.). Auf Grund dieses richterlichen Wirkens, das Belohnung und Strafe, sonniges Glück und finsteres Elend zuerkennt, erklärt sich vielleicht auch der scheinbare Widerspruch in den Beschreibungen des Aeusseren Yama's, bei welchen nicht selten Attribute wie „von schöner Gestalt, glänzend wie die Sonne“ und andererseits „furchterweckend“ u. dgl. m. ganz unvermittelt einander folgen.

Aus dem Gesagten erhellt, dass, gleichwie Yama in vedischer Zeit nicht nur königlicher Gebieter über paradiesische Gefilde ist, so auch ihm auf Grund der späteren Ueberlieferungen nicht das ausschliessliche Prädicat eines Höllenfürsten gebührt[95]). Wenn aber manche Dichter und Compilatoren sich in hierauf abzielenden Schilderungen Yama's gefielen und sein Amt eines unparteiischen Richters über alle Gestorbenen entweder ganz mit Stillschweigen übergingen oder mit kurzen Worten abthaten, so hat dies wohl seinen allgemeinen und seinen

---

auch kûḍi padayopani (Av. V, 19, 12; cf. XII, 2, 29) nichts mit der Vorstellung einer die Füsse hemmenden Fessel gemein hat, zeigt die richtige Uebertragung Grill's, Hundert Lieder des Atharva-Veda² (1889) p. 45; 152, welche auf der Erklärung Roth's, Festgruss an Böhtlingk (1888) p. 98 f. basirt: k. p. ist das dem Verstorbenen zum Verwischen der Todesfährte angebundene Ruthenbüschel.

94) Eine speciell hierauf verweisende Sage aus dem Adbhutakoça theilt Wilford, Asiatic Researches V (1798) p. 297 mit; die Originalquelle ist mir nicht bekannt. Bemerkenswerth ist, dass auch nach den chinesischen Uebersetzungen buddhistischer Werke nicht nur Yama's Amt in der Zutheilung von Freude und Schmerz besteht, sondern sogar sein eigenes Loos eine Mischung von Glück und Elend ist; cf. Beal a. a. O. p. 65 f.

95) Kern, Saddharma-Puṇḍarîka, Sacr. B. of the East XXI p. 308 f.: „There are different beliefs about the realm of the dead; the Brahma-world and Paradise are usually depicted as places of bliss, but Yama's kingdom is often represented as a kind of hell, though at other times the same King of righteousness is said to have gathered round him the blessed company of the pious departed.“

besonderen Grund. Der erstere ist, dass an einem Richter überhaupt die strafende Wirksamkeit vorwiegend in's Auge fällt; der mittelalterlich indische Gedankenkreis aber erinnert uns daran, dass sich zu Auseinandersetzungen über das Loos der abgeschiedenen Guten reichlich anderweitige Gelegenheit bot. Denn in populärem Sinne kam man darauf bei der realistischen Beschreibung der Götterwohnung eines Indra, eines Brahman zu sprechen, während die Frage philosophisch vertieft wurde in den bekannten upanishadartigen Erörterungen über den alles beseelenden Weltgeist; diesen in seiner Wesenheit zu erfassen und in ihn das eigene Ich ungetheilt zu versenken, war dem Guten als höchstes Endziel vorgesteckt, dem gegenüber in jener materiellen Seligkeit nur ein schwacher, unvollkommener Abglanz gesehen wurde.

Eine so hervortretende Stellung übrigens auch Yama im epischen Pantheon einnimmt, wir bemerken dennoch recht oft zwischen ihm und den hohen Volksgöttern eine nicht unbedeutende Kluft. Nicht mit Unrecht findet Hübschmann[96]) diese schon im Rig-Veda angedeutet in dem Nachruf an den Verstorbenen: „Gehe hin, gehe hin auf den alten Pfaden, wo unsere Väter der Vorzeit dahingegangen; die beiden Könige, die sich an der Opferspende erfreuen, mögest du sehen, Yama und Varuṇa den Gott" (X, 14, 7). Yama ist eben, wenn auch von göttlicher Herkunft, ursprünglich nur ein Mensch, genau wie der Yima der Iranier[97]); wie dieser, ein menschlicher Träger göttlicher Befehle, bei Lebzeiten durch Ormuzd mit wunderbaren Kräften ausgerüstet wird, so gelangt Yama nach seinem Tode zu hoher Auszeichnung und wird nicht nur Genosse der Götter, sondern auch König der Heimgegangenen. Dieser Königstitel bleibt für alle Zeit eins seiner ständigsten Epitheta — dharmarâjâ „des Rechtes König" wird er besonders oft genannt[98]) —, und wir dürfen wohl sicherlich in dieser relativen Rangerniedrigung gegenüber den altanerkannten Göttern die Spuren einer Nachwirkung von Yama's ursprünglich menschlicher Wesenheit erkennen[99]).

---

96) a. a. O. p. 206.

97) Dass auch bei diesem noch deutliche Spuren von seiner ursprünglichen Auffassung als erster Mensch durchschimmern, betont Spiegel, Er. Alterthumsk. I, p. 439; 504; 523; 526 f.; 530; Arische Periode p. 253. Sollte vielleicht Yaçna IX, 4, wonach Vivasvat als Erster in der bekörperten Welt den Soma zubereitete, gleicherweise auf die Abstammung des Menschengeschlechts von Vivasvat resp. Yama hindeuten?

98) Oder auch kurz dharma, unter welchem Namen ich schon Rv. VIII, 35, 13 Yama vermuthe; bezüglich der Zusammenstellung mit Mitra und Varuṇa vgl Av. XIX, 9, 7.

99) Die einzige Stelle im Rig-Veda, wo Yama das Prädicat „Gott" erhält, ist

Durch eine ergiebigere Ausbeute der verschiedenen Litteraturepochen die Behauptung, dass die prägnantesten Charakterzüge Yama's die stetig gleichen sind und ihre sichtbar entwickelten Keime sich bis in die Vedalieder zurückverfolgen lassen, zu erhärten, ist leider in dieser gedrängten Abhandlung nicht angängig. Von einschlägigen Erörterungen hebe ich hier ganz besonders das Capitel in Muir's Original Sanskrit Texts V p. 284—335 hervor, in welchem sich ein reichhaltiges Material verarbeitet findet Ich hoffe aber demnächst in einer ausführlichen Monographie über Yama im Mahâbhârata auf den Gegenstand zurückzukommen und dann den Lauf eines Stromes zu weisen, auf den heute nur vereinzelte Ausblicke eröffnet werden konnten: eines Stromes, welcher, als silberglitzernder Faden seinem mütterlichen Gebirge entrieselnd, in immer tiefer aufgewühltem, immer breiterem Bette dahinfliesst, bis er im endlosen Meere die Vereinigung mit den aus fernen Landen demselben Ziele zugeeilten Brüdern erreicht.

* * *

Die Wahl des Themas für diese Festschrift könnte manchem absonderlich dünken. Wer aber jemals den Lehren unseres Jubilars zu lauschen Gelegenheit hatte und in dankbarer Erinnerung sich vergegenwärtigt, wie diesem zu erschöpfender Behandlung und allseitiger Beleuchtung der gerade in Rede stehenden Frage auch das schwerst und weitest Beizuholende nicht der Mühe unwerth war, wird auch die obige Zusammenstellung zum wenigsten nicht als einem zu fernliegenden Gebiete entlehnt bezeichnen. Und sollte denn überhaupt Indien, von der Warte der Wissenschaft aus gesehen, uns entlegener erscheinen, als etwa den Engländern, deren politischer Verbindung mit dem Gangeslande wir die ersten von ernstem Streben geleiteten Aufklärungen über sein reich entwickeltes Geistesleben verdanken[100])? Gewiss nicht; waren

---

X, 51, 1—3, und auch hier wird wohl nur bildlich die in den ersten Menschen gelegte göttliche Kraft, sich das Feuer zu erholen, gemeint sein; der Urmensch ist eben der Erfinder der nothwendigsten Bedürfnisse. S. auch Spiegel, Er. Alterthumsk. I p. 526.

100) Man sollte es nicht für möglich halten, dass im neuesten Jahrgange einer wissenschaftlichen Zeitschrift Folgendes zu lesen: „Indien birgt in den Wêdas grosse Schätze des Wissens. Haben die Engländer sie bis jetzt benutzt? Wird einst Russland diese Schätze des Wissens ausbeuten? — Es ist im Interesse der Wissenschaft zu bedauern, dass bisher noch kein Europäer sich diesem Studium so gewidmet hat, um die geistigen Schätze Indiens, welche so viel Aufschluss über das Kindesalter der Welt und die Wiege der Menschheit zu geben versprechen, dem allgemeinen Wissen zu erschliessen." Mit diesen sich jeder Be-

es doch deutsche Gelehrte, welche der indogermanischen Philologie die in dem tiefen Schachte der indischen Sprache verborgenen funkelnden Schätze erschlossen; der indischen Philosophie erstreiten deutsche Forscher durch Subtilität der Interpretation und eindringliche Schärfe der Auffassung — wir gemahnen nur, um statt bibliographischer Ausführlichkeit besonders hervorstechende Arbeiten der Neuzeit zu benennen, an Deussen's beide umfangreichen Compendien[101]) und Oldenberg's Werk über Buddha — denjenigen Rang in der Universalgeschichte des Denkens, welchen ihr kein billiges Urtheil missgönnen kann: und dem blüthenprangenden Zweige indischer Poesie haben keine Geringeren als Herder und Goethe, Rückert und Schack Lob und Preis erschallen lassen: sicherlich die beste Gewähr, dass einerseits wissenschaftlicher Eifer und beharrliche Ausdauer die errungenen Erfolge festigen und ihnen neue, ebenbürtige an die Seite stellen wird, andererseits aber auch immer grössere Kreise der Gebildeten diesem Streben rege Theilnahme bekunden werden.

So möge denn der vielerfahrene Blick unseres gefeierten Altmeisters auch diese bescheidene Skizze, welche zu dem dereinstigen stolzen Baue einer allgemeinen Religionsgeschichte der indogermanischen Völker lediglich ein geringwerthiges Theilchen verbindenden Mörtels herzugetragen haben will, eines kurzen Verweilens nicht für unwürdig erachten!

---

urtheilung entziehenden Ergüssen beschliesst Hegner-Rezelfeld, corresp. Mitglied der päpstl. Akad. d. Wiss. in Rom, einen in der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik 1889 p. 193 ff. veröffentlichten Aufsatz „Kritischer Streifzug in die vier Weltperiodenlehre des indischen Brahmänismus". (Die in Rede stehende „vier Weltperiodenlehre" ist der ganzen älteren Kosmologie der Inder ebenso unbekannt, wie Herrn Hegner-R. die gesamte indologische Litteratur unseres Jahrhunderts!).

101) Ausser dem oben citirten „System des Vedânta" noch die 1887 erschienene Uebersetzung „Die Sûtra's des Vedânta".

München, Oktober 1889.

Altlothringische geistliche Lieder.

Abdruck nach einer Münchener Handschrift.

Von

Richard Otto.

Im Bulletin de la Société des Anciens Textes, 1886, S. 41—76, hat Paul Meyer die Hs. Nr. 535 der Stadtbibliothek zu Metz, die seiner Angabe nach dem 13.—14. Jahrhundert angehört und worin u. A. viele religiöse Traktate und geistliche Lieder im Metzer Dialekte enthalten sind, ausführlich analysirt und hat dabei besonders darauf hingewiesen, dass gerade in Metz am Ausgange des Mittelalters die religiöse Dichtung in der Volkssprache in grosser Blüthe gestanden hat. Derselbe Gelehrte erwähnt zum Beweise dessen auf S. 42 auch die Hs. Nr. 43 der Faculté de Médecine in Montpellier, die dem 14 Jahrhundert angehören soll, worin auch altlothringische geistliche Lieder stünden. Der Katalog sagt auf S. 302 nur Folgendes: Chansons diverses, les vers n'y sont pas séparés.

Schon vorher hat Paul Meyer, ebenfalls in dem genannten Bulletin, 1884, S. 74—75, eine aus Metz stammende Hs. vom Ende des 13. Jahrhunderts beschrieben, die die Benediktinerregel in der Form für Nonnen, sowie auch religiöse Traktate, Beides in Sprache und Dialekt Obigem gleich, und auch eines der auf den folgenden Blättern abgedruckten geistlichen Lieder, nämlich das vierte, enthält. Da die Handschrift verkauft wurde, ist man über den Verbleib derselben seit 1869 unaufgeklärt.

In enger Verwandtschaft mit den genannten Hss. steht der cod. gall. 32 der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München. Man kann zufälliger Weise über die Herkunft der Hs. Einiges sagen. Auf der Rückseite des zweiten Vorsatzblattes steht nämlich Folgendes:

Ce liure eſt de l'abbaye de Ste Marie
de Metz qui me ſut mis en main pour
le garder par une Religieuſe de crainte
que tombant en quelque aultre l'on ne
l'exterminast pour oſter la memoire de
l'antiquitee.

Ita eſt Domnus Gabriel
Bigot tunc prior Monaſterii
Sti Arnulphi 1644

Conſervetur accurate hæc ſanctiſſima ſti
P. Benedicti Regula, in æternam
ſcilicet memoriam priſtinæ obſeruantiæ
in monaſteriis monialium huiuſce
vrbis Metenſis.
F. D. Descroches
1666

In die Münchner Hof- und Staatsbibliothek ist die Hs. aus der Palatina gekommen. Die alte Signatur „U. 65[1]“ steht oberhalb dieser beiden Notizen.

Es enthält die Hs. unter Anderem auch die geistlichen Lieder, es ist aber nicht statthaft, sie vom übrigen (prosaischen) Inhalt des Kodex ganz abzusondern; man wird es vielmehr leicht begreiflich finden, dass sie damit viel stofflichen Zusammenhang haben. Wie die von Paul Meyer beschriebene Metzer Hs. Nr. 535, so enthält auch die unsrige nämlich religiöse Traktate viel mehr mystischen als dogmatischen Inhaltes, denen die Schriften der grossen Mystiker Frankreichs, wie Bernhard von Clairvaux, Hugo und Richard von St. Victor, mittelbar oder unmittelbar zur Vorlage gedient haben mögen. Alle drei Autoren werden darin genannt. Aus demselben Borne, aus dem der Verfasser dieser Kompositionen schöpfte, erhielt auch der Dichter unserer Lieder, wenn auch wohl nicht den Stoff selbst, so doch gewiss den religiösen Antrieb, d. h. den Geist der Dichtung.

Aeusserlich werden diese Lieder zum Theil weltlichen, und zwar erotischen Liedern nachgebildet sein, doch genügt, um in Bezug auf unsere kleine Sammlung diesen Nachweis streng zu führen, nicht einmal das Material, das G. Raynaud in seiner Bibliographie des chansonniers français, Paris 1884, angiebt. Am ehesten erinnern die Anfänge der ersten beiden Lieder: „*Amours mi fait en ſoſpirant chanter*“ und „*Quant li douſ tempſ ſe repaire*“ an bekannte Motive der weltlichen

Lyrik; diese beiden Lieder finden sich auch auf fol. 169 und auf fol. 168 der genannten in Metz befindlichen Hs.

Besonders muss noch hervorgehoben werden, was man schon aus der hsl. Notiz ersah, dass nämlich eine französische Version der Benediktinerregel für Nonnen auch in unserer Hs. enthalten ist; sie füllt den grösseren Theil derselben aus. Dieselbe Version ist auch, wie P. Meyer angiebt, in der Hs. Cat. La Vallière 2738 (Ms. Fr. 24429 fol.) der Pariser Nationalbibliothek enthalten.

Es ist mit der Münchener Hs. auch die Hs. Mazarine 798, aus der Apfelstedt in der Altfranzösischen Bibliothek den Lothringer Psalter herausgab, nahe verwandt. Letztere ist vom Jahre 1365 datirt, für die Münchner Hs. könnte das Datum auch passen. —

Im Folgenden geben wir nun einen diplomatisch genauen Abdruck der Lieder. Eine kritische Ausgabe auf Grund aller erreichbaren Handschriften muss und wird später von anderer Seite aus unternommen werden. In Anbetracht der sehr sonderbaren orthographischen und palaeographischen Regeln, die unser Schreiber befolgt hat, wie Inkonsequenzen in der Vokalisirung, auffälligste Verwechselung der Endsilben einerseits, Verwendung des wagrechten Striches zur Bezeichnung des *n* und des *u*, Aehnlichkeit desselben mit dem *i*-Strich andererseits, machen den diplomatischen Abdruck schon an sich lohnend.

Beschreibung der Handschrift. Brauner Ganzlederband. Auf der Innenseite beider Hälften des Deckels klebt ein Pergamentblatt, worauf ein liturgisches Bruchstück mit Noten, der Schrift nach etwa vom Ende des 13. Jahrhunderts.

Das Pergament, in 4°-format, ist 20,7 cm hoch und 15,2 cm breit. Zuerst kommen 2 zusammenhängende Vorsatzblätter, unliniirt, darauf folgen 8 Lagen Pergament von je 8 Blättern, woran sich am Ende eine Lage von 4 Blättern anschliesst. Alle neun Lagen sind gleichmässig liniirt, jede Seite zählt 26 Zeilen; so sind es 68 liniirte Blätter. Die Paginirung, von jüngerer Hand, in arabischen Ziffern mit deutschem Ductus, beginnt schon auf dem ersten Vorsatzblatte und geht demnach bis 70. Das letzte Blatt, das übrigens leer ist, ist (offenbar schon lange) herausgeschnitten, liegt aber noch an seinem Orte.

Die Vorderseite des 1. Vorsatzblattes ist leer, die Rückseite enthält die obigen Notizen.

Fol. 3^r—41^r (Mitte der Seite), Benediktinerregel für Nonnen. Die untere Hälfte von fol. 41^r ist leer geblieben.

Fol. 41^v—58^v die religiösen Traktate.

Fol. 58^v auf der vierten Zeile von unten, eine Zeile ist nach dem Schluss des Prosatextes leer gelassen, beginnen unsere geistlichen Lieder.

Die Schrift ist schön und leserlich, nur *n* und *u*, *r* und *v*, *t* und *c* oft kaum zu unterscheiden. Die Ueberschriften und die Initialen, die in der Hs. farbig sind (abwechselnd blau und roth), heben wir auch im Druck hervor; Inkonsequenzen werden dabei thunlichst beseitigt. Die Anfangsbuchstaben jedes neuen Verses sind fast immer durch einen gelben Fleck ausgezeichnet. In Betreff der übrigen palaeographischen und orthographischen Eigenthümlichkeiten verweisen wir auf den Abdruck.

[1.]

[58v] **Chanſon d'amours.**

Amours mſ fait en ſoſpirant chanter,
Langour d'amours en chantant ſoſpíreſr;
Treſ douſ ihūſ, maſſtres enamourcis,
Voſtres ſens ait nos amours aornez,
[59r] Ameis amors, vous qui ſaueſs ameſr.

Treſ douſ ihū, benois nons enmieleis,
Roſiers d'amors, car noſ encoloreis
Dou vermillon, que ſi eſt enflaſmeis,
Qui fait lez cuers de char en fut muer.
Amons ihū d'un cuer tout enflaimeſr,
Tant que ſoiens en li tranſſigureis.

O chiers colonſ qui eſteſ ſenſ ameſr,
Enforcies vos de ihūcriſt ameſr!
On douſ ruxelz de ſou ſanc vouſ mireis,
Si appanrois ſutilment a ameſr.
Ameis amours, vouſ qui d'amorſ perleis,
Car petit vaut ſens euure li perleirs.

Amis ihūs, maiſtre de ueritet,
Liure de vie de vermillon lettreſs,
Tu eſ eſcole de vraie humiliteit!
N'eſt nūs boſn clers ſi n'eſt en vouſ fondeis.

Bemerkungen. In d. Hs. sind die Verse nicht getrennt. 3 Hs. en amoureis. 4 voſtres. 4 nach aornez custode: ameis. 7 en colorcis. 15 aameir. 16, 17 perleis] Abkürzung durchstrichenes p. 20 Tueſ.

Treſ amons dous lou douſ agnel naureit,
Qui eſt jalouſ de nostre ſauetez;
Fors fut li malaidie, molt coſtait a cureſr,
Que ſen ſuour de ſanc ne pout determineſr.

A meie nut fut pris *et* flaieleis
Li feſeciens q̃ por noſ volt ſuer.
O ialouſ maſtres! ne deuonſ oblier
Ceu qu'a matineſ noſ uenif viſiteir.

Amors m'ait prif *et* amors m'ait naureir,
Amorſ m'ait trait lou ſanc dou coſteir;
Pluſ que li mort ſont fors lf mal d'ameir.
O dairs d'amors, com ſoutilmant naureif!
Enſi que nulz que nou ſent ne lou ſceit.

Or nouſ dont deu ſi loialment ameir,
Que noſ puixienſ on douſ paiſ voleir,
Ou li treſors d'amorſ noſ iere mouſtreif.
Cuers langueroue! nūs ne voz puet cureit,
Fors que ihūs qui ſceit, queil mal aucis.

[2.]

Chanſon amflamanſ lez cuerſ de touz vraiſ amans.

Quant li douſ tempſ ſe repaire
K'ivers trait a faixon,
Que li oxillonſ ſauai[59v]geſ
Perdent lour chant *et* lor ſont:
De ihū ferait chanſon
Qui eſt li vergiers d'amors,
Ou tuit li delicef ſont.

Ihūs dōs noms enmſeleis,
Vergiers de beneiſſon,
Tu ais en toi .v. fontaīnes
D'une vermelle onction;

---

3 Nicht durch gelben Punkt markirt sind die Initialen der Verse 3, 4, 9, 11, 13, 14, 16, 17, 18, 19, 20, 21. li] ſi. 4 Hs. perdent. 10 entoi.

Li ruxel ſi dous en ſont,
Que cuors qui adroit en gouſtet,
N'aſauourent l'amour non.

Cuers qui per amors languſt
Eſt ſamblant a l'oxillon,
Qui ſouant quiert et deſirent
L'uxue de ſai prixon:
De duel pert et chant et ſont,
Quant ne puet voleir a boix
Ou ces cuer tient et deſront.

O cuers qui eſ en lai chaitre
De mon cors enprixonneis,
Qui ſoſpireſ on paiſ,
Ou teſ amis eſt monteis,
Por c'or n'i puces monteis;
Langours te ferait pailleir!
Teil jeu font li mal d'amer.

O mſ! com dure langour,
Diſt li arme en ſon ſoſpir,
Quant ie ne puix celuſ veoir,
Qui tanrement m'ait norrit.
De ſou pur ſanc m'ait eſcrit
La loy d'amors an mon cuer,
Que neivret ſan cop ferit.

Maiſtrez d'amours aornees,
Com meſ cors m'ait aſorbit!
O ioeuſe viande,
Que li feu d'amors roſtit!
Et ancores atenſr

---

12 Hs. enſont. 13 que. 14 naſauourent. 16 eſt. 17 qui. 18 luxue. 19 de. 20 quant. 23 Versanfang in der Handschrift weder durch gelben Punkt noch durch Versalbuchst. markirt; desgl. V. 24, 25, 26, 27, 28, 30, 32, 34, 35, 37, 39, 40, 41 (ſe), 42, 44, 46, 48, 49, 51, 52, 53, 54, 55, 58, 59, 60, 62, 65, 69, 70, 72, 73, 75, 76, 77, 79, 80, 81, 83, 84, 86, 88, 90, 91, 93, 95, 97, 98, 100, 101, 102, 104, 107, 108, 109, 111, 112, 114, 115, 116, 118, 121, 122, 123, 125, 126, 128, 129, 130, 132, 133, 135, 136, 137, 138, 139 (ſuſ), 140, 142, 143, 144, 146, 147, 149, 150, 151, 153, 154. 31 einfache Versalie am Versanfang; desgl. 33, 56, 61, 63, 94, 145. 37 Hs. a ſorbit.

Se fait certes li miſeire
De pechie ou ie m'ai miſ.

Pechie tu m'ais fait damaige,
Tu m'ais en tenebreis mis;
Tu m'ais tollue la graice
De mou eſpous ihūcriſt;
Deuſ! a ta bontei m'aſi:
Toi amer *et* moi cognoiſtre
Mi recōuerait mercit.

O ihūcriſt, treſ boſn paiſtres!
Je ſuix ta poure berbix,
Cuſ pechie ait effamee,
Puiſ *que* ie partait de ti:
Trop chierſ tanſ ait on pais
Dont pechies eſt cōmandeires;
Jamaix ne li quſer ſeruir.

A l'oure de *p*rime fut
Jhūs por moi *co*roneiſ;
Sai faice fut deſcupie,
Ceſ biauſ eulz furent bandeiſ.
Fau[60ᶜ]cemant l'ont ſalueit
Li ſelons ieus deſputaireſ;
Marie out lou cuer naureit.

Marie, meire de graice,
Temple de la *tri*niteit!
Tu eſ li *ver*giers d'amours
Dont ihūcriſt noſ eſt neis.
O qui l'ait ſi enyureir,
Qu'il c'eſt mueis en viande
De malaide *et* de naureis!

O vilains cuers, car regarde,
Com amors ait aſſotit
Lou treſor de ſapience
Qui por toi eſt apouriſ!

---

49 recouuerait] *u* durch *titulus* ausgedrückt, auch sonst passim. 68 Hs. en yureir. 74 a pouriſ.

Bñ l'ot fine amors ſouprint,
Quant de ſou ſanc fiſt l'amplaiſtre
Qui de la mort t'ai garit.

Guerſ, ne ſoies paſ ſamblans
A vilain chien enuellit,
Qui de lergiet pert l'odour
De la venixon gentil:
Mais ſoies livrierſ herdis,
Qui tout ſe defront de couret,
Puef qu'il ait lō ſanc ſantit.

O benois ſanc precious!
Aſorbiſ mon cuer an ti,
Et cel mue en ta colour,
Car ceu eſt touſ meſ deſirs.
O ihūs, boinſ chauforniers!
Cuers bien pareis de tel robeſ
Doit eſtre molt renuoixies.

Ihūcriſt volt en la craiche
Por noſ la croix eſpoſeir;
Onques n'i miſt repentailleſ,
Amourſ l'auoit enyureir.
Si loiaul li ait eſteit,
Que dou ſanc de ces antrailleſ
La volt en lai fin pareir.

O creux, com jalouſemant
Tait cil royſignor ameit,
Que fiſt ſou nif en teſ brainchef
Tout maintenant qu'il fut neis!
Certeſ, ſe tu pois perleir,
Tu diroie, entre meſ braiſ
M'ōt mō amī tuer.

Overs, quſ me voleis enxeure
On ſtroit de ma volanteit,
Aſſambleiſ vous enſ entrailleſ
De mou precious couſter!

---

86 Hs. a ſorbiſ. 95 en yureir. 107 onſtroit.

Lai oreiſ vouſ meſ ſaicreis,
Lai ferait force d'amors,
Moi *et* vous en vn muer.

A l'oure de tierce irait
Voir mou amī floreteit:
A la ſtaiche ou eſt [60v] lieis
Et batuſ *et* flaieleſs.
Li elyſ de ſal purteir
Eſt mueis an violete,
Roſes i ot a planteſr.

O douſ agnelz debonnaireſ,
Ne deuſt paiſ cheoir ſor ti
Si ameire diſcipline,
Com j'auoie deſeruir!
Aſ meffait aſtoie priſ
Et tu m'an eſ delivreir;
La toie treſ grant mercit.

O douſ deus de ialouſie
Com amors tot enyureir,
Quant an ceſt deſert veniſ
Por meſ langoure a cureir!
O qui porroit ceu pancer,
Qu'il volt venir malaideſ,
Por lez malaides cureir!

Or irai apres marie
Tant que puiſſe aſſauorer
La mort de ſou benoit fil,
Donc elle ot lou cuer naureit.
En la fin irai pameir
Suſ la roche ont ces pur ſanc
Eſt corus *et* degouteiſ.

O poureſ cuers englotiſ
Cel douſ roſies anmſelleiſ,
Dont amors eſt batilliere
Que tout lou t'ait derſueit!

---

119 Hs. iot. 128 en yureir. 130 acureir.

Si adroit an ſeit gouſteir:
De la ſauour ſe ſerait yureſ,
De la colour anflameis.

O dous agnelz debonaireſ
Qui en la croix fus roſtiſ,
Faiſ noſ venir a la cine
Que iamaſs ne panrait fin!
La ſeront de vouſ amplit
Cil qui apres vouſ, chiers maiſtres,
On ſoſpireit *et* languit.

[8.]

Chanſon anfflamanſ lex cuers de touſ vraiſ amanſ.

A l'oure de meydi, an la pluſ grant chalour,
Entrai en .j. vergier plain de diuerſe flours;
Suſ l'aibre de la croix montoit li roiſignour
Por chanteit en morant, li loiaulz amerous.

Lai vit .iiij. fontaineſ dont xordoit li liquor,
Ou ie veul aſorbir mõ cuer ſeus entredous,
Quant vix l'aignel chaingier ſa voix *et* ſa colour:
Vne plaie nouelle renforſait ma dolour.

Dont mi pandai auſ braicheſ dou haut aibres vermour
[61r] *Et* montai iuſqu'a niſ dou fenix amerouſ;
Quant ceſ biauſ eulx vit tindre pluſ cleirs que li ſolouſ:
Ie fuiſ touſ aſorbiſ an ameire dolor.

O com dure ſainie, amis delicious,
Qui de toutes *vous* voineſ ait traite la challour!
Por vouſ faire bandels c'eſt deſirſee en douſ
Li cortine dou *temple*, bien doit eſtre hontouſ.

2 Anfang des Verses weder durch Versalbuchstaben noch durch gelben Punkt bezeichnet; ebenso: 3 (ſuſ), 4, 6, 10, 12, 14, 15, 16, 18, 20, 24, 27, 30, 32, 34, 35, 36, 38, 39, 40, 42, 46, 54, 58, 60, 67, 68, 70, 72, 74, 76, 78, 80, 82, 86, 90, 91, 96, 98, 100, 102, 103, 108. 7 Versanfang einfacher Versalbuchstabe, ebenso 19, 51, 55, 95. 11 biauſ] biaui. ſ und l sind öfter verwechselt.

Quant ot tout conſũmeit li feſeciens ialouſ,
Li porte fut ouerte dou temple precioul;
Certe c'eſt li peſne as .v. ruxel vermous,
Dont ſordit ſanc *et* auwe por cureir noſ langour.

Cuers! *que* ne partiſ a couchier dou ſolou,
Qui fiſt la roche fandre a rais de ſa chalour.
O je verai ſucier la roche *per* ardor
Qui eſt toute enyuree dou ſanc a mõ ſignor!

Ihũ naureis, urais pellicans amerouſ!
Car mi fai vne plaie d'amerouſe langour.
Enyureiſ noſ, chierſ maiſtres, dou chaut ſanc precioul
Que decourt a *grant* onde de *vostre* cuer lou douſ.

On refus fus a uoſpre d'un haut airbre *vermou*,
Entre lez braiſ marie, li fruc delicious:
O *qui* poroit ſuffier de teil fruc la ſauour,
De l'odour ſeroit yures, pareis de la colour.

O douce meire ameire, cõmant pos andureir
La mort de l'agnelet *que* tu auois porteit!
Si *grie*ſment ſuſ naureie, nuls ne lou pot cureit,
Tant *que* vit a coz eulz ſou chier fis releueir.

Eſpecieres d'amous, vouſ eſtes li auteis
Ou tous iours airt li feuſ *que* deuſ ait commandeit.
Vouſ eſteſ eſtancelle, qui aueiſ alumeit
De vſue foi les cuers qui auoient fauceir.

A l'oure de complie, [61ᵛ] com fut embauſemeis
Li cors de *uostre* anfant, *uostre* cuer fut naureis.
Tant futeſ aſorbie en ſoſpirs ſi amers,
Que li mors vouſ fut douce ſe lai puxies trover.

O voireſ plainſ de rouſee, bouxons tout amflameiſ!
En voſ fiſt ſou atrait li pellicanſ naureis.
Li *ver*tut de ſou ſanc noſ ait tout *en*yureir,
Et li auwe benoite de ſou deſtre coſteir.

27 Hs. en Yureiſ. 28 agrant. 29 Refus? R undeutlich. 33 O-Versalbuchstaben mit gelben Punkt — i. d Hs. nur als Versanfang, nicht als Strophenanfang kenntlich; ebenso 49 O, 53 Meire, 65 Bien, 73 A, 93 O. 43 Hs. a forbie.

O nauraie nauranſ, mouxate de purteit!
Que loũ mies *et* la cire noſ aueis aſſambleit,
Dont li ſiergeſ benois, ihũcriſt, ẽ formeis,
Qui ait *et* ciel *et terre et* anfer alumeit.

Meire de belle amour! en vouſ volt ſaieleir
Les ſaicreis de ſai vie *per* grant neceſſiteit.
Li .iiij. ewan*g*eliſteſ ſont *per* vouſ alumeit:
Apreneis noſ maiſtrece, lou tour de lui ameir.

Molt grant ſigne d'amourſ ait a ſous demonſtreit,
Qu'il ait trait a la ſante ſtroite ou il fut *per*ſceſa.
Se vouſ entandeis bũ q*ue* ie di veriteit,
En terre creature ne vouſ poroit trobleit.

Panſeis as ſtroiteſ voieſ ou il volt treſpaſſeit,
Q*uant* il fut perelins *en terre* reproueis.
Touſ li cours de ſa vie fut ſtroite poureteit:
Se vouſ lou voleis xeure, vouſ lou deueiſ ameir.

Bũ la volt aleir ſtroite maſntenant q*u'*il fut neiſ,
Car en la craiche dure lou chaiſſait poureteit:
A iour de ceſ octaubleſ lai *priſt* a *mer*chander;
Amors deſmeſeuree *por* vouſ a anherreit.

Q*uant* il *priſt* a proichiet la loy de veriteit,
Fauce gent l'aſcuſerent, nou porent endureir.
Toute voie *est* il vie *et* voſe *et* veriteit
Q*ui* ait *per* vraies euureſ ceſ *ser*monſ *con*fermeis.

A iour deſ paumeſ vint en [62r] lai ſaſnte citeit:
Lai fut *per* leſ anfanſ deuoltem*ent* lowez.
O benois ſacreſice de deu *nous* ait do*n*neit,
Por *con*fermeir la paiſ de la guerre mortel.

Aignels debo*n*naires! q*uant* tu os *ser*moneit,
Toute jour juſqu'a veſpreſ, tu fuſ mal oſteleis;
Nũs ne te dit, chiers maiſtre, or vient en mũ hoſtelz,
Enſ demorais en plaice com pellerſnſ laiſſeis.

51 Hs. *con* formeis.

Li oixelz *et* lez beſteſ ont leu por repouſeir,
Et li pouref ihſ̄ ne n'ot ou reclineir.
Souant en bethanie lou cōuint retorneit:
La lou traioit amors pluſ q*ue* neceſſiteit.

O feſeciens ialouſ! vouſ i aueis ſaneit
Marie magdelaīne deſ g*ra*ns plaieſ morteil,
Vouſ i aueis lou laidre de mort reſuſciteit;
Por ceu ot s*ainte* marthe lou cuer tout a*n*flamer.

O venixons g*entil*, veneour emflameír!
P*atriarche* *et* p*rophete*ſ vouſ ont m*o*lt lonc corneír;
Si eſteſ enboxies en v*ostr*e daiteit,
Q*ue* morteil creature ne vouſ pot aivizeir.

O pouxans vnícorne qui n*ous* ait anchanteit,
Que on geront la vierge v*ous* eſtes anclineirs!
Symeonſ li viellairs, qui tant ot ſoſpireir,
Vint a la vraie prīſe q*ue* tant ot deſireir.

Q*uan*t il vit lou megn*on* ke li vierge ot porteit,
Il fut ſi e*n*yureit q*ue* il priſt a chanteit:
Amors, ie ſuís en paix, ne veult plus demoreil,
Aleir veult en anfer la nouelle porteir.

O com dure nouelle ais de l'anfant co*n*teit
A la douce pucelle qui l'ot tot aporteit!
.xxxii. ans *et* pluſ an ot lou cuer naureit;
Li douce torterelle bū ſe pot deplumeir.

Q*uan*t ſou colonſ vit mort on nif de poureteit
Li caiſte torterelle, ſi la couínt paſ[62ᵛ]meír.
Honiſ ſoit cheuailliers qui veult ſan plaie aleir
De l'eſtor ou il voit ſou roy a mort naureit!

82 reclineir] urspr. rechneír, unterster Theil des h radirt. 85 u. 87 Hs. iaueis. 91 en boxies.

[4.]

Chanſon d'amours de franche pouretteit[1]).

Deuant nouſ ſont paſſeiz hyraulz,
Lez cors en bais, lez cuers en haut;
Li feuſ d'amours lor ſiſt ſi chaut,
Qu'il aloient nus *et* deſchaut.

Or en i ot .j. molt loiaulz
Qui fut com eſtoile jornalz;
Cil mouſtrait bſſ com il ot chaut:
Ce fut ihēs baptiſta.

Siſt hyraus leuait molt matin,
Com torterelle ſ'aſotit;
En plours, en lairmeſ, en ſoſpirs
Treſpaſſait *per*mey cel exil.

Apres vint vns autreſ hyraus
Qui portoit lez ſigneſ roialz
Per vns ſantier ſtrois et ſi haut,
Que moſnſ i portet, mueſ i vaut.

Franſois eſt li ſecons hyraul
Qui tint lou ſantier regiaul,
A *prem*ier paiſ i ſiſt teil ſaut,
Que nult morteil ne pot plus haut.

Nus *et* dechauſ l'i ſiſt entreit
Amors de ſai*nte* pouretteit;
Enxeure i voult, ſan retorneir,
Lou paiſtre q*ui* l'ot appelleit.

---

1) Nach einer anderen Hs. hat P. Meyer im Bulletin 1884 S. 77—79 dieses Lied publicirt. Dort ist es in Tiraden gesetzt, während ich hier, wie es der Bau des Liedes und die Rubricirung der Initialen verlangt, die Strophen abgetheilt habe. Die meisten dieser Lieder haben, wie man sieht, neben der Strophengliederung den Tiradenreim. Vgl. z. B. Lied 1 und 3.

2 Versanfang auf keine Weise bezeichnet, ebenso 47 und 60. 5 O Versalie mit gelbem Punkte, also nur Versanfang, nicht Strophenanfang i. d. Hs., ebenso 9 Ciſt. 5 Hs. iot. 10 ſa ſotit.

Qui franſois veult ſeruir en greit
Si faice toz iors retorneir
Ceu que deuſ ait en luj oureit,
Com .j. ruxel en la grant meir.

Vouſ eſteſ li meir, douſ ihũſ,
Dont xordent fontaineſ et rut;
Si en vouſ ne retornent tuſt,
Il n'ſ ont force ne vertut.

Se reuſereſ de grant vertut
Ont en la meir lor nom perdut:
Queil lowange deſert .j. rut
Qui ne xort maikeſ per autrui!

Pour lou poure franſois, lou dit,
Que nus biens n'en ſantoit de luj,
Et quant por deu ſe fut perdus
Il retrouait luj et autruj.

Ciſt hyraus fuſt molt endeueis
Quant as oixels vot ſermonez;
[63r] Tout voloit en deu retorneir
Ceu qu'il auoit fait et creeir.

O mſ, dolans et oxaireis!
Li fins amans ſont treſpaſſez,
De lour centiers ſommeſ torneiſ,
Por ceu i ait poc dez ſaueis.

Noſtre clert ſont a mort naureit
Per aymonie ou per ordeit,
Li prelais ſont trop auugleit:
Gloire lor ait lez eulz creueis.

Certes, bñ ſont a gaimenteir
Cil que lor deu deuxent ameir,

25 Hs. engreit. 32 Der Versanfang nur durch Versalie (ohne gelben Fleck) angezeigt; ebenso 54, 55 und 76. 36 Paul Meyer schreibt an dieser Stelle mai[s] ke für maike, was im Glossar zu Apfelstedts lothring. Psalter belegt ist. 49 Hs. amort.

Qui de ſon pur ſanc ſon renteis
Si ſont contre luj aleueſr.

Aveuleis clers, car i panceis:
La vigne ou *vous* eſteſ antreis,
Deuſ l'ait de ſon ſanc aq*ueſ*teir;
Mar i ſerois oixouſ troueis.

Se li oixouſ ſeront dampneſ
Quant ihũcriſt vanrait conteit:
O miſ! q*ue* diront li xarreiſ
Qui la vigne auront deuoreit!

Treſ douſ ihũſ enamoreis,
Tu eſ li pellicans naureſ,
Qui tou pur ſanc a reuerſeit,
Por lez mors a reſuſciteit.

O vilainſ cuers denatureiſ,
Qui ancor n'aueiſ odoreiſ
Celui treſ preciouſ claireis
Q*ue* ihũſ t*r*aiſt de ſon coſteſr!

Cil duj hyraus hailegonteis
Don noſ auons deuant p*er*leir,
Q*uant* il orent aſauoreir,
Amors lez i fiſt deſrawet.

Com pellerins ont treſpaiſſeit,
Lou monde ſan ous a croteit;
Or lez fait en luj repouſeir
Cil p*or* cuj il ont laboureit.

Poureſ gens qui eſteſ entreit
En lor ſanteſ por vouſ ſaueir,
Il *vous* ſtuet lou monde adouteit
Ou vouſ i ſereis maxereis.

---

60 Hs. iſerois. 69 de natureiſ. 75 a ſauoreir. 78 acroteit.

[5.]

Chanſons d'ammiration.

Ihũs, vergiers d'eſpiceſ, noſtre vie,
Noſtre amor, noſtre ſolais;
Dous dex de jalouſie,
Quant vous vairait!

A ſermon de lai cíne
Dou chier maiſtre de vie
Droit[63v]men irai,
Lai furent acomplies
Touteſ lez prophecies,
Tui li ſõhais dou deu de ialouſie.

Li ſacrement de vie
Dont toute amors deriuet
I fut fais,
La furent depertieſ
Tõte deliceſ vraieſ,
Molt bñ lou ſai.

Q quant hons ſacrefie
A l'auteit l'oſte viue
An ſanc, an chair:
Certe lai eſt aſſiſe
La preuande de vie
Az cuer qui airt.
Por noſ i eſt traitie
Li ſainte chair roſtie
De l'angnelet.

Dou benoit paín de vie
Don ſingle *et* home víuent

---

4 Der Versanfang i. d. Hs. auf keine Weise gekennzeichnet, ebenso 6, 7, 9, 10, 12, 13, 15, 16, 18, 19, 21, 22, 24, 25, 27, 28, 30, 31, 33, 34, 36, 37, 39, 40, 42, 43, 45, 46, 47, 48, 49, 51, 54, 55, 57, 58, 61, 63, 64, 66, 67, 69, 70. 8 Der Vers beginnt i. d. Hs. mit bunter Initiale, wie sonst die Strophen. 11 Der Anfangsbuchstabe der Strophe nur Versalie mit gelbem Punkte, also nur Versanfang; ebenso Vers 59.

Depert on lai,
Li rouge vín dou cypre
Que cuer airt et enyurent,
N'i faurait ia.
Certes n'i durait mie
Tant c'une plaie viue,
Mai rouserait.
Quant l'auerait sentie,
Amors serait deriuee
De toute pars.

Li colons qui se mirent
En ruxel de l'abisme
N'en ont rowairt;
Quant plus si asorbissent
Plus sont sranc et deliures
De tote chair.

Li colour est si fine
Dez .v. fontaine viues
C'amors ait fait:
Elle emprant et enyuret
Et fait sallir de rive
Cuer qu'elle trait.

En celle compagnie
Ou belle amour derineit
Iou serait.
O lai serait garie
Arme qui or languiret
Quant i vanrait;
Elle iert si asorbie
En vnson de vnie,
Qu'elle brairait.

Thū, ma mort, ma vie,
Je suis toute reamplie,
Quant ie vous ai;
En vous est san espine

39 Hs. la bisme. 44 hinter colour i. d. Hs. dc. 47 en yuret.

Iai li rouſe panſe
De *noſtre* chair.

Quers *qui* noſ deſiret,
Ihũs, ne faurait mieſ,
Qu'il ne vouſ ait:
A celle douce cine,
Ou villaín cuers n'abitet,
Car noſ i trai.

[6.]

Chanſon de ſofpirs.

Q *quant* vanrait cil
Qui eſt li fin de mai langour.
Je ne puix ſan lui.

Q *quant vanrait*
[64r] Cil ihũs meſ amis,
De cuj i'ai fait tout mou treſor.

Douſ *qu'aueis* apriſ
Ou cuer ihũcriſt,
Pour deu noſ dixiſ,
Cil eſt maiſtre de belle amor.

Quers, *qui* eſteiſ tinſ
Dõ ſanc mon ami,
Il vouſ apriſt la loy d'ãflamee amor.

Q fine colour
Dou ſanc *precious*,
N'eſt paſ amerouſ
Quí n'ait roube apaireit de vouſ.

---

2 Versanfang auf keine Weise kenntlich gemacht, ebenso 5, 6, 8, 9, 10, 12, 13, 15, 16, 17, 19, 20, 21, 23, 24, 25, 27, 28, 29, 31, 32, 33, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 43, 44, 45, 47, 48, 49, 51, 52, 53. 3 Versanfang Versalie ohne den gelben Punkt, ebenso 18. 4 Die Strophe beginnt mit Versalie mit dem gelben Punkt, ist also nur Versanfang in der Hs., ebenso 7, 14, 22, 30, 46. 7 Hs. a priſ.

Ihū, belle amor!
Tuit ſont famillouſ
Qui n'ont la ſauour
Dou rouge vin c'amors ait ſtors.

Cil ſont ſan tenour
Qui ont lai challour
En lai fine odour
Dou vermillon a roiſignor.

O amanſ ialouſ!
Iamais ma langour
N'auerait repoſ
Tant que ſerai naureiſ por uoſ.

Certeſ, pluſ deſir
Nauremant ſantir
La mort mou amī,
Que ie ne faice nulz treſor.

O com ſuix chaitiſ,
Kant ie atenix,
Et mo chier amīs
Eſt li vraiſ chaforniеſ d'amors.

Boiaul amīs
Qui eſteſ empriſ,
Cor deus li dexiſ
Qu'il pantet en mou cuer ſa mort.

O agnel roſtiſ!
Teſ plaieſ m'eſcrit
En mou cuer enſi,
Que lez ſenceſ a vie *et* a mort.

Prop ſuix hardiſ
Quant ie veult ſentit
La mort ihūcriſt
Que ſuix plaiſnſ d'eſtraige confort.

25 in roiſignor o + i verſchmolzen. 31 Hs. ſantir nauremant. 35 a tenix. 40 Hs. deus cor. 41 nach ſa i. d. Hs. durchſtrichen mour.

O amouſ, tu ais dit,
Qui ſtuet afranchir
Et tout relenqu*ir*
Cuer qui veult aleir a*pres* vouſ.

[7.]

Chanſons d'amourſ.

Ie me raut tout a amours,
Por loieír *et* jour *et* nut
L'ezpicerie az roiſignour
De paraidix.

An boſn an ſoit a*n*treſt
Qui m'aiderait a loieir
Violete qui ait porteit
La flour d'alix.

Qui ſe ſceit cheuir d'amours
Com mõxate trait douſour
De touteſ diu*er*ſeſ floure
En ceſt [64ᵛ] exil.

Pietre a roi de paraidix!
Bien furent en vous aſſis
Li .vii. dons dou *saint* eſp*er*it
Com piere en or.

Or voſ ait trait on paiſ
Li detre de u*ostr*e amī;
Roſne ou voſ dep*er*tiſ
Lez donſ d'amours.

---

2 Versanfang auf keine Weise markirt, ebenso 3, 4, 6, 7, 8, 10, 11, 12, 14, 15, 16, 18, 19, 20, 22, 23, 24, 26, 27, 28, 30, 31, 32, 34, 35, 36, 38, 39, 40, 42, 43, 44, 46, 47, 48, 50, 51, 52, 54, 55, 56, 58, 59, 60, 62, 63, 64, 66 (ſe), 70, 71, 72, 74, 75, 76. 3 Hs. Lez picerie. 9 Versalbuchst. m. gelb. Punkte, wie sonst am Anfange des Verses am Strophenanfange, ebenso 17, 29, 37, 45, 49, 57, 61, 73.

Roſne, rouſe odorans!
Teiſ filz eſt li flour dou champ,
Commune eſt aſ poure genſ,
Deuſ, queil treſour!

O ihūs, ialous amanſ!
Tu fuſ pers, noirs *et* blanc,
Por armeir lez combaitanſ
An toz eſtors.

Meſ amīs, blanſ *et* vermouſ,
Eſt hontouſ *et* dongerouſ,
Repouſer veult ſoul a ſoul
Entre mez braiſ.

O jhūs, amanſ ialouſ!
N'ſ pues ſoffrir entredouz
Li martyreſ de noſ douſ,
C'amours ait.

Bi amplaiſtre *pre*cious
De *nostre* ſanc, amīs douſ,
Mi ferait on cuer anclouſ
A tos iour mais.

O enmieleie licours!
Cuer, quſ gotte tai douſours
Iert enyureis de tondour
Et de tai douſour iai faurait.

Peil *ver*tut ait li chalour,
Qu'elle emflamet ſenſ dolour;
Pluſ *ver*moille eſt li colour
Que rouſe en may.

De teil priſ *est* li vallour
C'une gotte ſenſ doutour
Contrepoiſet *et* abſolt
Touz noſ meffais.

41 Hs. en mieleie. — li tours. 43 en yureis.

A la cine de amanſ
Cort per .v. xordonſ d'argent
Vne roſee enyuranſ
Plaīne d'amours.

Bi agnelz maīt chantant,
Enyureiſ voſ fins amanſ!
Ie ait paier lairgement
L'eſcot por vouſ.

Veniſ il li pouref gens,
Ie seruirai por niant
Dou chier pimant de mou ſanc
A ceſte cort.

Ne voſ douteis de niant,
Je ne veul or ne argent:
A moi eſtes fins amanſ
Et je a vouſ.

O roine de la court!
Depertiſ largeſ amourſ
As ouriers por lour labours
Qui ſont [65r] fenit.

Douce meire, diteſ lor:
En mou cuer eſt li repoz
Dont tranſfigureis ſuix en ouſ
Et il em my.

---

65 Versalie ohne Bemalung am Strophenanfange, ebenso 67 am Versanfange.
67 Hs. Amoi. 68 avouſ. 70 Amourſ.

[8.]

Chanſon de gament.

Or m'an irai en ſoſpirant,
Apres ihnī tan vait proichant;
Il eſt li maiſtreſ dez amanſ,
Dez languixanſ abmie.

Alons toſt li ancommanſans
D'amours oir lō nouelz chant:
Li douſ maiſtreſ *qui* ō aprant
An jaloſiee.

Amīſ, trop mi ſuis tairt leueiſ:
Cil roiſignor ait iai chanteit
Dez chans d'amourſ ſi amflameiſ,
Que li mort en rauſuent.

Alons *per* amour anbraiſier
Seſ benois pies anerrillies
Suſ lou puix ou il vint proichier
A vne pechezize.

Or m'en irait toz famillouſ
A l'abime de douce amour,
Se ie i truiſ poit d'entredous,
Je ne l'i lairait mies.

Ni doit auoir point d'antredouſ
Entre moi *et* Jhſ̃ lou douſ:
Car il eſt li amanſ ialouſ
Qui m'ait randut la vie.

---

1 In d. Hs. beginnt das Gedicht: Amins ihūs or man irai . . . 2 Der Versanfang ist auf keine Weise markirt, ebenso 3, 4, 6, 7, 10, 11, 12, 14 (ſeſ), 15 (ſuſ), 16, 18, 19, 22, 23, 26, 27, 28, 30, 31, 32, 34, 36, 38, 39, 40, 43, 44, 83, 96. 5 Die Strophe beginnt mit Versalbuchstabe mit gelbem Punkte, womit sonst die Versanfänge bezeichnet werden, ebenso 9, 13, 17, 21, 25, 29, 33, 45, 205. 6 nach oir i. d. Hs. lez nouelleſ *et* lou. . . 9 Diese Strophe steht aus der Metzer Hs. abgedruckt bei P. Meyer, Bulletin 1886, S. 69. 13 Hs. an braiſier. 14 an errillies.

Alons per grant denocion
A sermon d'ammiracion
Veoir la tranſfiguracion
Dou deu de ialozie.

A benoi sermon wel aleir
Ou lou laidre ait reſuſciteit;
La mort de corpe l'ait ploreit
K'adans ot deseruie.

Quant lou laidre ot en vie mis
Nostre douſ maiſtreſ ihūcriſt,
Li Juiſ li ont teil plait baſtis,
Qu'il i lairait la vie.

O treſ douſ maiſtreſ ihūcriſt,
Com dures nouelleſ ait ci,
Commant porait ta mort ſoffrir
Cuer qui en toi vuelt viure!

O deuote ſollempniteit!
Quant vint en la ſainte citeit,
Li Juis l'ont de bouche lowez,
Et de cuer lou trairent.

O filleſ de ſyon [65v] chanteis,
Chans d'amours en ſoſpirs amers!
Car uostre rois vouſ veult ſaueſr
Per l'eſtour de martyre.

O riches deuſ en poureteit,
O hateſſe en humiliteit,
Com perſont doit noſ cuers naureir
Tou amerouſe vie!

A lai cine dou grant juedi
Irai d'umiliteit oir
Ou deuſ auſ hons lez pieſ lauit
De ces poureſ diſcipleſ.

---

56 Am Versanfang einfache Versalie, ebenso 122, 126, 156, 190, 195.

O cine de deuocion!
En toi fut diſ li ſaint *ser*mons
Per cui li aingles *et* li hons
Vſent dou paſn deviſnt.

Douſ ihũcriſ enamoureiſ!
Com or aiſ tu tout derineit,
Que tou benoit cors ais muer
En viande de vie.

Quant ihs̃ noſ ot tant ameir
En la fin noſ volt treſ ameir,
Sou benoit cors noſ volt donnefr,
Quant il fiſt ſa deuiſe.

O benoiſ ſacrem*ent* d'amors
En cui tuſt li deliceſ ſont encloux,
Tranſſigureiſ mou cuer *en* voſ,
Ma prouẽde *et* ma vie!

Peſtamant fit de poureteit,
De paſs d'amours, d'umiliteit,
Autre treſor ne volt donner
A la vierge marie.

Quant amorſ ot tout deuiſeir,
Si alait on gerdin oreir:
Lai fut priſ, batuſ *et* meneis
Com leireſ a iuſticeſ.

Certeſ *bien* doit on recordeir
A matine la *grant* bonteit
Dou feſecien qui volt ſuer
Por noſ randre la vie.

A *prime* irai ie dolozeit:
Ces benoiſ eulz qui ſont bandeiſ,
Sou chief d'eſpine coroneis,
Sa faice deſcupie.

---

82 Hs. Amatine.

A tierce irai ie anbraicier
L'aignelz a la ſtaiche lies,
La reſut il por meſ pechieſ
L'ameire diſcipline.

Cuer, baiſſe toi por ſucier
Celui tres *precious* roſier
Qui deſtort de ceſ benois piei
Por toſ [66r] randre la vie.

Deuſ, ou pourai deuāt aleir,
Ou la creux mō ſignor porteir,
Ou la vierge recōforteir,
Qui eſt aſorbie.

Boiſignor, qui te fiſt voleir
A meidy on haut arbe ameir!
Amors, qui tant te fiſt chanteit
Ne ti laxait la vie.

O com adroiſ eſt cōpareſe
Jhūs a fenix amflameit!
Li feus d'amours l'ait deuoreit
Per fine ialoſie.

A l'oure de nōne fut mors
Li maiſtreſ qui d'amour liſoit;
Aſcriuons *en* nos cuer la loy
Qu'il ait fait *et* proichie.

Jhūs eſt li vraiſ pellicanſ
Qui eſt naureiſ por ceſ anfanſ:
Li *ver*tuſ de ſou benoit ſanc
Noſ ait randut lai vie.

O glaſue d'ameire dolour,
Qui ovriſ lou temple d'amourſ,
Tu n'auraiſ l'airme a celuj cop
De la uierge marie!

---

92 Hs. La meire. 93 Couer. 100 aforbie.

Suſ ceſt benois temple endormit
Jehanſ la neut dou grant juedy,
Deſ ſacreit d'amor il ſuſoit,
Tant qu'il en fut tout yureſ.

Douce magdelaine eſgareie!
Molt perfont fus a cuer nauree,
Quan veiſ morit tou douſ miſes,
Por toi randre la vie.

O douſ aguelz enamoreiſ!
Cõmant porai ta mort ploreiſ,
Qui de tou ſanc m'aiſ deſtranpeit
Vne amplaiſtre de vie.

O mes poureſ cuerſ, n'oblieiſ
Sou amour *et* ſai poureteſt,
Cõmant il ait tout derſueir
Por toi randre la vie!

Poureſ fut neiſ, poureſ veſquit,
Et poureſ volt por toi morir;
Certeſ c'eſt li roiaulz chamis,
Que les poureſ fait richeſ.

O vilaſns cuers denatureiſ!
Cõmant pueſ la mort oblieir
De ihũ qui de ſou couſteir
A trait tai medicine.

[66v] Cuers vait a veſpreſ gamanteit
Lou douſ ihũs decoloreis,
Deſpanduſ eſt de l'arbe ameir
Entre lez braiſ marie.

Maſtonſ noſ tuit li amerouſ
De faire .j. ſepulchre de flors,
Si coucherons ihũ lou douſ
C'on ait mort per anvie.

---

121 Ha. en dormit. 126 acuer. 129 en amoreiſ.

Violetes d'umiliteit
Et ailis de double purteit
Et rouse d'ardant chariteit
Il doient estre misent.

Mirre de lamentation
Et ole de deuolcion
Et encens de sainte orixon
N'i oblieront miés.

Et de myrre, d'ole *et* d'encens
Ferons .j. tres bosn vgnemant,
Ameir *et* dous *et* odorans,
De diuerses espices.

En vns vergiers bien floreteit,
De dsuers airbres aorneit,
Poront lou sepulchre troueit
Dou chiers maistre de vie.

En mon cuer feras lou vergiet,
La creux planterai tout enmey,
Car c'est li airbres chergies
Dou benoit fruc de vie.

Cis vergiers est bien eureis
Ou cis arbres serait planteis,
De .v. ruxel iert arouseis,
Qui xordent de l'abime.

A piet de cest arbre serait
Li piere ou ihūcrist geirait;
C'est vns fers prepous que cuers ait
D'ameir deu san faintixe.

O quant ce vint a depertir
De teile meire *et* de teil fil,
Nūs si griefs plaie ne senti
Com li vierge marie.

Cil qui pluf ot lou cuer naurer
Deust deuant reconforteir

Quant il fut de mort releueiſ
Dont fut ſus li marie.

Por noſ eſt mors li agneles
Que .v. tauerneſ noſ ait fait
De ſou ſanc en ſa ſainte chair;
O com grant cortoiſie!

Amors, ſi les eſcrierait,
Ceſ tauerneſ, quant tu vorraiſ,
Apres lez pechouſ hucherait
Pour qui elle deri[67r]uet.

O pellerinſ de peradix,
Qui treſpaſſeis per exil,
Logies vouſ on cuer ihūcriſt,
Si ne xareroiſ mies!

O uirge marie gentil,
Com fuſ plaīne d'ameirs ſoſpirs,
Quant acomplieſ tu veiſ
Enſeuelir ta uſe!

Sou temple ait fait de ſou couſteir,
De ſon benoit cuer mū auteit,
De cuer, de cors, de volanteit
Ki reus et mſ otrie.

Kai fiſ ie ma profeſſion
Ains qu'antraixe en religion,
Moīnes en fuj per orixons;
Douce vierge marie!

Ne ai laixier noure por tout,
Jhūs, mon tout ait fai de vouſ;
En moi ſereis et ju en vouſ,
Et a mort et a vie.

Amins ſhūſ, maiſtre d'amours,
Mon arme vouſ deſirret!

---

196 Custode „uet". 216—222 Text verderbt.

La croix f'en fuſt trueue Li hons
On ſtroit de *tri*bulacion
La depe*r*t ihũ*cri*ſt les donſ
Qui toz malz alegixent.

Ihũs eſt li dous nowillons,
Cuuers en *tri*bulacio*n*,
Se les corceſ ameire ſont,
Neſ aſſauorons mieſ.

Que lou nowellon veult troueir,
Qui d'amors eſt tout e*n*mſelleis,
Tout li ſtuet boſure por ſanteit
La meir de ceſte vie.

Bien doit cuer torma*nt* andureir
Pour teil don a aſauoreir,
Merites ne peut enpetreir
Sanz lai graice deuine.

Dont eſt li hons poureſ *et* nus,
Q*uant* il cuidet nũs biens de luj.
Queil loia*n*ge deſert .j. rus
Que de luj ne xort mieſ?

Vouſ eſteſ li meir, douſ ihũs,
Dont xorde*nt* fontaïneſ *et* rus,
Si en vouſ ne retornent nuls
Il ſont ſanſ auwe vi*ue*.

Amins ihũs, boinſ feſeci*ens*,
Tu m'ais randut lai vie.

℔ Amen. ℔ Explici*unt* ora*tiones*. ℔

---

225 Der Vers beginnt mit gemalter Initiale, wie sonst die Strophen.
232 Hs. aafauoreir.

[9.]

Chanſon[1]).

1. [67v] Dame je vouſ ai amee *et* ancor *vous* amerai
Et *en* noſtre doulz *ſeruize* treſtout mõ cuer meterait
Ne jai ne m'an *per*tiraix
de vos graciouſe dame
Car aies pitiet de m'arme.

2. Dame *bien* m'aueſſ gardee moi *et* lez autreſ pechours
et noſ aueis deffendut dez diableſ *en*gignouſ
Encor noſ pri fin cuer doulz
ke *vous* m'*an*voieſ teil graice
ke bel *ſeruiſe vous* faiſſe.

3. Dame *vous* eſtes pluſ fine k'ameraude ne rubis
Dyamans ne kamaheuſ ne criſtalz, ne nõs ſaiffis
ne ſe parait a tou clers vif
n'ai tou fin cuer debonnaire
dame *ram*plie de graice.

4. Dame *com* oſtes *grant* joio ſi *grande* n'ot *onques* nulz.
kant li angles diſt Aue maria Je te ſalus de *pert* lez haut roi ihũ
qui en tes flans ſe welt metre
de toit ferait meire *et* dame.

5. Dame teſ fin cuers ot joie kant tu teil nouelle ois
maiſ *onques* por ce teſ cuers ne ſ'*en* orgullit
et ſimple*ment* roſpondiſ
ke ancelle vollois eſtre
au ſõuerai*n* roi celeſte.

6. Tre douce franche roſne *per* toi fuit li mont ſaueſs
ke *per* eue fuit *per*duſ *et* en la chairtre geteiſ
Dame t'an portais lez cleirs
de lai malle chairtre oſcure
tu noſ an deliſuraiſ
per tai douce porteure.

1) Dieses Lied iſt am Meiſten corrumpirt; der Schreiber ſcheint es aus dem Gedächtniss niedergeſchrieben zu haben. Die Strophen- und Verseanfänge ſind selten und unregelmässig markirt. Strophe 4 und 13 ſind vollſtändig verdorben. Wir bemühen uns, die Hs. möglichſt genau zu reproduciren.

7. Or n'eſt il ſi grant dedus com de lai dame honorer
que portait lez fil de deu .ix. mois en oes bialz couſteis
et tot *per* uerginiteit
ot li deiteit repaire
en la uſrge debonnaire.

8. Tre douce franche roſne kant li termes dut venſr
kant tu deuſ deliureſr de tout tanre anffant ihū.
Il n'ſ ot conte ne duc
qui de toi ſuit gairde
for que ſolement Joſeph.

9. En beliant eſtiee dame ax jour ke tes filz naſquiſt
et en poure maxonnete teſ ſimples [68r] cuers ſ'andormſt
Apres moenuſt auſnt
an tor toi vſs clairteit naiſtre
deleiſ toi ton anffant eltre.

10. O ſouerainſ empereireſ com fuiſ plaſns d'umiliteiz
kai toi *et* tai dōce mere ſouffris en teil poureteit
Fil de roi de poure neis
et tant belle creauture
en la crache volt geſſr
perdeuant lez beltes mueſ.

11. Or eſt neis li ſouerainſ ſor toutef rſes reclameſs
et en lai paille *et* en foſn geut *per* grant humiliteit
des angleſ fus porchanteis
pornunciee ſa uenue
et li paſtorialz on preit
la joie en ont entandue.

12. Li angleſ en ſont aleiſ a .iii. rois *et* lor ont dit
que li ſaueires dou mondo aſtoit neiſ enfeſ petit
c'on appellet ihūcriſt
qui eſt neis d'une pucelle
k'eſt uerge meſre *et* ancelle[1]).

---

1) *et* ancelle ſteht in ganz kleiner Schrift über der Zeile geſchrieben.

13. Lez rois ſe ſont eſmeuſ por lor paſx ſont ixuſ
por alleſr l'anfant karſr.
Or myrre *et* anſant on *pris*.
en .iii. chamin ſont antreis
Li ſtoile lez ait condut
tant *que* tuit .iii. ſ'aſamblarent
an beliant ſont entreis.

14. Aſſambleis ſont lſ .iii. rois an beliant ſont antreiſ
l'anfant *et* ſa douce meire hu[*m*]blement ont aoreſr
Lor don lor ont *preſanteit*
en .iii. ſamblances lez viren*t*
Jhũs lez ait regardeit
Li .iii. roiſ ſ'an aioſerent.

15. Tre douce vierge marie tu ſos *bien* la digniteit
que cilz .iii. dons ſignifiet *que* tou fil ont aporteit.
per l'or iert roiſ coroneiſ.
per l'ancens priſtes a ſa vie.
per lai myrre k'an la croix *perderoit* lai vie.

16. Tre douce uerge marie tos cuers forme*n*t ſ'anjoſt
bien ſolt ceſt veriteiſ fine ſi *com* l'angle t'auoit dit
tu *prais* a tou chiers fil
que lez .iii. rois praſgne en gairde devode
et lez garantiſt. an arme *et* en cors les [68ᵛ] garcet.

17. Dame kant tu os geut .v. ſemainne *en* ta cortſne
et tu deuſ roleueir de tai ſaintiſme gecine
az temple en portaiſ tou fil
tout anci *com* teſ vexſneſ
Saint ſymeo*n* il aſtoit qui atandoit la *prophecie*.

18. Saſns ſymeo*ns* ierot ſi vies *qui* ne poit ſor pies eſteſr
et ſ'aſtoit *pres* de ſai ffn *et* aveugles ſan foſſeir
et ploroit de grant piteit
car li ſainte *prophecie*
li ot dit *per* ueriteit
qu'*il* tanroit deu en ſai vie.

19. Dame kant tu vine on tample tu trouaiſ l'uix bien fermeit
doucement il apellais et dif bialz douſ ſireſ oureiſ
tai douce uoix ſan fauſſeir
ſi toſt com il l'ot oſee
li randit force et ſanteit
et lumiere belle et fine.

20. Quant la dame ot antandut ſi corrut l'uix de fermeit
deu cognent et ſa uertuit ſi grant loſee n'ot ent
maix en tretoute ſa uſe.
bien ſolt ke ſ'eſt li fil deu
ſa pancee eſt acomplſe.

21. Dame quant t'allais offrir tot affant deſour l'auteit
de collons et de chandoileſ apreſ l'allais racheteit
Symeon l'ai regardeir
et pueſ ſi ait dit marie
cilz anfes eſt de grant bonteit
C'eſt li lumiere de vie.

22. Dame ſe diſt Symeon ciſt anfes eſt venuſ ſaueir
ſou puple maix ceſ belz cors en ſerait a mort liureis
En croix le vereis peneir
et en croix[1]) perdre la vie.
teſ cuers en iert ci perciers
ke perdre en deuries la vie.

23. Dame comment fuit teſ cuers quant teile nouelle oit
il fuit ci en grant deſtrece ke tot tes belz cors fremit
en tou cuer ot bien eſcrite
ceſte prophecie tu lai veis acomplit
en dolour et en martire.

24. Benoite ſoit li hore que teilz roine naſkit
et benoite ſoit li dame ke la portait et norrit
Tous ſous ſoient benoſs
et tou[69r]teſ celles que onques l'amarent
et qui honour li portarent.

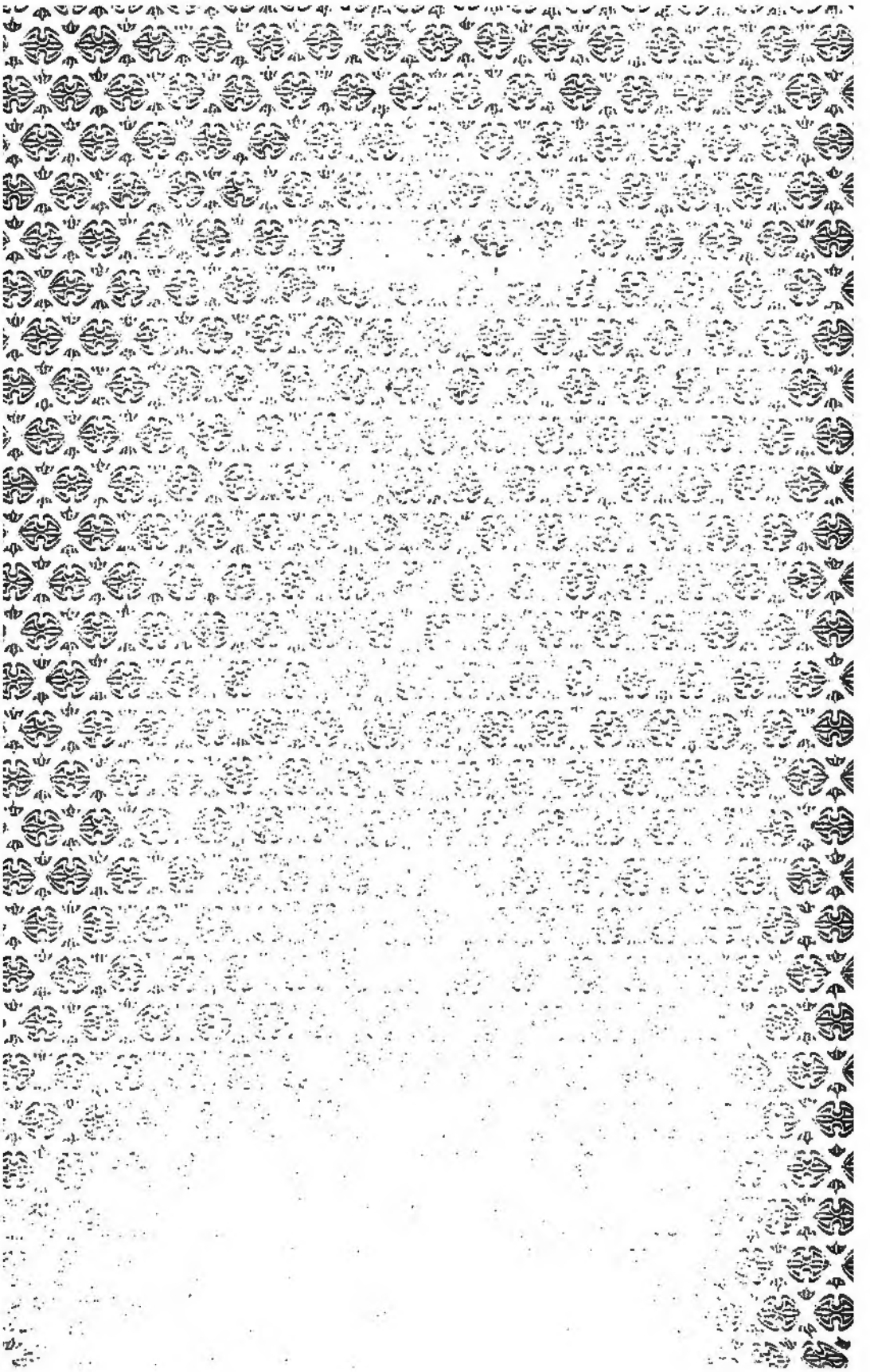
1) Nach croix i. d. Hs. durchstrichen: pendre.

25. A defin de mai chanſon dame je te *pri* merci
que tu me faice *per*don *et* treſtouſ mes boins amīs
Pour noſ *pri*e a toz chier filz
que de noſ armes ait mercit
Fait noſ amander noſ vie
Trai noſ en tai compagnie
Tu eſ de graice ramplie. Amen.

München, Oktober 1889.

Druckfehler.

S. 286 Z. 36 statt „verbergen und liess“ setze: „verbergen, und er liess“.
„ 288 „ 1 streiche: „Er“.
„ 288 „ 17 statt „Kammern“ lies: „Kabinetten“.
„ 290 „ 27 „ „Freund-“ lies: „Freundschaft“.
„ 291 „ 1 „ „daran“ lies: „daran,“.
„ 292 „ 16 „ „wohlwollend“ lies: „wohlwollend“.



3 9015 03955 8948

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD